Digitized by Google

Die

Weltgeschichte.

Ein Lehrbuch

für

Mittelschulen und zum Selbstunterricht

von

Dr. Johannes Bumüller.

Sechste, verbesserte Auflage.

Dritter Theil.

Die neue Zeit.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1867.

Geschichte

der

neuen Zeit

für

Mittelschulen und zum Selbstunterricht.

Von

Dr. Johannes Bumüller.

Sechste, verbesserte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1867.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhaltsverzeichniß.

Geschichte der neuen Zeit.

Erstes Buch.

Die Reformation. Religionskriege. Verfall Deutschlands. Frankreich und England die ersten Mächte Europas.

Zweites Buch.

Englische Revolution. Zeitalter Ludwigs XIV. Rußland und Preußen. Die neuen Wissenschaften.

Drittes Buch.

Zeitalter der Revolution. Washington. Mirabeau; Robespierre. Napoleon; Nelson; Blücher.

Seite

Viertes Buch.

Die Zeit von 1815—1847.

Fünftes Buch.

Die neue Revolutionsperiode. (1847—1859.)

Seite

Erstes Buch.

Die Reformation. Religionskriege. Verfall Deutschlands. Frankreich und England die ersten Mächte Europas.

Erstes Kapitel.

Der Ablaß.

Die katholische Kirche glaubt einen Ablaß der Sünden, oder daß die Erlösung von der Sünde durch Jesus Christus fortwährend vollzogen werde. Durch die Heilsanstalt der Kirche, das Sakrament der Buße, wird der Christ von der ewigen Sündenstrafe befreit, welche die göttliche Gerechtigkeit über ihn verhängen müßte, aber die zeitlichen Strafen der Sünde werden durch das Bußsakrament an und für sich noch nicht erlassen, weil Gott, wenn er einen Sünder zu Gnaden annahm; nicht zugleich immer die zeitlichen Strafen der Sünde erließ. Als Stellvertreterin Gottes begnadigt die Kirche den Sünder in dem Bußsakramente und legt ihm Bußwerke als zeitliche Strafe der Sünde auf. In dieser Bestrafung des Sünders wird sie aber durch die Rücksicht auf seinen Zustand geleitet, und läßt nach Maßgabe der obwaltenden Verhältnisse Milderung, Abkürzung, Umwandlung oder Aufhebung der Bußwerke eintreten. In diesem Sinne ist Ablaß „die theilweise oder gänzliche Erlassung derjenigen zeitlichen Strafen, welche nach Vergebung der Sünden noch zu erleiden sind." Im Laufe der Zeit verwandelte die Kirche manchmal die leidende Buße in thätige, d. h. sie verlangte statt der Bußwerke gute Werke, Opfer zu einem christlichen Zwecke, z. B. für Gotteshäuser, Spitäler, für den Krieg gegen die Ungläubigen, Loskauf christlicher Sklaven u. s. w. Die Kirche lehrt ferner, daß diejenigen, welche zwar im Besitze der heiligmachenden Gnade, aber noch nicht von allen zeitlichen Strafen befreit oder noch mit geringern Unvollkommenheiten behaftet von hinnen scheiden, in den Reinigungsort (Fegfeuer) eintreten, bis sie ihre noch nicht erstandenen zeitlichen Strafen vollends abgebüßt haben oder vollkommen gereinigt und zum Eintritt in das Himmelreich befähigt sind; für diese darf und soll der Gläubige beten und für sie Bußwerke thun oder Ablaß gewinnen, denn auch diese Ab=

gestorbenen sind mit uns zu der Gemeinschaft der Kirche vereinigt. Daher heißt es auch in unzähligen Stiftungsurkunden: „ich thue das für das Heil meiner Seele und meiner Vorfahren", für „das Seelenheil meines Gemahls" u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß sich mit dem Ablasse öfters Verblendung und Mißbrauch verbanden, indem manche Leute glaubten, dieses oder jenes Verbrechen begehen zu dürfen, wenn sie sich dafür nur einer Bußübung unterzögen oder ein gutes Werk verrichteten. Es gab Geistliche, welche es nicht besser verstanden, und manchmal suchten andere in diesem Aberglauben ihren Gewinn und wanderten als Ablaßpfaffen umher; aber ebenso gewiß ist es, daß die Kirche bald durch Päpste und Bischöfe, bald durch Synodalschlüsse gegen solches Unwesen einschritt. Unter Friedrich III. und Max I. hatte es wieder überhand genommen; die Zerrüttung Italiens und Deutschlands durch Kriege und Parteikämpfe förderte eine gräuliche Sittenlosigkeit, und die Kirche selbst litt an den Uebeln des Zeitalters. Die Päpste waren vollauf mit der Politik beschäftigt und hatten alle Mühe, sich der Deutschen, Franzosen, Spanier oder der italienischen Fürsten zu erwehren. In Folge der Begünstigung des Adels waren die Bischofssitze und Domstifte vielfach mit Herren besetzt, welche nicht thaten, was ihres Amtes war, daher zerfiel die kirchliche Zucht und die Klage der Gutgesinnten war allgemein. Es fehlte auch damals nicht an Bischöfen und Theologen, welche in ihrem Wirkungskreise dem Uebel kräftig entgegen arbeiteten, doch war dasselbe zu weit verbreitet, als daß es anders denn durch eine allgemeine Anstrengung der kirchlichen Macht hätte gehoben werden können. Die nothwendig gewordene Reformation der Kirche erwartete den Papst als Steuermann und Lenker, von den Bischöfen verlangte sie die Wiederherstellung der Disciplin unter der Weltgeistlichkeit und die Oeffnung der Domstifte für jeden Geistlichen, welchen Verdienst und Gaben dazu befähigten, auch wenn er nicht von Adel war und seine Vorfahren nichts zu dem Stiftsgute beigetragen hatten. Am allernothwendigsten aber erschien eine Reformation der Klöster, die in so ungemeiner Anzahl über Deutschland verbreitet waren; der christliche Geist hatte sie in das Leben gerufen, damit sie der Welt voranleuchteten als Muster der Demuth, des Gehorsams, der Keuschheit, der freiwilligen Entbehrung, der Andacht und des Eifers für christliche Zwecke; was mußte geschehen, wenn nun viele unter denselben der Welt das Beispiel von dem Gegentheile gaben, wie heillos mußte der Einfluß eines entarteten Klosters auf das umwohnende Volk sein? Die Kirche hatte sich in früherer Zeit schon mehr als einmal reformiert; die großen Päpste (ihre Reihe ist nicht gering) waren alle Reformatoren, insofern alle gegen eingedrungene Uebel mit Macht einschritten und dafür Gutes schufen und pflegten; reformatorisch wirkten die Ordensstifter St. Benedikt, Berno, Norbert, Bernhard u. s. w. bis

Franz und Dominikus, aber das Unheil der jetzigen Zeit fand leider keine Reformation durch die Kirche selbst; aus einer Reformation innerhalb der Kirche wurde eine Revolution gegen die Kirche, und das Hauptwerkzeug derselben war

Dr. Martin Luther.

Er wurde den 10. November 1483 zu Eisleben geboren und studierte 1501—1505 an der Universität zu Erfurt; seine Eltern hatten ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt, allein er band sich durch ein Gelübde Mönch zu werden, als neben ihm (wie erzählt wird) sein Freund vom Blitze erschlagen wurde. Er trat in das Augustinerkloster zu Erfurt und erhielt 1507 die Priesterweihe. Im Jahre 1508 wurde er Professor an der 1502 errichteten Universität Wittenberg und 1509 Doktor und Lehrer der Theologie. Luther hatte übel gethan, daß er Mönch wurde, denn sein ganzes leidenschaftliches Wesen, wie es sich in allen Richtungen, in seinen Anforderungen an sich selbst sowie an andere zeigte, machte den Stand eines Mönches für ihn zu dem unpassendsten. Die Askese des Mönchlebens bändigte nach seinem eigenen Geständnisse seine Leidenschaften nicht, und wenn ihn das Bewußtsein seiner Fehlerhaftigkeit quälte, so fand er vielmal auch im Gebete keinen Trost, weil er in dem Wahne befangen war, daß nur ein ganz sündenfreier Mensch, ein Heiliger, zu Gott so beten könne, daß er erhört werde; oft wallte aber auch sein Stolz auf und der früher Verzagte war nach seinem eigenen Geständnisse ein anmaßlicher Selbstgerechter. Gegen diesen trostlosen Zustand suchte er Hilfe und las besonders in der Bibel, wo er auch nach seiner Meinung die heißbegehrten Aufschlüsse fand. Diese bestanden wesentlich darin: „Der Mensch ist durch die Erbsünde von Grund aus verdorben; das Streben und Ringen, sich von der Sünde zu befreien und zu heiligen, ist verkehrt und vergeblich und gilt vor Gott nichts. Allein Gott bietet dem Menschen eine fremde Gerechtigkeit an; denn was Christus auf Erden gethan und gelitten hat, hat er an der Stelle des Menschen gethan und gelitten, und wenn dieser nur fest glaubt, daß er selbst nie durch sich selbst zur Gerechtigkeit vor Gott gelangt wäre, daß aber Christus diese Gerechtigkeit ihm erworben habe, so nimmt ihn Gott als gerechtfertigt an. Das Bewußtsein der eigenen Schuld und der Glaube an die Rechtfertigung durch Christus genügt also, und gute Werke, Bußübungen und wirkliches Besserwerden des Menschen haben vor Gott keinen Werth.“ Dadurch gerieth Luther mit der Kirche in Widerspruch, welche lehrt, daß Christus den Menschen erlöst und ihm die göttliche Gnade erworben habe, aber zugleich von dem Menschen eine Mitwirkung verlange: Reue, Buße und Besserung. Als Luther so mit der Kirche schon in einer Hauptlehre zerfallen war, traf es sich für

ihn sehr günstig, daß gerade um jene Zeit der Dominikaner Tezel nach Sachsen kam, um den Ablaß zu verkünden, den Papst Leo X. ertheilte, um Beisteuern zum Ausbau der St. Peterskirche zu sammeln. Dies bot nämlich Luthern Gelegenheit, seinen Kampf gegen die Kirche auf dem günstigsten Boden zu eröffnen; denn mit der Verkündigung und dem Empfange des Ablasses hatte sich Mißbrauch und Unfug verbunden, obwohl die herkömmlichen Anschuldigungen gegen Tezel, als ob er ein frecher und unwissender Ablaßkrämer gewesen sei, durch unparteiische und gründliche Forschungen widerlegt sind; er mußte vielmehr büßen, was andere vor und neben ihm gefehlt haben. Allerdings war Luther sich damals noch nicht recht bewußt, welche Stellung er eigentlich gegen die Kirche einnahm, aber als er sich gegen die kirchliche Autorität entschieden aufgelehnt hatte, so entwickelten sich die Folgen seiner neu entdeckten Lehre von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott sehr rasch und in ihrem ganzen Umfange. Der Zudrang des gemeinen Volkes zu Tezel erregte vielfach Anstoß, und als Luther am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze (theses) gegen die Art, wie der Ablaß verkündet und angenommen wurde, anschlug, so fand er ziemlich allgemeinen Beifall, um so mehr, als er darin den katholischen Boden nicht zu verlassen schien. Tezel schrieb zwar eine gute Schrift über den Ablaß gegen Luther, sie konnte jedoch unter solchen Umständen wenig wirken; die Augustiner erklärten sich nicht gegen Luthers Schritt, der Orden der Dominikaner aber hatte um diese Zeit von seinem frühern Ansehen viel verloren; die Universität Wittenberg war für ihren Professor, und die Freunde der klassischen Studien, die Humanisten, begrüßten ihn als ihren Vorkämpfer, denn sie hatten mit den Dominikanern in Köln kurz vorher eine grimmige Fehde geführt. Luther selbst gebärdete sich in öffentlichen Schriften als guter Katholik und erklärte, daß er sich jedem Urtheile seiner kirchlichen Obern unterwerfen wolle. Der Papst citierte ihn anfänglich nach Rom, gab aber doch zu, daß Luther sich in Augsburg vor dem Kardinallegaten Thomas de Vio stelle. Dieser verlangte Widerruf, allein Luther appellierte „von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden“, und als der Papst die Lehre vom Ablasse durch eine Bulle bestätigte, an ein allgemeines Koncil (1518). Im folgenden Jahre unterhandelte der päpstliche Kammerherr Miltiz mit Luther, und dieser versprach zu schweigen, wenn seinen Feinden auch Schweigen auferlegt werde, entschuldigte sich wegen der ungebührlichen Sprache, die er mehrmals gebraucht, versprach das Volk in einer eigenen Schrift zur Ehrfurcht gegen die Kirche auffordern zu wollen und betheuerte abermals seine treue Anhänglichkeit an die Kirche. Es war ihm aber damit schon nicht mehr Ernst, denn in vertraulichen Aeußerungen nannte er den Papst bereits den Antichrist und brauchte gegen den Erzbischof von Mainz und

Magdeburg ganz schmähliche Ausdrücke. Der Beifall, welchen sein Auftreten bei den Deutschen fand, namentlich bei der unruhigen Ritterschaft und bei der studierenden Jugend, andererseits der Widerspruch, welchen er von den Theologen erfuhr, seine und Karlstadts Disputation zu Leipzig mit dem gelehrten Dr. Eck, die Verdammung von 41 seiner Sätze durch den Papst und die Bedrohung mit der Exkommunikation, wenn er nicht widerrufe, reizten ihn allmählig so, daß er die Bande zerriß, welche ihn noch an der Kirche hielten, und den innerlichen Schauer vor einer Lossagung von der Kirche niederdrückte. Im Juni 1520 schrieb er „an den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" und im Oktober das Buch „von dem babylonischen Gefängniß der Kirche." In diesen Schriften verwarf er nicht bloß die ganze bisherige Kirchenordnung, sondern auch die Lehre von den Sakramenten, den Kultus der Kirche, er erklärte mit einem Worte der Kirche den Krieg. Auf die Stände der deutschen Nation waren die Schriften sehr gut berechnet, dem gemeinen Volke mußte es zusagen, daß die Gemeinden die Geistlichen wählen sollten; dem Adel, den Fürsten und Städten winkte der größte Theil des Kirchengutes, denn nach Luther genügte der hundertste Theil für das Bedürfniß der Kirche, neunundneunzig Theile fielen also den Territorialherrschaften anheim, die Domstifte wollte er jedoch ausdrücklich beibehalten als Versorgungsanstalten für den Adel. Im November ließ er eine ingrimmige, von schmählichen Ausdrücken gegen den Papst strotzende Schrift los: „wider die Bulle des Endechrists", und am 10. Dezember verbrannte er vor den Thoren Wittenbergs die päpstliche Bulle und die Bücher des kanonischen Rechts „als gottlose Bücher, worin nichts Gutes ist, und wenn auch etwas Gutes darin wäre, alles doch zum Schaden und Befestigung ihrer antichristlichen Tyrannei verkehrt ist."

Kaiser Karl V. (1520—1558).

Als Kaiser Max von dem ersten Auftreten des wittenbergischen Augustiners hörte, soll er geäußert haben, man möge das Mönchlein wohl aufsparen, man könne es vielleicht noch einmal brauchen; der alte Herr ahnte nicht von ferne, daß in seinen letzten Regierungsjahren die Kirchentrennung den Anfang genommen habe, und ebenso nur wenige unter den vielen, welche Luthern den lautesten Beifall zuriefen. Man glaubte, es gelte dem Papste und den italienischen Praktiken, den unwissenden, anmaßenden Mönchen in Deutschland, daß aber die ganze Christenheit sich spalten und neben der Kirche sich verschiedene Glaubensparteien bilden würden, hielt man erst für möglich, als es geschehen war. Sonst hätte der Kaiser anders gesprochen und gehandelt; er erlebte auch nicht mehr, daß Luther offen mit seinem Widerspruche gegen

die Kirche hervortrat; er hielt 1518 in Augsburg den letzten Reichstag, und sprach scheidend: „Lebe wohl, liebe Stadt Augsburg mit deinen guten Bürgern, wir werden dich nicht wieder sehen," und am 12. Januar 1519 wurde er zu seinen Vätern versammelt.

Um den erledigten Kaiserthron bewarben sich nun zwei junge Könige, Franz von Frankreich und Karl I. von Spanien. Franz hatte durch die Schlacht von Marignano großen Kriegsruhm erworben, Genua und die Lombardei waren in seinen Händen, Savoyen und die Schweiz zu seinen Diensten, und als Beherrscher Frankreichs und Italiens hätte er sich gar zu gerne auch noch die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt. Dazu mußte er aber nothwendig zuerst deutscher König sein; seine Gesandten arbeiteten auch an allen deutschen Höfen für die Wahl ihres Königs; sie ließen es sich ungeheure Summen kosten, konnten aber die Abneigung der Deutschen gegen einen Franzosen als König (gegen französisches Geld und Bündniß bestand keine solche Stimmung) doch nicht überwinden; die Kurfürsten mußten einsehen, daß das deutsche Volk einen solchen nicht ertragen würde und wählten deßwegen den 28. Juni 1519 Maxens Enkel Karl zum Könige; die Wahl kostete ihn jedoch über 800,000 Gulden und zudem mußte er eine Wahlkapitulation unterschreiben, in welcher den Fürsten soviel als die Landeshoheit ausbedungen war.

Karl war der Enkel Maximilians und der burgundischen Maria, deren Sohn Philipp Ferdinands und Isabellens Tochter, Johanna, die durch das Hinsterben anderer Mitglieder der spanischen Dynastie Erbin von Spanien und Neapel wurde, geheirathet hatte, so daß Karl durch Geburt Herr von Spanien, Neapel und Burgund war; nach Maximilians Tod erbte er mit seinem Bruder Ferdinand auch die österreichischen Lande, und durch die Wahl zum deutschen Könige erlangte er die höchste Fürstenwürde in der Christenheit, die Kaiserkrone. Kolon hatte für ihn Amerika entdeckt, für ihn eroberte Kortez 1521 Mexiko, Pizarro 1532 Peru, umsegelte Magelhaens die Erde und entdeckte die reichen ostindischen Inseln (Manilla), so daß er sich mit Recht rühmte, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter. Geboren war Karl am 24. Februar 1500 in Gent; seine Erzieher waren Wilhelm von Kroy und der treffliche Priester Hadrian von Utrecht. Karl war eine langsame, aber gediegene Natur; hatte er nach reiflicher Ueberlegung einen Plan aufgenommen, so verfolgte er ihn mit Umsicht und unerschütterlicher Ausdauer; er war Feldherr, der letzte unter unsern Kaisern; seine Politik war zwar nicht frei von dem Machiavellismus seiner Zeit, der jedes Mittel empfahl, wenn es nur zum Ziele führte, und die Beseitigung eines hochverdienten Mannes, wenn derselbe nicht mehr nothwendig schien, zu einem Haupt-

grundsatze erhob; dennoch stand er unter allen Fürsten seiner Zeit als der ehrlichste, wohlwollendste, hochsinnigste da; wie Karl der Große arbeitete er für die Ausdehnung seiner Herrschaft, aber er gründete dieselbe auf die Größe der Nationen; unter den Fürsten seiner Zeit ragt er hervor wie ein Waldbaum über das Gesträuch. Karls Bruder Ferdinand, 1503 zu Alkala geboren und in Spanien erzogen, wurde von Max I. 1513 mit Anna, der Tochter des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen, vermählt, durch welche nach dem frühen Tode ihres Bruders Ludwig zwei Kronen an Habsburg kamen.

Karls mütterlicher Großvater Ferdinand von Aragonien starb 1516; über Aragonien war Alfons, Erzbischof von Saragossa, Statthalter, über Kastilien und Leon Kardinal Ximenes, Erzbischof von Toledo, Ordensgeneral der Minoriten, Großinquisitor, Staats- und Kriegsmann, Gelehrter und Heiliger, der großen Isabella Beichtvater und Rath. Durch ihn wurde der hohe Adel (die Grandes) gebeugt, der, wie Ximenes mit Recht sagte, die Regierung verachtete, Willkür aller Art übte und nur durch Strenge in Ordnung gehalten werden konnte. Er schuf für Spanien ein Heer und eine Flotte, besiegte die Mauren in Afrika und eroberte Oran. Im Jahre 1517 kam Karl nach Spanien; der junge König kränkte den Kardinal bitter, indem er sich durch seine niederländischen und burgundischen Räthe verleiten ließ dem kranken Greise zu entbieten, wenn es seine Gesundheit erlaube, möge er nach Moradas bei Segovia kommen, dann nach Hause zurückkehren und ausruhen; seine großen Verdienste könne nur Gott belohnen. Durch Ximenes Tod (8. Dez. 1517) wurde Karl weiteren Undanks überhoben. Karl ärgerte aber die Spanier, diese stolze und auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtige Nation, durch den Einfluß, welchen er seinen burgundischen und niederländischen Räthen einräumte. Als ihn die deutschen Kurfürsten gewählt hatten, wollten ihn die spanischen Stände nicht ziehen lassen, weil sie glaubten, die Regierung seiner Erblande gebe ihm mehr als genug Beschäftigung, aber endlich willigten sie doch ein; denn wenn Karl nicht Kaiser wurde, so fiel diese Krone Franz I. zu und die Uebermacht Frankreichs in Italien und Europa war entschieden; wer konnte auch nur daran denken, Franz werde seine Hand nicht nach dem spanischen Neapel ausstrecken, das seine beiden Vorgänger ansprachen und schon in Händen hatten? Würde Franz wohl den Gelüsten nach burgundischen Landschaften entsagt haben, die Frankreich zu seiner Ausrundung so nothwendig brauchte? Was sollte aus den österreichischen Erblanden werden, da die Böhmen damals kaum weniger revolutionslustig waren als in Hussens Zeiten, die Türken Ungarn bereits besetzt hatten und bis Mähren, Steyermark und Kärnthen Verwüstungszüge machten, während die Venetianer, gegen Oesterreich im Bunde mit den Türken, Wälschtyrol zu

kapern im Sinne trugen? Und, müssen wir beifügen, was wäre aus Deutschland unter einem Franzosenkaiser geworden? Wenn man behauptet, ein deutscher Fürst hätte Kaiser werden können, die Kurfürsten hätten den Franzosenkönig nie gewählt, so wäre ein solcher deutscher Kaiser entweder ein Strohmann gewesen, um den sich niemand bekümmerte, oder er hätte mit der deutschen Revolution ein Bündniß gemacht und Deutschland ruiniert. Karl hatte keine Wahl, als die Kaiserkrone um jeden Preis anzunehmen, wenn er nicht zusehen wollte, wie Frankreich in Europa zur Uebermacht gelangte, Deutschland seiner Gränzprovinzen beraubte und die österreichischen Erblande der Rebellion, den Türken und Venetianern preisgab.

Der Reichstag zu Worms (1521).

Nachdem Karl im zweiten Jahre seiner Erwählung nach Deutschland gekommen war und in Aachen die Königskrone empfangen hatte, kam endlich der Reichstag von Worms zu Stande, von dem das Volk große Dinge erwartete; denn Luther sollte da erscheinen und sich verantworten. Am 13. Februar 1521 hielt der päpstliche Legat Aleander eine lange Rede an den Reichstag, in welcher er darlegte, daß Luthers Lehre ganz geeignet sei, alle bisherige Ordnung umzustoßen. Man hörte ihn an, aber wie groß die Abneigung gegen Rom war, ergibt sich daraus, daß durch den Reichstag selbst 101 Klagepunkte gegen Rom entworfen wurden. Luther erhielt sicheres Geleite für die Hin- und Herreise, und sein Weg nach Worms wurde für ihn ein Triumphzug. Er war übrigens der weltlichen Unterstützung sehr sicher; die Reichsritter, die eben mit dem Plane einer allgemeinen Schilderhebung gegen weltliche und geistliche Fürsten umgingen, sahen in ihm einen Bundesgenossen, wenigstens gegen die geistlichen Fürsten, gegen welche sie zuerst losschlagen wollten. Ueberdies schützte ihn der Kurfürst von Sachsen, und andere Fürsten hatten die Hand mit im Spiele, denn es war vielleicht nicht einer unter allen deutschen Dynasten, welcher nicht wenigstens einige wohlgelegene Stücke geistlicher Herrschaften gerne in Besitz genommen hätte, wenn er auch nicht, wie manche schon damals, lieber alles begehrte. Thomas Münzer, zu jener Zeit Luthers feuriger Freund, später aber sein nicht minder heftiger Feind, warf es ihm geradezu vor, er habe den Fürsten schon in Worms die Einziehung alles Kirchenguts angerathen; jedenfalls war es nur eine Wiederholung des Rathes, den Luther in seiner Zuschrift an den Adel deutscher Nation gegeben hatte. Am 16. April kam Luther nach Worms, und am 17. Nachmittags 4 Uhr wurde er von dem Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim vor den Reichstag geführt. Der Anblick der hohen Versammlung machte einen solchen

Eindruck auf ihn, daß ihn seine natürliche Kühnheit verließ; als er sich über seine Lehre unzweideutig erklären sollte, begehrte er Bedenkzeit, was ihm bittern Tadel zuzog. Am 18. April wieder vor den Reichstag geladen bekannte er sich offen als Verfasser der Schriften, die unter seinem Namen ausgegangen waren, und als er widerrufen sollte, sprach er, er thue es nicht, man widerlege ihn denn zuvor aus der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen, denn, fuhr er fort, „ich glaube weder dem Papste noch seinen Koncilien, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie sich oft geirret und einander selbst widerlegt. Da ich von den Sprüchen, die von mir angeführt und angezeigt sind, überzeugt bin, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Amen." Mit Willen des Kaisers, auf den Luthers Person einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht hatte, wurde mit ihm noch gütlich am 24. April unterhandelt, allein alle Versuche schlugen fehl. Am 26. April reiste Luther ab, mehrere Fürsten und Reichsstände thaten dasselbe, und am 8. Mai sprach der Kaiser die Reichsacht über Luther aus und verbot dessen Schriften (Wormser Edikt). Luther selbst wurde auf seiner Heimreise auf Anordnung seines Kurfürsten von verkappten Reitern aufgehoben (er war zum voraus unterrichtet) und auf die Wartburg gebracht, wo er als Junker Jörg lebte, auch wohl in den umliegenden Wäldern jagte. Hier beschäftigte er sich bereits mit der Uebersetzung der Bibel, die bis 1534 vollendet wurde, in sprachlicher Beziehung ein Meisterstück, aber vielfach nicht getreu und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, welche in der feindseligsten Weise gegen Kirche und Papst gerichtet sind; sie ist auch insofern mangelhaft, als Luther im alten und neuen Testamente nicht alle Schriften gelten ließ, welche die Kirche als kanonisch erklärt. Auf der Wartburg schrieb er auch gegen die Universität Löwen, gegen den Theologen Latomus, gegen die Messe, das Bußsakrament, gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen, gegen die Mönchsgelübde u. s. w.

Der Kaiser kehrte nach dem Schlusse des Reichstags zu Worms nach Spanien zurück, wo gefährliche Unruhen ausgebrochen waren; für die Dauer seiner Abwesenheit war ein Reichsregiment eingesetzt, das aus seinem Bruder Ferdinand als Reichsverweser und 22 Beisitzern bestand, deren acht von dem Kaiser, die übrigen von den Reichsständen erwählt wurden; es sollte über Landfrieden und Recht, sowie über Anfechter des christlichen Glaubens beschließen; der Entscheidung des Kaisers blieben vorbehalten: Fahnenlehen, wichtige Staats- und Justizsachen, auswärtige Bündnisse.

Dr. Karlstadt und Thomas Münzer (1521).

Von Luther wurde laut verkündet, daß der Papst der Antichrist und die Bischöfe dessen Apostel seien; daß das arme Volk durch die langen Jahrhunderte hindurch dem Teufel in den Rachen geführt, des Evangeliums beraubt und um die christliche Freiheit gebracht worden sei. Er gab zwar nicht genau an, zu welcher Zeit denn die christliche Kirche von Gott verlassen und des Teufels geworden sei, ob im ersten, zweiten, dritten oder vierten Jahrhundert, jedenfalls frühe, denn Luther erklärte den Kanon der Messe, der nachweisbar in seiner jetzigen Gestalt schon im Anfange des fünften Jahrhunderts bestand, für gotteslästerlich, lügenhaft, von tollen Pfaffen gemacht, als etwas, vor dem man sich entsetzen möge wie vor dem Teufel selbst. Es hatte also reichlich tausend Jahre gedauert, bis endlich Luther der Herrschaft des Antichrists entgegentrat, denn wenn auch Wiklef und Huß gegen die Kirche gelehrt hatten, so war doch keiner so weit gegangen wie Luther, und namentlich hatte keiner den Kern von Luthers Evangelium, die gänzliche Nutzlosigkeit der guten Handlungen, eingesehen, beide hatten noch manches als Glaubenssatz anerkannt und gelehrt, was Luther als Unsinn oder Teufelswerk verwarf. Luther stellte sich demnach als ein neuer Apostel auf, dessen Sendung darin bestand, die alte Kirche niederzureißen und auf den Grundlagen seiner Lehre eine neue zu erbauen; aber auf der andern Seite erhoben sich nun Männer, die wie er in der Bibel forschten, sich wie er für ihren Glauben auf die Bibel beriefen und sich wie er zu keinem Widerrufe entschließen konnten, man widerlege sie denn aus der Bibel. Dies waren die Wiedertäufer, die Zwickauer Propheten, welche behaupteten, ohne „den Glauben“ könne es kein Sakrament geben, daher sie die Erwachsenen tauften und sich von Luthers Freund Philipp Melanchthon keines andern belehren ließen. Zu gleicher Zeit war Luthers anderer Freund, Dr. Karlstadt, auf eigene Faust vorwärts gegangen; er schaffte die Messe ab, reichte das Abendmahl in beiden Gestalten, donnerte gegen Ceremonien und Bilder und gab Veranlassung, daß Kirchen ausgeräumt, die Bilder zerschlagen und verbrannt, Meßgewänder zerrissen wurden u. s. w. Das geschah zwar etwas unmanierlich, aber als ganz natürliche Folge von Luthers Lehre, denn wenn dies alles nichts taugte oder gar heidnisch und abgöttisch war, warum es länger dulden? Und wenn die Klostergelübde so nichtswürdig und gegen Gottes Wort waren, wie Luther verkündete, was konnten die Mönche und Nonnen, die damals aus den Klöstern entliefen, wohl besseres thun? Doch das gefiel Luthern nicht; er kam von der Wartburg nach Wittenberg (März 1522), predigte eine Woche lang gegen die „Schwarmgeister“ und da ihn der Kurfürst unter-

stützte, mußten ihm Dr. Karlstadt und die Wiedertäufer weichen, und Luther führte die Reformation in seiner Weise weiter. Von jetzt an aber war er Karlstadts bitterster Feind, und nicht zufrieden ihn aus Wittenberg vertrieben zu haben, bewirkte er auch, daß seine Schriften in Sachsen verboten wurden. Denn Widerspruch konnte Luther nicht ertragen, ebenso sehr wegen seines heftigen, herrischen Temperamentes, als weil dadurch sein Ansehen als Wiederhersteller des Evangeliums gefährdet wurde; was sollte das Volk von der neuen Lehre denken, wenn die Verkünder derselben einander ärger anfeindeten als den Papst und jeder einen eigenen Glauben stiften durfte? Luther und alle sog. Reformatoren nahmen deßwegen sogleich den weltlichen Arm in Anspruch und bändigten durch diesen ihre Gegner. Dieses Anschließen an die weltliche Macht war für Luther eine Nothwendigkeit geworden; denn es erhoben sich auch in anderen Gegenden sehr bedenkliche Unruhen, und nur dadurch, daß er sich entschieden allen diesen Bewegungen entgegenwarf, konnte er die Gewaltigen glauben machen, daß seine Lehre nicht die Ursache derselben sei, sondern daß sie im Gegentheile die landesherrliche Macht nur fördere. Daher theilten sich von jetzt an die Landesherren und Luther in das Geschäft der Reformation; jene zogen die Stifte und Klöster ein, Luther aber stellte die Glaubenssätze auf und gab eine Kirchenordnung, welche von den Landesherren genehmigt als evangelischer Glaube und evangelische Ordnung für ihre Unterthanen eingeführt wurde.

Der Aufstand der Ritterschaft (1523).

Zu den eifrigsten Freunden Luthers gehörte Franz von Sickingen, ein tapferer und reicher Kriegsmann, trotzend auf manche starke Burg auf dem linken Rheinufer. Schon mehrmals hatte er große Fehden auf eigene Faust ausgefochten, denn auf seinen Ruf sammelten sich Schaaren von Landsknechten und Reisigen für Sold und Beute. So hatte er die Stadt Metz bekriegt und obwohl er sie nicht bezwingen konnte, zahlte sie ihm doch eine große Geldsumme, weil er sonst die Reben in ihren Weinbergen ausgerissen hätte. Auch den Herzog von Lothringen demüthigte er, und der junge Landgraf von Hessen konnte sich von seinem Ueberfalle nur durch schweres Geld befreien. Schon vor dem Wormser Reichstage hatte er Luthern auf die Ebernburg eingeladen, wo Ulrich von Hutten, ein fränkischer Ritter, sich aufhielt, der die Feder besser führte als das Schwert und durch die Presse auf der Ebernburg Brandschriften gegen Geistlichkeit und Fürsten in die deutschen Gaue schleuderte. Sickingen und Hutten standen an der Spitze der fränkischen Ritterschaft, die einen letzten Versuch wagte die ritterliche Freiheit gegen die Fürstenmacht wieder emporzubringen, ein

Unternehmen, welches dem schwäbischen Ritterbunde der Schlegler gegen den Grafen Eberhard von Wirtenberg, den Sieger von Döffingen, mißlungen war. Sickingen bot sich 1521 dem jungen Kaiser gegen die Fürsten an, ebenso dem Bruder des Kaisers, Ferdinand, und beide waren im Verdachte bei den Fürsten, daß sie den Rittern nicht ganz abgesagt hätten. Was hätte aber der Kaiser wohl mit den Rittern gewinnen können? Sickingens Macht bestand in den angeworbenen Landsknechten, und die konnte der Kaiser für Geld auch ohne Sickingen haben. Zudem durfte er nicht erwarten, daß er an den Rittern gehorsame Reichsstände finden würde; denn diese hätten wohl die Fürstenmacht gerne gestürzt und das Kirchengut an sich gerissen, aber gewiß nicht darum, um Fürstendienst mit dem Kaiserdienste zu vertauschen. Auch war die Ritterschaft bei dem Volke nichts weniger als beliebt; die Bauern zeigten bald darauf, für was sie die Schlösser ansahen, und wie die Städte mit dem Adel standen, ist eine bekannte Sache. Sickingen erhielt von seinen Standesgenossen allerseits her die glänzendsten Zusagen, auch schweizerische Hauptleute wollten sich mit Reisläufern einfinden; als er aber losschlug, fand er sich vereinzelt. Ihm schien der Augenblick günstig; der Kaiser war nicht im Lande, dessen Bruder Ferdinand durch die Türken beschäftigt, das ganze Reich in Gährung, die Geistlichkeit, besonders die fürstliche, war die Zielscheibe des Hasses und Spottes, und außerdem rechneten die Ritter auf Bauernaufstände in den Gebieten der Fürsten, ihrer Feinde. Mit 12,000 Landsknechten, ansehnlicher Reiterei und starkem Geschütze griff daher Sickingen (September 1522) plötzlich den Kurfürsten von Trier an, indem er hoffte, über den „Pfaffen" am schnellsten Meister zu werden. Aber die Stadt Trier schlug seine Stürme ab; die benachbarten Fürsten, der von der Pfalz und der von Hessen, rückten schnell ihrem bedrohten Mitfürsten zu Hilfe, obwohl er ein geistlicher war. Sickingen zog sich auf seine Burgen zurück und schloß sich in Landstuhl ein. In dieser Feste wurde er mit Macht umlagert; die 14 Fuß dicke Mauer wurde durch eine furchtbare Kanonade zusammengeschossen. Als sich der kranke Sickingen auf einem Lehnstuhle zu der Bresche tragen ließ, erhielt er eine tödtliche Wunde; seine Soldaten übergaben nun die Burg, und der Ritter starb (7. Mai 1523) in der Gewalt der Fürsten, welche darauf den Trotz des Adels vollends brachen. Sickingens Freund, der unruhige Ulrich von Hutten, fand sein Grab im August als Flüchtling auf der Insel Ufnau im Zürichsee.

Der Bauernkrieg (1524—1526).

Die zwölf Artikel.

Kaum war dieser ritterschaftliche Aufstand niedergeschlagen, so erhoben die Bauern einen noch viel gefährlicheren. Daß die Bauern in

vielen Gegenden hart bedrückt waren (man denke nur an den Wildstand jener Zeit), ist gar nicht zu bestreiten, denn die einmal frei gewesen, hatten die meisten Rechte verloren, und die von ursprünglich leibeigenen Bauern abstammten, hatten sich noch weniger zu einem besseren Zustande hinaufgearbeitet. Daher die vielen Bauernaufstände während des ganzen Mittelalters in Deutschland, Frankreich und England, welche aber in der Regel scheiterten, weil die Bauern ohne Ordnung und Oberbefehl losschlugen und durch ihre Wütherei diejenigen von sich stießen, die ihnen anfänglich günstig waren. Am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts waren die Aufstände besonders im südwestlichen Deutschland allbereits an der Tagesordnung; sie beweisen aber auch zugleich, wie tief der Haß und die Verachtung gegen die Geistlichkeit bei dem Landvolke sich eingeätzt hatten, und wie wenig die Bauern gesonnen waren, den Herren und anderen Ständen gegenüber ein Recht zu halten. So hatte im Jahre 1493 der elsässer Bundschuh (der geschnürte Bauernschuh war Emblem des Bundes) in seinen fünf Artikeln festgesetzt: geistliches und rothweilisches Gericht (kaiserliches Landgericht, ihnen verhaßt, weil die Streitsachen von den einheimischen Gerichten weg dahin geschleppt wurden) abzuthun, keine Schulden, keinen Zoll und kein Umgeld mehr zu bezahlen, die Steuer auf vier Pfennige herabzusetzen, die Juden zu verjagen, ihr Gut zu nehmen und nicht mehr zu beichten. 1505 treffen wir einen Bundschuh im Speyerschen, 1513 im Breisgau, 1514 in Wirtenberg den Aufstand des armen Konrad, welchen Herzog Ulrich nur mit Hilfe seiner Städte und gegen die Bewilligung großer landständischer Rechte bemeistern konnte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Beispiel der Städte mit ihren Freiheiten und ihrem Wohlstande auf die deutschen Bauern wirkte, und es ist uns wohl bekannt, wie die Reichsstädte vielmal Miene machten, in ihren Kriegen gegen Fürsten und Adel die Bauern zur Unterstützung aufzurufen; allein nur die eidgenössischen, Zürich, Bern und Luzern, wagten diesen Schritt ernstlich. Das Glück der eidgenössischen Bauern, ihre großen Siege über den Adel erregten wenigstens bei den Bauern in Schwaben und den Nachbarländern große Schadenfreude, und als 1410 die Bauern aus dem Appenzell, welche sich gegen den Abt von St. Gallen empört hatten, in Vorarlberg und Tyrol vordrangen und alles Volk zur Freiheit und in ihren Bund riefen, war nach dem Chronisten „ein Lauf in die Bauern gekommen, daß alle wollten im Bunde sein"; die Niederlage der Appenzeller bei Bregenz machte aber dem Laufe ein Ende. Alle diese Reize wirkten noch immer auf die Bauern; zu dem kam in dem südwestlichen Deutschland, besonders in Schwaben, die neu erwachte Waffenlust, seitdem die Landsknechte in das Feld geführt wurden; die Aufreizungen durch Sickingen und Hutten, der in seinem

„neuen Karsthaus“ die Bauern zur Empörung aufforderte, und vor allem die durch Luther hervorgerufene Bewegung. Luther schrieb allerdings zunächst gegen „das Joch der Pfaffheit“, aber wenn er den Fürsten und dem Adel so angelegentlich rieth, die Güter der Stifte und Klöster wegzunehmen und die geistlichen Herren zu verjagen, sollten denn die Bauern zwischen geistlichen und weltlichen Herren einen augenfälligen Unterschied merken? Und wenn Luther die geistliche Herrschaft als gegen das Evangelium verwarf, wie wollte er den Bauern verwehren, das Evangelium an die weltliche Herrschaft zu legen und abzumessen, in wie weit dieselbe mit dem Evangelium zusammenstimme? Zudem hatte Luther auch die weltlichen Fürsten in seinem Schreiben an den Adel deutscher Nation nicht geschont und ihnen Titulaturen gegeben, die eben nicht geeignet waren, großen Respekt für die Fürsten zu pflanzen; wenn heut zu Tage jemand alle Sprüche Luthers über das weltliche Regiment zusammenstellen und im Drucke herausgeben würde, so würde diese Blumenlese augenblicklich überall verboten werden, vielleicht mit dem Zusatze, die Stellen seien aus ihrem Zusammenhange herausgerissen (1857 im März wurde zu Rudolstadt wirklich ein Regierungsrath außer Dienst, Hönniger, wegen der Herausgabe einer solchen Sammlung zu sechs Wochen Gefängniß und den Gerichtskosten verurtheilt). Die Bauern glaubten sich durch die Predigt der evangelischen Freiheit berechtigt Forderungen zu stellen, die nach ihrer Meinung so gut in dem Evangelium begründet waren, als alles, was Luther gegen Papst und Geistlichkeit gepredigt hatte. Schon im März 1524 erschienen in Oberschwaben die zwölf Artikel der Bauern (wahrscheinlich von einem Dr. v. Fuchsstein verfaßt), deren Inhalt und Form beweist, daß die wittenbergischen Predigten den längst bei dem Landvolke vorhandenen Brennstoff in Flammen gesetzt hatten. Die Artikel verlangten: 1) Die Bauern wählen sich die Pfarrer selbst, und diese sollen ihnen das Evangelium lauter und rein und ohne allen menschlichen Beisatz verkünden. 2) Die Bauern sollen nur den von Gott eingesetzten Zehnten entrichten; davon sollen die Geistlichen leben und der Ueberschuß den Armen und dem gemeinen Wesen zu gute kommen; den kleinen Zehnten geben sie nicht mehr. 3) Die Leibeigenschaft ist nirgends in der heiligen Schrift begründet, darum soll sie abgethan sein. 4) Jagd, Vogel- und Fischfang sollen frei sein, denn es steht nirgends geschrieben, daß Gott die Thiere des Waldes, des Wassers und der Lyft nur für die Herren geschaffen habe. 5) Der Wald soll dem Bauer frei sein, daß er daraus Holz für seinen Bedarf hole. 6) „Ist unsere harte Beschwerung der Dienste halber, welche von Tag zu Tag gemehret werden. Wir begehren, daß man eine ziemliche Einsicht darein thue, uns dermaßen nicht zu hart beschwere, sondern uns gnädig hierin ansehe, wie unsere Eltern gedient haben, allein

nach Laut des Wortes Gottes." 7) Der Bauer soll dem Herrn durch keine Willkür, sondern durch einen freien festen Vertrag verpflichtet sein. 8) Der Zins von den Lehengütern soll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht bloß für seinen Herrn arbeite, sondern auch etwas von der Frucht seiner Arbeit genieße. 9) Das Recht soll nach einem freien, alten Gesetz, nicht nach neuen Satzungen und Willkür gehandhabt werden. 10) Wer mit Unrecht gemeines Gut an sich gebracht, der soll es dem gemeinen Wesen zurückgeben. 11) Der Todfall soll ganz abgeschafft sein, damit Wittwen und Waisen nicht um das Ihrige gebracht werden. 12) Diese Artikel soll man annehmen oder aus der Bibel widerlegen.

Zu Richtern wollten die Bauern nehmen: Luther, Melanchthon, Strauß zu Eisenach, Osiander zu Nürnberg, Billikan zu Nördlingen, Zell zu Straßburg, Sam von Ulm, die Prädikanten zu Hall, Augsburg, Reutlingen, Lindau, Kempten, ferner Zwingli in Zürich, Erzherzog Ferdinand und Friedrich von Sachsen; man sieht, wem sie das meiste Zutrauen schenkten und wie die Reichsstädte die Hauptherde der Reformation waren. Indessen war keine Rede davon, daß alle Bauern mit den zwölf Artikeln zufrieden gewesen wären; obwohl man hineinlegen konnte, was man wollte, waren sie vielen zu gemäßigt und die Bauern in Stühlingen stellten 16 viel schärfere auf. Nachdem sich einzelne Haufen bald da bald dort zusammengerottet hatten, empörten sich plötzlich alle Bauern im Schwarzwalde, in Oberschwaben, am Neckar, Oberrhein, im Elsaß, Würzburgischen bis nach Thüringen, und die Salzburger und Tyroler folgten nach, obwohl mit weniger Wildheit zugreifend. Bei ihnen befanden sich eine Menge entlaufener Mönche und „armer Pfaffen", auch einzelne Ritter traten zu ihnen über, wie Florian Geier und Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, der eine sehr zweideutige Rolle spielte; die eigentlichen Anführer aber waren Wirthe, Metzger und Bauern, z. B. G. Metzler, Hippler, Salb, Jäcklin Rohrbach, Bermeter, Lorenz Schmid, Wirth, Geißmeier, Hartlieb u. s. w. Im Frühling 1524 verließen die Bauern Hütte und Pflug und sammelten sich zu großen Heerhaufen, die sich vom Main und der Saale bis an den Bodensee und Rhein herumtrieben, Schlösser und Klöster ausplünderten und verbrannten, zechten und den Raub theilten, oder mit den gefangenen Edelleuten mörderische Kurzweil trieben, z. B. den Grafen von Helfenstein am Ostertage mit 70 Adeligen zu Weinsberg durch die Spieße jagten. Auf einem Tage zu Heilbronn dachten die Häupter an die Umgestaltung des Reichs, den Sturz der geistlichen und weltlichen Fürsten und an die Herstellung der kaiserlichen Herrschaft, an der es für Deutschland genüge u. s. w.; allein die Bauern gehorchten ihnen so wenig als den adeligen Ueberläufern, und

da sich die „hellen Haufen“ immer mehrten, glaubten sie sich Herr und Meister im Reiche. Viele große und kleine Herren verglichen sich mit den Bauern, z. B. Baden, Speyer, Pfalz, manche Städte machten es ebenso und lieferten Proviant und Geld, wieder andere hielten die Bauern mit Versprechungen und Unterhandlungen hin; ihnen Wort zu halten gedachte man um so weniger, weil die Bauern selbst keinen Vertrag achteten; man brauchte also nur zuzuwarten, bis sie den Vertrag brachen, um seinerseits jeder eingegangenen Verpflichtung los zu werden. Die Bauern blieben ein wüster, ungeordneter Haufe, der von Treu und Glauben so wenig wissen wollte, als er sich kriegerische Ordnung und Befehl gefallen ließ. Auch auf Luther hörten sie nicht; im Mai 1525 erließ dieser seine „Ermahnung zum Frieden“, in welcher er auf die Bischöfe und Fürsten, welche „das Evangelium“ auf ihrem Gebiete nicht predigen lassen wollten, entsetzlich loszog, aber die Bauern doch aufforderte, alle Rotterei zu unterlassen, weil der Christ sich nicht empören dürfe, die Obrigkeit möge ihn noch so sehr unterdrücken. Dieser leidende Gehorsam war aber nicht nach dem Geschmacke der bewaffneten Massen, und noch weniger kehrten sie sich daran, ob ihre Herrschaft das Evangelium predigen lasse oder nicht. Die Strafe ihres Unwesens traf sie jedoch im Laufe des Sommers 1525. Der schon genannte Thomas Münzer spielte in Thüringen und Sachsen die Hauptrolle; in der Reichsstadt Mühlhausen hatten bereits 1523 zwei entlaufene Mönche den Rath durch einen Volksaufstand gestürzt und 53 Artikel aufgestellt; im August 1524 kam Münzer in die Stadt und vertrieb „die Ehrbarkeit“ (die vornehmeren Bürger). Da sollte nun ein Reich der Heiligen mit Gütergemeinschaft und ohne Obrigkeit (die bestehende war zum Todtschlagen verurtheilt) errichtet werden. Von Mühlhausen verbreitete sich der Aufstand unter die Bauern und da ging es über Klöster und Edelleute los, bis die sächsischen Fürsten, Philipp von Hessen, der Herzog von Braunschweig u. s. w. mit Geschütz und Reiterei heranzogen. Den 15. Mai trafen sie Münzer und dessen Bauern bei Frankenhausen. Auf den Fahnen der Aufrührer war ein Regenbogen gemalt, und da einige Tage vorher sich ein Regenbogen gezeigt hatte, glaubten die Bethörten an die Wunder und Zeichen, welche Münzer verheißen hatte. Allein die Kanonenkugeln schlugen in die Reihen, die Reiterei sprengte sie auseinander und metzelte von 8000 etwa 5000 nieder. Münzer floh nach Frankenhausen und versteckte sich in eine Dachkammer, wo ihn ein plündernder Söldner fand; er wurde nach Mühlhausen abgeführt, gefoltert und dann mit 24 andern geköpft. Ungefähr zu derselben Zeit trieb der Hauptmann des schwäbischen Bundes, der Freiherr Truchseß Georg von Waldburg, die schwäbischen und fränkischen Bauern zu Paaren; er schlug sie bei Leipheim, Böblingen,

Ingolstadt, Königshofen, Würzburg; der Herzog Anton von Lothringen vernichtete die rebellischen elsässischen Bauern; wo man die Bauern traf, wurden sie wie wilde Thiere gejagt und niedergemetzelt. Luther ermunterte die Fürsten in seiner Schrift „wider die mordischen und raubischen Rotten der Bauern“ zu solchem Verfahren; „man solle die Bauern zerschmeißen, würgen, stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und bedenken, daß nichts giftigeres, schädlicheres und teuflischeres sein mag als ein aufrührerischer Mensch; er glaube, daß kein Teufel mehr in der Hölle, sondern alle in die Bauern gefahren seien; ein Fürst könne jetzt den Himmel mit Blutvergießen besser verdienen, denn andere mit Beten“ u. s. w. Diese Kreuzzugspredigt eigener Art nahm man ihm um so übler auf, weil er gerade zu derselben Zeit eine aus dem Kloster entwichene Nonne, Katharina von Bora, heirathete. Auch nach dem Kriege dauerten Rache und Strafe fort; der Markgraf Kasimir von Brandenburg, der den fränkischen Bauernaufstand geschürt hatte, ließ nach der Schlacht von Königshofen 47 Bürgern von Kitzingen die Augen ausstechen, vielen die Finger abhauen; der Profos des schwäbischen Bundes, Peter Aichelin, knüpfte bis Ende 1526 nicht weniger als 1200 Personen auf, im ganzen Bundesgebiet wurden 10,000 Menschen hingerichtet, und der Profos erhielt ein Verzeichniß von denjenigen, die übergangen waren. Der Landgraf Philipp von Hessen, der eifrigste Anhänger Luthers, ließ gefangene Bauern in seinen Zwingern verhungern, und er und seine Gesinnungsgenossen schärften den Predigern ein, „auf den Kanzeln wohl zu lehren, daß die christliche Freiheit ein innerliches und kein äußerliches Ding sei, und mit Rent, Zins, Steuer, Gilt und Dienst und dergleichen äußerlichen Bürden und Beschwerden, wie es der Unterthan nenne, nichts zu schaffen habe“. Diesen Herren war aber die christliche Freiheit doch etwas sehr äußerliches, denn sie griffen immer hastiger nach den Gütern der Stifte, und Luther konnte nicht aufhören, sie dazu zu ermuntern; mit dem Siege über die Bauern war die letzte Furcht verschwunden, denn um den abwesenden Kaiser kümmerten sie sich nicht und eben so wenig um das Reichsregiment. Indessen waren die Fürsten selbst während des Bauernkriegs nicht einig; Kasimir von Brandenburg schürte, wie oben gesagt, bei den fränkischen Bauern, der vertriebene und verzweifelte Herzog Ulrich von Wirtenberg wollte durch die Bauern wieder in den Besitz seines Landes kommen. Er hatte 1519 die Reichsstadt Reutlingen weggenommen; dafür vertrieb ihn der schwäbische Bund, und wiederholte es, als Ulrich mit Hilfe von dienstlosen Landsknechten zurückgekehrt war, und Oesterreich erhielt das Herzogthum von dem Bunde gegen Ersatz der Kriegskosten (220,000 Gulden), obwohl Ulrich einen Sohn hatte. Der

Salzburgische Aufstand, der ohne solche Metzeleien unterdrückt wurde, wie sie anderwärts vorkamen, gab Bayern und Ferdinand von Oesterreich Veranlassung, auf das Erzstift zu spekulieren, und in ähnliche Versuchung führte Bayern der Aufstand der Tyroler Bauern, der jedoch ohne Blutvergießen beigelegt wurde; Salzburger und Tyroler hatten aber auch nicht gehaust wie die schwäbischen und fränkischen Bauern. Auf den Konferenzen von München beklagten sich die Fürsten bitter gegen Ferdinand und richteten in dieser Stimmung ein Schreiben an den Kaiser. Auf dem Armbrustschießen von Heidelberg kam ein Fürstenbündniß zu Stande, und nur die pfälzische Eifersucht verhinderte es, daß Bayern die deutsche Königskrone übertragen wurde. Hingegen schrieb auch Ferdinand an seinen kaiserlichen Bruder und warb für sich um die deutsche Königskrone, weil bei längerer Abwesenheit des Kaisers Deutschland durch Selbstmord enden müsse.

Zweites Kapitel.

Der Kaiser in Spanien.

Im Jahre 1520 den 20. Mai hatte sich Karl nach Deutschland eingeschifft; seine Abreise aber war das Signal zu großen Unruhen. Bisher hatten die spanischen Städte von den Königen viele Freiheiten erhalten und mit ihrer Hilfe war es gelungen, die Eigenmächtigkeit des Adels zu brechen. Nun wurde aber den spanischen Städten die königliche Macht so lästig, daß sie einen Aufstand begannen, der nichts Geringeres wollte als die Einschränkung der königlichen Macht durch die ständische und zwar vorzugsweise durch die bürgerliche, denn die Vorrechte des Adels sollten zugleich gebrochen werden. Bald gewann jedoch in vielen Städten der Pöbel die Oberhand und richtete seine Feindschaft gegen die vornehmen Familien in den Städten wie gegen den Adel. Daher ging die Bewegung gegen die Krone bald in Parteien auseinander und dem Adel blieb vor dem demokratischen Andringen keine andere Wahl als Anschluß an die Krone. Er siegte ohne viele Mühe den 23. April 1521 bei Torrelabaton; Padilla, der Anführer des städtischen Heeres, wurde gefangen und hingerichtet. Damit war das Schicksal des Aufstandes entschieden, obwohl Padillas Weib Toledo fast ein halbes Jahr vertheidigte und in Majorka ein Aufstand losbrach, der ganz den jakobinischen glich, welche 1792 und 1793 die französischen Städte tyrannisierten; aber gerade dieses wüthende Stürmen gegen alle hergebrachte Ordnung und Sitte erleichterte die Unterdrückung der Stadtrevolutionen wesentlich. Als Karl 1522 zurück-

kehrte, fand er nichts mehr zu thun als zu strafen und neu zu ordnen. Er bewies sich im allgemeinen milde und gemäßigt, aber die ständische Macht der Städte war für immer gebrochen, und Adel und Geistlichkeit traten in den Vordergrund, übrigens ohne den alten Einfluß je wieder zu erlangen; die spanischen Städte behielten indessen noch so viele Municipalfreiheiten, daß sie jedenfalls, die deutschen Reichsstädte ausgenommen, die freiesten Gemeindewesen auf der Erde waren.

Erster französischer Krieg (1521—1526).

Im letzten Jahre des Papstes Leo X. († 1. Dezember 1521) hatte Karl mit demselben einen Vertrag wegen der italienischen Angelegenheiten abgeschlossen; gemäß diesem erhielt der junge Sforza das Herzogthum Mailand, der Papst Parma, Piacenza und Ferrara, Urbino versprach der Kaiser einem Mediceer zu geben, während er selbst Neapel und Sicilien behalten sollte. Dieser Vertrag war also gegen Frankreich gerichtet, und in dem gleichen Jahr begann der Krieg an der spanischen und flandrischen Gränze sowie in Italien. Schon am 30. Juni wurden die Franzosen von den Spaniern bei Esquiros, unfern Pampeluna, geschlagen, während sie in Italien die Oberhand behaupteten, da sie dort nicht ernstlich angegriffen wurden. Im Jahre darauf erklärte auch König Heinrich VIII. von England an Franz den Krieg, ohne daß er jedoch viel unternahm, denn Heinrich war meistens ohne Geld. Dagegen verloren die Franzosen in Italien die Schlacht bei der Bikokka (zwischen Mailand und Novara) den 25. April. Dort hatte Georg Frundsberg, der berühmteste Anführer der deutschen Landsknechte, eine natürlich feste Stellung genommen. Der französische Feldherr Lautrek wurde durch die Schweizer gezwungen, einen Sturm zu unternehmen; er mißlang vollständig: 3000 Schweizer blieben auf dem Platze, theils von den spanischen Büchsenschützen, theils durch die Lanzen ihrer deutschen Gegner getödtet. Frundsberg selbst hatte in der Vorderreihe gefochten und den Anführer der Schweizer, den letzten Arnold von Winkelried, einst seinen Zeltkameraden in einem Kriege Marens gegen die Franzosen, im Zweikampfe getödtet. Diesem Schlage folgte alsbald ein zweiter und dritter; in Genua empörte sich das Volk unter der Anführung der Adorni gegen die Franzosen und vertrieb sie aus der Stadt; das folgende Jahr fiel der Konnetable Karl von Bourbon, Franzens Vetter und bester Feldherr, von seinem Könige ab, weil ihn dieser zurückgesetzt hatte und in seinem großen Besitze zu verkürzen drohte. Der Bourbon nahm bei Karl V. Dienste und unter seiner Anführung vertrieben die Kaiserlichen die Franzosen vollends aus Italien; auf dem Rückzuge fand der Ritter Bayard seinen Tod (1525). Ein Einfall in die Provence mißglückte aber vollständig und die Bela-

gerung von Marseille mußte nach großem Verluste aufgehoben werden. Dagegen erschien nun Franz mit einem Heere in Italien, wie dieses seit Barbarossas Zeit keines mehr gesehen hatte, und belagerte (seit Ende Oktobers) Pavia, welches der Spanier Antonio de Leyva mit ebenso viel Geschicklichkeit als Ausdauer vertheidigte. Das kaiserliche Heer bestand aus Italienern und Spaniern unter Peskara und Vasto (zwei Brüder aus dem Heldengeschlecht der Avalos) und 15,000 Landsknechten, welche Georg von Frundsberg in Eilmärschen aus Süddeutschland, von dem Schauplatze des Bauernkrieges, herbeigeführt hatte. Es litt Mangel an Lebensmitteln und die Feldherren hatten kein Geld, um die Sold heischenden Schaaren zu befriedigen, die auseinander zu laufen drohten. Darum beschlossen sie dem viel stärkeren feindlichen Heere eine Schlacht zu liefern. Letzteres bestand aus den schwarzen Banden, einem gefürchteten Fußvolke aus Norddeutschland unter dem Herzog von Suffolk, und 12,000 Schweizern, die von erfahrenen Hauptleuten angeführt wurden. Das französische Fußvolk stand unter Franzens Schwager, dem Herzog von Alençon, die treffliche Reiterei befehligte der König selbst; um ihn waren die erprobtesten und vornehmsten Feldherren Frankreichs: die Marschälle Chabanes, Bonnivet, la Tremouille, de Foix, der Herzog von Lothringen, der Graf de Tonnerre; das Geschütz kommandierte de Genouillak, der bei Marignano den Ausschlag gegeben hatte. Durch den großen Thiergarten, der mit einer Mauer umgeben war, in welche Frundsberg nachts eine 60 Schritte breite Oeffnung hatte brechen lassen, drangen die Kaiserlichen unter Frundsberg gegen das französische Lager vor (24. Februar 1525). Aber schnell richtete Genouillak das Geschütz auf diese Stelle, und die Schlacht hätte wohl eine andere Wendung bekommen, wenn sich der König nicht zwischen das Geschütz und den Feind geworfen hätte. Nun entbrannte ein heißer Kampf auf allen Punkten; die Landsknechte stachen die 7000 Schwarzen nieder, griffen dann den linken französischen Flügel an und vernichteten auch diesen. Das Mitteltreffen, die französische Reiterei und die Schweizer, fochten unterdessen mit glänzender Tapferkeit, versprengten die Italiener, und kaum vermochte Peskara mit den Spaniern Stand zu halten; da kamen ihm 1500 spanische Büchsenschützen zu Hilfe, welche auf die französische Reiterei ein furchtbares Feuer eröffneten, das viele der Tapfersten niederstreckte, die andern aber in wilde Flucht jagte. Untermischt mit den verfolgenden feindlichen Reitern stürzten sie auf die fechtenden Schweizer, und als auch die Landsknechte herbeirückten, flohen die Schweizer trotz der Bitten ihrer Anführer, von denen die meisten den Tod suchten und fanden, da sie diese neue Schmach des schweizerischen Kriegsruhmes nicht überleben wollten. Um den König selbst schaarten sich die Edelsten und kämpften

unerschütterlich, bis der König nach mannhafter Gegenwehr überwältigt und gefangen wurde. In dieser Schlacht blieben alle Schwarzen, 6000 Schweizer, die tapfersten Franzosen: Bonnivet, la Tremouille, Chabanes, Suffolk, de Tonnerre, Sanseverino, der Herzog von Lothringen u. s. w. Gefangen wurden: der König selbst, der König Heinrich von Navarra, der Prinz von Talmont, der Herzog von Nevers, der Markgraf von Saluzzo, die meisten der nicht gefallenen schweizerischen Hauptleute mit 4000 Gemeinen, die von den Landsknechten besser behandelt wurden, als die erbitterten Nebenbuhler sonst gethan hatten. Es war ein vollkommener, entscheidender Sieg, und Franz schrieb an seine Mutter: „alles ist verloren, nur die Ehre nicht". Zwar mißglückte ein abermaliger Einfall in das südliche Frankreich vollständig, aber Franz, der nach Spanien gebracht worden war, fand doch für gut, im Madrider Frieden vom 14. Januar 1526 allen seinen Ansprüchen auf Mailand, Genua, Neapel u. s. w. zu entsagen und auch in die Abtretung des Herzogthums Burgund zu willigen, welches Ludwig XI. nach der Schlacht von Nancy 1477 von dem Reiche Karls des Kühnen losgerissen hatte. Letzteres trat er jedoch nie ab; denn er schützte vor, die französischen Stände willigten in die Schmälerung des französischen Königreiches nicht ein. Ebenso wenig ließ er sich später durch seinen Schwur von der Erneuerung des Krieges abschrecken, denn er fand Vorwände genug und hatte zu viele Bundesgenossen gegen den Kaiser.

Die Erstürmung Roms (6. Mai 1527).

Auf den edlen Adrian VI. (Karls V. ehemaligen Lehrer), der nur von 1521—1523 seine hohe Würde begleitete und bei dem besten Willen nichts für die kirchliche Reformation thun konnte, folgte der Mediceer Klemens VII., welcher aus Furcht vor der kaiserlichen Allmacht in Italien die Gefahren der Kirche durch Luthers Reformation vergaß und mit Venedig, Florenz, Heinrich VIII. von England, Franz von Frankreich und den Schweizern gegen Karl einen neuen sogenannten „heiligen Bund" schloß. Abermals eilten deutsche Landsknechte nach Italien, das Lied von der Paviaschlacht singend, aber es fehlte wieder an Geld, denn der unaufhörliche Krieg erschöpfte Karls Geldmittel, der als deutscher König ohnehin keinen Pfennig bezog. Die Venetianer erhielten die ersten Schläge, und dann führte der Ueberläufer Bourbon die Landsknechte (Frundsberg war erkrankt und genas nicht mehr) und die Spanier in Eilmärschen nach Rom, wo sie Geld genug zu finden hofften. Am 6. Mai 1527 erstürmten sie die Stadt, wobei Bourbon erschossen wurde, und plünderten dieselbe trotz Gothen und Vandalen aus; selbst die Kirchen schonten sie nicht und hielten, zumal sie Monate lang in Rom blieben, eine so gründliche Nachlese, daß

die Beute 10 Millionen Goldgulden betragen haben soll. Der schwäbische Hauptmann Schertlin aus Schorndorf erzählt selbst, daß er „12,000 Florin heimgebracht habe, nebst anderem Kleinod mit Gottes Hilf", wofür er die Herrschaft Burtenbach kaufte. Es ist erwiesen, daß der Kaiser um den Angriff auf Rom nichts wußte, und als der Papst in der Engelsburg belagert und in die höchste Noth gebracht wurde, konnte er von Spanien aus seinen Hauptleuten nicht Befehle geben, welchen weder diese noch die Soldaten gehorcht hätten. Daher machte der Papst unter harten Bedingungen einen Waffenstillstand mit den Hauptleuten in Rom und entfloh bei der nächsten Gelegenheit.

Unterdessen waren die Franzosen unter Lautrek (1528) bis Neapel vorgedrungen und gingen dort im Sommer durch ansteckende Krankheiten zu Grunde. Ebenso verloren sie Genua, das wieder in ihre Hände gefallen war; Andreas Doria, der Seeheld, glaubte besser für seine Vaterstadt zu sorgen, wenn er sie unter den Schutz des Kaisers und einer aristokratischen Verfassung stellte, als wenn sie als französischer Angriffspunkt gegen Italien dienen würde. Darum vertrieb er die Franzosen und Genua hatte sein Unternehmen nicht zu bereuen. Auch der Papst war zum Frieden geneigt; außer der Reformation in Deutschland wirkte auf ihn der Aufstand der Florentiner, die in demokratischer Aufwallung die mediceische Familie vertrieben und die Republik eingeführt hatten. Er versöhnte sich mit Karl und krönte ihn zu Bologna im Februar 1530 zum Kaiser und zum lombardischen Könige. Karl gab dafür alles zurück, was er im Kriege dem Kirchenstaate entrissen hatte, zwang Florenz nach harter Belagerung zur Uebergabe und setzte den Alexander von Medici als Fürsten von Florenz ein. Der Friede mit Venedig war die nächste Folge. Mit Franzen waren die Unterhandlungen am schwierigsten; seine beiden Söhne befanden sich als Geiseln des Madrider Friedens in Karls Gewalt; aber was sollte dieser mit den Prinzen anfangen? Franz hielt dafür Burgund fest und wollte es um keinen Preis fahren lassen. Karl hatte Ursache, von dieser Seite her Ruhe zu wünschen; daher überließ er seinem Gegner Burgund für zwei Millionen Thaler und gegen eine nochmalige Verzichtleistung desselben auf Mailand und Neapel. Dies geschah 1529 in dem Frieden von Kambrai, welcher der Damenfriede genannt wird, weil Franzens Mutter und Karls Tante zwischen den beiden Herrschern vermittelten. Nun endlich konnte Karl als Kaiser nach Deutschland zurückkehren, nachdem er Italien erobert, sich mit dem Papste ausgesöhnt und Frankreich zweimal zum Frieden genöthigt hatte.

Drittes Kapitel.

Fortschritte der Reformation.

Während Karls Abwesenheit war nicht allein der Bauernkrieg in Deutschland aufgelodert und im Blute von 100,000 Menschen erstickt worden, sondern auch die wittenbergische Reformation hatte trotz der Aechtung ihres Urhebers große Eroberungen gemacht. Im Jahre 1525 starb Kurfürst Friedrich von Sachsen, und sein Nachfolger Johann Friedrich bekannte sich öffentlich zum „Evangelium" und wurde mit dem Landgrafen Philipp von Hessen eine Hauptstütze der Reformation. Ihrem Beispiele folgten die Herzoge von Pommern, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg (Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel blieb katholisch), Anhalt, Schleswig-Holstein und die angesehensten Reichsstädte. In den Reichsstädten war jedoch die Stimmung sehr getheilt; waren die Plebejer, das gemeine Volk, der Reformation geneigt und wollten durch sie die Stadtverfassung demokratisieren, so gebärdeten sich die vornehmen Geschlechter gewiß gut katholisch; waren aber die Plebejer katholisch, so hielten sich die Geschlechter um so fester an die Reformation. Der Großmeister des Deutschordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg, trat ebenfalls über und machte sich zum Landesherrn Preußens, das er von Polen zu Lehen nahm und vom Reiche trennte (1525); ihm thaten es, wiewohl nicht gleichzeitig, Plettenberg in Livland, Ketteler in Kurland nach; die esthländische Ritterschaft unterwarf sich Schweden. Diese Länder wurden nun zum Zankapfel zwischen Schweden, Polen und Rußland. Wo aber die Regierung, ob Fürst oder Stadtmagistrat, sich zu dem „Evangelium" bekannte, da wurde die Ausübung des katholischen Kultus nicht mehr geduldet; es ist daher eine große Lüge, wenn behauptet wird, die Reformatoren hätten die Freiheit des Glaubens und Gewissens für jemand anders als für sich und die Ihrigen verlangt; diese entstand erst aus spätern Kämpfen und aus gebieterischen politischen Verhältnissen. Ebenso wenig gestatteten katholische Fürsten und Magistrate ihren Unterthanen den Uebertritt zum „Evangelium", und sie konnten es nicht, wenn sie nicht alle Gesetze der Kirche und des Staates brechen wollten. So wurde der später zum Staatsgesetz erhobene Satz: cujus regio ejus et religio, d. h. der Landesherr ist auch Glaubensherr, thatsächlich eingeführt. Die katholischen Fürsten konnten das „Evangelium" Luthers nicht anders als eine neue und große Häresie betrachten und nach den Gesetzen des Reichs, des rein katholischen Staates, durfte diese so wenig geduldet werden, als ehemals die Häresie der Hussiten; andererseits war den Anhängern

des neuen Glaubens der katholische ein antichristlicher Gräuel; wie hätten sie diesen in ihren Gebieten dulden oder sich mit katholischen Reichsständen befreunden können? Daß der Religionskrieg nicht augenblicklich ausbrach, war daher nicht Folge versöhnlicher Gesinnung, sondern der obwaltenden Verhältnisse. Schon 1525 schloßen Herren und Städte, welche der Reformation anhingen, zu Torgau ein „evangelisches Bündniß", und als ein Herr von Pack die Lüge verbreitete, die Katholiken hätten ein schauerliches Bündniß gegen die „Evangelischen" abgeschlossen, um mit diesen zu verfahren, wie Luther gegen die aufrührerischen Bauern gerathen hatte, so wollte der Landgraf von Hessen losschlagen. Allein die Lüge war zu handgreiflich und die bisherige Stellung der Partei den Katholiken und dem Kaiser gegenüber zu günstig, als daß die Besonnenen in das Wagniß eines Religionskrieges hätten einwilligen mögen. Sie hatten nämlich von dem Kaiser keinen bewaffneten Angriff zu besorgen, denn im Osten drohten die Türken, welche von den Venetianern und König Franz von Frankreich gegen Oesterreich gerufen wurden, so oft jene es nothwendig fanden, und wenn der Kaiser gegen die „Evangelischen" Waffengewalt gebraucht hätte, so war König Franz zu ihrer Unterstützung bereit. Unterdessen war Luther selbst außerordentlich thätig, seinem Reformationswerke Ordnung und Halt zu geben; er schrieb zwei Katechismen, den größeren für die Geistlichen, den kleineren für die Schulen; er sorgte für eine Liedersammlung; unter seinen Augen verfaßte Melanchthon ein Visitationsbüchlein, durch welches die Geistlichen in der Einrichtung des Gottesdienstes, der Pastoration und des Schulunterrichtes unterwiesen wurden; er führte eine Ordination der Geistlichen ein; die Anstellung derselben, ihre Beaufsichtigung durch Dekane, Superintendenten und Konsistorien; die geistliche Gerichtsbarkeit aber mußte er der weltlichen Macht überlassen, die ihm bald genug Gelegenheit gab, über die Willkür der Juristen (Beamten) bitter zu klagen.

Als der Kaiser seinen Frieden mit dem Papst und Italien geschlossen hatte, wandte er seine volle Aufmerksamkeit auf die deutschen Angelegenheiten; seine Thätigkeit wird bereits auf dem Reichstag von Speyer sichtbar, wo am 19. April 1529 der Beschluß gefaßt wurde: „wo bisher das Wormser Edikt gehalten worden ist, soll es auch ferner geschehen; wo man aber davon abgewichen ist, sollen keine weiteren Neuerungen vorgenommen werden, und niemanden soll verwehrt werden die Messe zu halten. Kein geistlicher Stand darf seiner Rechte beraubt werden." Gegen diesen Beschluß, der den Katholiken ihre Rechte wahrte, protestierten Kursachsen, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, Brandenburg-Baireuth und 14 Reichsstädte, und von da an hieß die neue Glaubenspartei Protestanten. Diesen Beschluß

mußte der Kaiser herbeiführen und handhaben; er war Schutzherr der Kirche und durfte das Zugreifen auf die Kirchengüter, den Glaubenszwang gegen Unterthanen, welche katholisch bleiben wollten, nicht zugeben, wenn er seinem Eide nicht lügen wollte. Ueberdies war es ihm sehr Ernst mit einer Reformation, aber mit einer katholischen, die er durch die Organe der Kirche und auf dem Boden der Kirche herbeiführen wollte; darum gab er sich auch alle Mühe, ein allgemeines Koncil zu Stande zu bringen. Zuvor jedoch wollte er durch einen Reichstag, den er auf 1530 nach Augsburg ausschrieb, die deutschen Angelegenheiten in so weit ordnen, daß der Willkür Einhalt gethan würde, die seit Jahren im Reiche gegen die Kirche geübt worden war, und die Reichsverfassung wieder zur Geltung bringen, denn da ein ordnungsmäßig gefaßter Beschluß der Mehrheit der Reichsstände für alle bindend war, so bedeutete die Speyrer Protestation zugleich eine Aufkündigung der Verpflichtungen gegen das Reich.

Augsburger Reichstag (1530).

Am 15. Juni kam der Kaiser aus Italien in Augsburg an und am 25. übergaben die protestierenden Stände ihr Bekenntniß (confessio Augustana), das Melanchthon abgefaßt hatte. Es war in sehr gemilderter Sprache geschrieben, verschleierte manchen Unterschied der Glaubenslehre, bestand aber auf dem Abendmahlskelche, der Priesterehe und dergleichen. Luther war als Geächteter nicht zugegen, sondern verweilte in Koburg, von wo er gegen jede Nachgiebigkeit brieflich ermahnte. Wirklich scheiterten die Unterhandlungen mit Melanchthon, obwohl dieser noch viel nachgab; und wie hätte es auch anders sein können? Der Punkt mußte bei allem Nachgeben endlich doch getroffen werden, wo die Lehre der Kirche mit den Forderungen der Protestanten sich in keiner Weise vereinigen ließ; hatten sich doch die Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, welche in der Abendmahlslehre mit den schweizerischen Reformatoren übereinstimmten, mit der augsburgischen Konfession nicht einigen können und eine eigene (confessio tetrapolitana) übergeben. Der Kaiser ließ die augsburgische Konfession durch gelehrte Theologen widerlegen (confutatio), und es erfolgte ein Reichstagsabschied, in welchem bekannt gemacht wurde: das Bekenntniß der Protestanten ist angehört und gehörig widerlegt worden; sie erhalten Zeit bis zum 15. April kommenden Jahres sich mit der Kirche wieder zu vereinigen, bis ein allgemeines Koncil über alle streitigen Artikel und Klagen entschieden haben wird. Unterdessen aber sollen die Katholiken nirgends bedrängt, die Sakramentierer und Wiedertäufer überall gemeinschaftlich verfolgt werden. Auch dagegen verwahrten sich die Protestanten, aber der Kaiser blieb bei dem Abschiede; mehr konnte er nicht zugeben, als

er bereits gethan hatte, wenn er der Kirche treu bleiben wollte, zumal einzelne Fürsten ihn durch ihre Ausdrücke gegen das Frohnleichnamsfest („dergleichen Menschensatzung, gottlose, ungereimte menschliche Anordnung, tödtliches, schädliches Gift" ꝛc.) beleidigt hatten. Als nun in Folge des Reichstagsabschiedes das Kammergericht gegen die Protestanten, welche fortwährend auf das Kirchengut griffen, einschritt, schloßen diese das Bündniß zu Schmalkalden (Dez. 1530; förmlicher Abschluß 27. Febr. 1531; die Verbündeten waren 7 Fürsten, 2 Grafen, 24 Städte) und rüsteten sich zum Kriege. Zu gleicher Zeit bewiesen sich auch katholische Stände feindselig gegen Karl, weil er die Wahl seines Bruders Ferdinand, welcher Böhmen und Ungarn (in welchem die Türken hausten) erworben hatte, zum römischen König, d. h. zum Reichsregenten während Karls Abwesenheit, eifrig zu bewirken strebte. Der König von Frankreich stachelte die Protestanten und hatte ihnen bereits 100,000 Gulden zugeschickt, und da auch Sultan Solyman nur auf einen deutschen Krieg wartete, so zog es der Kaiser vor, den sogenannten Nürnberger Frieden (1532) abzuschließen. Darin versprach man sich jedes Angriffs zu enthalten und das allgemeine Koncil abzuwarten, welches der Kaiser eifrig betrieb; unterdessen soll der Rechtstrieb wegen der Stiftsgüter eingestellt sein; der Stillstand geht aber nur diejenigen Stände an, welche das augsburgische Bekenntniß bereits unterschrieben haben, nicht diejenigen, welche jetzt erst unterschreiben wollen. Das war also eine Art Waffenstillstand; Sultan Solyman aber verglich um diese Zeit die deutschen Fürsten den Füchsen des Simson, mit denen dieser die Weinberge und Fruchtfelder der Philister in Brand steckte.

Die Reformation in der Schweiz.

Ulrich Zwingli in Zürich (1519—1531).

In der Schweiz fand die deutsche Reformation ein augenblickliches Echo und die Erschütterung des Bundesstaates, der längst nur dem Namen nach zum Reiche gehörte, war eine ebenso heftige, als die des Reiches. Hier war es Magister Ulrich Zwingli, welcher 1519 in der Stadt Zürich zu reformieren begann. Er war wie Luther in den alten Sprachen gelehrt, von unermüdlicher Thätigkeit, Meister in Wort und Schrift, aber ein Republikaner, dem der leidende Gehorsam, welchen Luther den Unterthanen predigte, nichts weniger als eine christliche Pflicht erschien. In Zürich fand er für seine Lehre denselben Boden wie Luther in Deutschland, und wie die Reformation in Deutschland fortschritt, so richteten auch Zwingli und der Rath in Zürich ihren Gang. Im Jahre 1523 schrieb der Rath eine Disputation aus, in welcher bewiesen werden sollte, ob Zwingli mit seinem Reformieren Recht habe oder nicht. Es

erschienen aber keine bedeutenden Gegner, und Zwingli brachte einige Mönche, die sich an ihn wagten, mit leichter Mühe zum Schweigen. Nun beschloß der Rath, Zwingli möge fortfahren nach dem Evangelium zu predigen und alle Menschensatzung weglassen. Bald folgten Städte und Dörfer Zürichs Beispiel und verlangten von ihren Geistlichen das „reine, lautere Wort Gottes"; die bevogteten Landschaften aber glaubten, nun sei die Zeit gekommen, wo sie als freie Landsleute in die ewigen Bünde eintreten könnten, welchen Glauben sie jedoch bald aufgeben mußten. Im Jahre 1525 schaffte der Rath in Zürich die Prozessionen ab, hob die Klöster auf, ließ die Bilder aus den Kirchen bringen, die Wandgemälde übertünchen, die silbernen und goldenen Kirchenzierden ausmünzen und den katholischen Gottesdienst bei Strafe verbieten. In den meisten Orten aber ging es nicht so ruhig ab; dort stürmte das Volk in die Kirchen, zerschlug die steinernen Bilder, warf sie in Seen und Flüsse, und was brennen konnte wurde auf große Haufen zusammengeschleppt und unter lautem Jubel verbrannt. Besonders eifrig zeigte sich St. Gallen, wo auf dem Brühl die Werke uralter Kunst verbrannt und die Leiber St. Galls und Notkers spurlos beseitigt wurden. Ebenso Schaffhausen; denn hier war eine uralte Abtei, Allerheiligen, der die Stadt fast so viel verdankte, als St. Gallen seinem Stifte; auch Basel trat bald zu der Reformation, denn es hatte einen Bischof, der noch nicht alle fürstlichen Rechte verloren hatte; hier wirkte Oekolampadius aus Weinsberg, Zwinglis Freund. Beiden warf Dr. Eck, der in Leipzig mit Luther und Karlstadt disputiert hatte, den Handschuh hin; die Disputation fand (1526) zu Baden im Aargau statt und dauerte mehrere Tage; Zwingli war nicht erschienen und wie in Leipzig entschied sich der Sieg für Eck, ohne daß er Folgen hatte; so günstig war die Stellung der angreifenden Reformatoren gegenüber einem Klerus, der so viele unwissende und üppige Mitglieder zählte. Noch hatte sich Bern nicht entschieden und beide Theile boten alles auf sich diese Stadt zu erhalten oder zu gewinnen, denn von ihr schien der Sieg oder die Niederlage der Reformation in der Schweiz abzuhängen. Der Rath schwankte lange; die Worte des konstanzischen Generalvikars Faber: „jetzt geht es an die Pfaffen und später an die Junker", der deutsche Bauernkrieg und ähnliche Erscheinungen machten die Rathsherren, welche wie die Bürgerschaft in der Mehrheit der Reformation geneigt waren, für einige Zeit stutzig. Doch überwog der Zug der Zeit und die Berechnung des Gewinnes für die Selbstherrlichkeit des Staates jene Bedenken und es wurde eine Disputation ausgeschrieben; dieselbe dauerte ziemlich lange und auch hier waren die anwesenden katholischen Geistlichen (es war kein namhafter Gelehrter erschienen) nicht im Stande, die Lehren, Einrichtungen und Gebräuche ihrer Kirche mit Nachdruck zu vertheidigen; so

fremd waren sie in der Kirche geworden! Die Stadt entschied sich nun für die Reformation, die Kirchen wurden geräumt, die Orgeln verstummten, und jetzt galt auch in der Schweiz der Grundsatz, daß die Religion des Landesherrn die Landesreligion sein müsse. Dies erfuhren die Leute des Oberhaslithales zuerst; sie hatten sich für die neue Lehre entschieden, weil sie dadurch des Klosters Interlachen und ihrer Leistungen an dasselbe loswerden wollten; als nun Bern zwar das Kloster aufhob, aber jetzt für den Staat forderte, was sonst dem Kloster zugekommen war, wollten die Leute wieder katholisch werden und riefen die Unterwaldner zu Hilfe. Diese getrauten sich aber nicht gegen die von Bern abgeschickte Mannschaft Stand zu halten und kehrten heim, worauf die Oberhasler sowohl bei dem „Evangelium" als bei den alten Abgaben ausharren lernten. Bald darauf verbanden sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Zug mit einander und später mit dem Bruder des Kaisers, dem Könige Ferdinand, daher dieses Bündniß das ferdinandische hieß; die reformierten Stände aber schloßen ein evangelisches Bündniß und hatten ihren Rückhalt an dem Könige von Frankreich. Dies geschah 1528; im gleichen Jahre enthaupteten die Züricher einen thurgauischen Katholiken, der Schmähreden ausgestoßen hatte, und die Schwyzer fingen und verbrannten den Prediger Kaiser, der in ihrer Vogtei Gaster aufgetreten war. Darauf zogen beide Theile zum Kriege aus; da jedoch die Katholiken viel schwächer waren, so waren sie froh, daß durch den Landamman Aebli von Glarus ein Friede vermittelt wurde; sie mußten den ferdinandischen Bundesbrief herausgeben und verbrennen lassen, auch einwilligen, daß in den Gemeinden der gemeinschaftlichen Vogteien das Handmehr über die herrschende Religion entschied; denn daß beide neben einander geduldet wurden, davon war hier so wenig als irgendwo Rede.

Im Oktober 1529 disputierten Zwingli und Oekolampadius mit Luther wegen des Abendmahls zu Marburg, Zwingli wich nämlich noch weiter von der Kirchenlehre als Luther ab und sah in Brot und Wein nur Zeichen. Luther konnte ihn nicht überzeugen und man versprach sich nur gegenseitigen Waffenstillstand, was aber Luther nicht hinderte, gegen „die schweizerische Verdammniß" zu donnern und Zwinglis Lehre eine durch-, ver-, über- und eingeteufelte zu nennen.

Der erste Religionskrieg.

Schlacht bei Kappel (11. Okt. 1531).

Der Kappeler Friede, von dem Zwingli eifrig abgerathen hatte, war von kurzer Dauer; die Reformierten hoben in den gemeinschaftlichen Vogteien die Klöster einseitig auf, Zürich und Glarus aber, die

mit Luzern und Schwyz Schirmorte des Stifts St. Gallen waren, verkauften dasselbe um ein Spottgeld an die Stadt St. Gallen. Die katholischen Kantone protestierten und wurden nicht gehört, man forderte im Gegentheil von ihnen, sie sollen auch in ihrem Lande das Evangelium frei predigen und Disputationen abhalten lassen. Das wollten sie nicht; Zwingli rieth zu raschem Kriege (seine kriegerischen Entwürfe sind noch handschriftlich auf dem Züricher Rathhause erhalten), Bern und Zürich gedachten aber die Hirtenkantone allmählig mürbe zu machen und sperrten ihnen die Zufuhr an Korn und Salz. Vergebens predigte Zwingli, daß sie dadurch nur den Krieg später herbeiführten; hätten sie das Recht die Bergkantone auszuhungern, so hätten sie auch das Recht sie zu bekriegen, und jetzt sei der Zeitpunkt günstiger als im Herbste, jetzt könne man den kleinen Kantonen nehmen, was sie zu viel Recht hätten. Die Städte blieben bei ihrer Sperre, und als die Hirten im Herbste mit ihrem Vieh von den Alpen gefahren waren, rückten sie mit ihren Bannern aus und sandten Zürich den Absagebrief. Die Züricher zogen ihnen über den Albis entgegen auf die Hochebene bei **Kappel**, ohne Ordnung und Begeisterung, auch der Zahl nach viel schwächer. Dennoch ließen sie sich in ein Treffen ein; „druckend tapfer nach, ihr alten Christen," scholl es aus dem Schlachthaufen der Bergleute, und die Züricher wurden mit einem Verluste von mehr als 400 Bürgern in die Flucht getrieben. Auch Zwingli blieb auf dem Schlachtfelde; er lag schwer verwundet auf dem Gesichte (wie die Augenzeugen melden), als ihn die feindlichen Krieger auffanden und fragten, ob er beichten wolle; er schüttelte mit dem Kopfe und wurde von einem Unterwaldner durchstochen, sein Leichnam aber zerrissen und verbrannt. Nach dieser Niederlage kamen die Berner und reformierten Landschaften den Zürichern zu Hilfe und standen den Katholischen bei **Baar** unweit Zug mit großer Uebermacht gegenüber. Diese überfielen aber (21. Oktober) eine Heeresabtheilung nächtlicher Weile auf der Höhe des Gubels und rieben sie auf. Nun wurde abermals ein Friede geschlossen, denn das unzufriedene Landvolk zwang Zürich und Bern hiezu, in welchem die Städte versprechen mußten, die Katholiken „bei ihrem wahren christlichen Glauben unarguiert und undisputiert zu lassen", die einseitig aufgehobenen Klöster wiederherzustellen und in den gemeinsamen Vogteien den Unterthanen die freie Wahl des Glaubens zu gestatten. Jetzt wurde **Solothurn** wieder katholisch, ebenso viele Leute in den gemeinschaftlichen Vogteien, die Klöster wurden in diesen wieder hergestellt, und der Abt von St. Gallen durfte wieder in sein halbzerstörtes Stift zurückkehren. Dieser **Kappeler Friede** bezeichnet den Stillstand der Reformation in der deutschen Schweiz.

Viertes Kapitel.

Die Wiedertäufer.

Kaum hatten Luther und Zwingli angefangen zu predigen, als auch, wie schon oben gesagt wurde, viele andere Männer aufstanden, welche die christliche Freiheit benutzten um in der Bibel zu forschen; diese fanden zum großen Zorne der Reformatoren noch viel mehr in der Bibel als sie und wollten ein noch besseres Christenthum herstellen. Sie predigten Gemeinschaft der Güter, einen christlichen Staat, in dem es keine Reichen und keine Armen, keine Geistlichkeit und keine Laien, keine Obrigkeiten und keine Unterthanen mehr geben sollte. Den Anfang hatte Thomas Münzer gemacht; andere trieben ihr Wesen um St. Gallen, Basel und am Zürichsee. Zwingli und Oekolampad disputierten mit ihnen, aber sie konnten nichts abbringen und mußten sich tönendes Erz und klingende Schellen, ja sogar „Päpstlein" nennen lassen, die ein neues Joch auflegen wollten. Diese „Schwarm- und Rottengeister" hielten bei St. Gallen nächtliche Versammlungen, wo sie in neuen Sprachen redeten, die Kleider wegwarfen und wie verrückte Menschen thaten. Eine Masse Volkes, Männer, Weiber und Kinder, liefen aus den Häusern, andere warfen Geld, Kostbarkeiten und Hausrath zu den Fenstern hinaus; ein Weibsbild hielt sich für den Heiland, eine andere für die babylonische Hure. Ein Lautenspieler, Thomas Schucker in St. Gallen, schlug seinem Bruder Leonhard das Haupt ab als dem Opferlamm für die Sünden der Welt. Der Unsinnige wurde eingezogen und hingerichtet, andere in's Gefängniß geworfen und ausgepeitscht, in Zürich aber einer der Anführer, Felix Manz, in der Limmat ersäuft. (Mergatur, qui iterum mergit, sprach Zwingli.) So wurde der Wiedertäuferei in diesen Gegenden ein Ende gemacht, denn Katholiken und Reformierte waren überein gekommen, „solch unchristlich Vieh nit zu dulden".

Auch in andern deutschen Gegenden, in Schwaben, Franken, Bayern und Thüringen hatten die Wiedertäufer großen Anhang gefunden und geschlechtliche Ausschweifungen in ihren Kult aufgenommen; sie wurden aber überall mit Strenge verfolgt und größtentheils ausgerottet, nur zu Münster in Westfalen gewannen sie die Oberhand und trieben daselbst ihr Wesen auf den Gipfel. Aus dieser Stadt hatte Rottmann, ein lutherischer Prediger, den katholischen Klerus hinausdisputiert; die Stadt trat über und empörte sich gegen ihren Fürstbischof (1532). Später kamen wiedertäuferische Prediger und disputierten Rottmann auf ihre Seite und nun wurde die Stadt der Schauplatz eines Treibens, das kaum glaublich scheint. Abwechselnd wurde alles vom Geiste ergriffen, Männer, Weiber und Jungfrauen; sie tanzten nach alter lustiger Weise

in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, während andere riefen: „thut Buße, das Himmelreich ist nahe!“ Wieder andere schrieen, sie sähen den Himmel offen und die Engel Gottes auf die Erde niedersteigen. Sie richteten eine christliche Gemeinde ein, trugen alles Gold und Silber zusammen, wählten Aelteste, die das gemeine Gut verwalteten, jedem seine Arbeit anwiesen und Gewand und Schuhe vertheilten; an gemeinschaftlichen Tafeln aßen Männer und Weiber gesondert. Die Angriffe des Bischofs und seiner Bundesgenossen schlugen sie tapfer zurück und machten kühne Ausfälle in die Umgegend; wer aber in der Stadt gegen sie sein wollte, büßte es mit dem Kopfe. Mathiesen, einer ihrer Propheten, verkündete einmal, er wolle den Feind mit seinem Stabe schlagen; der Narr machte wirklich mit einigen wenigen einen Ausfall und wurde von den Landsknechten niedergestochen. Nun erhob sich als Hauptprophet Johann Bockhold von Leyden, ein lüderlicher Musikant und Schneider; dieser erhielt die Offenbarung, daß er König werden solle, vorerst in Münster, von wo aus sich dieses Reich Gottes über die ganze Erde verbreiten werde. Er wurde wirklich in Münster König „der Gerechtigkeit“, führte die Vielweiberei ein und bedachte sich dabei am besten, schickte auch zwölf Apostel aus, welche das neue Reich verkündeten — aber festgenommen und hingerichtet wurden. Münster selbst wurde endlich (1534) von den westfälischen Kreistruppen eingeschlossen, und es entstand eine große Hungersnoth, während der König selbst schwelgte; eines seiner Weiber, das Zweifel an seiner göttlichen Sendung äußerte, köpfte er eigenhändig. Dennoch harrten die Schwärmer bei ihm aus und schlugen noch halbverhungert alle Stürme ab. Zuletzt wurde den Belagerern nachts (24. Juni) durch Verrätherei eine Pforte geöffnet; der Feind drang in die Stadt, überwältigte aber den verzweifelten Widerstand nur mit großer Mühe. Der König der Gerechtigkeit, sein Scharfrichter Knipperdolling und ein anderer Helfershelfer, Krechting, wurden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen, eine Stunde lang mit glühenden Zangen gezwickt, dann hingerichtet und die Leichname in eisernen Käfigen aufgehängt. So endete das kommunistische Reich der Wiedertäufer 1535.

Fünftes Kapitel.

Die Türkennoth.

Sultan Solyman II. vor Wien (1529).

Während in Deutschland Bauern und Wiedertäufer geschlachtet wurden, aber keine Einigkeit im Glauben zu Stande kam und sich die

Reichsstände lieber jedem andern Herrn als dem Kaiser unterworfen hätten, verheerten die Türken Ungarn und pochten an die Thore Deutschlands. Auf Mohammed II., der 1480 von Rhodus mit großem Verlust hatte abziehen müssen, folgte 1481 sein Sohn Bajazet II. (1481 bis 1512), der zuerst durch seine Brüder, später durch seine Söhne so beunruhigt wurde, daß er nur wenig an auswärtige Kriege denken konnte; Selim I. aber, Bajazets II. jüngster Sohn, ein nach orientalischem Geschmacke hochgebildeter, poetisch begabter, aber blutgieriger und meineidiger Wütherich, der an politischem Verstand und Kriegskunde seinen meisten Zeitgenossen überlegen war, machte den Namen der Osmanen furchtbarer, als er je zuvor gewesen. Ungarn und die angränzenden Länder ließ er bloß durch Raubzüge heimsuchen, weil von dorther keine Gefahr drohte, dagegen sicherte er sich den Rücken in Asien und verstärkte seine Seemacht mit dem größten Eifer. Zuerst bekriegte er das neue persische Reich; dasselbe wurde nach der Auflösung der gewaltigen Monarchie Timurs 1500 von Ismael Sofi, einem persischen Scheich, gegründet, der zu Tauris seine Residenz aufschlug und seine Herrschaft bis Mesopotamien ausdehnte. Dieses persische Reich war den sunnitischen Osmanen um so verhaßter, weil die Schiiten durch dasselbe sich ihnen auch als politische Macht gegenüberstellten. Selim I. begann die Feindseligkeiten durch die Ermordung aller über sieben Jahre alten männlichen Schiiten in seinem Reiche, besiegte hierauf die Perser vorzüglich durch seine Kanonen und die Feuerwaffen der Janitscharen in mehreren Schlachten und entriß ihnen (1515) die Provinzen Diarbekr und Mosul. Hierauf wandte er sich gegen den Mameluckensultan in Aegypten; im ersten Feldzuge eroberte er Syrien, im zweiten (1517) Aegypten selbst, wodurch er nicht bloß eine reiche Provinz gewann, sondern auch die Würde des Chalifen und die Beschützung der heiligen Städte an seine Dynastie brachte. Er starb 1520 und hatte seinen Sohn Solyman II. zum Nachfolger (1520—1566), unter welchem das osmanische Reich seine größte Macht erreichte. Schon 1521 erstürmte dieser Schabacz, dessen Besatzung sich bis zum letzten Athemzuge vertheidigte, nahm Ende August nach ungeheurem Verluste das wichtige Belgrad und schritt 1522 zu dem schon von seinem Vater mit dem Aufgebot aller Mittel vorbereiteten Angriff auf Rhodus, welches den Türken neben den Venetianern allein noch die Oberherrschaft über das mittelländische Meer bestritten hatte. Mit einer Flotte von 400 Segeln, die 120,000 Krieger an Bord hatte, unternahm er den Angriff gegen die Festung Rhodus, die nur von 600 Rittern und 4500 Söldnern vertheidigt wurde. Der Großmeister Villiers de l'Isle Adam hielt sich sechs Monate lang gegen die fürchterliche Uebermacht, und erst im Dezember 1522, als die Stadt durch das türkische Geschütz bereits zerschmettert

war, nahm er die von dem Sultan angebotene Kapitulation an; er durfte mit allen Rittern ehrenvoll abziehen, den zurückbleibenden Christen aber sicherte der Sultan freie Religionsübung und Unantastbarkeit ihres Eigenthums zu. Hierauf rüstete er sich zur Eroberung **Ungarns**; die drohende Gefahr verhinderte aber den ungarischen Adel nicht im geringsten nach wie vor zu tumultuieren und den König des letzten Restes von Ansehen und Einkommen zu berauben; selbst als des Sultans Aufbruch von Belgrad schon bekannt war, sammelten sich so wenige Herren um den König, daß dieser den 200,000 Türken kaum 25,000 Mann entgegenführen konnte. Am 29. August 1526 besiegte er das ungarische Heer bei **Mohacz** unter dem jungen König **Ludwig** II. (Sohn von Ladislaus VII.), der selbst in dieser Schlacht umkam, welche die Türken unter die sieben großen Siege des Islam rechnen. Deutschland erbebte bei dieser Nachricht; der Kaiser und sein Bruder Ferdinand, der durch Ludwigs Tod Kronerbe von Ungarn und Böhmen war, mahnten das Reich auf gegen den türkischen Bluthund, wie damals der Sultan genannt wurde. Aber die Protestanten mißtrauten dem Kaiser mehr als sie die Türken fürchteten, und Luther selbst schrieb und predigte zuletzt gegen einen Türkenkrieg. Endlich (1529) rückte Solyman bis **Wien** vor und seine wilden Horden streiften tief in Oesterreich und Steyermark; Mord und Flamme bezeichneten ihren Weg, viele tausend Jungfrauen und Knaben wurden in die Sklaverei geschleppt. An den Mauern der Stadt Wien aber brach sich die Wuth der Türken; der Graf Niklas von Salm vertheidigte es, Frundsbergs würdiger Waffengefährte, und der Sultan lernte einsehen, daß das städtereiche Deutschland schwer zu erobern sein möchte (22. Sept. bis 14. Okt.). Er zog in das eroberte Ungarn ab, als ein starkes Reichsheer anrückte; denn diesmal hatten sich die Deutschen zu einem Heerzuge vereinigt, weil auch das innere Land von den Türken bedroht war. In dem nicht türkischen Theile Ungarns machte der Woiwode von Siebenbürgen, **Johann Zapolya**, Ferdinanden die Krone als Schützling Solymans streitig, und als er todt war, übernahm Solyman die Vormundschaft über dessen Sohn Johann Sigismund, er besetzte Ofen (1541), wo die türkischen Paschen ihre Roßschweife aufpflanzten, ließ seinem Schützling nur Siebenbürgen und einen Theil von Niederungarn, wiederholte von Jahr zu Jahr verwüstende Einfälle, und Ferdinanden blieb in einem achtjährigen Waffenstillstande ein Theil von Oberungarn und die zunächst an Oesterreich und Steyermark gränzenden Komitate gegen einen Tribut von 30,000 Goldgulden (1562). Haus Habsburg hatte nun in Ungarn einen furchtbaren Feind statt einer Vormauer.

Karl V. in Afrika (1535).

Schauerlicher noch als das östliche Deutschland waren Italien und Spanien von den Türken geplagt. Zwar hatte Karl den Johannitern die Felseninsel Malta und Gozzo eingeräumt (1530), von wo aus die Ordensritter ihren Seekrieg gegen die Türken mit neuem Eifer fortsetzten; aber die Moslemin schwärmten in zahllosen Schiffen auf dem Meere, fingen die christlichen Schiffe auf, landeten unversehens an den Küsten und zerstörten Dörfer und kleine Städte. Besonders furchtbar machten sich zwei Brüder von der griechischen Insel Lemnos, Horuk und Hairebdin, welche zum Islam übergetreten waren. Durch Gewalt und Verrath waren sie Herren von Algier und Tunis geworden und bedeckten nun mit ihren Raubflotten das Mittelmeer. Da entschloß sich der Kaiser, die Renegaten zu züchtigen und die Christensklaven aus der Gewalt ihrer unmenschlichen Quäler zu befreien. Im Jahre 1535 schiffte er mit einer starken Flotte, welche der genuesische Seeheld Andreas Doria befehligte, nach Afrika über und landete glücklich mit seinem kleinen aber auserlesenen Heere. Er schlug Hairebdins Landmacht, eroberte Tunis sammt der Hafenfestung Goletta und befreite 20,000 Christensklaven, die den Ruhm ihres Erretters in Europa verbreiteten; den von den Renegaten vertriebenen Fürsten setzte er als Vasallen wieder in den Besitz von Tunis.

Neuer Krieg mit Frankreich (1536—1538).

Dem König Franz war des Kaisers Kreuzzug nach Tunis eine erwünschte Gelegenheit, sein feindseliges Spiel zu erneuern; er intriguierte in Mailand und schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sultan Solyman; mit den Protestanten in Deutschland war er ohnehin im Bunde und bekämpfte Ferdinand von Oesterreich (vgl. Seite 37), als Karl in Spanien und Italien seine Unternehmung gegen die Seeräuber ausrüstete. Während Karl in Afrika war, überfiel Franz des Kaisers Bundesgenossen, den Herzog von Savoyen (1535), und als das Jahr darauf der Herzog von Mailand, der letzte Sforza, starb, erneuerte Franz seine Ansprüche auf Mailand und damit den Krieg. Der zurückgekehrte Kaiser trieb die Franzosen rasch aus Oberitalien, unternahm abermals einen Angriff auf Marseille, der gänzlich mißlang; jedoch hatte sich der französische Feldherr Montmorency nicht anders zu helfen gewußt, als daß er die südliche Provence in eine Wüste verwandelte. Franzens Bundesgenossen, die türkischen Seeräuber, verwüsteten zu gleicher Zeit die Küsten Unteritaliens, und dies bewog den Papst Paul III., welcher dem Kaiser wegen seiner Uebermacht durchaus nicht günstig war, einen Frieden zu vermitteln; er kam zu Nizza auf die Bedingung zu Stande, daß jeder behielt, was er gerade in Händen

hatte (1538). Karl reiste nun durch Frankreich in die Niederlande und machte seinem Herrn Bruder Franz einen Besuch in Paris, der es auch nicht wagte, gegen Karl unritterlich zu handeln. Karl hatte nämlich in den unruhigen Niederlanden zu thun, die ihm dennoch als sein Geburtsland am liebsten waren. Er hielt die Freiheiten der Städte gewissenhaft, bestrafte aber auch jede Unbotmäßigkeit, und als aus Deutschland nicht nur die lutherische Lehre, sondern auch die Wiedertäuferei eindrang, ließ er gegen deren Anhänger die ganze Strenge der Gesetze walten und sie mit Feuer und Schwert bestrafen. Das machten ihm die Protestanten zum bittern Vorwurfe, während doch ihr Bundesgenosse Franz gegen die Hugenotten noch härter verfuhr und sie selbst keinen Katholiken unter sich duldeten.

Des Kaisers unglückliche Unternehmung gegen Algier (Okt. und Nov. 1541).

Nach dem Verluste von Tunis trieben die Seeräuber in Algier ihr Unwesen mit verdoppeltem Eifer, so daß der Kaiser immer mit Berichten von Ueberfällen und Mordthaten bestürmt wurde. Darum beschloß er eine Unternehmung gegen das Raubnest Algier und führte sie auch im Herbste 1541 aus. Vergebens warnte der erfahrene Andreas Doria vor den herbstlichen Stürmen, welche in dem Mittelmeere eben so heftig als häufig sind, und an der buchtenlosen Küste von Algier einer Flotte verderblich werden müssen. Der Kaiser vertraute auf sein Glück, das ihn auch bei der Ueberfahrt und Landung begleitete. Aber nun fiel ein entsetzliches Unwetter ein, das viele Schiffe am Strande zerschellte und den frei lagernden Truppen außerordentliches Ungemach bereitete. (Die Franzosen haben seit 1830 vielmal erfahren, was algierisches Unwetter vermag.) Das nahmen die Barbaresken als ein Zeichen, daß Allah auf des Propheten Bitte die Gläubigen schützen wolle, und Karls Soldaten hörten das triumphierende Geheul der Weiber und den Racheruf der Männer durch das Tosen des Sturmes. Ein wüthender Angriff nach dem andern erfolgte von den Algierern, Mauren und Arabern, alle aber wurden blutig zurückgeschlagen. Noch immer hoffte Karl die Stadt mit Sturm nehmen zu können; bei einem neuen Ausfalle führte er seine deutschen Landsknechte persönlich gegen den Feind, und diese warfen die Moslemin auch mit solcher Kraft und verfolgten sie so nachdrücklich, daß der Kaiser sicher glaubte, er werde mit dem Feinde die Thore der Stadt erreichen; allein da brach das Unwetter schrecklicher als je los und vereitelte die rasche Verfolgung und mit derselben die letzte Hoffnung des Kaisers. Er mußte sich zur Heimkehr entschließen und deckte die Einschiffung des Heeres in eigener Person an der Spitze einer Kerntruppe; der Verlust an Schiffen und Mannschaft kam dem einer verlorenen Schlacht gleich.

Franzosen- und Türkenkrieg (1542—1544).

Nach diesem verunglückten Kreuzzuge des Kaisers griff Franz abermals zu den Waffen. Er hatte Bundesgenossen: den Sultan Solyman, der ihm den 84jährigen Seeräuberadmiral Haireddin, welchen Karl aus Tunis vertrieben hatte, zu Hilfe schickte, und in Deutschland den Herzog von Kleve, der Geldern und Zütphen von dem Kaiser ansprach, sich mit einer französischen Prinzessin verlobte und mit dem schmalkaldischen Bunde in Unterhandlung getreten war. Zwar gelang es dem Kaiser, den König Heinrich VIII. von England zu gewinnen, doch begnügte sich derselbe mit der Eroberung von Boulogne und führte den Krieg mit keinem Nachdruck. Anfangs hatte Franz Glück; die Seeräuberflotte, die er in Marseille aufgenommen, eroberte und zerstörte 1543 Nizza bis auf die Citadelle, und im folgenden Jahre (14. April) wurde Karls Heer bei Cerisoles in Piemont geschlagen; der Schwabenhaß der Schweizer in Franzens Heer war noch einmal gegen die Landsknechte aufgeflammt, die bis auf den letzten Mann erschlagen wurden, aber ihr Leben theuer verkauften. Hingegen trieb Karl den Herzog von Kleve zu Paaren (1543), den seine schmalkaldischen Bundesgenossen nicht zu unterstützen wagten, rückte dann mit einem deutschen Heere in der Champagne bis auf zwei Tagmärsche gegen Paris vor und zwang dadurch Franz zu dem Frieden von Krespy, in welchem er den Kaiser in dem Besitze seiner Länder lassen mußte (September 1544). So endigte für diesmal der Kampf der Franzosen um den Besitz Italiens, und sie nahmen ihn längere Zeit nicht wieder auf, weil Deutschland leichtere Erwerbungen anbot. Franz starb den 31. März 1547 an den Folgen seiner Ausschweifungen.

Sechstes Kapitel.

Steigendes Zerwürfniß in Deutschland.

Während der Kaiser in Spanien, Italien, den Niederlanden, in Afrika und Frankreich die Waffen gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit führte, traten noch immer mehrere Fürsten zu den Protestanten über, einige nach Melanchthons ausdrücklichem Zeugnisse nur deßwegen, um Bisthümer und Klöster einziehen zu können; kein besseres Zeugniß gibt derselbe Reformator den weltlichen Vorkämpfern der Reformation, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, welch' letzterem Luther und Melanchthon zwei Weiber erlauben mußten, wenn er nicht abfallen sollte. Dieser Landgraf war jedenfalls der entschlossenste Fürst auf Seite der Protestanten, und 1534 gelang

ihm ein glücklicher und folgenreicher Streich gegen den Kaiser. Es ist oben gesagt worden, daß der wilde Herzog Ulrich von Wirtenberg 1519 durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben wurde, weil er die Reichsstadt Reutlingen weggenommen hatte; Wirtenberg überließ nun der Bund an Ferdinand von Oesterreich gegen Ersatz der Kriegskosten. Dies erregte aber die Eifersucht der Fürsten, welche eine solche Vergrößerung Oesterreichs sehr ungerne sehen mußten, besonders der bayerischen, denn Ulrichs Sohn Christoph, der in Italien von Oesterreich gehütet wurde, hatte eine bayerische Prinzessin zur Mutter, und ohnehin war Bayern immer der eifersüchtige Wächter über die Entwürfe Oesterreichs. Mit Ulrich hätten es die meisten Fürsten nicht versucht, weil er durch seine Verschwendung und Wildheit in Wirtenberg selbst alle Zuneigung verloren hatte, darum verhalfen sie dem Herzog Christoph zur Flucht. Besser jedoch rechnete der Landgraf von Hessen, der wohl wußte, daß Oesterreichs Herrschaft in Wirtenberg wegen des Drucks und Uebermuths, den sich die österreichischen Beamten erlaubten, noch unbeliebter war als die des vertriebenen Herzogs. Mit französischem Gelde warb er ein Heer und fiel mit Ulrich 1534 in Wirtenberg ein. Bei Laufen am Neckar besiegte er den österreichischen Statthalter und unterwarf das ganze Land ohne viele Mühe, namentlich weil die Bauern von einem Aufgebote gegen den Herzog nichts wissen wollten. Ferdinand, der weder Truppen noch Geld hatte (auch der Papst gab ihm keines) und im Osten mehr als genug beschäftigt war, gab in dem Vertrage von Kadan Wirtenberg an Ulrich und seinen Stamm zurück, und dieser reformierte nun das Land sammt der Universität Tübingen. Diesem Beispiele folgte Baden-Durlach; dadurch war die Reformation im südwestlichen Deutschland gesichert und Tübingen wurde die Metropole des Protestantismus in Süddeutschland. Zwar bildete sich gegen den auf diese Weise erweiterten Bund von Schmalkalden ein katholisches Bündniß zwischen den Herzogen von Bayern, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Herzogen Georg von Sachsen (Meißen) und Heinrich von Braunschweig (1538); der Kaiser untersagte jedoch alle Feindseligkeiten und gewährte auch den seit dem Nürnberger Frieden (1532) in das schmalkaldische Bündniß eingetretenen Fürsten und Städten den Aufschub der Reichsprozesse, den sogenannten „Frankfurter Anstand", was die Sache der Protestanten sehr förderte. Denn um diese Zeit (1539) starb Georg von Sachsen, ein ehrenfester Charakter und kräftiger Vertheidiger des alten Glaubens, worauf dessen Bruder Heinrich sogleich die Reformation einführte und Luther an Pfingsten in Leipzig predigte. Gleichzeitig trat das brandenburgische Haus über und in den schmalkaldischen Bund, als Kurfürst Joachim I., ein eifriger Katholik, gestorben war. Diesem

Beispiele folgten in Norddeutschland die Bischöfe von Lübeck, Kamin und Schwerin (ein junger mecklenburgischer Prinz) und selbst der Erzbischof von Mainz ließ die Reformation in Magdeburg und Halberstadt gewähren, weil er sie nicht hindern konnte und dabei eine nicht unbedeutende Geldsumme herausschlug. Solche Triumphe in Deutschland und die Fortschritte der Reformation in andern Ländern vereitelten die Hoffnung des Kaisers, der immer noch an einem Vergleich zwischen den Theologen arbeitete; so veranlaßte er 1540 ein Religionsgespräch zu Worms, das 1541 zu Regensburg fortgesetzt wurde. Die Katholiken, der päpstliche Legat Kontarini und der Dompropst Julius Pflug gaben so viel nach, daß sie mit Melanchthon in den vier wichtigsten Punkten übereinkamen, aber weder Luther, der den Kurfürsten von Sachsen auf seine Seite brachte, noch der Papst wollten von einer derartigen Ausgleichung, welche die Unterschiede nur verhüllte und jedenfalls nur zum Nachtheile der Katholiken ausgeschlagen wäre, etwas wissen und so zerrann die ganze Sache wieder (Regensburger Interim). Als gleichzeitig das Bisthum Naumburg in Erledigung kam, wählte das Kapitel den Julius Pflug zum Bischofe, der Kurfürst von Sachsen aber setzte den Lutheraner Amsdorf mit dem Gehalte eines Pfarrers zum Bischofe ein, den Luther ordiniert hatte (Januar 1542).

Zu gleicher Zeit war der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel mit den schmalkaldischen Fürsten in einen heftigen Streit gerathen, in dem sie in einer Weise gegen einander schrieben, welche am besten bezeugt, wie entartet die fürstlichen Sitten in jener Zeit waren, darum mögen die Titel der Gegenschriften hier einen Platz finden. Der des kursächsischen Libells lautet: „Wahrhaftige, beständige, ergründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider den verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänder, bösthätigen Barrabas, auch h....süchtigen Holofernes, der sich Heinrich von Braunschweig nennt, und sein unverschämt kalphurnisch Schand- und Lügenbuch." Heinrichs (des jüngern) Antwort: „Erhebliche, gründliche, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplik wider des gottlosen, verruchten, verstockten und abtrünnigen Kirchenräubers, vermaledeiten und boshaften Antiochi, Novatiani, Severiani und H....wirths von Sachsen, der sich Hansen Friedrich von Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschämt Lügenbuch." Auch Luther gab seinen Senf dazu in seiner Schrift „wider Hans Wurst", in welcher er dem Braunschweiger sagt: „Ihr seid beide, Vater (darunter ist der Teufel zu verstehen) und Sohn, die rechten Hans Wurst, Tölpel, Knebel und Rülze, verzweifelte, ehrlose, verlogene Bösewichter." In dem Kriege (1542), der aus dieser Feindschaft erwuchs, wurde Heinrich geschlagen, bei einem zweiten Versuche (1545) gefangen und Braunschweig-Wolfenbüttel reformiert.

Selbst ein Erzbischof, Hermann von Köln, ein gutmüthiger, aber unwissender alter Mann, begann in seinem Erzsprengel zu reformieren, fand übrigens bei dem Domkapitel kräftigen Widerstand; dagegen vermehrten Otto von der bayerischen Oberpfalz, Kurfürst Friedrich von der Rheinpfalz und die Stadt Regensburg die Zahl der protestantischen Stände und schmalkaldischen Bundesglieder. Der Kaiser hatte bisher den Frieden ernstlich zu erhalten gesucht und den Protestanten so viele Zugeständnisse gemacht, daß eifrige Katholiken mit ihm unzufrieden waren. Aber sollte denn der Kaiser in Deutschland gegen die Protestanten Krieg führen und seine Besitzungen den Franzosen und Türken überlassen? Hätte Franz nicht gegen den Kaiser den Krieg erklärt, sobald in Deutschland der Religionskrieg ausgebrochen wäre, und hätten dann die deutschen Fürsten, die katholischen nämlich, den Kaiser ernstlich unterstützt? So wenig damals als später, darum antwortete Karl auch dem bayerischen Gesandten, als dieser 1543 in ihn drang: „Ich sehe wohl, daß es den deutschen Fürsten nicht sowohl um die Religion oder um die Lutherei zu thun ist, sondern allein darum, daß man auf beiden Seiten die Libertät (die Freiheit der Reichsstände) zu hoch und zu fast suchen und danach rechten will.“ Wäre der Kaiser 1521 Sickingens Aufforderung gefolgt oder später Protestant geworden, so hätte es in Deutschland mit wenigen Ausnahmen nur katholische Fürsten gegeben, die mit dem König von Frankreich die Kirche und die sogenannte deutsche Freiheit vertheidigt hätten. Aber Karl war ein aufrichtiger Katholik; er erwartete keine Ausgleichung des großen Zwiespalts, bevor nicht ein allgemeines Koncilium, nach welchem die Neuerer am meisten gerufen hatten, zusammenträte, über die neue Lehre entschiede, jeden Vorwand zu weiteren Appellationen abschnitte, zu gleicher Zeit aber in die zerrüttete Kirche Ordnung und Disciplin zurückführte. Fände auch das Koncil kein Gehör, dann war der Kaiser entschlossen, ernstlich einzuschreiten; denn er hatte sich seiner Feinde, wenigstens der gefährlichsten, für einige Zeit entledigt, wie er glaubte. Auf sein Andringen schrieb Papst Paul III. auf den 1. November 1542 das allgemeine Koncil nach Trient im Südtyrol aus.

Luther stirbt (18. Februar 1546).

Luther erlebte in den letzten Jahren seines Lebens manchen Triumph, insofern auch andere Nationen von der katholischen Kirche abfielen oder durch ihre Herrscher zum Abfalle gezwungen wurden; aber es machte ihm wenig Freude, daß die Schweizer auf Zwinglis Weg weiter gingen, und die romanischen Reformierten unter Kalvin denselben einschlugen; noch weniger konnte ihm die englische Reformation durch König Hein-

rich VIII. gefallen, der Luthern noch mehr haßte als den Papst und Luthers Abbitte wegen einer groben Gegenschrift (Heinrich VIII. hatte für die sieben Sakramente geschrieben, wofür ihn Luther mit „Narr, Eselskopf" u. dgl. bediente) mit der ausgesuchtesten Verachtung zurückwies. Er konnte sich auch nicht verhehlen, daß durch seine Lehre die Sittlichkeit der deutschen Nation nicht gewonnen habe, und er selbst spricht mit Abscheu von dem ausschweifenden Leben, das unter seinen Augen zu Wittenberg geführt wurde; daß es in den katholischen Städten und Ländern nicht besser herging, war jedenfalls nur ein schlechter Trost. Zudem mußte er sehen, wie die Gewalt der Fürsten und ihrer Beamten seine Schöpfung gänzlich in Beschlag nahm und daß nur ihm ausnahmsweise ein Einfluß auf die Besetzung der Stellen und eine fast freie Anordnung im Kirchen- und Schulwesen eingeräumt wurde, und dies nur in Sachsen, während schon Brandenburg von seiner Kirchenordnung abwich. Auch die Sekten wollten nicht aufhören; seine Lehre vom Abendmahle drang nicht durch, so oft er auch Zwinglis Lehre als „lästerliche Ketzerei" verdammte, und er bemerkte es nur zu deutlich, daß sein Mitarbeiter Melanchthon sich zu der Zwinglischen Lehre hinneigte. Zudem ging die katholische Lehre nicht unter, sie lebte im Gegentheile kräftig auf und Luther erwartete auch nicht mehr, daß er ihren Fall noch erlebe. Doch schrieb er noch 1545 „das Papstthum vom Teufel gestiftet" und ergoß darin einen Strom von Schmähungen über die Kirche, wie nur er zu thun im Stande war, denn in der Virtuosität des Schimpfens kam ihm keiner seiner Zeitgenossen auch nur von ferne gleich. Auch gegen die Juden brach er noch los und überschüttete sie mit einem Hagel von Schand- und Spottworten; er rieth ihre Synagogen zu verbrennen, ihnen die Bibel zu nehmen, ihren Kult zu verbieten und sie schließlich fortzujagen. Haben die Kölner Dominikaner jemals in solcher Weise gegen den Talmud und andere jüdische Schriften gewüthet? Luther war in den letzten Jahren auch von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, was seine Gereiztheit nur steigern konnte, und vielmal äußerte er brieflich und mündlich, er wünsche durch den Tod von dem Anblick so mancher Widerwärtigkeit erlöst zu werden. Dieser traf ihn den 18. Februar zu Eisleben, wohin er gekommen war, um in einem Streite der Grafen von Mansfeld zu vermitteln; begraben ist er in der Schloßkirche zu Wittenberg. Die Gewalt, mit welcher er die damalige Macht der Kirche bekämpfte, sichert ihm seinen Platz neben den kühnsten Sterblichen. Seine Thätigkeit war unermüdlich, sein Eifer glühend, seine Beredtsamkeit hinreißend; er war wohlthätig gegen Arme und treu gegen seine Freunde, aber wenn seine Leidenschaftlichkeit überwallte, so durchbrach sie alle Schranken der Demuth, der Nächstenliebe und des Anstandes; dann wurde er weiter fortgerissen, als sein anfänglicher Wille ge-

wesen war, und ihm die Umkehr fast unmöglich gemacht. Die Vorsehung, welche die Kirchentrennung zuließ, hat dafür gesorgt und wird dafür sorgen, daß aus diesem welterschütternden Ereignisse Folgen hervorgehen, welche der Kirche und dem Menschengeschlechte zur Wohlfahrt gereichen.

Siebentes Kapitel.

Der schmalkaldische Krieg (1546—1547).

Wegen des zwischen Karl V. und Franz I. von Neuem ausgebrochenen Krieges mußte das nach Trient ausgeschriebene (1542) allgemeine Koncil noch verschoben werden, und erst am 13. Dezember 1545 gelang es den rastlosen Bemühungen des Papstes Paul III., nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, welche theils Karls und Franzens Politik, theils die deutschen Zustände in den Weg legten, dasselbe eröffnen zu lassen. Der Kaiser lud alle deutschen Reichsstände zu einem Reichstage nach Regensburg auf das Frühjahr 1546, damit die Eingaben an das Koncil gemeinschaftlich berathen würden. Allein die meisten Protestanten erschienen bei dem Reichstage gar nicht (nur Moriz von Sachsen, Joachim von Brandenburg und Albrecht von Brandenburg-Baireuth machten eine Ausnahme) und protestierten zum voraus gegen alle Beschlüsse des Koncils, weil es ein „päpstliches" und kein „freies" (d. h. protestantisches) sei. Der Kaiser wiederholte seine Vorladung nach Regensburg, allein die Antwort bestand in Rüstungen und neuen Verbindungen; es regte sich nämlich der hussitische Geist in Böhmen, Schlesien und der Lausitz, und selbst der österreichische Adel schien geneigt, mit Hilfe des Evangeliums die landesherrliche Gewalt Ferdinands zu brechen (Karl hatte ihm 1521 die deutschen Erblande Habsburgs mit Ausnahme von Burgund übergeben). Bayern, glaubten die Protestanten, werde aus alter Eifersucht für den Kaiser nicht in die Schranken treten; der Kaiser hatte noch kein Heer, der König von Frankreich versprach zur rechten Zeit nicht auszubleiben — was war also zu befürchten? Karl konnte sich weder solchen Trotz gefallen lassen, noch konnte er es länger dulden, daß die Katholiken in Deutschland eine Stadt und ein Stift nach dem andern verloren und auch das früher immer begehrte Koncil jetzt verworfen werde — darum rüstete er eifrig, wobei ihn der Papst mit einer bedeutenden Geldsumme unterstützte. Jetzt schien es den schmalkaldischen Bundesgenossen Zeit, von den lange bereit gehaltenen Waffen Gebrauch zu machen, und nicht weniger als 45,000 Mann rückten (Juli) unter den Bundeshäuptern, dem Kurfürsten von Sachsen und dem hessischen Landgrafen Philipp, gegen den Kaiser nach Süddeutsch-

land, wo die Mannschaft der oberdeutschen Städte unter Schertlin von Burtenbach, einem kriegserfahrenen Hauptmann der Landsknechte, zu ihnen stieß. Nun sprach der Kaiser die Acht über den Kurfürsten und den Landgrafen aus (20. Juli), nicht weil sie Protestanten waren, den Punkt der Religion sollte das Koncil entscheiden, sondern er verhängte die Acht über sie als ungehorsame Reichsstände, und dies machte die beiden Herren stutzen, weil sie an Herzog Ulrich von Wirtenberg dachten. In den Bewegungen des protestantischen Heeres trat in Folge davon Schwankung und Ungewißheit ein; Schertlin wollte rasch angreifen, so lang der Kaiser noch keine Macht beisammen habe, die der schmalkaldischen gewachsen sei, allein ihm wurde von dem Landgrafen grob widersprochen, was derselbe am andern Tage mit Trunkenheit entschuldigte. Endlich rückten sie gegen den Kaiser, der sich bei Ingolstadt verschanzt hatte, und kanonierten aus der Ferne auf sein Lager. Auch hier rieth Schertlin zu einem Sturme, wie er so manchen mit den Landsknechten gegen Franzosen, Italiener, Schweizer und Türken früher ausgeführt hatte; aber vergebens. Unterdessen verstärkte sich der Kaiser und brach in Schwaben ein. Bei Gingen erfocht er durch einen gut angelegten Hinterhalt einen kleinen Vortheil, und gleichzeitig erhielt Johann Friedrich die Nachricht, sein Vetter Moriz sei in Kursachsen eingefallen. Moriz war von der sächsisch-albertinischen Linie, Johann Friedrich von der ernestinischen, welcher die Kurwürde gehörte. Beide Vettern waren schon lange mit einander im Streite; auf dem Regensburger Reichstage hatte Karl den ehrgeizigen Moriz vollständig gewonnen, indem er ihm die Kurwürde und einen Theil der Besitzungen Johann Friedrichs zusicherte, auch versprach, daß den Protestanten jedenfalls die Priesterehe, der Kelch und Luthers Lehre von der Gnadenwahl verbleiben solle. Während nun Johann Friedrich nach Süden gegen den Kaiser vorrückte und dafür in die Acht fiel, überzog Moriz sein Land, indem er die Einwohner wegen der Religionsgefahr beruhigte und als Grund seines Einschreitens angab, daß sonst die sächsischen Länder von König Ferdinand besetzt würden. Da eilte Johann Friedrich mit seinem Heere schnell nach Sachsen zurück, trieb seinen ungetreuen Vetter hinaus und bemächtigte sich auch des größten Theiles von dessen Landen. Aber das Bundesheer, das bisher den Kaiser im Schach gehalten hatte, lief im Herbste noch auseinander und überließ die südlichen Genossen des schmalkaldischen Bundes dem Kaiser. Diese geriethen in große Angst, und die starken Städte wagten es nicht mehr zu trotzen. Die Ulmer Rathsherren baten fußfällig und in spanischer Sprache um Gnade, lieferten ihr Geschütz aus und bezahlten 100,000 Goldgulden Strafe. Auch Augsburg, das Schertlin vertheidigen wollte, ergab sich auf ähnliche Bedingungen, und so eine Stadt nach der andern, so daß Karls Kasse sich unverhofft zur

Fortsetzung des Krieges füllte; der kranke französische König Franz konnte seinen Aerger nicht verhehlen und klagte laut über die gränzenlose Dummheit der Städte. Karl setzte überall eine aristokratische Verfassung ein und gebot, daß die Katholiken wieder ihren Gottesdienst feiern durften, denn bisher war es ihnen in den Reichsstädten verwehrt gewesen. Auch Herzog Ulrich von Wirtenberg zahlte eine Geldstrafe und räumte dem Kaiser einige Festungen ein. Der reformierende Erzbischof von Köln mußte seinen Sitz verlassen und mit dem Gnadenbrote vorlieb nehmen.

Unterdessen hatten auch die Böhmen rebelliert; dorthin wandte sich der Kaiser, eilte aber bald über Eger mit 27,000 Mann nach Sachsen, wohin ihn Moriz rief. Ein sächsischer Bauer zeigte eine Furth durch die Elbe; die Reiterei setzte über und ereilte die Sachsen auf der Lochauer Heide bei Mühlberg (25. April 1547). Mit dem Rufe: Hispania! zersprengte die kaiserliche Reiterei die Sachsen; Kurfürst Johann Friedrich, ein dicker, schwerfälliger Mann, den ein gewöhnliches Pferd nicht tragen konnte, wurde ereilt und da er sich zur Wehre setzte, im Gesichte leicht verwundet und gefangen; das gleiche Schicksal traf den Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg. Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hingegen wurde befreit. Auf die Drohung des Kaisers, den gefangenen Kurfürsten enthaupten zu lassen, ergab sich das feste Wittenberg. Johann Friedrich mußte die Kurwürde und den dritten Theil seiner Lande an Morizen abtreten; dafür verwandelte der Kaiser die Todesstrafe in ewige Gefangenschaft; dazu, daß er sich auch den Beschlüssen des Koncils unterwerfe, war der seinem evangelischen Glauben treue Johann Friedrich nicht zu bewegen und mußte dem Lager des Kaisers als Gefangener folgen. Aus Gotha, Weimar, Jena, Eisenach, Orlamünde, wozu später Altenburg kam, wurde für die Söhne Johann Friedrichs ein eigenes Fürstenthum gegründet, aus welchem die sächsischen Herzogthümer im Thüringer Lande hervorgegangen sind.

Nun verließ auch den Landgrafen Philipp sein brausender Muth; er wollte durch die Fürsten mit dem Kaiser unterhandeln. Dieser bestand aber auf unbedingter Unterwerfung. Moriz (Philipps Schwiegersohn) und Joachim erhielten von dem Kaiser die Versicherung, „daß solche Ergebung dem Landgrafen zur Lebensstrafe, ewigem Gefängniß, noch Einziehung der Güter nicht gereichen, der Landgraf aber das nicht wissen, sondern sich schlechthin und frei ergeben solle," und nun kam der Landgraf, leistete fußfällige Abbitte (lachte dabei, was den Kaiser in Zorn und zu der Aeußerung brachte, er wolle ihn lachen lehren) und wurde als Gefangener nach Mecheln abgeführt. Das war den Fürsten zu viel; sie klagten, sie hätten dem Landgrafen ihr Wort verpfändet, daß er nicht gefangen werden solle; darauf nahm aber Karl keine Rücksicht. Unterdessen unterwarf Ferdinand Böhmen und die Lausitz, strafte die

abtrünnigen Städte und Herren und vernichtete die Briefe, welche die Böhmen von früheren Herrschern ertrotzt hatten. Noch widerstand Magdeburg, die feste und reiche Stadt; die Belagerung übertrug Karl Morizen, welchem er schon auf dem Regensburger Reichstage die (früher erzbischöfliche) Oberherrschaft über die Stadt als einen Theil des Preises für seinen Verrath an Johann Friedrich zugesichert hatte. Moriz stellte sich, als wolle er den Auftrag vollziehen; der Kaiser ging hierauf nach Oberdeutschland, um dem Koncilium näher zu sein, welches der Papst, weil in Trient eine Krankheit ausgebrochen war, nach Bologna verlegt hatte, dessen Rückverlegung nach Trient aber Karl eifrig betrieb.

Das Augsburger Interim (1548).

Im Februar 1548 hielt Karl einen glänzenden Reichstag zu Augsburg. Er hatte allen Widerstand niedergeschlagen und nun bequemten sich auch die Protestanten zu dem Versprechen, sich dem Koncil zu unterwerfen, wenn es erst wieder nach Trient zurückverlegt wäre und alle Punkte noch einmal berathen würden. Jetzt wollte der Kaiser auch in das kirchliche Reformationswerk eingreifen, weßwegen er ein neues Interim, das Augsburger, gab (15. Mai), bei dessen Abfassung auf katholischer Seite besonders der öfters genannte Pflug, von protestantischer Agrikola thätig waren. Es gestand den Protestanten die Priesterehe zu, den Kelch und die Gnadenwahl in einer gemilderten Fassung. Doch die katholischen Stände nahmen es nicht an, auch der Papst verwarf es, es blieb also auf die Protestanten beschränkt, von denen es einige unbedingt annahmen, andere nach der Fassung, die ihm der alte, gebeugte Melanchthon gab (Leipziger Interim), wodurch „Unevangelisches“ hinsichtlich des Glaubens zurückgewiesen, der größte Theil des katholischen Kultus als gleichgültig (adiaphora) zugestanden wurde. Des Papstes und der Bischöfe Gewalt wolle man anerkennen, wenn sie dieselbe nicht zur Zerstörung, sondern zur Erbauung der Kirche gebrauchen. Die Protestanten murrten auch dagegen und es ging ein Spruch um: „wahr’ dich vor dem Interim, es hat den Schalk hinter ihm.“ Doch ward der Eifer der Katholiken und Protestanten gegen Karls Eingreifen in die Religionsangelegenheiten bald ein überflüssiger, indem der Kaiser von einer Seite her überfallen wurde, von der er es nicht von ferne erwartet hatte.

Moriz überfällt Kaiser und Koncil. Passauer Vertrag (1552).

Moriz belagerte Magdeburg zum Scheine und machte unterdessen (5. Oktober 1551 zu Friedewalde in Hessen) einen Bund mit dem Markgrafen Joachim von Brandenburg-Küstrin, dem Herzog von Mecklenburg, den Söhnen des gefangenen Landgrafen, dem Markgrafen von

Brandenburg-Kulmbach, mit Magdeburg und mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, welchem er für seine Hilfe Metz, Toul, Verdun und Kambrai zusagte. Als der Bund mit Frankreich abgeschlossen war, zog Moriz von Magdeburg ab und setzte das Belagerungsheer gegen Süden in Bewegung, indem er (April 1552) verkündete: er wolle die alte Freiheit der deutschen Stände wieder herstellen, welche von dem Kaiser mit „unerträglicher, erblicher und viehischer Knechtschaft" bedroht sei. Er rückte rasch auf Augsburg, das ihm Geschütz gab, auf Ulm, das ihn aber nicht einließ, und dann gegen das Tyrol. Die Ehrenberger Klause nahm er mit Sturm (19. Mai), wurde aber durch eine Meuterei seiner Soldaten, welche das Geschenk forderten, das man den Sturmlaufenden zu reichen pflegte, einen ganzen Tag lang aufgehalten. Dies war ein Glück für den Kaiser, sonst wäre er vielleicht in Innsbruck gefangen worden, und er mußte so, gichtkrank wie er war, über den Schnee der Hochgebirge nach Villach in Kärnthen flüchten. Keine Hand erhob sich für den Kaiser; die katholischen Fürsten blieben ruhig: die Demüthigung des Kaisers war allen Fürsten ohne Unterschied der Religion lieb, denn die Kaisergewalt hatte sich wieder einmal gar zu drohend den einzelnen Landesherrlichkeiten genähert. Karl gab den gefangenen Kurfürsten von Sachsen frei und überließ seinem Bruder Ferdinand das Geschäft, zuerst einen Waffenstillstand und dann einen Vertrag mit Moriz zu vermitteln. Der Waffenstillstand verstand sich von selbst, da Moriz niemanden bekriegte als den Kaiser und dieser waffenlos war. Ferdinand trat dann mit den Kurfürsten, den Herzogen und angesehensten Fürsten zusammen und schloß mit ihnen den Passauer Vertrag, dessen Hauptbestimmungen dahin lauten: Der hessische Landgraf wird sogleich frei gegeben; binnen sechs Monaten beruft der Kaiser einen Reichstag, auf welchem bestimmt wird, wie in Sachen der Religion der Friede hergestellt werden kann; indessen darf weder der Kaiser noch ein Reichsstand die Gewissensfreiheit stören; die Stände und Fürsten der augsburgischen Konfession sollen den katholischen geistlichen und weltlichen Mitständen Frieden halten und den freien und ruhigen Gebrauch aller ihrer Rechte, Länder, Gerichtsbarkeiten und Religionsübungen gestatten; an dem Kammergerichte sollen ebenso viele protestantische als katholische Assessoren angestellt und jedem ohne Unterschied des Glaubens Recht gesprochen werden. Dieser Vergleich soll bis zu einer endlichen Vereinbarung bestehen und auch giltig sein, wenn man sich wegen der Religion nicht vereinigen kann (2. August 1552). So verständigten sich einstweilen die katholischen und protestantischen Reichsstände unter einander; der Kaiser wurde in diesem Vertrage geradezu aufgegeben, er protestierte, aber was wollte er machen, da ihm auch kein katholischer Reichsstand mehr anhing?

Frankreich nimmt Metz, Tull (Toul), Verden (Verdun) weg.

Moriz, der Verräther an seinen Blutsverwandten und Glaubensgenossen, der Verräther an dem Kaiser, war auch ein Verräther an dem deutschen Vaterlande; für seine Hilfe gegen den Kaiser hatte er Heinrich II. Metz, Toul, Verdun und Kambrai versprochen, die stärksten Festungen Lothringens, die Bollwerke der deutschen Rheinlande. Und dieser König Heinrich II. war mit dem alten Solyman verbündet, so daß der Kaiser gleichzeitig von Moriz, dem französischen Könige und dem türkischen Sultane angegriffen wurde; eine französisch-türkische Flotte erschien vor Neapel! Heinrich nahm die Städte, die er sich ausbedungen hatte, rasch weg (in Metz wirkte das Domkapitel in französischem Sinne) und ließ eine Proklamation ausgehen, in welcher er den Deutschen von seiner Uneigennützigkeit und seiner Achtung vor ihnen die bündigsten Versicherungen gab und betheuerte, daß er nur für die deutsche Freiheit einschreite. Auch Straßburg sollte an ihn verrathen werden, was jedoch die deutsche Gesinnung der Bürger verhinderte. Als der Passauer Vertrag abgeschlossen war, bewies der Kaiser den Fürsten das Bündniß Morizens mit dem Könige von Frankreich und das der Franzosen mit dem Sultan, und das bewirkte denn doch so viel, daß Moriz nach Ungarn gegen die Türken zog, Karl aber einige Unterstützung zu seinem Kriege gegen den Pariser Vertheidiger der deutschen Freiheit erhielt. Noch im Herbste zog der Kaiser nach Lothringen; er schlug die Franzosen (4. November) aus dem Felde und belagerte Metz mit aller Anstrengung. Aber der Herzog von Guise vertheidigte die wichtige Stadt ebenso tapfer; es fiel ein abscheuliches Wetter ein, die Landsknechte versanken fast im Koth und die Stadt blieb unerobert, so sehr Karl in Gichtschmerz und Franzosenhaß tobte. Er mußte (Ende Dezember) abziehen und deutsche Städte dem Sohne des Mannes lassen, den er als Gefangenen von Pavia nach Spanien geführt hatte. Vergebens sagte Karl den Deutschen, der Franzose sei gefährlicher für Deutschland als der barbarische Türke, und wenn der eine Straßburg, der andere Wien belagerte, so würde er zuerst nach Straßburg und dann erst nach Wien ziehen; vergebens prophezeite er ihnen, Frankreich werde zuerst Lothringen und dann das Elsaß wegnehmen; vergebens ermahnte er die Reichsstände, eine von ihnen beaufsichtigte Reichskasse zu gründen — er predigte tauben Ohren.

Morizens Tod (11. Juli 1553).

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der mit Moriz die protestantischen Fürsten verrathen und dann mit ihm gegen den Kaiser den Ueberfall von Innsbruck unternommen hatte, wollte von dem Passauer Frieden nichts wissen, sondern benutzte die glücklich er-

rungene Freiheit deutscher Reichsstände dazu, einen Raubkrieg gegen die Bischöfe von Trier, Würzburg und Bamberg zu führen und Klöster und Stifte auszuplündern. Karl bekümmerte sich um die Klagen der Fürsten, die den Passauer Vertrag gegen ihn abgeschlossen hatten, nicht viel, und gedachte vielmehr sich des armen aber unternehmenden Markgrafen gegen Moriz und Frankreich zu bedienen. Deßwegen verbündete sich König Ferdinand, Moriz, Heinrich von Braunschweig und die angegriffenen geistlichen Fürsten gegen Albrecht, und Moriz erneuerte auch insgeheim seinen Bund mit Frankreich. Albrecht aber wandte sich rasch gegen Heinrich von Braunschweig nach Niedersachsen und plünderte es nun ebenso aus, wie vorher die fränkischen geistlichen Fürstenthümer; so standen protestantische Fürsten mit katholischen verbunden gegen den protestantischen Albrecht, der seine eigenen Glaubensgenossen ausplünderte, als er von den Bischöfen ablassen mußte, und Deutschland konnte jetzt recht deutlich sehen, ob es den Fürsten um die Religion oder um etwas anderes zu thun sei. Moriz rückte Albrecht nach und lieferte ihm bei Sievershausen ein mörderisches Treffen, in welchem 3 braunschweigische Prinzen, 300 Adelige und 4000 Gemeine blieben; Moriz siegte, wurde aber von einem Reiter durch die Brust geschossen (9. Juli 1553) und starb zwei Tage darauf. Albrecht erneuerte bald darauf den Krieg, wurde aber unweit Schweinfurt wieder geschlagen und flüchtete nach Frankreich. Er kam 1557 nach Deutschland zurück und starb im gleichen Jahre zu Pforzheim.

Der Augsburger Religionsfrieden (1555).

Auf dem Reichstage zu Augsburg erschien der Kaiser nicht; er hatte in Deutschland nichts mehr zu thun, seitdem die katholischen und protestantischen Reichsstände wenigstens gegen ihn einig waren. Nach langen und lebhaften Verhandlungen kam den 21. September der Religionsfriede zu Stande und wurde mit dem Reichstagsabschiede den 26. bekannt gemacht. Darin war festgesetzt: die protestantischen Stände der Augsburger Konfession haben volle Religionsfreiheit und politische Rechtsgleichheit mit den katholischen Ständen; ausgeschlossen sind aber alle, die nicht katholisch und nicht der Augsburger Konfession sind (dies galt den Kalvinisten). Die Protestanten behalten die eingezogenen Kirchengüter. Kein Stand soll die Unterthanen des andern von ihrer Religion „abpraktizieren" oder sie in Schutz und Schirm nehmen. Den Unterthanen, welche der Religion wegen auswandern wollen, soll dies freistehen, wenn sie ihre Güter verkaufen und den Landesherrn für Leibeigenschaft und Nachsteuer entschädigen. In den Reichsstädten, wo beide Religionen seither im Gang gewesen, soll dieses fortdauern. Auch die reichsfreie Ritterschaft ist in diesen Rechten

einbegriffen. Dieser Frieden ist deßhalb gemacht worden, um „der löblichen Nation endlichen bevorstehenden Untergang zu verhüten und damit man desto eher zu freundlicher christlicher Vergleichung der spaltigen Religion gelangen möge; er soll aber auch dann fortdauern, wenn die gedachte Vergleichung durch die Wege des Generalkoncils, des Nationalkoncils oder Kolloquiums nicht zu Stande käme." Beide Theile verbinden sich auch für die Zukunft, keinem gegen diesen Frieden Handelnden beizustehen, sondern vielmehr dem Angegriffenen zu Hilfe zu kommen. Ein Artikel des Friedens lautete, daß die Geistlichen, welche von der alten Religion abtreten, ihrer Aemter und Pfründen verlustig werden. Mit diesem Vorbehalte (reservatum ecclesiasticum) wollten die Katholiken vorbeugen, daß es nicht irgend einem Prälaten beikomme, durch den Uebertritt zu den Protestanten das Stiftsland zu einem weltlichen und erblichen Fürstenthume zu machen; die andere Partei protestierte aber gegen diesen Artikel und sprach damit aus, daß sie ihn auch nicht zu halten gesonnen sei, womit der ewige Religionsfrieden zu einem zeitweiligen Waffenstillstande heruntergesetzt war, um so mehr, da auch der Papst den Vertrag verwarf. Indessen war er doch eine Pause, und wir dürfen daher fragen, wer durch die Reformation und den Augsburger Frieden gewonnen habe? Diejenigen, denen es mit dem Glauben an Luthers Lehre Ernst war, durften sich freuen, daß diese Lehre nun durch ein Reichsgesetz den früheren Gesetzen gegen die Härtiker entrückt war und ihre Bekenner die gleiche politische Berechtigung mit den Katholiken errungen hatten; für sie war der Frieden ein Sieg. Doch nur ein halber; denn nun waren die Landesherren in ihren Gebieten auch Papst und Bischof. Die Hofprediger und die Professoren der Landesuniversitäten bestimmten die Glaubensnorm und den Kult, in letzter Instanz der Fürst selbst, und wer sich nun einem fürstlich-protestantischen Dogma oder sonstiger religiöser Anordnung nicht unterwerfen wollte, der war Ketzer und Rebell in einer Person; die Geschichte wird Belege hiezu liefern.

Es heißt der Wahrheit in das Angesicht schlagen, wenn man behauptet, in dem ganzen großen Streite sei die Religion die einzige Triebfeder gewesen. Die Bauern griffen nach dem „Evangelium", weil sie mit demselben frei werden wollten, es war in ihrer Hand eine Waffe gegen ihre Herren, und als Luther sein Evangelium ihnen dazu nicht herleihen wollte, machten sie ihr eigenes. Sie fanden dabei den Untergang oder noch härteren Druck, im besten Falle änderte sich ihre Stellung nicht; unter katholischen Herren mußten sie katholisch bleiben, unter protestantischen protestantisch werden, denn die Auswanderung war trotz des Augsburger Artikels so viel als unmöglich.

Die Städte waren der neuen Lehre am meisten angehangen; sie beseitigten durch sie die Klöster und nahmen deren Gut, sie besetzten nun

die Predigerstellen und schufen dadurch für ihre Bürgerskinder, namentlich die vornehmen, einige sichere Anstellungen, besonders wenn die Stadt ein Gebiet hatte; denn wenn es auch den Söhnen der Bauern nicht verwehrt war, geistliche Studien zu machen, so kamen doch nur sehr wenige durch ganze Jahrhunderte auf die Kanzel. Was ihnen aber nicht gelang, war die Beseitigung der weltlichen Macht der Bischöfe; denn die Fürsten schützten die Fürstbischöfe bei derselben, oder wo das Bisthum verschwand, setzten sie sich selbst an deren Stelle, sogar im trotzigen Magdeburg.

Der Adel gewann nichts, obwohl sich Luther zuerst an ihn gewandt hatte; der reichsunmittelbare durfte sich seine Religion wählen, der mittelbare nicht; keine Rede davon, daß die Stifte, welche durch die Schenkungen seiner Vorfahren entstanden oder reich geworden waren, nun ihm anheimfielen; diese zogen die Landesherren ein und bestimmten höchstens einen kleinen Abfall für arme Fräulein und Junker, um sie in etwas für die ehemaligen klösterlichen Versorgungsanstalten zu entschädigen. Dagegen suchte in mehr als einem Lande der Adel den Protestantismus als Waffe gegen den katholischen Landesherrn in Händen zu behalten.

Die Fürsten zogen aus der Reformation den größten Nutzen; die Stiftsgüter wurden Kammergüter, die Stiftslande fürstliche Erblande, Macht und Einkommen wuchsen dadurch außerordentlich, und zudem wurde der Landesherr auch Religionsherr, band so die Unterthanen durch ein doppeltes Band und hatte einen doppelten Zügel, um dieselben zu leiten. Eine Landesuniversität sorgte für die passende Wissenschaft, für fügsame Geistliche und Juristen, und die Söhne der Geistlichen und Juristen folgten dem Stande der Väter, wenn es immer möglich war, wodurch sich ein beinahe erblicher Stand ergebener Geistlicher und Beamten bildete. Die Landeshoheit war seitdem vollendet, und da der Kaiser katholisch war und dem protestantischen Volke nicht anders denn als der erste Lieutenant des Antichrists dargestellt wurde, wenn man aus irgend einem Grunde mit ihm unzufrieden war, so mußte er dem Volke allmählig entfremdet werden, so sehr es sich auch instinktartig an den Gedanken des Kaiserthums klammerte. Ging es gegen den Kaiser, so hatten die protestantischen Fürsten leichtes Spiel, sie erklärten nur die protestantische Religion in Gefahr, und damit war das Volk für sie gewonnen. So viel erreichten die katholischen Fürsten nicht; sie konnten die Stifte und Kirchengüter nicht einziehen, jedoch mußte ihnen der Papst zugestehen, daß sie einen beträchtlichen Theil des kirchlichen Einkommens erheben durften, zuerst behufs der Vertheidigung der katholischen Religion, und wo daraus ein Recht wurde, befand sich der katholische Fürst und sein Land besser, weil der Baum stehen blieb, der silberne Früchte trug, während in protestantischen Ländern vielmal mit dem Stifte auch der größte Theil seines Vermögens verschwand. Das Beispiel der prote-

stantischen Fürsten wirkte jedoch merkbar auf manchen katholischen; der Erwerb des ganzen Stiftsgutes, die Lust, auch in geistlichen Dingen zu befehlen, war Kaisern und Fürsten ohnehin nie ganz fremd gewesen, und mußte forthin durch das naheliegende Beispiel genährt werden.

Das Kaiserthum war nun auch in der Idee vernichtet; was sollte die päpstliche Krönung, die kaiserliche Schirmvogtei der Christenheit in den Augen der Protestanten bedeuten? Gerade dies war ihnen ein Gräuel; der Kaiser durfte eine Kirchenspaltung nicht zugeben, wenn er seinen Eid nicht verletzen wollte, darum konnten ihn auch die Protestanten nicht als Kaiser anerkennen, und damit unterstützte die Religion das Gelüsten der Fürsten nach Selbstherrlichkeit. So brachte die Kirchenspaltung auch einen Riß durch die deutsche Nation; Karl V. war der letzte Kaiser, der von dem Papste gekrönt wurde, er war auch der letzte Kaiser nach Willen und Wirken, wie Karl der Große der erste gewesen.

Karls V. Abdankung und Tod (21. September 1558).

Karl machte noch einige schwache Versuche, seinem Sohne Philipp die deutsche Krone zu verschaffen, aber als er bemerkte, daß die deutschen Fürsten, katholische wie protestantische, nie darauf eingehen würden, überließ er Deutschland seinem Bruder Ferdinand und ging in die Niederlande. Er war krank, und noch mehr schmerzte ihn wohl das Mißlingen seiner großen Plane: die Kirchenspaltung war nicht gehoben, Frankreich gefährlicher als je, Solyman jeden Augenblick bereit, sich auf Wien zu stürzen, und Karl selbst sah sich in Deutschland verrathen und verlassen. Er fühlte es, daß seine Rolle zu Ende sei, seitdem er die Gewalt eines Kaisers verloren hatte, darum wollte er sich für den Rest seines Lebens zurückziehen und auf den Tod vorbereiten. Den 25. Oktober 1555 überließ er in einer feierlichen Versammlung zu Brüssel die Regierung seiner lieben Niederlande seinem Sohne Philipp, und bald darauf entsagte er dem spanischen Throne; den 7. September 1556 legte er auch die Kaiserkrone nieder. Den 17. September 1556 schiffte er sich in Seeland nach Spanien ein und begab sich in das Kloster St. Just bei Placentia in Estremadura, wo er den 24. Februar 1557 ankam. Hier lebte er mit wenigen Dienern in völliger Abgeschiedenheit, indem er seinem Sohne nur in wichtigen Angelegenheiten erbetenen Rath gab; einen Theil seiner Tageszeit widmete er dem Gebete oder dem Lesen frommer Bücher, namentlich St. Augustins und St. Bernhards, oder er pflegte seinen kleinen Garten, oder versuchte sich in mechanischen Arbeiten. Er starb den 21. September 1558, seines Alters 58 Jahre, 6 Monate, 25 Tage, betend für die Einheit der Kirche. (Daß er einige Wochen vor seinem Tode seine Exequien gefeiert habe, ist eine Fabel.)

Karl hat noch selten gerechtes Urtheil gefunden. Die Protestanten

sind ihm ungünstig, weil er die Fürsten ihres Glaubens bekämpfte; sie haben am wenigsten Ursache dazu. Noch nie ist etwas so Gefährliches gegen die Kirche geschehen, als da Karl (in bester Absicht) ihnen die Priesterehe, den Laienkelch und die Gnadenwahl, wenn auch in gemilderter Fassung, zugab und seine kaiserliche Versicherung einlegte, daß ihnen dieses alles auch durch das Koncil nicht entzogen werden sollte. Hätten sie es angenommen und sich in weniger bedeutenden Dingen den Katholiken genähert, so wäre dadurch das Koncil gehemmt und andererseits auf das katholische Volk in Deutschland in einer Weise gewirkt worden, daß eine religiöse Ungewißheit und Mischung entstehen mußte, welche nur der Kirche zum Nachtheil gereicht hätte. Die Protestanten haben sich deßwegen wahrlich über Karls Intoleranz nicht zu beschweren, vielmehr müssen ihn die Katholiken ob solcher Eingriffe in das Recht der Kirche tadeln, wiewohl darüber kein Zweifel ist, daß Karl ein aufrichtiger Katholik war, der Kirche getreu in Gesinnung und Wort. Er wollte die große Spaltung der Christenheit und Deutschlands heben, daraus erklärt sich seine große Nachgibigkeit gegen die deutschen Protestanten, die ihm so übel gelohnt wurde.

Karl habe eine Universalmonarchie gründen wollen, ist ein anderer Vorwurf; er beherrschte Spanien mit dessen ungeheuren Kolonieen in beiden Indien, er war Herr von Neapel, Mailand, Burgund, Oesterreich und König von Deutschland. Die Kolonieen begründeten kein gefährliches Uebergewicht, wie die Folgezeit bewies, sie entzogen dem Mutterlande im Gegentheile eine große Anzahl Menschen und waren nur insofern von Bedeutung, als sie Karln viele edle Metalle lieferten; daß dieses aber nicht im Uebermaße geschah, beweist der Umstand, daß der Kaiser so oft in Geldnoth war. Spanien war von Deutschland zu weit entlegen, als daß es je mit ihm zu einem Reiche zusammenwachsen konnte, und gewährte Karln auch kein solches Einkommen, daß es ihm die Haltung eines stehenden Heeres möglich gemacht hätte. Burgund war reich, aber seine Stände und Städte hatten Freiheiten wie kein anderes Land und duldeten keine unumschränkte Herrschaft, keine Verschmelzung mit einem andern Staate. Und vollends Deutschland! — Wenn auch der Kaiser die Fürstenmacht so gebeugt hätte, daß ihre Inhaber wieder auf ihr ursprüngliches Recht zurückgeführt worden wären, so hätte er doch nie daran denken können, in Deutschland mit unumschränkter Gewalt zu regieren; so lange die verschiedenen Reichsstände mit den alten Rechten bestanden und der Kaiser sie hören mußte, so lange namentlich die deutsche Kirche nicht unterjocht war, konnte der Kaiser auch niemals über die Kräfte Deutschlands nach seinem Gutdünken verfügen. Zu einer Universalmonarchie ist die unumschränkte Gewalt des Fürsten die unumgänglich nothwendige Bedingung; so lange Länder, Landschaften, Städte

und Stände zu den Maßnahmen des Regenten etwas zu sagen haben, so lange kann er weder das Geld noch das Blut seiner Völker zu Zwecken seiner Herrschaft benutzen und eben darum keine Universalmonarchie errichten. Karl konnte mit seiner Herrschaft über so viele Nationen kaum das Gebiet dieser Nationen vertheidigen. Auf dem Mittelmeere schwärmten Seeräuberflotten, die seiner Seemacht genug zu thun gaben. Die Moriskos in Spanien waren noch so zahlreich und feindlich, daß der türkische Sultan Selim II., welcher Kypern (1570) wegnahm, zwischen dieser Unternehmung und einer Expedition gegen Spanien schwankte; Algier und Marokko waren damals noch bedeutende Mächte und Anhaltspunkte für einen Zug des Halbmonds gegen Spanien. Von Osten her drohten die osmanischen Türken, damals die erste Militärmacht der Welt, deren ernstliche Bekämpfung die ganze Macht Deutschlands in Anspruch genommen hätte, und im Westen stand Frankreich, dessen unumschränkt gebietender König alle Kräfte seines Landes zur Verfügung hatte. So lange Karl Spanien, Burgund, einen Theil von Oberitalien und Neapel, Deutschland mit Oesterreich beherrschte, gelang es ihm mit Mühe, die Franzosen und Türken von Eroberungen über Deutschland abzuhalten; als seine Hand das Steuer nicht mehr hielt, machten die Türken Fortschritte und eroberten die Franzosen von Burgund und Deutschland ein Stück nach dem andern, und bedrohen seitdem die noch deutschen Rheinlande sowie Belgien. An der Ostsee wurde das deutsche Ordensland Preußen ein von Polen abhängiges Herzogthum, Kurland, Livland und Esthland gingen verloren. Lübeck und die wendischen Städte verloren durch einen unglücklichen Krieg von 1534—1536 gegen Schweden und Dänemark ihre Herrschaft über das baltische Meer an die Skandinavier, die seitdem sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern strebten. Die Zeit nach Karl ist die beste Rechtfertigung für ihn selbst.

Das Koncil von Trient (1545—1563).

Das Koncil wurde von den Protestanten nicht anerkannt, und sie hatten insofern Recht, als sie dadurch erklärten, sie seien keine Katholiken und wollten auch keine werden; ungereimt aber war ihre Berufung auf ein nichtpäpstliches und freies d. h. unkirchliches Koncil. Es war daher von Trient auch keine Vereinigung mit den von der Kirche Getrennten zu erwarten, das Koncil mußte im Gegentheile die Lehren der katholischen Kirche denen der Reformatoren so bestimmt und unterschieden als nur möglich gegenüberstellen; da gab es keinen Mittelweg, und insofern ist es wahr, daß die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten durch das Koncil noch weiter geöffnet wurde, wenn es nämlich eine Kluft öffnen heißt, indem deren Weite und Tiefe sichtbar gemacht wird. Das Koncil wandte sich aber ebenso kräftig gegen die vielfachen Mißbräuche,

welche in die Kirche eingedrungen waren; es erließ die trefflichsten Verordnungen zur Hebung der Geistlichkeit, zur Wiederherstellung der Kirchenzucht und ist dadurch zu einer wahren Leuchte für die Kirche geworden. Es ist auch anerkannt, daß die katholische Kirche nach dem Koncil einen ganz neuen Aufschwung genommen hat; so bewirkte also gerade die Reformation eine neue und sehr nothwendige Erhebung der Kirche.

Achtes Kapitel.

Die Reformation außer Deutschland.

Kalvin in Genf (1536—1564).

Das uralte Genf, neben Lyon und Vienne eine der ehemaligen Hauptstädte Burgunds, kam unter Konrad II. mit Burgund an das deutsche Reich, und wie in Deutschland alle Bischöfe landesherrliche Rechte erhielten, indem die Kaiser in den geistlichen Fürsten eine Stütze gegen die weltlichen suchten, so erwarb auch der Genfer Bischof fürstliche Rechte, und damit war der Samen der Zwietracht zwischen Stadt und Bischof ausgestreut. Der benachbarte Bischof von Lausanne, dessen Sprengel sich über Freiburg in das Aarthal bis Bern erstreckte, hatte dasselbe Glück; er wurde ein Fürst, und die Stadt war nun in beständiger Versuchung, ihrem geistlichen Herrn ein Recht nach dem andern zu entringen. So lange das Haus Savoyen über das Waadtland und das untere Wallis gebot, hatten die beiden Bischöfe an ihm einen Schutzherrn gegen die Freiheitsgelüste der Städter, wie der Bischof im wallisischen Sion gegen die unruhigen Thalleute; aber dieser Schutz drohte beständig mit einem Umschlage in Oberherrschaft und verfeindete die Bischöfe mit dem Volke, das in ihnen die Schützlinge des verhaßten Savoyens sah. Durch den Burgunderkrieg der Schweizer (1474 bis 1477) änderte sich die ganze politische Lage der Dinge; die Schweizer drangen siegreich bis über Genf vor, Unterwallis wurde von den obern Thalleuten Savoyen entrissen und Berns Uebergewicht in jenem Theile Burgunds war entschieden; diese Stadt aber dachte an Eroberungen, denn noch war ihr kriegerischer Geist ungebrochen und die Staatenverhältnisse Europas nicht der Art geordnet, daß derselben unübersteigliche Schranken für ihre immerhin nur mäßigen Streitkräfte entgegengestellt waren, um so weniger, als Savoyen durch Frankreichs Kriege um die Herrschaft Italiens in eine gefährliche Mitleidenschaft gezogen wurde. Der Wendepunkt trat mit dem Uebertritte Berns zur Reformation ein; im Jahre 1536, als Franz I. gegen Karl V. den Krieg um Mailand erneuert hatte, rief Genf die Berner um Hilfe gegen den Herzog von

Savoyen an, und dies säumte nicht, der Reformation Genf und sich selbst einen Zuwachs an Gebiet zu erobern, was ihm auch fast ohne Schwertstreich gelang. In Genf waren die Anhänger der neuen Lehre, durch französische Flüchtlinge verstärkt, den Katholiken der Zahl nach kaum gleich, aber an Eifer und Thatkraft weit überlegen, und der Bischof, einer jener Männer, die ihrem Amte selbst in ruhigen Zeiten nicht gewachsen waren, ein sehr weltlicher Herr, verließ Genf und entwich nach Annecy in Savoyen, von wo aus er den Bann gegen die Stadt schleuderte. Dadurch hatte er sich zum Bundesgenossen des Herzogs von Savoyen und die Sache der Kirche von dem Siege des Herzogs abhängig gemacht, während Stadtfreiheit und Reformation zusammenfielen. Den gleichen Fehler beging der Bischof von Lausanne; auch er nahm in dem Kriege der Berner gegen Savoyen insgeheim für dieses Partei, und als die Berner einen kompromittierenden Befehl des Bischofs an seine Beamten in die Hände bekamen, vertrieben sie den Bischof, ließen disputieren und führten die Reformation mit Gewalt ein; den Kirchenschatz der Lausanner Kathedrale, mehr als 1/2 Million Gulden werth, nahmen sie nach Bern und münzten ihn aus, die Waadt aber wurde in Vogteien getheilt, in denen die Angehörigen der Patrizierfamilien treffliche Versorgung fanden; die Berner hüteten sich aber wohl, in der Waadt das demokratische Kirchenregiment Kalvins einzuführen. Das von Savoyen befreite Genf wollten die Berner anfänglich ebenfalls für sich behalten; die Ueberraschung der Genfer über diese Wendung des Freiheitskrieges und ihr inständiges Bitten zeigten jedoch den Bernern, was sie zu erwarten hätten; einen solchen Umschlag wollten sie nicht herbeiführen, daher ließen sie Genf frei, das nun bis 1792 eine eigene Republik blieb. Hier fand Kalvin aus Noyon in der Pikardie (geb. 10. Juli 1509) den wichtigen Schauplatz seiner Thätigkeit. Der gewaltthätige Farel und ein anderer Prediger, Viret, hatten die Reformation dergestalt entfesselt, daß die Kirchen im Sturme von Bildern, Altären und Geräthen des Kultus geräumt wurden, aber gleichzeitig war auch eine solche Unordnung eingerissen, daß sich die Prediger der neuen Lehre nicht mehr zu helfen wußten; in Kalvin, der eben auf einer Reise nach Genf gekommen war (1536), glaubten sie den Mann gefunden zu haben, der Ordnung machen könnte, und sie täuschten sich nicht in ihm. Er hatte sich durch seine Institutio religionis christianae (Unterricht in der christlichen Religion) als reformatorischer Theolog einen bedeutenden Namen erworben und wurde durch den Genfer Rath zum Professor der Theologie und Prediger ernannt. Er verfaßte hierauf „das Glaubensbekenntniß, welches alle Bewohner Genfs und die ihm unterthan sind, zu halten und zu bewahren schwören", und schritt zu gleicher Zeit mit unnachsichtlicher Strenge gegen die Unsittlichkeit ein, welche in Genf überhand genommen hatte.

Er fand zwar solchen Widerstand, daß er 1538 Genf verlassen mußte; doch wurde er bereits 1540 wieder zurückgerufen und griff alsdann sein Werk mit noch größerer Energie an. Er verbot Schauspiele, Tanzgesellschaften und öffentliche Lustbarkeiten; harte Strafe wurde über jeden Uebertreter verhängt und jede Unsittlichkeit mit einer Strenge geahndet, wie sie nur in der alten Kirche stattgefunden hatte, ohne jedoch den gleichen Erfolg zu erzielen. Die Geistlichen erhielten die Befugniß in die Häuser zu gehen, dort Religionsunterricht zu ertheilen und den Glauben der Bewohner zu prüfen; ebenso durften die Prediger von der Kanzel herab den Einzelnen namentlich tadeln und zurechtweisen, und dasselbe mußte sich auch der Magistrat gefallen lassen. Widerspruch duldete Kalvin nicht; wer solchen wagte, dessen Bleiben war nicht mehr in Genf, außer im Gefängnisse. Ein gewisser Gruet, den Kalvin auf der Kanzel mitgenommen hatte, wurde als der Urheber eines drohenden Plakats angeschuldigt und deßwegen gefoltert und enthauptet. Der spanische Arzt Servede (Servet) hatte gegen die Dreieinigkeit, aber auch gegen Kalvins christliche Unterweisung geschrieben; er wurde bei seiner Durchreise erkannt und sogleich von Kalvin bei dem Magistrate als Ketzer angeklagt. Vergebens berief er sich darauf, daß er in Genf nichts verbrochen habe, vergebens bat er um die Todesstrafe durch Enthauptung, er wurde (27. Oktober 1553) mit seinem Buche verbrannt. Kalvin rechtfertigte sein Verfahren in einer Schrift und bewies darin, daß die Ketzer mit dem Rechte des obrigkeitlichen Schwerts in Schranken zu halten seien; Th. Beza sekundierte ihn durch eine besondere Schrift und die deutschen Reformatoren, Bucer und sogar der sanfte Melanchthon, bezeugten dem Kalvin in eigenen Zuschriften ihren Beifall! Mit den anderen Reformatoren stimmte Kalvin aber vielfach nicht überein; von dem Abendmahle lehrte er, daß der Leib Christi wirklich gegenwärtig sei und daß ihn der Gläubige genieße und zwar so, daß gleichzeitig mit dem Genusse der körperlichen Elemente, des Weines und Brotes, die unverändert blieben, eine aus dem Leibe Christi, der nur in dem Himmel ist, ausfließende Kraft dem Geiste dargeboten werde. Der „Gläubige" aber war bei Kalvin der „Prädestinierte" (Vorherbestimmte); er stellte nämlich als Glaubenssatz auf, daß ein Theil der Menschen von Gott zur Seligkeit, der andere zur Verdammung von Ewigkeit her bestimmt sei; wer zu den letztern gehört, dem hilft alles nichts, er mag thun, was er will, selbst die Sakramente helfen nichts, er ist und bleibt der Verdammniß aufbehalten. Da nun der Auserwählte dieser göttlichen Gnade bewußt wird, so muß diese Lehre einen grimmigen Stolz gegen die Verdammten, die Nichtkalvinisten, erzeugen, aber auch eine schwärmerische, unbeugsame Thatkraft in den Auserwählten erwecken. Dieser düstere Ernst wird noch gesteigert durch die Aufhebung aller Festtage, durch die strenge Sonntagsfeier, das Verbot aller Lustbarkeiten,

durch das strenge Sittengericht der Kirchenvorsteher. Das Kirchenregiment organisierte Kalvin ganz republikanisch; er verwarf jede Hierarchie und führte ein Konsistorium ein, das aus zwölf Laien und sechs Geistlichen bestand und die höchste kirchliche Gewalt übte. Diese Ordnung wurde zwar bald nach seinem Tode beseitigt und das Konsistorium nur aus Geistlichen bestellt, welche dem Magistrate untergeordnet wurden, so daß also die Gemeinde, aus welcher der Magistrat hervorging, nur mittelbar die kirchliche Obergewalt behauptete. Auch die Wahl der Geistlichen stand der Gemeinde zu und die Synoden, welche periodisch zusammentreten sollten, waren aus Geistlichen und Laien gemischte. Kalvin starb den 24. Mai 1564, nicht ganz 54 Jahre alt. Seine Lehre breitete sich besonders in Frankreich, den Niederlanden und in England aus und hatte überall die Auflehnung nicht allein gegen jede Hierarchie, sondern auch gegen die Monarchie, selbst gegen die republikanische Aristokratie, zur Folge; sie schuf fürchterliche Fanatiker, aber auch thätige, ernste, arbeitsame und unternehmende Menschen, die vor keiner Gefahr und Schwierigkeit zurückschracken. Sie wurde auch in Deutschland eingeführt, in Rheinpfalz und Hessen, aber auf fürstlichen Befehl und mit deutsch-protestantischer Kirchenordnung, so daß der Landesherr über die kalvinisch-reformierte Landeskirche ebenso verfügte, wie über die lutherisch-reformierte.

Genf wurde die Metropole des romanischen Protestantismus und gewann dadurch eine weltgeschichtliche Bedeutung; durch Handel und Industrie wurde es reich und in den Stand gesetzt, seine Akademie zu pflegen, so daß es unter den Herden der Wissenschaft einen der vorderen Plätze einnahm, während es sich zugleich anstrengte, die kalvinisch-ernste Haltung zu bewahren, was aber nur äußerlich gelang; denn es verfiel dem vom Westen herwehenden Zeitgeiste so sehr als Lausanne und Bern, es verwandelte sich in eine Aristokratie, gegen welche die Demokratie vielmal aber immer vergeblich ankämpfte. Zur Zeit der ersten französischen Revolution wurde es Kleinparis, insofern es alles treulich nachmachte, was in der großen Seinestadt gethan wurde. Die französische Herrschaft 1792—1815 nahm Genf seinen ausschließenden Kalvinismus, und auch 1815, als es wieder eigene Republik und Schweizerstadt wurde, konnte es denselben nicht mehr vollständig herstellen, jedoch behielt er solche Mittel, namentlich Geldmittel, in der Hand, daß er unbestritten herrschte. Durch die neuesten Revolutionen aber ist ihm alles entwunden, und Stadt und Kanton sind zu einer Demokratie umgestaltet, welche kein Vorrecht der Geburt, des Vermögens oder Glaubens anerkennt; jetzt erst gibt es wieder eine katholische Gemeinde in Genf mit allen bürgerlichen Rechten.

Neuntes Kapitel.

Die Hugenotten in Frankreich.

Die Reformation fand auch in Frankreich augenblicklichen Eingang, war ja Kalvin selbst ein Franzose, aber König Franz I. duldete sie nicht und verfuhr um so strenger, weil ihn seine Unterstützung der Protestanten in Deutschland bei vielen dem Verdachte aussetzte, daß er sich selbst zu der Reformation hinneige. Er erließ scharfe Edikte, ließ Protestanten verbrennen und 1545 die Waldenser verfolgen, so daß 4000 umgebracht wurden. Als ihm seine Bundesgenossen, die deutschen Protestanten, Vorwürfe machten, so erwiederte er, daß er Wiedertäufer und dergleichen Leute strafe, und sie gaben sich damit zufrieden, blieben gute Freunde und ließen ihn die Religion nach seinem politischen Interesse gebrauchen. Auf Franz folgte 1557 sein Sohn Heinrich II., der mit Katharina von Medici verheirathet war. Er unterstützte wie sein Vater die deutschen Protestanten und hatte mehr Gewinn davon (Metz, Toul, Verdun), verfolgte aber die französischen Protestanten noch viel heftiger als sein Vater, weil sie an Zahl beträchtlich zugenommen und zudem die Einrichtungen Kalvins in ihren Gemeinden eingeführt hatten. Er war im Begriff zu den strengsten Maßregeln zu schreiten, als er 1559 im Turniere getödtet wurde. Sein 15jähriger Sohn Franz II. (1558 mit Maria Stuart verheirathet) war schwachsinnig und unfähig selbst zu regieren; es entstand nun ein Streit unter den Großen, wer die Herrschaft über den König und Frankreich an sich reiße. Es gelang den beiden Guisen (aus einer französischen Seitenlinie des herzoglichen Hauses Lothringen), dem Herzoge Franz und dem Kardinal Karl, Erzbischof von Rheims, in Verbindung mit der Königin-Mutter, Katharina von Medici; gegen sie verbanden sich die Bourboniden, von Robert, Ludwigs IX. jüngstem Sohne abstammend: Anton, Herzog von Vendôme, durch seine Heirath mit Johanna d'Albret Titularkönig von Navarra und Herr von Bearn, sein Bruder Karl, Kardinal, und der jüngste und kühnste, Ludwig, Prinz von Kondé. Ihnen schloßen sich der Konnetable Montmorency und seine Familie an, desgleichen die Brüder de Chatillon: der Admiral Koligni, d'Andelot und Odet, Kardinal und Bischof von Beauvais. Von diesen Verbündeten war Anton ein offener Freund der Hugenotten (wie man die Protestanten in Frankreich von ihrem ersten Versammlungsorte vor dem Thore St. Hugo in Tours nannte), Prinz Kondé und Admiral Koligni für sie gewonnen, und nur Montmorency war ein ebenso entschiedener Katholik als Widersacher der Guisen. Da diese die erklärten Feinde der Hugenotten waren und schon die scharfen Edikte unter Heinrich II. ver-

anlaßt hatten, so sahen die Hugenotten in den bourbonischen Prinzen ihre natürlichen Beschützer und diesen Prinzen schloßen sich auch die Katholiken an, welche mit der Regierung der Guisen unzufrieden waren. Den Hugenotten antworteten die protestantischen Rechtsgelehrten und Theologen Frankreichs und Deutschlands auf ihre Anfrage, ob es erlaubt sei, die Regierung der Guisen zu stürzen, mit ja, wenn es durch einen Prinzen von Geblüt geschehe. Darauf entstand durch einen Edelmann de Barry die Verschwörung von Amboise, welche von Kondé geleitet wurde; Koligni wußte um sie, aber traute nicht recht; die Verschworenen wollten sich des Königs bemächtigen, die Regierung den Bourboniden übergeben und die Guisen durch eine Reichsversammlung richten. Das Unternehmen wurde jedoch vereitelt und kostete ungefähr 1200 Menschen das Leben, Kondé wurde in Orleans festgesetzt, Anton von Navarra in seiner Wohnung bewacht. Die Guisen wollten sich jetzt ihrer Hauptfeinde entledigen, aber Franz II. starb den 5. Dez. 1560, und die auf die Guisen eifersüchtige Königin-Mutter Katharina verständigte sich mit den Prinzen, übernahm die Vormundschaft des 11jährigen Thronfolgers Karl IX. und machte den Anton von Navarra zum Generalstatthalter des Reiches. Nun verbanden sich die Guisen mit dem Konnetable Montmorency und dem Marschall d'André und fanden an Spanien und dem Kaiser einen Rückhalt, während Katharina die Hugenotten insoweit zu begünstigen suchte, daß ihnen freie Religionsübung gestattet würde. Dies scheiterte aber an dem Widerstreben des Parlamentes in Paris, und endlich griff man zu einem Religionsgespräch, durch welches die Wirren beseitigt werden sollten. Es fand den 9. September 1561 in Poissy statt und dauerte bis Oktober, ohne daß mehr ausgerichtet wurde, als bei ähnlichen Gelegenheiten in Deutschland. Unterdessen breiteten sich die Hugenotten immer mehr aus, der Prinz von Kondé trat an ihre Spitze und verband sich mit der Königin Elisabeth von England; dagegen wandte sich Anton von Navarra zu den Katholiken und rief die Guisen nach Paris. In dem Städtchen Vassy kam es zwischen der bewaffneten Begleitung des Herzogs von Guise zuerst zu einem Wortstreit mit den Hugenotten, die in der Kirche versammelt waren, die Begleiter des Herzogs machten von ihren Waffen Gebrauch und eine Anzahl Hugenotten wurde bei diesem Anlasse getödtet oder verwundet (1. März 1561). Darauf griffen die Hugenotten zu den Waffen, aber Paris, das Kondé räumen mußte, hielt zu den Guisen; auch der junge König wurde nach Paris gebracht, die Königin-Mutter folgte selbst dahin nach und so waren die Guisen abermals an der Regierung. Unterdessen eroberte Kondé eine Menge Städte und war den Katholiken so lange überlegen, als Einigkeit in seinem Lager herrschte; der Krieg breitete sich über ganz Frankreich aus

und beide Parteien wetteiferten mit einander in Grausamkeit und Landesverwüstung. Den Hugenotten schickte Elisabeth von England Truppen und Geld, von den deutschen protestantischen Fürsten erhielten sie ebenfalls Söldner, während die Guisen Spanier und katholische Schweizer an sich zogen und das Parlament Kondé und dessen Anhang als Landesverräther erklärte. Den 19. Dezember 1562 kam es bei Dreux zur Hauptschlacht, welche besonders durch die Schweizer von den Guisen gewonnen ward. Statt des Prinzen Kondé, der in der Schlacht gefangen wurde, befehligte seitdem Koligni das hugenottische Heer, welches sich an der untern Loire und Seine halten wollte, um der englischen Hilfe näher zu sein. Bei der Belagerung von Orleans wurde der Herzog von Guise durch einen hugenottischen Edelmann gemeuchelt (24. Februar 1563), Anton von Navarra war an einer Verwundung vor Rouen gestorben, und so wurde es möglich, den 19. März den Frieden zu Amboise zu schließen.

Dieser setzte fest: 1) Alle Besitzer herrschaftlicher Erbgüter oder die Edelleute der höhern Justiz haben nebst ihren Unterthanen auf ihrem Eigenthum freie Uebung der reformierten Religion. 2) Edelleute geringeren Ranges und Bürgerliche dürfen häuslichen Gottesdienst halten, aber keinen öffentlichen; dagegen soll in jedem Gerichtsbezirke eine Stadt bestimmt werden, in welcher die Reformierten des Bezirks ihren Gottesdienst halten dürfen. 3) Die Ausübung des reformierten Gottesdienstes ist auch an den Orten gestattet, wo bis zum März 1563 die reformierte Lehre angenommen war. Paris gehört aber nicht zu diesen Orten. 4) Alles Uebrige soll in den Zustand vor dem Kriege versetzt und eine allgemeine Amnestie gegeben werden. Aber der Friede wurde von keinem Theile aufrichtig gehalten und im September 1566 griffen die Hugenotten nach Verabredung in ganz Frankreich zu den Waffen und besetzten über 50 feste Plätze. Der 80jährige Konnetable Montmorency siegte bei St. Denys, erhielt aber eine tödtliche Wunde, und nachdem Frankreich von beiden Theilen hinlänglich verwüstet war, schloßen sie 1568 zu Longjumeau auf die Bedingungen von Amboise wieder Frieden. Der König entschied sich endlich bestimmt gegen die Hugenotten, gegen die Duldung eines protestantischen Staates unter Prinzen von Geblüte im Königreiche Frankreich, und die Hugenotten bemerkten das heraufziehende Gewitter bei Zeiten. Sie machten la Rochelle zu ihrem Hauptwaffenplatz, warben ein Heer, und nun erließ der König zwei Edikte, durch welche er die Ausübung jeder andern Religion außer der katholischen in Frankreich verbot und den reformierten Predigern befahl, Frankreich binnen 14 Tagen zu verlassen. Ein Versuch, sich Kondés und Kolignis zu bemächtigen, schlug fehl und der Krieg brach mit größerer Wuth als vorher aus. Am 13. März 1569 schlug das königliche

Heer die Hugenotten bei Jarnak, Kondé selbst wurde gefangen und von einem Herrn de Montesquiou durch einen Schuß getödtet. Jetzt übernahm der 16jährige Heinrich von Navarra den Oberbefehl und hatte den erfahrenen Koligni zur Seite; die Hugenotten verstärkten sich durch protestantische Söldner aus Deutschland und der Schweiz, das königliche Heer durch Italiener, katholische Schweizer und Deutsche, und noch einmal wurden die Hugenotten bei Monkontour auf's Haupt geschlagen. Doch waren die Königin-Mutter und der König zu einem Frieden geneigt, entweder weil sie die vollständige Besiegung der Hugenotten für unmöglich hielten, oder weil sie gegen die Häupter der katholischen Partei mißtrauisch waren. Er wurde 1570 den 8. August zu St. Germain en Laye abgeschlossen. Die Hugenotten erhielten alle ihre Aemter und Güter zurück; die öffentliche Ausübung ihrer Religion wurde da erlaubt, wo sie bis zum 1. August stattgefunden hatte; in jedem Gouvernement sollte sie in den Vorstädten zweier Städte gestattet sein, jedoch nicht an dem Hofe und nicht zwei Stunden um denselben, auch nicht in Paris und nicht zehn Stunden um Paris. Die Hugenotten erhielten Zutritt zu allen Aemtern und als Sicherheitsplätze auf zwei Jahre la Rochelle, Montauban, Kognak und la Charité; nur den Zehnten sollten sie an die katholische Geistlichkeit auch ferner noch entrichten und die katholischen Festtage äußerlich feiern. Seitdem näherte sich der König den Hugenotten auffallend; er knüpfte Verbindungen mit England an, sprach von einem Kriege gegen Spanien und der Unterstützung der aufständischen Niederländer, rief den Admiral Koligni an den Hof, um mit ihm über den spanischen Krieg zu berathen, und verlobte endlich seine Schwester Margaretha mit Heinrich von Navarra. Im März 1572 kam Johanna von Navarra mit ihrem Sohne Heinrich und ihrer Tochter sammt dem jungen Kondé an den Hof nach Paris, wo ihnen der König auf das freundlichste begegnete. Aber unterdessen sannen der König, die Königin-Mutter und ihre Partei auf das Verderben Kolignis und der Häupter der Hugenotten, und am 24. August 1572 wurde die sogenannte Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht angerichtet (Bluthochzeit, weil die hugenottischen Edelleute zur Heirath Heinrichs von Navarra, ihres Hauptes, nach Paris gekommen waren), in welcher in Paris Koligni und etwa 700 andere Hugenotten ermordet wurden. Diesem Beispiele folgten Meaux am 25., la Charité am 26., Orleans am 27., Saumur und Angers am 29., Lyon am 30. August, Troyes am 2. September, Bourges am 11., Rouen am 17., Romans am 20., Toulouse am 23. September und Bordeaux am 3. Oktober; wie viele Hugenotten ermordet wurden, läßt sich nicht mehr angeben, jedenfalls 4000, wie eine neuere Berechnung angibt (nach der höchsten 20,000). Aehnliches war von beiden Parteien in den vorhergehenden Jahren viel-

fach geschehen; die Hugenotten hatten in Nimes die Michelade gemacht und 80 der vornehmsten Katholiken ermordet, der Herzog von Guise wurde vor Orleans gemeuchelt und diese That von Koligni gebilligt, Kondé wurde als Gefangener erschossen u. s. w., so daß die Bluthochzeit nur als das größte dieser Verbrechen und Friedensbrüche dasteht. Sie war ein meuchlerischer Vernichtungsschlag gegen die Hugenotten, die gleichzeitig im ganzen Lande ihrer Häupter und aller Männer von einiger Bedeutung beraubt werden sollten. Der Hof hatte das Verbrechen eingeleitet und sorgte auch für die Ausführung. Bei den fremden Höfen wurde es auf verschiedene Weise bemäntelt: in London wurde es als ein Ausbruch unbezähmbarer Volkswuth erklärt, im protestantischen Deutschland hingegen die Nachricht verbreitet, der große Mord sei von Spanien, Rom und den Guisen angelegt worden, Papst Gregor XIII. aber wurde officiell berichtet, in jener Nacht sei eine große Verschwörung gegen das Leben des Königs und der königlichen Familie entdeckt und bestraft worden, so daß „der Papst genöthigt ward, gegen sein durch das Morden empörtes Gefühl voll inneren Schmerzes und mit thränenden Augen Kirchenfeste halten zu lassen" (Schlosser, Weltgeschichte, Bd. XIII., S. 62).

Anfangs that der Schrecken der Bluthochzeit große Wirkung; Heinrich von Navarra, seine Schwester und Kondé wurden wieder katholisch, dasselbe thaten viele andere Hugenotten und noch mehrere flüchteten sich aus Frankreich. Aber in anderen Gegenden setzten sie sich zur Wehre, und la Rochelle, wohin sich viele Geistliche und Edelleute geflüchtet hatten, konnte von den königlichen Truppen nicht bezwungen werden. Die Hugenotten fochten in diesem Kriege noch viel erbitterter als in den früheren, denn durch die Bluthochzeit waren sie im höchsten Grade gereizt, und wenn sie auch keine entscheidende Siege errangen, so wiesen sie dafür die meisten Angriffe blutig zurück. Durch das Edikt von Boulogne 1573 wurde dieser vierte Bürgerkrieg beendigt; die Hugenotten erhielten als Sicherheitsplätze la Rochelle, Nimes und Montauban, sowie Gewissensfreiheit im ganzen Lande. Den Frieden benutzten sie um ihre Streitkräfte zu organisieren, so daß sie als eine schlagfertige Macht mitten in dem Königreiche dastanden. Nun wagten sie auch Forderungen an den König, welche dieser in keinem Falle bewilligen konnte: außer den Sicherheitsplätzen verlangten sie die Besetzung von zwei Städten in jeder Provinz und zwar sollte der König die Mannschaft bezahlen, ebenso in jeder Provinz ein aus lauter Hugenotten bestehendes Parlament, so daß sich Frankreich in ein hugenottisches und ein katholisches spalten mußte. Der König sagte nicht zu und schlug nicht ab, die Hugenotten aber verstanden dies und die südfranzösischen heißblütigeren vereinigten sich durch ihre Deputierten zu einem Bunde, der nichts anderes als eine Republik

war. Zu gleicher Zeit entzweiten sich die Katholiken abermals, indem die eine Partei die Herrschaft der Guisen mit Hilfe der Hugenotten brechen wollte und daher diese begünstigten mußte; die Häupter dieser Partei waren des Königs Bruder, der Herzog von Alençon und Heinrich von Navarra, und abermals bestand das Hauptmanöver darin, daß man sich der Person des Königs zu bemächtigen suchte. Aber es mißlang auch diesmal; die Häupter der Verschworenen wurden festgesetzt und nur dem Prinzen Kondé gelang die Flucht nach Straßburg, von wo ihn die südfranzösischen Hugenotten als Anführer herbeiriefen. In diesem Jahre 1575 den 30. März starb Karl IX., der seit der Pariser Mordnacht keine ruhige Stunde gehabt hatte, und ihm folgte der Herzog von Anjou, sein Bruder, als Heinrich III. Der andere Bruder, der Herzog von Alençon, entfloh aus dem Gefängnisse und verband sich mit den Hugenotten und den unzufriedenen Katholiken (Politikern), während Kondé ein deutsch-protestantisches Heer nach Frankreich führte. Nun entwich auch Heinrich von Navarra und wurde wieder Protestant, der König aber schloß in Beaulieu (1576) einen Frieden mit den Hugenotten, der ihnen im ganzen Königreiche, Paris ausgenommen, gleiche religiöse und bürgerliche Berechtigung mit den Katholiken gewährte, eilf Sicherheitsplätze und acht Parlamente einräumte. Dagegen stifteten die Guisen die heilige Liga, so daß neben dem hugenottischen Bündnisse ein katholisches bestand und Frankreich in zwei Lager getheilt war; dies konnte in einem Lande, welches nur einen Herrscher besaß, nicht lange dauern, die eine oder andere Partei mußte siegen oder Frankreich in Stücke gehen. Da der König keine Nachkommen hatte, so mußte der Thron nach seinem Tode an einen hugenottischen Bourbon übergehen; dem wollte die Liga zuvorkommen und arbeitete für die Thronfolge der Guisen als angeblicher Abkömmlinge von Karl dem Großen; von einer solchen Thronfolge bis zum Throuraube ist nur ein kleiner Schritt, wie die englische Geschichte beweist. Die Minen der Guisen wurden Heinrichen bekannt und er suchte sie dadurch unschädlich zu machen, daß er sich selbst zum Haupte der Liga erklärte und auf einer Reichsversammlung zu Blois, an der die Hugenotten keinen Antheil nahmen, die katholische Religion als die Religion Frankreichs proklamierte und die Ausübung jedes andern Kultes verbot (1576). Die Folge war ein neuer Hugenottenkrieg, der durch den Frieden von Bergerak (1577) und das Edikt von Poitiers beendet wurde; der König gestand darin den Hugenotten vieles zu, weil er sah, daß er neben den Guisen so lange nichts gelten werde, als der Kampf der beiden Parteien in Frankreich dauere; daher gebot er auch die Auflösung der Liga und der anderen Bünde. Die mehrjährige Ruhe wurde nur kurze Zeit durch einen eigenmächtigen Krieg Heinrichs von Navarra unterbrochen, aber um so eifriger

zu Vorbereitungen zu einem entscheidenden Kampf benützt. Europa erkannte, daß der Sieg der Hugenotten in Frankreich der Sieg des Protestantismus in Europa sein würde. König Heinrich III. aber hatte seine Unfähigkeit bewiesen — die Liga (das katholische Frankreich) selbständig anzuführen, während er doch zu ehrgeizig war, um den Guisen die Leitung in seinem Namen zu überlassen. Darum schloßen die Guisen mit Spanien ein geheimes Bündniß für Angriff und Vertheidigung, zum Schutze der katholischen Religion und zur Ausrottung der Ketzerei, während Heinrich von Navarra einen Bund aller Protestanten und die Aussöhnung der Lutheraner und Kalvinisten zu bewirken suchte. Heinrich III. jedoch zeigte auch ferner Schwäche und Zweideutigkeit; die aufständischen Niederländer trugen ihm die Krone an; diese schlug er zwar aus, sagte ihnen aber Hilfe zu und verbot zugleich in Frankreich alle Truppenbewegungen. Darum bekümmerten sich die Ligisten nicht und begannen den Krieg gegen die Hugenotten auf eigene Faust (1585). Noch einmal stellte sich der König, von seiner Mutter bewogen, an die Spitze der Ligisten und nahm durch ein Edikt alle Begünstigungen zurück, welche er den Hugenotten früher bewilligt hatte, lähmte aber durch seine Eifersucht gegen die Guisen den Gang des Krieges und 1587 siegten die Hugenotten unter Heinrich von Navarra in der Schlacht von Koutras. Dagegen jagte der Herzog von Guise ein 40,000 Mann starkes deutsch-protestantisches Söldnerheer, das in Frankreich arg gehaust hatte, nach Deutschland zurück; und er hätte es vernichtet, wenn der König nicht dazwischen getreten wäre, lautete die Anklage der Ligisten. Um diese Zeit bildete sich eine zweite Liga, ein dirigierender Ausschuß der sechszehn Quartiere von Paris, und diese Pariser Liga trat mit der großen in die genaueste Verbindung. Man beschloß den König aufzuheben; dieser wurde aber gewarnt und umgab sich mit den Schweizern und den Garden. Da erfanden die Pariser die Barrikaden und schloßen die Truppen wie mit einem Netze ein; der König befand sich jetzt in der Gewalt der Liga, allein der Herzog Heinrich von Guise wagte es nicht den König abzusetzen. Dieser entfloh verkleidet nach Chartres und hatte nur noch die Wahl, ob er sich den Hugenotten in die Arme werfen oder den Ligisten ergeben wollte. Er schien das letztere zu wählen; durch ein Edikt schloß er jeden nichtkatholischen Prinzen von der Thronfolge aus, versprach die schärfsten Maßregeln gegen die Hugenotten und ernannte den Guisen Heinrich zu seinem Generalissimus mit unumschränkter Vollmacht (1588 den 12. August), ließ ihn aber am 23. Dezember in seinem Vorzimmer, den folgenden Tag seinen Bruder, den Kardinal, ermorden und alle angesehenen Ligisten gefangen setzen. Da empörten sich aber Paris und fast das ganze katholische Frankreich gegen den König und dieser wußte keine andere Zuflucht mehr als zu seinem Vetter Heinrich

von Navarra. Bald zogen ihm auch viele katholische Edelleute zu und beide Heinriche belagerten Paris mit einem starken Heere. Das Schicksal der Stadt schien entschieden, als ein Dominikanermönch, der 22jährige Klement, den König am 1. August 1589 in seinem Palaste zu St. Cloud erstach; der Mörder erduldete die furchtbaren Qualen seiner Hinrichtung mit fanatischem Heldenmuthe. Paris war für einmal gerettet, als aber Heinrich von Navarra den katholischen Edelleuten das eidliche Versprechen gab, daß er zur katholischen Religion zurückkehren werde, schloßen sich ihm die meisten an, und als Spaniens Plan offenkundig wurde, Frankreich von sich abhängig zu machen oder zu zerstückeln, siegte die Vaterlandsliebe der Franzosen um so schneller über ihren Religionshaß, als der letzte Guise, der Herzog von Mayenne, nicht die Fähigkeit zeigte, den Kampf mit einem Gegner wie Heinrich zu einem glücklichen Ende zu führen. Dieser siegte nochmals entscheidend bei Ivry in der Normandie (14. Mai 1590), belagerte aber Paris vergebens, und fand „Paris sei eine Messe werth.“ Den 25. Juli 1593 trat er feierlich zu der katholischen Kirche zurück und bewies dadurch, wie Ernst es ihm mit den früheren Gelöbnissen, für das Evangelium bis zum letzten Blutstropfen zu streiten, gewesen sei und um was er eigentlich gefochten habe, zugleich aber auch, daß Frankreich nur einen katholischen König ertrage. Die Hugenotten waren mit ihm sehr unzufrieden, aber sie hatten keinen Anführer und Heinrich IV. wußte sie trefflich auseinander zu halten. Als er 1598 seinen Krieg mit Spanien beendigt hatte und auf dem erkämpften Throne festsaß, erließ er für die Hugenotten den 13. April das berühmte Edikt von Nantes. Er verordnete: der katholische Gottesdienst wird überall wieder hergestellt, wo er unterbrochen war; Störungen desselben und Beleidigungen katholischer Priester sind bei strenger Strafe verboten. Die Hugenotten dürfen überall wohnen ohne belästigt zu werden, sofern sie den Gesetzen gehorchen. Die Edelleute der hohen Gerichtsbarkeit haben für sich und ihre Unterthanen und wer sich sonst einfindet, das Recht des Gottesdienstes; die geringeren Edelleute haben dies Recht nur für sich, ihre Familie und höchstens 30 Personen. Die Hugenotten haben freie Religionsübung an allen Orten, wo diese 1596 und 1597 stattfand und wo sie das Friedensedikt von 1577 erlaubte. Außerdem wird in jedem Gerichtsbezirke eine Vorstadt oder ein anderer Ort bestimmt, wo die Hugenotten ihren Gottesdienst ausüben dürfen. Nicht gestattet ist er aber in Paris und fünf Meilen im Umkreise, am Hofe des Königs, in bischöflichen Städten und namentlich ausgenommenen Orten. Nur an Orten, wo ihnen der Gottesdienst erlaubt ist, dürfen die Hugenotten Kirchen bauen, Konsistorien, Kolloquien und Synoden halten, doch alles nur mit Erlaubniß des Königs und unter Anwesenheit eines königlichen Beamten; nur an solchen Orten

dürfen sie Bücher drucken und verkaufen, Schulen errichten, Geldbeiträge einsammeln. Sie sind zu allen Würden und Aemtern befähigt und zum Genusse aller öffentlichen Wohlthaten berechtigt. Sie sollen aber den Zehnten entrichten, die katholischen Festtage halten und die kirchlichen Ehehindernisse beachten. In Prozessen, bei welchen Hugenotten die Hauptpersonen sind, wird im Pariser Parlament eine Kammer unter dem Namen Kammer des Edikts aus einem Präsidenten und 16 Räthen errichtet, von denen sechs Hugenotten und zehn Katholiken sein sollen; ähnlich soll es bei den Provinzialparlamenten eingerichtet werden. Bei den andern königlichen Gerichten können die Hugenotten in Civilsachen zwei, in Kriminalsachen drei Richter ohne Angabe der Gründe zurückweisen. Dies sind die Hauptbestimmungen des Edikts von Nantes, dem sich die Hugenotten fügen mußten, obwohl ein großer Theil derselben damit nichts weniger als zufrieden war.

Heinrich IV.

Heinrich IV. beherrschte nun seine Franzosen mit Klugheit, Kraft und Milde; seine persönliche Tapferkeit, sein geistreicher Witz und seine Sinnlichkeit vollendeten in ihm das Ideal eines französischen Königs. Sein Finanzminister Sully wußte hauszuhalten und durch diese Staatswirthschaft erhielt Heinrich das Anrecht auf den Namen eines großen Regenten. Seiner Politik nach blieb er ebenfalls ein ganz ächter Franzose; er ging nämlich mit dem Plane um, die Macht Spaniens und Oesterreichs vollständig zu brechen, die großen Reiche in lauter kleine zu zerstückeln und die deutschen Fürsten als Souveräne zu erklären, oder mit andern Worten, das deutsche Reich vollends aufzulösen. Frankreich aber wäre natürlich unvertheilt und die große Nation geblieben, die zu ihrer Ausrundung und als schuldigen Dank für die Völkerbefreiung so viel an sich genommen hätte, als dem König nothwendig und nützlich schien (Niederlande, Lothringen, Hochburgund, Savoyen, Genua, Neapel, Sicilien). Alle die kleinen Staaten hätten dann unter dem Namen der christlichen Republik einen großen Bund gemacht zur Erhaltung des Friedens, und welche Nation hätte sich besser geeignet zum Friedenswächter als die französische, vorausgesetzt, daß man sie thun ließ, was sie wollte! Daß Heinrich nichts anderes im Plane hatte, als was Ludwig XIV. und Napoleon I. ausführten, die Uebermacht Frankreichs, versteht sich von selbst; die gleißenden Worte gegen Spanien und Oesterreich von christlicher Republik und allgemeinem Frieden waren nur für die Deutschen berechnet (wie bequem, aber auch wie verächtlich das Benehmen der deutschen Fürsten und Reichsstände den Franzosen erschien, kann man z. B. in den Memoiren Sullys nachlesen). Heinrichs IV. Vorbereitungen zum großen Kriege waren in der That furchtbar; zu

seinem französischen Heere, dessen Fußvolk aber es immer noch nicht mit dem deutschen und spanischen aufnehmen konnte, warb er 10,000 Schweizer; in seinen Zeughäusern hatte er 400 Kanonen, 200,000 Kugeln, 4 Millionen Pfund Pulver, Waffen für 30,000 Mann Fußvolk und für 8000 Reiter, in seinem Schatze aber 36 Millionen Livres. Gegen Spanien verbündete er sich insgeheim mit England, Dänemark und Savoyen, unterstützte die Niederländer mit Hilfsgeldern und schloß im Jahre 1610 einen Bund mit der protestantischen Union in Deutschland, wurde aber noch in demselben Jahre von einem Fanatiker Ravaillak ermordet. Gewisse Schriftsteller legen diesen Mord den Jesuiten, die Heinrich 1605 in Frankreich aufgenommen hatte, oder den französischen Katholiken überhaupt zur Last, weil der König mit den deutschen Protestanten Bündniß geschlossen habe. Diese Anschuldigung ist unverständig und schmählich, denn Heinrich dachte nicht daran, den Protestanten das Uebergewicht zu verschaffen; er wollte Deutschland bloß mit Hilfe der deutschen Protestanten berauben, welche Politik auch seine Nachfolger, von den Kardinälen Richelieu und Mazarin geleitet, ins Werk setzten, ohne daß sie ermordet wurden. Der Kampf zwischen dem Protestantismus und der Kirche war auf dem Festlande bereits entschieden, das Gleichgewicht der Macht beider bereits hergestellt, nur die Politik beutete den Glauben bei guter Gelegenheit aus.

Zehntes Kapitel.

Die Reformation in England.

Zur Zeit, als Luther in Wittenberg auftrat, regierte in England Heinrich VIII., Sohn Heinrichs VII., der Richard III. bei Bosworth geschlagen und getödtet hatte. Heinrich VII. war sparsam wie Vespasian und hinterließ seinem Sohne eine gefüllte Schatzkammer außerdem einen demüthigen Adel; denn er hatte die Sternkammer errichtet, einen Gerichtshof, bestehend aus den Ministern des Königs, einem Bischof, einem weltlichen Pair, dem Präsidenten der Kingsbench und dem des Gerichtshofs für Civilklagen, welcher über Vergehen gegen die öffentliche Ordnung urtheilte, vermittelst dessen Heinrich VII. und nach ihm sein Sohn die Großen tyrannisierte. Heinrich VIII. (ein Tudor; Heinrichs V. Wittwe heirathete den Walliser Owen Tudor, und ihre drei Söhne rückten in den Rang des hohen Adels; ein Enkel von ihr ist Heinrich VII.) war 18 Jahre alt, da er den Thron bestieg; das Volk begrüßte ihn mit Jubel, weil sein Vater sich durch seine Geldwirthschaft verhaßt gemacht hatte. Heinrich heirathete die Tante Karls V., Katharina von Aragonien, die jungfräuliche

Wittwe seines als Knaben gestorbenen Bruders Arthur, und lebte manches Jahr mit ihr in glücklicher Ehe. Anfangs war er Bundesgenosse Karls V. gegen Frankreich, später aber wurde er für Geld Frankreichs Alliierter, ohne ihm jedoch viel zu nützen. Die Schätze seines Vaters hatte er rasch verschwendet, denn er war ein leichtsinniger Mann und schlechter Haushälter. Er beschäftigte sich nebenher viel mit der Theologie, und als Luther in seiner Schrift „die babylonische Gefangenschaft der Kirche" die Sakramente angriff, schrieb der königliche Theologe eine Gegenschrift, welche ihm von dem Papste den Titel „Defensor fidei" eintrug, wogegen ihm Luther mit andern Titeln „Lügenmaul, grober Thomist, Narr, Eselskopf" u. dgl. aufwartete.

Heinrich wurde seiner acht Jahre älteren Gemahlin überdrüssig und fing nach anderen Buhlschaften eine mit **Anna Boleyn**, einem schönen, leichtfertigen und ehrgeizigen Edelfräulein, an. Dieses that tugendhaft, weil es Königin sein wollte, und Heinrich bekam jetzt plötzlich Gewissensskrupel, daß seine Ehe mit seines Bruders Wittwe eine unerlaubte gewesen sei. Er drang auf Scheidung und wandte sich an den Papst **Klemens** VII.; allein in Rom verzögerte sich der Prozeß; Kaiser Karl V. wirkte für die Ehre seiner unschuldigen Verwandten, Franz von Frankreich gegen Karl, aber nicht für Anna Boleyn, da er den englischen König mit dem französischen Königshause zu verbinden wünschte. Das Spiel der politischen Ränke und Rücksichten dauerte der Anna Boleyn zu lange und sie rieth ihrem königlichen Liebhaber den Prozeß damit zu kürzen, daß er sich gleich den deutschen protestantischen Fürsten zum Kirchenhaupt erkläre. Dies leuchtete ihm ein; das dienstwillige Parlament strafte zuerst die hohe Geistlichkeit Englands wegen angeblicher Uebertretung der Staatsgesetze, entzog dem Papst die Annaten und seine Oberhoheitsrechte über die Kirche, Heinrich aber heirathete Anna Boleyn und erklärte seine mit der verstoßenen Königin erzeugte Tochter **Maria** für unächt (1533). Des Königs Werkzeuge bei diesem unehrenhaften Handel waren der rechtsgelehrte Minister **Thomas Kromwell** und der neue Erzbischof **Kranmer** von Kanterbury, ein heimlicher Protestant und schon zweimal verheirathet. Letzterer entwickelte vor dem Parlamente: „der König hat seine Sache vor dem Gerichte seines eigenen Gewissens untersucht, welches erleuchtet und geleitet ist von dem Geiste Gottes, der die Herzen der Fürsten bewohnet und leitet." Das Parlament erklärte auf des gleichen Mannes Antrag die Prinzessin Maria der Thronfolge unfähig, hingegen Anna Boleyns Tochter **Elisabeth** zur Thronfolge berechtigt und in mehreren Artikeln den König als Haupt der englischen Kirche, welcher der Papst so wenig zu sagen habe als irgend ein fremder Bischof. Die verwerfenden Bullen des Papstes machten den König um so mißtrauischer, als er wohl wußte, daß sein

Treiben bei dem Volke keine Billigung finde, wenn dasselbe auch aus Furcht sich ruhig verhalte. Der greise Bischof Fisher von Rochester und der ehemalige Kanzler Thomas Morus sollten deßwegen als von der ganzen Nation verehrte Männer die Thronfolge Elisabeths und die Unächtheit der Prinzessin Maria beschwören. In das erste willigten sie, zu dem andern waren sie nicht zu bewegen und wurden dafür in den Kerker geworfen. Der Klerus erhielt den Auftrag, jeden Sonn- und Feiertag ernstlich zu predigen, der König sei das einzige Oberhaupt der Kirche, und die politischen Behörden mußten genau darauf achten, daß dies wirklich geschah. Der weitaus größere Theil des hohen und niederen Klerus folgte dieser Zumuthung unbedenklich, nur einige wenige Geistliche, darunter drei Priore der Karthäuser, weigerten sich und wurden dafür grausam hingerichtet. Wie verkommen war demnach der englische Klerus und wie entfremdet dem englischen Volke! (1535.) Auch die beiden Greise, Bischof Fisher (22. Juni) und Thomas Morus (6. Juli 1535), mußten sterben. Nun machte Heinrich den Thomas Kromwell zu seinem Generalvikar, und dieser ließ den hohen Klerus die königliche Oberherrlichkeit auf jede Weise, durch sein Benehmen und durch zeitweilige Suspensionen fühlen. Mit diesem war Heinrichen aber noch nicht hinlänglich gedient, er brauchte Geld und zog in einem Zeitraum von fünf Jahren für seinen Fiskus ein: 1178 größere und kleinere Klöster und Stifte, 90 Kollegienhäuser, 2374 Stiftungen verschiedener Art, 110 Hospitäler, und ließ sich auch die Güter des Johanniterordens zuweisen; in wenigen Jahren war alles verschwendet oder an adelige Herren und Günstlinge verschenkt. Um diese Zeit traf Anna Boleyn die Strafe; sie reizte den König zur Eifersucht durch ein leichtfertiges Benehmen und erzürnte ihn zugleich durch ihre eigene Eifersucht gegen Johanna Seymour, ihr Edelfräulein, dem der König seine Gunst zugewandt hatte. Er ließ alsbald Anna Boleyn der Blutschande und des Ehebruchs anklagen und den 19. Mai 1536 durch das Beil hinrichten. Erzbischof Kranmer erklärte auf Befehl des Königs „nach Anrufung des Namens Christi und Gott allein vor Augen habend" die Ehe des Königs mit Anna Boleyn als eine ungiltige und die Prinzessin Elisabeth unfähig zur Nachfolge. Den Tag nach der Hinrichtung heirathete Heinrich VIII. die Seymour, welche im folgenden Jahre an der Geburt eines Knaben starb, der als Eduard VI. seinem Vater folgte. Des Königs viertes Weib, Anna von Kleve, wurde verstoßen, weil sie ihm nicht gefiel, und da sie ihr Schicksal ruhig trug, gut behandelt; die fünfte, die katholisierende Anna Howard, wurde von Kranmer denunciert und hingerichtet, weil sie den König nicht als Jungfrau geheirathet hatte; die sechste, Katharina Parr, welche des Königs theologische Unfehlbarkeit bezweifelt und verbotene Bücher gelesen hatte, entging dem

Henkerbeile durch ihre Thränen und den Witz, sie habe den König aufregen wollen, weil die Aerzte ihr gesagt, daß ihm dies gut sein würde. Während Heinrich VIII. Weiber mordete und verstieß, fuhr er in der Protestantisierung Englands eifrig fort; zwar mißlangen die Versuche, sich mit den deutschen Reformatoren zu verständigen, dafür versorgte aber Heinrich, von seinen Theologen unterstützt, das englische Volk mit seiner Glaubenslehre, „den Artikeln", die in den Kirchen vorgelesen werden mußten und „mit einem gottseligen und frommen Unterricht für alle Christen"; übereinstimmend mit Luther legte der königliche Reformator den Unterthanen besonders den leidenden Gehorsam an das Herz. Demgemäß ließ er den heiligen Thomas Becket, welcher dem König Heinrich II. widersprochen hatte, mit einem Termin von 30 Tagen vorladen und als er natürlich nicht erschien, seine Gebeine ausgraben und verbrennen, sein Grab, seine Abbildungen u. s. w. zerstören. Nebenher verbrannte er auch Wiedertäufer und Lutheraner, von denen ein gewisser Lambert ihn am meisten ärgerte, weil er sich nicht einmal durch den persönlich disputierenden König von seinen Irrthümern überzeugen ließ. Die päpstliche Bulle, welche über den König die schärfsten Kirchenstrafen verhängte, brachte nach vielen weniger bedeutenden Personen die Verwandten des Kardinals Pole, dem der König diese Maßregel zuschrieb, auf das Blutgerüst (1538) und 1541 ließ Heinrich auch Poles 70jährige Mutter enthaupten; die Katholiken wurden nämlich in der Regel enthauptet oder gehenkt, die Sektierer dagegen ohne weiteren Respekt als gemeine Ketzer verbrannt. Thomas Kromwell hatte sich die königliche Ungnade zugezogen, weil er die Anna von Kleve als eine Schönheit empfohlen hatte; der König beschenkte ihn, bevor er ihn verdarb, mit vielen Klostergütern und ließ ihn dann (29. Juli 1540) ohne Urtheil und Prozeß enthaupten, nach dem Grundsatze, den Kromwell selbst eingeführt hatte: „Hochverräther können ohne Untersuchung auf die Anklage hin abgeurtheilt werden." Sodann sorgte der König ferner für den Glauben seiner Unterthanen. In den sogenannten sechs Blutartikeln verordnete er: 1) In dem Abendmahle ist der wahre Leib Christi wahrhaft gegenwärtig. 2) Zur Seligkeit ist die Kommunion unter beiden Gestalten nicht nothwendig. 3) Die Priester dürfen nach göttlichem Gesetze nicht heirathen. 4) Die Gelübde der Keuschheit müssen beobachtet werden. 5) Die Seelenmessen sind zu halten. 6) Die Ohrenbeichte ist zuträglich und nothwendig. Später vernahm er, daß das Bibellesen oft zu Streitigkeiten Veranlassung gebe und darauf verbot er dasselbe bei einmonatlicher Einsperrung und gestattete es nur Personem von hohem Range. Zuletzt erschien das „Königsbuch" oder „nothwendige Lehre und Unterricht für jeden Christen", in welchem für die Lebzeit des Königs das Maß der englischen Rechtgläubigkeit vorgeschrieben war. Im Jahre 1544 schloß

Heinrich sich noch einmal an den Kaiser an und bekriegte Frankreich zwei Jahre lang, gewann aber nur den Besitz von Boulogne auf acht Jahre. In seinen letzten Jahren wurde er so beleibt, daß er nur durch eine Maschinerie von einem Zimmer in das andere gebracht werden konnte. Er starb am 28. Januar 1547, 56 Jahre alt, im 38. seiner Regierung, nachdem er wenige Tage vorher den Sohn des Herzogs von Norfolk, auf den die Katholiken Hoffnungen setzten, hatte hinrichten lassen.

Eduard VI. (1547—1553).

Statt dieses neunjährigen Monarchen regierte ein Regentschaftsrath, in welchem Lord Somerset und Erzbischof Kranmer alles vermochten. Sie reformierten nun durch das Parlament König Heinrichs Reformation; die sechs Blutartikel wurden abgeschafft, der König aber zum Oberhaupt der Kirche erklärt und ihm die Ernennung der Bischöfe überlassen. Kranmer gab den Geistlichen ein Homilienbuch, einen Katechismus, ein allgemeines Gebet- und Ritualbuch. Die Messe und der Cölibat der Geistlichen wurde aufgehoben und das Abendmahl in zwei Gestalten eingeführt. Durch ein Glaubensbekenntniß in 39 Artikeln, an welchem der deutsche Reformator Bucer mitarbeitete, wurde die englische Kirche zu einer protestantischen vollends umgeschaffen, obwohl Kranmer das Episkopalsystem beibehielt, die Bischöfe als Nachfolger der Apostel erklärte, auch einige Gebräuche der katholischen Kirche bestehen ließ und einige nichtprotestantische neue einführte. Die englische Kirche wurde auf diese Weise dem monarchischen Systeme Englands angepaßt, und die Bischöfe Bonner von London und Gardiner von Winchester, welche widersprachen, kamen dafür in den Tower, einige Sektierer aber wurden hingerichtet. Lord Somerset (ein Seymour, also Verwandter des Königs) wurde durch seine Gewaltthätigkeit dem Adel und gemeinen Volke verhaßt, durch Warwick gestürzt und dann auf Befehl des Königs hingerichtet (22. Januar 1552). Warwick regierte seitdem als Lord Northumberland und bewog den kranken König, seine beiden Schwestern Maria und Elisabeth der Thronfolge für unfähig zu erklären und Johanna Gray, die Gemahlin von Northumberlands Sohne Dudley, die Enkelin von Heinrichs VIII. jüngerer Schwester Maria, eine Protestantin, zur Thronfolgerin zu erklären.

Königin Maria (1553—1558).

Johanna Gray konnte sich nach Eduards VI. Tode (6. Juli 1553) nicht behaupten, denn Adel und Volk erklärten sich für Heinrichs Tochter Maria. Der gehaßte Northumberland starb durch das Beil und nach kurzem Gefängnisse wurden auch Johanna Gray und Dudley der Sicherheit des Thrones geopfert (13. Februar 1554). Das Par-

lament und die Mehrzahl des Volkes sprachen sich für die katholische Religion aus. Kranmer wurde verbrannt, nachdem er vergeblich durch Widerrufe sein Leben hatte erkaufen wollen; andere Protestanten traf das gleiche Schicksal, und eine entdeckte Verschwörung hatte abermals Hinrichtungen zur Folge. Die Engländer nennen diese Königin die „blutige" Maria, vergessen aber, daß unter ihr jedenfalls nicht 300 Personen hingerichtet wurden, während unter ihrer Nachfolgerin Elisabeth mehr als die zehnfache Anzahl sterben mußte. Maria hatte den König Philipp von Spanien geheirathet, der aber an der Regierung Englands keinen Antheil hatte, jedoch 1557 ein Hilfskorps gegen die Franzosen erhielt. Sie starb schon 1558 im November; dieser Königin entrißen die Franzosen durch raschen Ueberfall Kalais, was sie so schmerzte, daß sie auf dem Todbette sagte: „Nehmt mein Herz aus meinem Leichname und ihr werdet darauf den Namen Kalais lesen."

Königin Elisabeth (1558—1603).

Elisabeth war 25 Jahre alt, als durch den Tod Marias ihr die Krone Englands zufiel; aber Maria Stuart, die mit dem Dauphin Franz von Frankreich vermählte Königin von Schottland, Enkelin Margarethens, der älteren Schwester von Heinrich VIII., nahm nach Marias Tode Namen und Wappen einer Königin von England an, und wirklich war sie auch die gesetzliche Erbin, da durch die Anerkennung Marias, Heinrichs VIII. Tochter, die Ehe mit Anna Boleyn als eine ungiltige erscheinen mußte. Sie wurde von Frankreich, Spanien und dem Papste unterstützt, aber gerade dies that Elisabeth bei den Engländern den größten Vorschub; ihre Sache erschien dem Auslande gegenüber als die nationale, und da Maria von den katholischen Mächten unterstützt wurde, wandte sich Elisabeth zu den Protestanten und brachte dadurch für England Nationalität und Protestantismus in unauflösliche Verbindung. Sie unterstützte die Protestanten in Schottland, in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland, theils mit Mannschaft und Geld, noch viel öfter aber mit Versprechungen. In England selbst ging sie Schritt für Schritt vorwärts; 1562 wurden die 39 Artikel als Symbol der protestantischen Kirche Englands anerkannt und eine Kommission niedergesetzt, welche über die Aufrechthaltung des Glaubens wachen sollte (englische Inquisition). Durch die Parlamentsakte of uniformity wurden scharfe Zwangsmaßregeln gegen alle die angeordnet, welche sich zu den 39 Artikeln nicht bequemen wollten, gegen die Katholiken ebenso wie gegen die Dissenters (nicht englisch-kirchliche Protestanten). Im Jahre 1570 erklärte Papst Pius V. Elisabeth als Ketzerin und der Regierung verlustig, alle Unterthanen aber des Eides der Treue entbunden. Dies verursachte für die Katholiken die entsetzlichsten Verfol-

gungen, denn Rebell und Katholik wurden nun gleichbedeutende Namen. Alle Geistlichen wurden als Hochverräther erklärt, die Bischöfe in Kerker geworfen, die Messe bei hoher Strafe verboten und 20 Pfund Sterling monatlich auf den Nichtbesuch anglikanischer Kirchen gesetzt. Diese Verfolgung steigerte sich, als der Zusammenstoß mit Spanien erfolgte, oder wenn eine Verschwörung gegen die Königin (es gab wirkliche und erfundene) entdeckt wurde. In den letzten 20 Jahren ihres Lebens wurden (in England allein) 142 Priester des Glaubens wegen hingerichtet, 90 Priester und Laien starben im Gefängniß, 105 wurden auf immer verbannt, 62 Laien nicht gemeinen Standes starben durch den Henker. Noch schauerlicher ging es in Irland her; die Irländer konnten Religion und Nationalität nicht von einander trennen, denn ihre Unterjocher waren Engländer und Protestanten; fochten sie von jetzt an für ihre Religion, so war es zugleich ein Kampf für ihre Freiheit. Irland wurde dadurch zum Lande der Verzweiflung, des Bürgerkriegs, der Verschwörung, des Mords und der Mordbrennerei; zu Elisabeths Zeit und auf ihren Befehl wurden die katholischen Priester getödtet, wie man ein wildes Thier tödtet, wo man dasselbe trifft. Auch die Kalvinisten waren nicht in der königlichen Gnade; in England wurden sie Puritaner geheißen, weil sie das Christenthum von allen menschlichen Beisätzen reinigen wollten, und zu diesen gehörte auch die königliche Obergewalt über die Kirche, das Episkopalsystem, die Ceremonien, die Kleidung der Geistlichen u. s. w. Die Puritaner verstießen also gegen die königliche Autorität, welche die Königin kaum geringer anschlug als ihr Vater; doch wurden die Puritaner nur mit Geld und Gefängniß bestraft. Auch den anglikanischen Klerus ließ Elisabeth nicht von der Leine; gleich bei ihrem Regierungsantritte, als die anglikanische Kirche wieder neu zu schaffen war, legte sie demselben allgemeines Stillschweigen auf und erlaubte ihm erst wieder zu predigen, als die Kirche durch sie und ihre Räthe fix und fertig dastand. Nur im Auslande galt es ihr gleich viel, wie sich der Protestantismus gestaltete, ob kalvinisch oder wiedertäuferisch, sie benutzte ihn, so wie er war, gegen die ihr feindlichen katholischen Monarchen.

Die Reformation in Schottland. Maria Stuart.

Auch war es eigentlich sie, welche nach Schottland die Flamme des Bürger- und Religionskrieges warf. Die Reformation fand dort aus denselben Gründen wie anderwärts großen Anklang, und wie in andern Ländern wurde sie Aushängeschild für politische Zwecke. Die Regentin Maria von Guise (Mutter der Maria Stuart, welche in Frankreich erzogen und dem Dauphin Franz verlobt wurde) erhielt über die Reformation und die Aufstände, welche von Adeligen und Predigern

geleitet wurden, das Uebergewicht durch französische Hilfstruppen, und während in England die Katholiken rechtlos waren, traf in Schottland Tod, Kerker oder Verbannung die Prediger und Anhänger der neuen Lehre. Diese waren in der Wahl ihrer Mittel nicht verlegen; der Aufruhr galt ohnehin als erlaubt, wenn er gegen eine sog. papistische Obrigkeit gerichtet war, der schottische Reformator Knox belobte ihn aber noch ausdrücklich, und als der Kardinal Bethune durch eine Schaar Meuchelmörder in seinem Hause umgebracht wurde, pries Knox diese That als eine Gott wohlgefällige. Dies brachte ihn 19 Monate auf die Galeeren und nach seiner Strafzeit wanderte er in der Schweiz und Deutschland umher und kam auch nach England; 1556 verfaßte er seinen „ersten Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment“, eine Aufruhrpredigt gegen die Regentin, denn die Uebertragung obrigkeitlicher Würde an ein Weib ist nach ihm gegen die Natur, gegen die Bibel und eine wahre Verspottung Gottes. Diese Grundsätze konnten der strengmonarchischen Elisabeth nicht gefallen, und Knox wanderte 1559 nach Schottland, wo der Adel gegen die Regentin in offener Rebellion war. Er schloß sich dem Adel an und stiftete gegen die „Götzendiener“ die Kongregation Christi, die besonders gegen Klöster und Kirchen wüthete und nach dreijährigem Kampfe (die Regentin starb im zweiten Jahre) mit englischer Hilfe vollständig siegte (1561); durch Parlamentsbeschluß wurden der kalvinische Glaube und die kalvinische Kirchenordnung eingeführt, der „römische Götzendienst“ (der Besuch der Messe) aber bei hoher Strafe verboten; auf dem dritten Rückfalle stand der Tod! Bibliotheken, Kunstwerke, Klöster und Kirchen wurden verwüstet, und was stehen blieb, zu dem Dienste des neuen Kultus hergerichtet. Die Klostergüter erhielt größtentheils der Adel, weil er sie im Kampfe gegen die Krone verdient zu haben schien. Dieser Adel rief nun die 18jährige Wittwe des Königs Franz II. von Frankreich, Maria Stuart, auf den erledigten Thron von Schottland (1562). Sie folgte diesem Rufe, weigerte sich aber zu wiederholtenmalen, den von ihrer Base Elisabeth vorgelegten Vertrag, durch den sie der englischen Krone entsagen sollte, zu unterzeichnen. Die Folge war die Feindschaft der englischen Königin, die in Marien eine Nebenbuhlerin um die englische Krone und ein Werkzeug in der Hand der katholischen Mächte erblickte; dieser Feindschaft aber war Maria keineswegs gewachsen. Sie heirathete als Königin (1565) den ihr verwandten protestantischen Lord Darnley und dies gab Veranlassung zu einem Aufstande der presbyterianischen Fanatiker, der aber unterdrückt wurde. Bald jedoch begann das Unheil im eigenen Hause; Darnley war ein ehrgeiziger, dabei roher und dem Trunke ergebener Mann, der mit seiner Stellung als Königin-Gemahl nicht zufrieden war und wirklicher König sein wollte. Darein willigte Maria

nicht und er verband sich nun dafür mit der feindseligen Adelspartei, welche das Land bereits durch schauerliche Gerüchte über die Gefahr der schottischen Religion in Unruhe versetzte. Der Anschlag gelang jedoch nur halb; Marias Sekretär Riccio, ein Piemontese (kein junger schöner Mann, wie man ihn gewöhnlich dargestellt findet), wurde vor ihren Augen ermordet, sie selbst gefangen und das Parlament durch Darnley aufgelöst; Maria entfloh jedoch und fand solche Unterstützung, daß ihre Feinde sich flüchten oder verbergen mußten. Den 19. Juni 1566 gebar sie einen Sohn, den nachmaligen König Jakob I. von England, aber nun erzürnte sie die Puritaner dadurch, daß der Prinz nach katholischem Ritus getauft wurde, und im folgenden Frühjahre traten zwei Ereignisse ein, welche eine große Schuld auf die Königin warfen. Im Januar hatte sie sich mit Darnley wieder ausgesöhnt, aber derselbe wurde in der Nacht des 10. Februar mit seinem Landhause bei Edinburgh in die Luft gesprengt, während die Königin sich auf einem Balle in der Nachbarschaft befand. Der Thäter war Graf Bothwell und dieser entführte Marien (24. April) nach Dunbar und hielt sie zehn Tage gefangen, bis sie in die Heirath mit ihm einwilligte, die am 15. Mai vollzogen wurde. Mit dieser Heirath war Mariens Schicksal entschieden, denn ob sie schuldig oder unschuldig an Darnley's Morde war, die Anklagen ihrer Feinde mußten durch das Benehmen der Königin in den Augen der Welt ihre Rechtfertigung finden. Der Adel ließ sich Bothwells Stellung nicht gefallen und verschwor sich gegen ihn und Marien, wie er es übrigens auch gegen frühere Könige gethan hatte, erzwang die Entfernung Bothwells und setzte Marien auf das Inselschloß im Lochleven gefangen. Sie mußte der Regierung entsagen, ihr einjähriger Sohn Jakob wurde zum Könige ausgerufen und Lord Murray, ihr natürlicher, abgefeimter und ehrgeiziger Bruder, als Regent bestellt. Noch einmal (2. Mai 1568) gelang Marien die Flucht, ihre Anhänger sammelten sich um sie, wurden aber bei Langside geschlagen; sie flüchtete nach England, um bei ihrer Verwandten Elisabeth Schutz zu suchen. Diese freute sich, daß sie nun das Haupt der Katholiken in Schottland und England (die Hälfte des englischen Volkes war noch immer der katholischen Religion zugethan) in ihrer Gewalt hatte, und hielt sie in Haft; sie wollte ihr den Prozeß als Ehebrecherin und Gattenmörderin machen, aber Maria verwarf als Königin ein fremdes Gericht. Zu ihrem Unglücke nahm der Lord Norfolk ihre Partei und verlor darüber das Leben auf dem Blutgerüste (1572). In den nördlichen Provinzen empörten sich die Lords von Northumberland und Westmoreland und proklamierten die katholische Religion und Marien als Elisabeths Thronerbin; sie unterlagen; Northumberland entfloh zu den Schotten, wurde aber von ihnen ausgeliefert und starb auf dem

Schafote. Unterdessen dauerten die Religionskriege in Frankreich und den Niederlanden mit ihrer ganzen Wuth fort, der Prinz von Oranien wurde in Delft ermordet, die französische Liga und ihr Verhältniß zu Spanien erfüllte die Protestanten mit der Furcht, es sei auf ihre Vertilgung abgesehen, und 1585 wurde die Verschwörung des Schotten Babington entdeckt, der die Königin Elisabeth ermorden wollte. Maria wurde der Mitwissenschaft angeklagt; ihre Papiere wurden mit Beschlag belegt und sie in das Schloß Fotheringhay gebracht. Ein Gericht von 47 Pairs übernahm ihren Prozeß und verurtheilte sie zum Tode (28. Oktober), obwohl sie die beigebrachten schriftlichen Beweise als unächt erklärte. Vergebens waren die Gegenvorstellungen des französischen und spanischen Hofes, ebenso die des schottischen Königs Jakob, des Sohnes der auf den Tod angeklagten Königin; Elisabeth wollte ihrer Furcht los werden und zögerte nur noch, weil die Hinrichtung einer Königin und Verwandten der Welt doch zu schrecklich erscheinen mußte. Am 22. November wurde endlich Marien das Todesurtheil verkündet und dasselbe am 8. Februar 1586 in dem Schlosse durch das Beil mit drei Streichen vollzogen. Maria war 45 Jahre alt, ihr Haar während 18jähriger Gefangenschaft ergraut; sie betete für ihre Feinde und starb gefaßt und ruhig, mit dem heil. Sakramente versehen. Elisabeth suchte auch jetzt noch alle Schuld von sich abzuwälzen; die Verurtheilung schob sie dem Gerichte zu, und obwohl sie das Todesurtheil unterzeichnet hatte, strafte sie den Sekretär Davison, weil er dasselbe ohne ihren Befehl aus der Hand gegeben habe.

Die Hinrichtung Maria Stuarts bewog 1688 den König Philipp II. von Spanien, gegen England einen Hauptschlag zu führen. Elisabeth unterstützte die Hugenotten in Frankreich und namentlich die abgefallenen Niederländer, Philipp war zudem das Haupt der katholischen Mächte wie Elisabeth das der protestantischen, daher konnte ein entscheidender Zusammenstoß der beiden nicht ausbleiben; englische Seeräuber, wie Franz Drake, unternahmen überdies vor den Kriegserklärungen Verwüstungszüge nach den spanischen Kolonieen. Philipp machte große Rüstungen, aber gegen England waren sie dennoch unzureichend und hätten größere Folgen gehabt, wenn sie der König gegen die Niederlande gerichtet hätte. Denn das englische Nationalgefühl flammte nun hell auf, alles eilte zu den Waffen, die Städte rüsteten Schiffe, die Küsten bedeckten sich mit streitbarer Mannschaft, wobei die englischen Katholiken so viel Eifer als die Protestanten zeigten, ohne daß sie dadurch den unversöhnlichen Haß derselben zu mildern vermochten. Die spanische Schiffsmacht, die aus den Häfen der Halbinsel und den spanisch-niederländischen auslief, konnte sich nicht vereinigen; die große Flotte unter dem Herzog von Medina Sidonia wurde durch Sturm zerstreut, und die englischen Seehelden Howard von

Effingham, Drake, Raleigh u. a. vernichteten die einzelnen Abtheilungen und nahmen eine Menge spanischer Schiffe weg, die ihnen reiche Beute gaben. Philipp wurde durch dieses schwere Unglück nicht gebeugt und machte neue Rüstungen, aber die Engländer wagten sich nun an die spanischen Küsten, eroberten 1589 Kadix, zerstörten die Flotte in dem Hafen, plünderten und verbrannten die Stadt und schleppten eine ungeheure Beute heim. Dasselbe Glück hatten sie in Vigo, Korunna u. s. w., weil die spanische Seemacht der englischen und niederländischen nicht mehr gewachsen war. Die Engländer trugen auch den Krieg in die Gewässer Amerikas und Ostindiens, setzten sich in Virginien fest, errichteten 1600 eine ostindische Kompagnie und betraten so den Weg, auf dem sie zur ersten Handelsmacht der Erde wurden und in den andern Erdtheilen ein Reich gründeten, in welchem die Sonne nie untergeht. Durch den Glanz der spanischen Siege und die Erfolge ihrer auswärtigen Politik überstrahlte die Regierung Elisabeths die vielen Flecken, durch welche sie verdunkelt wurde, und deßwegen ist Elisabeth bei dem englischen Volke in gefeiertem Andenken, trotz der despotischen Willkür, mit der sie herrschte und das Parlament zum Schweigen verwies, des Steuerdruckes, der auf dem Lande lastete, der Grausamkeit, mit welcher sie nicht allein die Katholiken (der Fanatismus findet dies recht), sondern auch die protestantischen Sekten verfolgte, und trotz ihres nichts weniger als tadellosen Privatlebens. Ihr Sieg über Spanien befreite auch die Niederlande und riß sie von Spanien los; er ist zugleich der Triumph des Protestantismus, der die Uebermacht auf dem Meere gewann und dadurch mehr als ersetzte, was er auf dem europäischen Festlande verlor; er wurde durch die Siege Elisabeths und der Niederländer zu einer Weltmacht und aller Gefahr, daß er je mehr durch Waffengewalt zu unterdrücken wäre, für immer überhoben.

Unter Elisabeth wurde Irland vollends unterworfen und ein großer Theil seiner Bewohner ihres Landeigenthums beraubt, welches englischen Kolonisten überwiesen wurde. Ihre letzten Jahre brachte sie im Grame hin; ihr Buhle, der Lord Essex, der Irland unterjochte, kam in Verdacht, als strebe er nach der Königskrone; sie hätte ihm dies eher verziehen, als den verachtenden Uebermuth, dessen sie ihn schuldig glaubte; er wurde auf ihren Befehl den 25. Februar 1601 hingerichtet. Die Königin empfand bittere Reue, als sie erfuhr, daß die Feinde des Grafen seine Schuld größer gemacht als sie war, und ihr seine Reue verschwiegen hatten. So lebte sie noch bis zum 24. März 1603, an welchem Tage sie 69jährig starb. Zwei Tage vor ihrem Tode hatte sie ihren Vetter Jakob I. von Schottland, den Sohn der hingerichteten Maria Stuart, zu ihrem Nachfolger ernannt und so England und Schottland vereinigt; das war die letzte öffentliche Handlung Elisabeths,

und dadurch bewies sie, daß auch die Todesnähe ihre wahrhaft großbritannischen Gedanken nicht verdunkelt hatte.

Eilftes Kapitel.

Philipp II. von Spanien (1555—1598).

Abfall der Niederlande.

Der mächtige Gegner Elisabeths und der Protestanten war dieser Sohn Karls V. und zwar eben so sehr durch seinen Eifer für den katholischen Glauben als durch sein politisches Interesse. Sonderbarer Weise mußte er aber seinen ersten Krieg gegen den Papst Paul IV. führen, der ihn förmlich dazu zwang; denn Paul IV. dachte an die Vertreibung der Spanier aus Italien, das sie größtentheils inne hatten (Neapel, Sardinien und Mailand) oder mittelbar beherrschten (Genua und Florenz); allein Philipps Feldherr, der Herzog von Alba, rieb die Schweizertruppen des Papstes auf und nöthigte ihn zur Ruhe. Paul hatte aber auch den französischen König Heinrich II. zum Bruch des Waffenstillstandes von Vaucelles gereizt und ihn zum Angriffe auf die Niederlande bewogen. Die Franzosen hatten jedoch eben so wenig Glück; den 10. August 1557 verloren sie die Schlacht bei St. Quentin und den 13. Juli 1558 die bei Gravelingen, worauf sie am 3. April 1559 den Frieden von Chateau Kambresis schloßen.

Nun ging Philipp nach Spanien zurück, nachdem er die Regierung der Niederlande geordnet hatte. Als Statthalterin setzte er Margaretha von Parma ein, eine natürliche Tochter Karls V., und gab ihr einen Staatsrath bei aus den angesehensten Adeligen des Landes, an dessen Spitze er den Bischof, später Kardinal, Granvella (den Sohn von Karls V. Kanzler), den Viglio von Aytta und den Grafen Barlaimont stellte. Schon dies erbitterte die Niederländer, die auf jeden Anschein fremder Herrschaft von jeher eifersüchtig waren, und bekanntlich ist der Spanier unter allen Nationen am wenigsten geeignet sich den Sitten und Gewohnheiten des Ausländers anzubequemen. Zudem hatte Philipp eine Besatzung von 3000 Spaniern zurückgelassen, abermals ein Aergerniß für die Niederländer; die Regentin wollte es dadurch mildern, daß sie einem der angesehensten Adeligen das Kommando antrug. Zuerst dem Wilhelm von Oranien, dem deutschen Hause Nassau-Dillenburg angehörig und in den Niederlanden begütert; protestantisch erzogen, spielte er bei Karl V. den Katholiken und wurde von diesem begünstigt, von Philipp II. zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht

ernannt; den Beinamen Oranien führte er von der französischen Herrschaft Orange, einer Erbschaft seines Hauses von den Herren von Chalons. Er schlug das Kommando aus wie auch Graf Egmond und die Regentin bewog deßwegen den König die anstößigen Truppen abzuberufen. Damit hatte sie aber ihre Stellung nicht gebessert, denn der Adel drang auf die Entfernung Granvellas (ganz wie die aufständischen Tyroler Bauern 1526 den Rathgeber Ferdinands von Oesterreich, Salamanka, außerhalb ihrer Berge haben wollten), zum Theil aus nationaler Eifersucht, weil die Niederlande wohl den spanischen König als ihren Herrn anerkannten, aber keine spanische Provinz waren, zum Theil darum, weil sie selbst statt des Spaniers die Regentin berathen oder beherrschen wollten. Margaretha bewirkte auch Granvellas Abberufung aus dem Staatsrathe (1564), und nun feierte der Adel seinen Triumph dadurch, daß er die treuen Diener des Königs aus dem Staatsrathe und den wichtigsten Stellen verdrängte und sich alles erlaubte, was ihm wohlgefiel, namentlich alle Aemter an seine Geschöpfe vertheilte. Entscheidend jedoch war die Anordnung des Königs zu den vier alten zehn neue Bisthümer zu errichten; er that dies ohne Zuziehung der Stände und fand deßwegen auch bei manchen aufrichtigen Katholiken keinen Beifall, natürlich noch viel weniger bei den offenen und geheimen Anhängern der Reformation. Denn die neuen Bisthümer waren gleichsam eine Verstärkung der Hauptwache gegen die neue Lehre, welche aus Deutschland und Frankreich in ihren verschiedenen Gestalten eingedrungen war; namentlich hatte die Wiedertäuferei starken Anhang gefunden. Es ging damals ein Geist der Unruhe durch alle Länder, durch die Niederlande fast am stärksten, obwohl hier das Volk am allerwenigsten Ursache zur Klage hatte; jedes Gerücht von irgend einem Plane der Regierung gegen die Freiheiten der Städte und Landschaften fand bereitwillige Aufnahme und that seine Wirkung, so auch, als es hieß, der König beabsichtige die Einführung der spanischen Inquisition. So viel war allerdings richtig,, daß Philipp gebot, die Gesetze gegen die Ketzer in ihrer ganzen Strenge zu handhaben. Auf dies erklärten Oranien und andere Provinzialstatthalter, sie seien nicht im Stande diese Gesetze in ihren Provinzen durchzuführen, und wenn der König darauf beharre, so bäten sie, er möchte sie ihrer Aemter gnädigst entlassen. Bald darauf entstand durch Oraniens Freund, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, ein Bund von Edelleuten, welcher das sogenannte Kompromiß unterzeichnete, in welchem sie gelobten, die niederländische Freiheit gegen fremde Unterdrückung zu vertheidigen und namentlich die Einführung der spanischen Inquisition nicht zu dulden. Dieser Bund verstärkte sich mehr und mehr, und am 5. April 1566 kamen 250 Edelleute nach Brüssel, zogen mit großem Aufsehen paarweise in das Schloß und überreichten eine Bittschrift. Bei

dieser Gelegenheit kam (wie gewöhnlich erzählt wird) der Name der „Geusen“ auf; als nämlich die Regentin über den großen Zug erschrack, sagte ihr der Graf Barlaimont, eine Schaar Bettler (gueux) sei nicht zu fürchten; die Edelleute und die ganze Partei der Unzufriedenen legten sich nun diesen Namen bei. In den Demonstrationen des Argwohns und der Unzufriedenheit löste der Pöbel die Edelleute ab; die Prediger der neuen Lehre, die aus Frankreich und Deutschland kamen, hielten große Versammlungen im Freien und bereits bildeten sich wandernde Volksversammlungen. Durch Gerüchte aller Art wurde das Volk in fieberhafter Unruhe erhalten und endlich brachen die Anhänger der neuen Lehre durch die Schranken, welche die höher stehenden Leiter der Bewegung um das gemeine Volk hatten ziehen wollen, stürmten in Antwerpen, Westflandern, Artois und anderen Gegenden die Kirchen und Klöster, zerstörten Bilder und Altäre und raubten, was für sie einen Werth hatte. Die Regentin befand sich nun in großer Verlegenheit; sie hatte keine Truppen, und Oranien, Egmond u. a. riethen zur Nachgibigkeit, weil die Anwendung von Gewalt zu viel Blut kosten würde; sie ging darauf ein und bewilligte auch alle Forderungen der Geusen, freilich mit dem Vorsatz, später anders zu verfahren. Dies that Egmond aus Schwäche, Oranien dagegen mit kluger Berechnung; er wußte recht wohl, daß eine Revolution durch nichts mehr befördert wird, als wenn die Regierung waffenlos neben gerüsteten Volkshaufen steht; er hatte auch bereits insgeheim Verbindungen mit den protestantischen Fürsten in Deutschland und mit der englischen Elisabeth angeknüpft. Die Wildheit der Kirchenstürmer und Kirchenräuber brachte jedoch einen Gegenschlag; viele Geusen zogen sich von dem Bunde zurück, weil sie nichts gegen die katholische Kirche unternehmen wollten, so Egmond und Graf Hoorn, und ersterer half die Kirchenschänder mit Waffengewalt zu Paaren treiben. Die Statthalterin nahm im Frühlinge 1567 den hohen Beamten noch einmal den Eid der Treue ab und glaubte sie damit zu binden, Philipp aber dachte auf andere Mittel, den unruhigen Geist der Niederlande zu beschwören. Anfänglich hieß es, er selbst werde in die Niederlande kommen, bald aber kam andere Kunde: der Herzog von Alba sei mit einem starken Kriegsheere auf dem Marsche. Dies wirkte; urplötzlich wurde alles ruhig. Wilhelm von Oranien flüchtete mit seiner Familie nach Deutschland; er wußte nämlich am besten, was er mit seinem Rath zur Nachgibigkeit gewollt hatte, und täuschte sich nicht darüber, daß Philipp ihn durchschaue; eben so klar war es ihm auch, daß Philipp diese Gelegenheit benutzen werde, um die Freiheiten der Niederländer zu vernichten, und daß er deßwegen die vornehmsten Herren vom Adel, die in letzter Zeit bei den Volksbewegungen und Geusendemonstrationen eine zweideutige Rolle gespielt, zur Strafe ziehen werde. Seinem Bei-

spiele folgten die vornehmsten Geusen und alle diejenigen aus dem Volke, welche sich an die Kirchenstürmer angeschlossen hatten; die Zahl der Flüchtlinge soll 100,000 betragen haben. Im Sommer kam Alba wirklich mit seinen Spaniern, alten erprobten Soldaten; hatte schon die Botschaft, er werde kommen, die Niederlande plötzlich beruhigt, so herrschte fast Grabesstille, als er wirklich in Brüssel eingezogen war. Einige Monate trat er leise und milde auf, ließ aber dann plötzlich Egmond und Hoorn, die sich in Brüssel aufhielten und von ihm sehr freundlich waren behandelt worden, mit noch mehreren Edelleuten festnehmen; auf dies Signal der Rache flüchteten abermals 20,000 Menschen. Die Regentin sah nun wohl, daß der König in Alba einen Diktator geschickt habe, und dankte ab. Alba dagegen errichtete 1568 den Rath der Unruhen, welchen das Volk den Blutrath nannte, und der jetzt verfuhr, wie Philipp es in Aragonien angeordnet hatte, wo das Beil nicht allein Aufrührer, sondern auch die Häupter der ständischen Partei zur Ruhe gebracht hatte; die Freiheiten der Niederländer in Gerichtssachen wurden durch diesen Rath vernichtet. Es war nicht mehr als gerecht, daß Oraniens Güter konfisciert wurden, da dieser auf eine Vorladung vor Gericht nicht erschien; Oranien war wirklich der Feind des Königs, aber die Verfolgung traf alle Geusen ohne Unterschied, und zwar keineswegs die schuldigsten, denn diese waren entflohen, daher wenn Alba strafen wollte, er solche treffen mußte, welche sich durch ihre Umkehr zu der königlichen Sache gesichert glaubten. Alba aber wollte einerseits die früher bewiesene Untreue strafen und dadurch zweideutige Herren schrecken, andererseits den Niederländern die Männer entziehen, die gefährlich gewesen und wieder gefährlich werden konnten, solche, auf welche das Volk zu sehen gewohnt war; darum ließ er den 1. Juni 1568 von den gefangenen Edelleuten 18 köpfen und am 5. auch Egmond und Hoorn, die neben dem entflohenen Oranier die angesehensten Männer der Niederlande waren. Oranien hatte deutsche Söldner geworben und fiel mit ihnen in die südlichen Provinzen ein, während sein Bruder die nördlichen in Aufstand bringen wollte. Jener wurde jedoch von Alba geschlagen und die Söldner Wilhelms liefen auseinander, als er sie nicht bezahlen konnte. Nach diesen Erfolgen führte Alba ein neues Finanzgesetz ein und beseitigte damit die niederländischen Rechte in Sachen der Besteuerung. Von allem beweglichen und unbeweglichen Gut sollte ein Prozent, von jedem Erbe fünf Prozent, und von dem Kaufmannsgute bei jedem Umsatze zehn Prozent erlegt werden. Dadurch wären die Niederlande für König Philipp zuerst eine Goldgrube geworden und nach wenigen Jahren wäre die unvermeidliche Verarmung eingetreten, denn bei der Auflage auf den kaufmännischen Verkehr mußte dieser auf den allernothwendigsten heruntergebracht werden; das wollte Philipps Politik,

weil der niederländische Reichthum den Trotz der Städte und des Adels genährt hatte; das Blut des Adels floß darum unter dem Beile des Henkers, das Geld des Kaufmanns zapfte der Zöllner ab. Durch die Vernichtung des Handels erbitterte Alba die Kaufleute, welche seitdem Oranien mit Geld unterstützten, der jetzt Kaperbriefe ausgab und den Seekrieg begann, damit die Niederländer auf denjenigen Weg der Kriegsführung hinwies, auf dem sie allein Erfolg hoffen durften. Die Handelsschiffe wurden Kriegsschiffe und kaperten die spanischen Kauffahrer; die „Wassergeusen" thaten sich auf und bald waren die nördlichen Provinzen: Holland, Friesland, Seeland und Geldern unter den Waffen, fast alle Seestädte in der Gewalt der Wassergeusen. Zwar konnte Wilhelm von Oranien sich nicht im Felde halten, was er abermals mit deutschen Söldnern versuchte, aber ebenso wenig vermochte Alba die nördlichen Provinzen ganz zu bezwingen, und er selbst bat den König um einen Nachfolger, da er wohl einsah, daß er mit seinem Blutrathe und Heere die Niederlande nimmer unterwerfen könne. Philipp erkannte dies und schickte Ende 1573 den milden Requesens. Allein die Zurücknahme der Steuergesetze half nichts mehr; die Niederländer konnten kein Vertrauen zu dem König von Spanien fassen, der seine Absichten gegen ihre Freiheiten so deutlich gezeigt hatte, und wäre auch noch eine Uebereinkunft möglich gewesen, so mußte jede Hoffnung aufgegeben werden, seitdem die nördlichen Provinzen sich entschieden der neuen Lehre zugewandt hatten. Dies konnte Philipp nicht dulden, selbst wenn er gegen die Religion gleichgiltig gewesen wäre; die protestantischen Provinzen würden nur eben so viele Verbündete seiner Feinde abgegeben haben, weil sie einem „abgöttischen" Herrn nie treu sein konnten. Daher zerschlugen sich die Unterhandlungen in Breda, Requesens starb 1576, und als die spanischen Soldaten, welche der König nicht regelmäßig bezahlen konnte, in den treuen Provinzen Brabant und Flandern raubten, so schloßen die südlichen mit den nördlichen einen Bund zur Vertreibung der Spanier (Genter Vertrag von 1576). Vergebens schickte nun Philipp seinen Bruder Don Juan d'Austria, der sogar dem Genter Vertrage beitrat und als königlicher Statthalter regieren sollte; Oranien mit dem Staatsrathe ließ die Gewalt nicht aus den Händen und Don Juan eröffnete den Krieg auf's neue; auch der Erzherzog Mathias von Oesterreich, dessen Wahl zum Statthalter die Belgier durchgesetzt hatten, brachte nichts zu Stande. Nun kam aber der gefährlichste Gegner des Oraniers, der Prinz Alexander Farnese von Parma, als spanischer Oberbefehlshaber in die Niederlande. Dieser schlug die Aufständischen bei Gemblours (31. Januar 1578) und trat mit den südlichen Provinzen in Unterhandlung. Die Fanatiker in den nördlichen Provinzen ärgerten nämlich die vorwiegend katholischen südlichen durch

ihre Wuth gegen alles, was katholisch war, und diese Stimmung benutzte der Prinz, sie von ihren Verbündeten zu trennen; gegen die Beschwörung ihrer Rechte und Freiheiten kehrten sie 1579 zum Gehorsam zurück. Dagegen schloßen nun die nördlichen die Union von Utrecht, oder sie kündigten dem Könige förmlich den Gehorsam auf; es waren dies die Provinzen: Geldern, Holland, Zütphen, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Gröningen; von ihrer ständischen Versammlung hießen sie die Generalstaaten. Sie wählten den Herzog von Anjou zum Generalstatthalter, der aber zu keinem Ansehen gelangte und bald seiner Würde satt bekam; jetzt war Oranien an der Spitze, wurde aber am 8. Juli 1584 zu Delft durch einen Meuchler ermordet (Philipp II. hatte längst einen hohen Preis auf Wilhelms Kopf gesetzt). Farnese setzte den Krieg mit ebenso viel Geschicklichkeit als Erfolg fort; Ypern, Brügge, Gent und Antwerpen, letzteres nach einer hartnäckigen Belagerung, ergaben sich ihm, ebenso Brüssel und Mecheln. Seitdem unterstützte Elisabeth von England die Aufgestandenen nachdrücklicher, ohne daß sich deren Lage auf dem Festlande viel besserte. Zu ihrem Glücke rüstete Philipp 1588 die große Armada gegen England und nöthigte auch den Farnese zur Theilnahme; das Unglück der Spanier gegen die Engländer kam nun den Niederländern zu statten und noch mehr förderte es ihre Sache, als Philipp den Prinzen Farnese dreimal gegen Frankreich (die Hugenotten unter Heinrich von Navarra) schickte; auf dem dritten Zuge starb der große Feldherr. Seine Nachfolger vermochten nichts mehr auszurichten, und im April 1609 schloß Spanien einen Waffenstillstand auf zwölf Jahre, durch welchen die Generalstaaten faktisch unabhängig wurden, während die südlichen Provinzen mit ihren eigenen Rechten und Gesetzen unter der Krone Spanien blieben. Die Generalstaaten erklärten die kalvinische Religion zur Landesreligion (daß die Katholiken nicht die mindeste Duldung im Lande fanden, versteht sich von selbst), nahmen den Heidelberger Katechismus an und errichteten in Leyden, das mit bewunderungswürdiger Ausdauer eine lange Belagerung ausgehalten und die Spanier durch den Durchstich aller Dämme vertrieben hatte (1574), eine Universität, deren Namen im Gebiete der Wissenschaften bald mit Auszeichnung genannt wurde.

Türkenkriege. Seeschlacht bei Lepanto (7. Oktober 1571).

So verlor Philipp die nördlichen Niederlande und hatte an ihnen, statt Unterthanen wie sein Vater, die schädlichsten Feinde; ebenso wenig Vortheil brachte ihm seine Einmischung in die französischen Angelegenheiten, indem Heinrich von Navarra als Heinrich IV. den Thron behauptete, und wie unglücklich die Unternehmung gegen England ausfiel, ist bereits erzählt. Doch verfolgte ihn das Unglück nicht beharrlich,

und hätte er die ihm zu Gebote stehenden Kräfte besser benutzt, so wäre Spanien durch ihn weniger geschwächt worden. Im Jahre 1569 empörten sich die Moriskos und errangen über die uneinigen Feldherren Philipps einige Vortheile; der junge Don Juan d'Austria (Karls V. natürlicher Sohn) jedoch besiegte sie, und was nicht vernichtet wurde, mußte sich den königlichen Verordnungen unterwerfen. Den gleichen Don Juan schickte er dann mit einer Flotte zur Bekämpfung gegen die Seeräuber und endlich in die italienischen Gewässer gegen die Türken. Diese hatten den Venetianern den Peloponnes entrissen und durch die Eroberung der Insel Kypern (1570—71) entschieden die Oberhand auf dem Meere gewonnen, obwohl ihnen 1565 der Angriff auf Malta, den sie vereint mit den Barbaresken unternahmen, nach den blutigsten Stürmen gänzlich mißlang (Mai bis 11. Sept.), wobei sich der Großmeister La Valette Parisot unvergänglichen Ruhm erwarb. Die Verwüstungen, welche sie an den christlichen Küsten anrichteten, waren furchtbarer geworden als unter Karl V., den sie zu seinem Rachekrieg gegen Tunis und Algier bewogen hatten. Die Malteser, der Papst, die Venetianer und Philipps Unterthanen in Neapel und Sicilien riefen den König von Spanien unaufhörlich um Hilfe gegen die Türken an. Er schickte endlich den Don Juan mit der spanischen Flotte, aber mit dem gemessenen Auftrage, dieselbe nicht durch eine Hauptschlacht auf das Spiel zu setzen. Don Juan traf die Bundesgenossen in dem Hafen von Messina gesammelt, übernahm den Oberbefehl und ordnete alles so an, daß die Flotte zu einer Schlacht bereit war. Er suchte den Feind auf und fand ihn am Eingange des korinthischen Meerbusens bei Lepanto (dem alten Naupaktus) in günstiger Stellung (7. Oktober 1571). Die türkische Flotte bestand aus 250 Galeeren und 70 Fregatten und Brigantinen; die spanische aus 210 Galeeren, 23 Transportschiffen und 6 Galeassen; dazu kam die Hilfsflotte der Venetianer, die einige sehr schwere Schiffe zählte, einige päpstliche und maltesische Galeeren, so daß Don Juan fast so stark als der Feind war. Er befahl den Angriff und es entbrannte die größte Seeschlacht der neuen Zeit. Es schlug sich Schiff gegen Schiff mit dem Geschütze, und Bord an Bord im Schwertkampfe; hier legte Alexander Farnese seine erste Heldenprobe ab. Nach langem hartnäckigem Kampfe siegten die Christen; sie verdankten den Sieg ihrer Tapferkeit und der Anwendung der Kartätschen, welche den Türken damals noch unbekannt waren. Die Mehrzahl der türkischen Schiffe wurde in den Grund gebohrt oder weggenommen, 130 im Triumphe nach Messina gebracht; mehr als 15,000 Türken waren in der Schlacht umgekommen, 5000 Christensklaven wurden auf den eroberten Galeeren in Freiheit gesetzt. Der Sultan Selim II. erschrack, als er die Nachricht von dieser Niederlage des Halbmondes erhielt und fürchtete einen Angriff auf die

Dardanellen und Konstantinopel. Doch Don Juans Bundesgenossen fanden es nicht in ihrem Interesse, ein solches Unternehmen zu wagen, um so weniger, als König Philipp keinen Befehl dazu gegeben hatte. Don Juan wandte sich hierauf nach Afrika, eroberte Tunis und versah es mit 8000 Mann Besatzung; hier gedachte er sich ein eigenes Reich über die Ungläubigen zu erobern, aber sein Bruder Philipp wollte so wenig davon wissen, daß er ihn alsbald zurückrief und Tunis und Oran wieder in die Hände der Moslemin fallen ließ, welche sich wieder mit frischem Muthe der Seeräuberei widmeten. Philipp verfolgte seinen Bruder mit tiefem, fast grimmigem Mißtrauen, umgab ihn mit Spähern, durchkreuzte dessen Plane durch Befehle und schien erst beruhigt, als der junge Held den 1. Oktober 1578 in dem niederländischen Feldlager vor Namur starb.

Portugal mit Spanien vereinigt (1580—1640).

In Portugal war ein Jüngling auf den Thron gelangt, der Enkel Königs Johann III., Sebastian; er war schwärmerisch erzogen worden und wollte um alles die Ungläubigen in Afrika bekämpfen, während ihnen sein Nachbar Philipp II. die Eroberungen Ferdinands des Katholischen und Don Juans preisgab. Im Jahre 1578 schiffte Sebastian 15,000 Mann nach Afrika ein, darunter 3000 Deutsche, die damals aller Welt dienten. Am 3. August stand er bei Alkassar 100,000 Marokkanern gegenüber und nahm aller Warnungen ungeachtet die Schlacht an. Er selbst sprengte mit den tapfern Rittern zwei Reihen im feindlichen Mitteltreffen, aber die ungeheure Ueberzahl umringte das kleine Heer und vernichtete es bis auf wenige, die sich nach Alzira auf die Flotte retten konnten. Sebastian selbst verschwand in der Schlacht, aber die Marokkaner fanden seinen Leichnam nicht.

Ihm folgte in der Regierung sein alter Oheim, Kardinal Heinrich, und als derselbe nach zwei Jahren starb, machten Anton, Malteserprior zu Krato, der Prinz von Parma, die Herzogin von Braganza, Philibert von Savoyen und Philipp II. als Sohn Isabellas, der Schwester, und als Gemahl Marias, der Tochter Johanns III., Anspruch auf den portugiesischen Thron. Philipp schickte den Herzog Alba mit einem Heere und dieser besiegte (1581) den Prätendenten Anton, den die Portugiesen zum Könige haben wollten, bei Alkantara. Antons weitere Versuche, bei denen ihn Franzosen und Engländer unterstützten, scheiterten ebenfalls, und vier falsche Sebastiane, die nacheinander auftraten und Anhang fanden, starben durch den Henker oder im Gefängnisse. Zwar behielt Portugal seine eigene Gesetzgebung und Verwaltung, aber durch Philipps Krieg mit den Holländern und Engländern wurde es seiner Handelsmacht beraubt. Philipp verbot den Portugiesen den

Verkehr mit den aufgestandenen Niederländern; dies hatte zur Folge, daß die niederländischen Schiffe nun selbst den Weg nach Ostindien suchten und nicht bloß die Waaren daselbst holten, sondern auch den Portugiesen viele ihrer besten Kolonieen entrißen, z. B. die Molukken, Ceylon, das Vorgebirge der guten Hoffnung; so verlor Lissabon den Welthandel an Amsterdam und London, nachdem es keine vollen hundert Jahre im Besitz desselben gewesen war. Auf diese Weise gelang Philipp die Eroberung Portugals zu dessen Verderben, ohne daß damit Spanien genützt wurde.

Philipp stirbt (13. September 1598).

Der König erlebte das Ende seiner Kriege nicht; sein letzter Versuch, durch die Heirath seiner edeln Tochter Klara Eugenia mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich den niederländischen Krieg zu enden, schlug fehl, denn obwohl Albrecht die Niederlande unabhängig von Spanien regieren sollte, gingen die nördlichen Provinzen nicht darauf ein. Bald nachher starb König Philipp an der gleichen Krankheit, welcher Sulla und Herodes erlegen waren; er ertrug seine Schmerzen mit Geduld und erwartete den Tod mit Fassung. Man berechnet, daß er 600 Millionen Dukaten für seine Kriege aufgewendet; 140 Millionen Dukaten hinterließ er Schulden, Spanien aber gedemüthigt, das gemeine Volk mit Abgaben belastet, den Handel ruiniert. Philipp war eine vollendete Despotennatur; er besaß einen durchdringenden Verstand, viele Kenntnisse und einen eisernen Fleiß in Staatsgeschäften. Mit Spionen und Kundschaftern war er wohl versehen und erhielt genaue Berichte aus allen Ländern Europas; lauernden Charakteren traute er mehr als den offenen, weil er die Kühnheit zu Thaten fähig hielt, welche die Schlauheit nicht wagt, da sie zu genau berechnet. Seinen Bruder Don Juan verfolgte er so lange er lebte mit Spionen und falschen Freunden; sein übelgerathener Sohn Don Carlos hingegen war dem Vater mit Recht verdächtig und kam nicht unschuldig in das Gefängniß; indessen ist es völlig unwahr, was über einen gewaltsamen Tod des Prinzen, über sein Verhältniß zu der Königin Elisabeth und deren Tod zur Volksmähre geworden ist; beide starben eines natürlichen Todes und Elisabeth wurde von dem Könige sehr betrauert. Seinen andern Sohn und Nachfolger Philipp III. hielt der Vater von allen Staatsgeschäften fern und ließ ihn zu einem stillen und frommen Manne erziehen; auch dem Kriegswesen mußte er fremd bleiben, so daß eine unkriegerische Generation von Karl V. abstammt, der doch die meiste Zeit seines Lebens unter den Waffen zugebracht hatte. Die Freiheiten der Stände waren Philipp II. verhaßt, ebenso sehr wegen ihres Mißbrauches, als weil er alles persönlich regieren und ordnen wollte; er brauchte den Adel als seinen vornehmsten Diener und lohnte ihn dafür mit Gnaden; wenn

dieser Stand, wie in den Niederlanden und Portugal, der königlichen Macht zu widerstreben wagte, so ließ er ohne Bedenken die vornehmsten Häupter abschlagen, ebenso gut als er bei dem aragonischen Aufstande die Bürger dutzendweise durch den Henker bei Seite schaffen ließ. Auch Meuchelmord war ihm nicht zu niederträchtig, und wenn ihn auch der Parteihaß mit unbegründeten Beschuldigungen verfolgt, so bleibt dies Verbrechen immer noch an ihm haften; nur rechne man es ihm nicht höher an als seinen Zeitgenossen und Feinden, die dasselbe verübten und billigten. In seinem Privatleben zeichnete er sich durch würdevolles Benehmen aus, das aber durch finstere Kälte abstieß; seine Lebensweise war einfach, selbst strenge. Außer Argwohn und Mißtrauen scheint der Hang zur Wollust ein wesentlicher Bestandtheil der Despotennatur zu sein; er mangelte auch dem spanischen Könige nicht ganz. Am meisten hat Philipp von der gewöhnlichen Geschichte leiden müssen, weil er als der größte und ausdauerndste Gegner des Protestantismus auftrat. Das mußte er, und wenn er auch nicht der glaubenseifrige Katholik gewesen wäre, der er in der That war; denn alle seine Feinde stützten sich auf den Protestantismus: Elisabeth von England stellte sich als dessen Vertheidigerin hin und verfolgte in England und Irland die Katholiken nicht weniger als der Herzog Alba die Protestanten in den Niederlanden; der König von Frankreich benützte die Protestanten gegen ihn, und die aufständischen Niederländer fanden ihre Stärke und Unterstützung abermals bei den Protestanten; dadurch war Philipp schon aus politischen Gründen zu seiner Rolle als Vertheidiger der katholischen Kirche angewiesen. Noch einfältiger ist es, wenn der König als Feind der „Gewissensfreiheit" angeklagt wird; als ob damals irgend ein Staat, ob protestantisch oder katholisch, Gewissensfreiheit eingeräumt hätte; als ob die Protestanten Katholiken neben sich geduldet hätten, sobald sie irgendwo in der Mehrzahl waren! Es gab damals keine Parität, als in einigen deutschen Reichsstädten, und da nur deßwegen, weil man sich nicht anders zu helfen wußte!

Zwölftes Kapitel.

Die Reformation in Schweden, Dänemark, Norwegen, Polen.

Die drei skandinavischen Reiche hatten Jahrhunderte lang durch den unruhigen, gewaltthätigen Geist des hohen Adels und der aus seiner Mitte hervorgegangenen hohen Geistlichkeit gelitten und in wechselvollen Kriegen einander befehdet, bis eine große Frau, Margaretha von Dänemark, alle drei durch die Union von Kalmar zu einem

Reiche vereinigte (1397). Nach dieser Unionsakte sollte die Regierung bei dem dänischen Königshause sein, im Falle seines Aussterbens aber hatten die vereinigten Stände der drei Reiche einen König zu wählen. Margarethens Nachfolger konnten jedoch die Union selten aufrecht erhalten, weil Schweden und Norwegen auf Dänemarks Vorrang zu eifersüchtig waren. So herrschte zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Schweden der Adel, der einen lebenslänglichen Reichsverweser aus dem Hause der Sture gewählt hatte. König Christian II. von Dänemark aber gewann den Erzbischof Trolle von Upsala, dem er die Reichsverweserei versprach; in dem darüber entstandenen Kriege wurde Christian II. von den Schweden zurückgeschlagen und Erzbischof Trolle gefangen, für den der Papst durch eine Bannbulle einschritt. Im Jahre 1520 landete Christian mit einem dänischen Heere und schlug den Reichsverweser Sture, der tödtlich verwundet wurde. Die Geistlichkeit wirkte für den Dänenkönig und so kam der Tag von Upsala zu Stande, der für die Union entschied und die Reichsverweserei abschaffte. Im September kapitulierte auch Stockholm, und Christian bewilligte allgemeine Amnestie, die er nur bis zum 8. November hielt, an welchem Tage in Stockholm 94 Adelige und vornehme Bürger geköpft wurden, während die gemeinen am Galgen starben; der Erzbischof Trolle hatte die Anklage formuliert. Aber Gustav Wasa, der Sohn eines der getödteten Edeln und Verwandter der Sture, den Christian II. als Geisel nach Dänemark geschickt hatte, entfloh aus seiner Haft, erhielt von den Lübeckern Unterstützung und entkam unter unzähligen Gefahren verkleidet in die Gebirge der dalekarlischen Bauern, welche da ihrem Boden nur karge Aernten abgewinnen, auf Bergwiesen ihr Vieh weiden, aus den Bergen Eisen und Kupfer graben, in den dichten Forsten die Fichte fällen, den Bären und Wolf bekämpfen und altnordische Kraft bewahren. Gustav brachte sie zum Aufstande, besiegte die Abtheilungen der dänischen Truppen, welche gegen ihn ausgeschickt wurden, eroberte Fahlun, Westerås und endlich das wichtige Upsala. Sein Glück wollte, daß Christian gerade aus Dänemark selbst vertrieben war; deßwegen räumte die dänische Besatzung Stockholm und schiffte sich nach Dänemark ein. Auf dem Reichstage von Strengnäs den 6. Juni 1523 wurde er zum schwedischen Könige gewählt, und in dem ewigen Frieden von Malmö 1524 anerkannte der dänische König Friedrich I., der Christian II. vertrieben hatte, die Unabhängigkeit Schwedens. Gustav gehörte von Haus aus einer Familie an, welche in der letzten Zeit mit dem hohen Klerus verfeindet war; zudem war er jetzt König und zwar ein armer, weil die schwedischen Könige von dem Krongute ungefähr so viel verloren hatten als die deutschen, d. h. fast alles, so daß er kaum ein Drittheil der Kosten decken konnte, welche er als König aufwenden mußte. Es ver-

stand sich daher in jener Zeit wohl von selbst, daß er sich am Klerus erholte und deßwegen zum „Evangelium“ griff; aber er that es mit äußerster Behutsamkeit, denn er mißtraute dem Adel, der die Königsmacht nicht gehoben sehen wollte, und den Bauern, welche dem alten Glauben treu waren. Zuerst ließ er das „Evangelium“ nur da und dort verkünden, sorgte für eine Bibelübersetzung in das Schwedische und erst 1526 ließ er in Upsala disputieren. Den Hauptschlag führte er auf dem Reichstage von Westeräs 1527. Er erklärte, daß er nicht mehr König sein wolle; er habe genug gethan für das Land und wolle sein Vermögen nicht vollends ruinieren, denn die Krone habe keine Einkünfte, aber Ausgaben genug; auch Thränen standen ihm zu Gebote, als die Bürger und Bauern ihn baten, er möchte die Last der Königswürde noch länger tragen. Er entgegnete, daß er Bürger und Bauern nicht höher besteuern dürfe (von Besteuerung des Adels war keine Rede) und daß der Krone nur zu helfen sei, wenn ihr von dem großen Gute der Geistlichkeit nachgebessert werde. Als Bauern und Bürger dergestalt lediglich die Wahl zwischen neuen Steuern oder der Abdankung des Königs vor sich sahen, auf welche unfehlbar die alte Adelswirthschaft mit Dänenherrschaft und Bürgerkriegen gefolgt wäre, opferten sie die geistlichen Herren, welche sich um so weniger ernstlich zu wehren getrauten, als sie Christian II. unterstützt hatten. Den Herren vom Adel, welchen eine Abdankung des Königs, wenn sie je daran glaubten, nicht halb so leid als den Bürgern und Bauern gewesen wäre, hielt er einen Köder vor: sie sollten die Kirchengüter, welche ihre Ahnen einst gestiftet hätten, wieder an sich nehmen, sofern sie ihre Ansprüche nachweisen könnten. Dies wirkte; die Herren griffen zu und nahmen so viel an sich, daß der König ihnen später wieder das meiste entreißen mußte und den Termin der Vergabung auf 1453 setzte; was seit dieser Zeit an die Kirche gestiftet worden war, das allein blieb den Adeligen. Gustav ließ bei seiner Reformation eine Art von Bischöfen bestehen, gab ihnen jedoch Konsistorien bei und machte sie von der Krone abhängig, so daß ein solcher Bischof sich von einem deutschen Superintendenten außer dem alten Namen nur dadurch unterschied, daß er ein Reichsstand war und auf dem Reichstage neben dem Adel saß. Daß die katholische Religion aufs strengste, bei Landesausweisung, verboten wurde, versteht sich von selbst (erst 1857 schlug der König den Reichsständen die Abschaffung der Landesverweisung vor); einige unfügsame Geistliche wurden hingerichtet. Den Lübeckern bezahlte Gustav seine Schulden mit Kirchenglocken, und zum Danke für ihre Unterstützung entzog er den Hanseaten ihre Handelsvortheile in Schweden und legte ihnen Zölle auf, während er den schwedischen Handel entfesselte; ebenso schloß er zu Schwedens Vortheil, aber zum großen Schaden der Hanseaten, einen Handelsver-

trag mit England und den Niederlanden. Im Jahre 1544 erklärten die Stände die Krone für erblich in seinem Hause und damit beginnt die merkwürdige Dynastie der Wasa, der nichts fehlte, als ein zahlreicheres Volk, um Europa von Grund aus umzugestalten. Gustav starb im Jahre 1560.

Ihm folgte sein Sohn Erich; von dessen Brüdern erhielt Johann Finnland, Magnus Ostgothland, Karl Südermanland als beinahe unabhängige Statthalter, durch welche Einrichtung Gustav Wasa über sein Haus alle die Uebel brachte, welche die alten germanischen Dynastieen verheerten. Erich war ein leidenschaftlicher, Anfällen von Wahnsinn unterworfener Mann, welcher seinen Bruder Johann eine Zeit lang gefangen setzte. Dafür wurde er auf Befehl Johanns 1577 gefangen und ermordet; dieser folgte als Johann III. auf dem Throne und erweiterte die Rechte des Adels, die Gustav Wasa geschmälert hatte. Sein Weib Katharina, der letzte Sprosse der polnischen Jagellonendynastie, gewann ihn halb und halb für die katholische Kirche, doch getraute er sich nicht alle Folgen eines Uebertritts zu wagen, und verlangte von Rom allzu große Zugeständnisse; 1583 wurde er wieder zurückhaltender und blieb bei seinem väterlichen Glauben bis an seinen Tod (1592).

Auf ihn folgte sein Sohn Sigismund, der zugleich König von Polen und katholisch war; er blieb in Polen, während sein Oheim Karl von Südermanland als schwedischer Regent in seinem Namen fungieren sollte. Dieser trachtete aber nach der Krone und während Sigismund sich auf den Adel stützte, wandte sich Karl an den Bürger- und Bauernstand und trat als Beschützer des Lutherthums auf. Auf dem Reichstag von Upsala 1593 setzte Karl einen Beschluß durch, dem zufolge die Abänderungen, welche Johann III. während seiner katholisierenden Periode im Gottesdienste getroffen hatte, und anderes dergleichen wieder abgeschafft wurde; ebenso traf den katholischen Kultus wieder ein strenges Verbot. Sigismund wollte diese Beschlüsse anfangs nicht anerkennen, mußte sich aber doch dazu verstehen; dafür vermehrte er die Vorrechte des Adels und setzte Statthalter mit sehr weiten Vollmachten ein. Dagegen wehrte sich Karl durch den Bürger- und Bauernstand und ließ die Katholiken mit Stockschlägen bekehren oder aus dem Lande jagen. Als die lutherischen Bischöfe, namentlich der von Upsala, einen Geist des Widerspruchs äußerten, bannte er ihn mit dem Spruche: „ich will lieber den Papst als den Erzbischof von Upsala zum Papst.“ Auf dem Reichstage von Arboga zwang er Adel und Geistlichkeit durch die Bauern und Bürger zum Nachgeben; von dieser Partei flüchteten nun viele zu dem Könige Sigismund von Polen und forderten ihn auf, nach Schweden zu kommen, um dem Bauernkönigthum sammt dem Lutherthum ein Ende zu machen. Doch Sigismund war nicht der Mann, der es mit

dem kriegerischen, gewaltthätigen und vor keinem Mittel zurückschreckenden Karl aufnehmen konnte, denn Sigismund war unkriegerisch in Folge seiner Erziehung, wie die meisten katholischen Monarchen jener Zeit. Er landete 1598 mit 5000 Polen und ließ sich von Karl bei Stängebro schlagen (25. September). Nun versammelte Karl einen Reichstag in Stockholm, auf welchem Sigismund abgesetzt und das Verbot der katholischen Religion verschärft wurde; Karl aber wurde als der IX. dieses Namens König mit dem Rechte der Nachfolge seines Hauses. Er vernichtete den bewaffneten Widerstand Sigismunds, ließ Widerspenstige henken und köpfen und räumte unter dem Adel merklich auf. Im Jahre 1600 begann er den polnischen Krieg, welchen er auf seinen Sohn vererbte, ebenso einen Krieg mit Dänemark, das in Schweden noch die Südküste besaß, desgleichen mit Rußland. Entscheidung brachten diese Kriege nicht, erschöpften aber das arme Schweden. Karl starb den 30. Oktober 1611, ihm folgte sein Sohn Gustav Adolf, geboren den 9. Dezember 1594.

Der blutige Christian II., der in Schweden die hohe Geistlichkeit begünstigte, weil er in ihr eine Stütze der Union gefunden hatte, ging in Dänemark einen andern Weg. Er verschrieb sich aus Deutschland protestantische Prediger, die aber keinen Anklang fanden; dagegen verbreitete er die Schriften Luthers, verbot gegen sie zu schreiben, untersagte den Geistlichen die Appellation nach Rom und ermunterte sie zum Heirathen. Aber die Reichsstände stürzten ihn 1523 (er saß 12 Jahre im Gefängnisse nach einem Versuche, sein Reich wieder zu erobern, entsagte allen Ansprüchen und starb 1559 vergessen); sein Nachfolger, Friedrich I. von Schleswig-Holstein, beschwor den Ständen bei seiner Thronbesteigung die Kirche zu schützen und bei ihren Gütern zu erhalten. Er dachte aber nicht daran, seinem Eide treu zu bleiben; schon 1527 versicherte er die Bekenner der neuen Lehre der Rechtsgleichheit mit den Katholiken, gebot den Bischöfen das Pallium von ihm zu empfangen und das Evangelium „lauter und rein“ zu predigen, und hielt 1530 einen Reichstag in Kopenhagen, auf welchem eine dänische Konfession vorgelegt wurde. Nach seinem Tode (1533) erhoben sich blutige Thronstreitigkeiten, in welche sich die Lübecker zu ihrem Nachtheile einmischten, doch sein Sohn Christian III. siegte mit der Hilfe Gustav Wasas. Christian III. nahm alle Bischöfe gefangen und nöthigte sie ihrem Range und Gute zu entsagen; der Adel wurde durch einen Antheil an der Beute gewonnen und Bürger und Bauern zum Schweigen gebracht; doch ließ er wie sein Freund in Schweden den bischöflichen Namen stehen und behielt auch von dem Ceremoniell des katholischen Kultus einiges bei, damit dem gemeinen Volke die große Aenderung weniger in die Augen falle. Luthers Schüler und Freund Bugenhagen ordnete Kultus

und Kirchenregiment nach dem Wohlgefallen des Königs. Schleswig-Holstein mußte folgen, und auch Norwegen, wo die Bauern sich lange und entschieden für die alte Kirche ausgesprochen hatten; in Island fielen die Vertheidiger des katholischen Glaubens mit den Waffen in der Hand. Die Hanseaten ärnteten für ihre protestantischen Sympathieen von Dänemark in kurzer Zeit als Lohn: Aufhebung ihrer Handelskommandite in Bergen, den Sundzoll und bedeutende Einfuhrzölle. Es wurde Grundsatz der nordischen Reiche, auf den Ruin des deutschen Handels den Aufschwung des eigenen zu gründen, und in kurzer Zeit sehen wir Schweden und Dänemark, die zur Zeit des alten Reichs nicht einmal den Hansestädten trotzen durften, auf die Eroberung Norddeutschlands ausgehen und dieselbe auch theilweise zu Stande bringen, alles zum Besten des Evangeliums und der deutschen Freiheit; Theologen und Schulmeister der deutschen Nation fanden das schön und erfreulich und loben es noch heut zu Tage.

Auch nach Polen war die neue Lehre fast in allen ihren Zweigen verpflanzt worden: Lutheraner, Kalvinisten, böhmische Brüder, Socinianer fanden Unterkommen in den Dörfern einzelner Großen, deren gute Laune die Flüchtlinge oder Einwanderer schützte. Sie hatten in Polen den gemeinschaftlichen Namen Dissidenten und vereinigten sich auf einer Synode von Sandomir zu einem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisse, dessen unbestimmte Ausdrücke jede Erklärung erlaubten. Im Jahr 1573 kam ein ewiger Religionsfriede zwischen den Katholiken und Dissidenten zu Stande, durch welchen diesen gleiche bürgerliche Rechte eingeräumt wurden, das Kirchengut aber den Katholiken verblieb. Allmählig traten die meisten Dissidenten, namentlich die von vornehmerem Stande, wieder zu der katholischen Kirche zurück, die ausharrenden Dissidenten aber haderten mit einander über die Auslegung des Sandomirschen Glaubensbekenntnisses und brachten sich dadurch um ihr Ansehen im Reiche.

Dreizehntes Kapitel.

Deutschland bis zum dreißigjährigen Kriege.

Ferdinand I. (1556—1564).

Er vermittelte den Passauer und Augsburger Religionsfrieden, als sein Bruder Karl V. mit seinen Planen zur Wiederherstellung der Kirchen- und Reichseinheit an dem Widerstreben der deutschen Reichsstände gescheitert war, und in diesem versöhnlichen Sinne wirkte er auch als Nachfolger Karls auf dem Kaiserthrone. Er schloß mit Bayern ein Bündniß, denn Habsburg und Wittelsbach waren die einzigen Fürstenhäuser von Be-

deutung, welche noch der katholischen Kirche anhingen, und ihre Eintracht unumgänglich nothwendig, wenn die Protestanten die kleineren Territorien nicht Stück für Stück wegholen sollten. Ferdinand richtete seine Bemühung besonders darauf, daß, so viel an ihm lag, die Disciplin bei dem katholischen Klerus seiner Lande wieder hergestellt werde und griff deßwegen kräftig ein, wo das Kirchenregiment nicht helfen wollte. Auf sein Ansuchen arbeitete der große Kanisius den Katechismus aus, welcher zur katholischen Bildung des heranwachsenden Alters unschätzbare Dienste geleistet hat. Selbst die Protestanten können Ferdinand nicht beschuldigen, daß er die Artikel des Religionsfriedens irgendwie verletzte oder verletzen half, er mußte vielmehr zugeben, daß die Protestanten sich das eine und anderemal über das reservatum ecclesiasticum wegsetzten; denn bei ihnen galten immer nur die Artikel, welche ihnen günstig waren, von den andern, welche die Katholiken in ihrem Besitze schützen sollten, nahmen sie nur dann Kunde, wenn sie gerade mußten. Diese ungerechte Eigenmächtigkeit hatte ihren Grund in der Meinung der Protestanten, daß sie beträchtlich höher ständen als die Katholiken, so daß die gleiche Berechtigung zwischen ihnen und den Katholiken ein gegen sie verübtes Unrecht wäre, daher das Geschrei, wenn sie in ihren Bereich zurückgewiesen wurden, und die augenblickliche Erneuerung ihrer Eingriffe, sobald der Augenblick günstig schien, wobei sie immer von der Pflicht für das Evangelium sprachen, damit diesem kein Eintrag geschehe (im Verfolge der Erzählung werden die bedeutendsten Fälle angeführt). Die protestantischen Theologen konnten sich aber nicht über eine gemeinsame Glaubenslehre einigen und geriethen heftig aneinander; sie stritten sich grollend über die Gnadenwahl, über die Erbsünde, ob nur das „Evangelium" oder auch das alte Gesetz gepredigt werden solle, über das Abendmahl u. s. w. Im Jahr 1580 kam das Konkordienwerk zu Stande, das aber nicht alle protestantischen Stände unterzeichneten; in diesem wurde aufgestellt, daß das Evangelium allein Seligkeit schaffe, die Predigt des alten Gesetzes aber förderlich sei zur Zucht, Belehrung und Abhaltung von Sünde; gute Werke folgen aus dem Glauben, sind aber nicht nothwendig zur Seligkeit; der Leib Christi ist allgegenwärtig u. s. w.; schließlich wird die Lehre Kalvins verdammt. Mit dieser Konkordienformel wurde die Zahl der symbolischen Bücher der Protestanten vervollständigt; sie ist gewissermaßen das protestantische Tridentinum.

Ferdinand I. starb den 25. Juli 1564 und ermahnte in seinem Testamente seine Söhne zum treuen Festhalten an der katholischen Kirche, indem er sie auf die Früchte hinwies, welche die Reformation bisher getragen habe: fortwährende Empörung, Verhöhnung der Sakramente, Unterdrückung der Katholiken, während die Protestanten jede Freiheit

für sich verlangen, Zwiespalt unter den Protestanten selbst und gegenseitiger Haß u. s. w. Seine Länder theilte er unter seine drei Söhne: Max, Ferdinand und Karl.

Max II. (1564—1576).

Dieser Kaiser hatte als Prinz eine solche Hinneigung zum Protestantismus gezeigt, daß viele seinen Uebertritt erwarteten. Es geschah zwar niemals, aber Max gewährte den Protestanten in seinen Erblanden doch solche Freiheiten, wie kein anderer Monarch, und es ist wirklich eine sonderbare Erscheinung, daß während kraft des zum Reichsgesetze erhobenen Grundsatzes: cujus regio ejus et religio die protestantischen Fürsten keine katholische Seele in ihrem Gebiete duldeten, der kaiserliche Schirmherr der Kirche protestantische Prediger selbst in Wien predigen ließ, die Ausbreitung des Protestantismus in Steyermark, Kärnthen und Krain nicht hinderte und selbst eine Bibelübersetzung für seine protestantischen slavischen Unterthanen besorgen ließ. Den Rittern und Städten gewährte er eine beschränkte Religionsfreiheit und antwortete dem Papste, der ihm deßwegen Vorwürfe machte, er habe von zwei Uebeln das geringere gewählt, d. h. hätte er die Religionsfreiheit nicht bewilligt, so würde ein Aufstand der Protestanten ihn zu noch größeren Zugeständnissen genöthigt haben. Darin liegt theilweise die Erklärung seiner Handlungsweise; andererseits scheint Max auch später, als er sich dem Protestantismus wieder ganz abgekehrt hatte, der Gedanke vorgeschwebt zu haben, die Kirche so viel als möglich ihrer eigenen Vertheidigung durch ihre geistige Macht zu überlassen, um so mehr, als die Jesuiten mit ebenso großem Eifer als Erfolg wirkten. Uebrigens brachte seine „Toleranz“ keine guten Früchte; die österreichischen Protestanten ließen den Katholiken doch keine Ruhe, ihre Prediger fuhren selbst in Wien gegen den katholischen Glauben auf die ungemessenste Weise los, und als später der alte Kampf der beiden Parteien im Reiche aufs neue entbrannte, hatte sein Nachfolger zuerst seine eigenen protestantischen Unterthanen zu bekämpfen, bevor er sich gegen deren fürstliche Bundesgenossen wenden konnte, und da er den Sieg errang, trafen die Folgen desselben die österreichischen Protestanten um so härter.

Unter Max fand Sickingen in dem fränkischen Edelmann Wilhelm von Grumbach einen unglücklichen Nachfolger. Grumbach hatte mit seinem Lehensherrn, dem Bischofe von Würzburg, Streit und nöthigte denselben durch bewaffneten Ueberfall zu einem Vergleiche, gegen welchen der Bischof vor dem Reichsgerichte Klage erhob und wie natürlich Recht erhielt. Nun brauchte Grumbach wieder Gewalt und wagte den 15. April 1558 abermals einen Ueberfall, in welchem der Bischof erschossen wurde. Grumbach gewann darauf den Herzog Johann Friedrich von

Sachsen-Gotha, den Sohn des bei Mühlberg gefangenen Kurfürsten, indem er ihm französische und englische Hilfe versprach und Aussicht auf die Wiedereroberung seines väterlichen Erbes und der Kurwürde, selbst auf die Kaiserwürde machte. Des Fürsten abenteuerlicher Kanzler Brück bestärkte seinen schwachen Herrn, und er und Grumbach verwirrten ihn vollends durch die Prophezeihungen eines geistersehenden Bauers. Die Abmahnungen des Kaisers fruchteten nichts; deßwegen wurde Johann Friedrich mit Grumbach in die Acht erklärt, welche Morizens Bruder, Kurfürst August, und Johann Friedrichs Bruder, Johann Wilhelm, mit einem starken Heere vollstreckten. Sie belagerten Gotha und im vierten Monate gerieth die Stadt durch einen Aufstand der Bürger und der nicht bezahlten Söldner in ihre Gewalt; Johann Friedrich, der Kanzler Brück und Grumbach wurden gefangen, des Herzogs Söhne mußten einen großen Theil der Kriegskosten bezahlen, und nach ihrem frühen Tode fiel das Land an Johann Wilhelm (1567). Johann Friedrich selbst wurde dem Kaiser auf Gnade und Ungnade überliefert, auf offenem Wagen mit einem Strohhute auf dem Kopfe in Wien eingeführt und dann auf das Schloß zu Wienerisch-Neustadt gesetzt, wo er erst nach 28 Jahren als Gefangener starb. Brück und Grumbach wurden gefoltert, der alte Grumbach wurde lebendig auf die Marterbank genagelt und ihm dann das Herz ausgerissen, das ihm der Henker mit den Worten in's Gesicht schlug: „da sieh', Grumbach, dein falsches Herz.“ „Du schindest einen dürren Geier,“ soll der Sterbende gesagt haben; sein Leib wurde in vier Stücke zerhauen. Die gleiche Strafe erlitt der Kanzler Brück. Max schrieb den Richtern: die Strafe hat das Maß überschritten.

Mit den Türken hatte der Kaiser, obwohl er wie Ferdinand I. Tribut zahlte, viel zu kämpfen; denn der ungarische Kronprätendent Johann Sigismund Zapolya rief den Sultan zu Hilfe. Im Jahre 1567 zog der alte Solyman II. mit der ganzen Macht seines Reiches gegen den Kaiser, aber in Szigeth hielt ihn der heldenmüthige Kroate Graf Zrinyi durch die wunderbare Vertheidigung der kleinen Festung auf; hier starb Solyman (4. September), bevor das Schloß von Szigeth gefallen war. Die Paschen verhehlten aber seinen Tod und setzten die Belagerung fort; Zrinyi fiel bei dem letzten Ausfalle, in welchem er mit der Besatzung den Tod suchte; die Zurückgebliebenen sprengten das Schloß mit den stürmenden Türken in die Luft (7. September).

Solymans Nachfolger, Selim II., schloß mit Max II. einen Waffenstillstand auf acht Jahre, der nach seinem Ablaufe verlängert wurde. Johann Sigismund Zapolya starb 1571; ihm folgte als Woiwode von Siebenbürgen Stephan Bathori, der 1576 von den Polen zum König erwählt wurde.

Max starb am 12. Oktober 1576 im 50sten Jahre seines Lebens; er sprach deutsch, spanisch, italienisch und französisch und hatte den Ruhm eines gerechten und menschenfreundlichen Regenten. Feldherr war er keiner und auch kein guter Staatswirth, daher er auch trotz der Reichshilfe gegen die Türken nichts ausrichtete. Er hinterließ sechs Söhne und zwei Töchter.

Rudolf II. (1576—1612).

Maxens ältester Sohn Rudolf, den er bei Lebzeiten zu Ungarns und Böhmens König hatte krönen lassen, wurde sein Nachfolger auf dem deutschen Thron. Rudolf war in Spanien erzogen worden, wohin Karl V. seinen Vater auf kurze Zeit als Statthalter geschickt hatte, und war noch unkriegerischer als seine meisten spanischen und deutschen Verwandten. Er hatte seine Freude an schönen Pferden und war Tage lang bei ihnen im Stalle, liebte Kunstwerke jeder Art, von denen er eine herrliche Sammlung anlegte, beschäftigte sich auch mit Alchymie und Astrologie; die großen Astronomen Tycho de Brahe und der Schwabe Kepler, dessen Namen durch die nach ihm benannten Gesetze verewigt ist, dienten dem Kaiser, denn die Astronomen waren noch Astrologen. Die Reformatoren glaubten gleichfalls an die Astrologie, wie auch die Tübinger Theologen Keplern wegen seines Glaubens an das kopernikanische System censierten. Rudolf hätte wahrscheinlich einen guten Professor abgegeben, aber als Kaiser machte er sich und seine Länder unglücklich. Gegen die Protestanten verfuhr er etwas schärfer als sein Vater; in Wien hielt ein Pastor Opiz lästerliche Predigten gegen den Papst und mit seinen Kollegen stritt er sich so unziemlich über die Erbsünde, daß Rudolf alle mit einander fortjagte, wozu er auch ohne weiteres befugt war, weil ihre Kirchen ihre Entstehung nicht kaiserlicher Bewilligung, sondern kaiserlicher Nachsicht verdankten. Darauf hob Rudolf alle nicht privilegierten Pfarreien auf und verbot alle protestantischen Schulen. Das nannte man im protestantischen Lager Verfolgung des Evangeliums, während doch die Katholiken in keinem protestantischen Lande Duldung fanden, und selbst Lutheraner und Kalvinisten einander blutig verfolgten. In Sachsen z. B., dessen Kurfürst Christian I. sich zu Tode trank, wurde unter seinem minderjährigen Nachfolger Christian II. der Kanzler Krell wegen kalvinischer Meinungen zehn Jahre eingekerkert, sein großes Vermögen während des Prozesses durch die Pastoren und Juristen gekapert und endlich wurde der halbverhungerte Mann mit einem eigens dazu gemachten Schwerte geköpft; ähnlich verfuhren die Pastoren in Braunschweig und Schlesien. Dagegen mußte die Pfalz kalvinisch werden, weil es dem Landesherrn gefiel, und noch zweimal mit dem lutherischen und kalvinischen Bekenntnisse aus demselben Grunde

wechseln; auch Anhalt und Hessen mußten kalvinisch werden und mit weniger Ausnahme hatten die Pastoren nichts dagegen. Als hingegen Papst Gregor XIII. 1584 seinen verbesserten Kalender herausgab, wurde derselbe auf protestantischer Seite nicht angenommen, denn er kam ja vom Papste; die Annahme geschah erst nach einer langen Reihe von Jahren und mit allen möglichen Verwahrungen gegen die päpstliche Autorität; das reformierte Graubünden beharrte bei dem alten Kalender bis zur französischen Revolution.

Große Unruhe erregte 1583 der Erzbischof Gebhard von Köln (aus der Familie Waldburg), welcher eine Kanonissin Mansfeld verführte und von ihren Verwandten zur Heirath gezwungen das Stiftsland Köln reformieren und zu einem Erblande machen wollte. Die Reformation hatte im Erzstifte schon Eingang gefunden und die protestantischen Stände nahmen sich Gebhards lebhaft an, Sachsen ausgenommen, welches erbost war, weil Gebhard kalvinisch geworden. Der Kaiser bot Gebhard lebenslängliche Versorgung an, wenn er dem Erzbisthum entsage, dieser schlug es aber aus; nun wählte das Domkapitel Ernst von Bayern, der bereits Bischof von Lüttich und Freising war, zum Erzbischofe und dieser vertrieb Gebhard mit Waffengewalt; seine schöne Agnes schickte dieser nach England zu Elisabeth, von welcher jedoch die Schutzflehende fortgewiesen wurde; so mußte sich Gebhard zuletzt mit dem Einkommen einer Domherrnpfründe in Straßburg begnügen. Behaupteten die Katholiken das reservatum ecclesiasticum in Köln, so verloren sie dagegen die norddeutschen Stifte, welche die nachgebornen Söhne protestantischer Fürsten einnahmen; von 1555, dem Religionsfrieden von Augsburg, bis 1618 wurden den Katholiken auf diese Weise zwei Erzstifte und zehn Bisthümer entrissen (vergl. unten Restitutionsedikt).

Im Jahre 1606 vermaß sich die Bürgerschaft der protestantischen Reichsstadt Donauwörth eine Prozession der Katholiken, die aus dem Kloster nach alter Weise auszog, zu sprengen und niederträchtig zu mißhandeln. Die Bürgerschaft, die auf die versprochene Hilfe protestantischer Fürsten und Städte, welche ihr Attentat gebilligt hatten, hoffte, verhinderte den Rath, die von dem Kaiser verordnete Genugthuung zu geben und verwarf wiederholte Vermittlungsversuche; dafür verhängte der Kaiser über die Stadt wegen Friedensbruch die Acht, welche Herzog Maximilian von Bayern vollstreckte und die Stadt zum Ersatze für die Kriegskosten behielt. Dagegen protestierten die Glaubensgenossen der Stadt, unterließen es aber dem Bayer Kostenersatz zu leisten, das einzige Mittel, welches ihnen zur Befreiung der muthwilligen Stadt rechtlich zustand. Ebenso beklagten sie sich bitter, weil Erzherzog Karl und nach ihm dessen Sohn Ferdinand in Steyermark, Kärnthen und Krain dem Protestantismus feste Schranken setzten und zuletzt eine

Gegenreformation durchführten, wozu sie die Widerspenstigkeit ihrer andersgläubigen Unterthanen und der alles Maß überschreitende Trotz der Stände genöthigt hätte, auch wenn sie minder eifrige Katholiken gewesen wären; und was thaten sie anders, als was ihnen die Reichsgesetze erlaubten und was die Protestanten fortwährend ausübten? Dennoch gab dies den Vorwand zu dem protestantischen Bündnisse, der sog. Union, die auf Betreiben des Pfälzers Friedrich IV. im Jahre 1608 zu Ahausen in Franken geschlossen und 1610 zu Hall in Schwaben erweitert wurde. Es traten bei: Pfalz, Hessen-Kassel, Anhalt, Wirtenberg, Baden-Durlach, Pfalz-Neuburg, die Brandenburger in Franken und in der Mark, sowie 15 Reichsstädte. Dieser Bund war nichts anderes als ein Werk Heinrichs IV. von Frankreich und wäre der erste Rheinbund geworden, wenn der Dolch Ravaillaks Heinrich nicht aus dem Wege geräumt hätte; denn Friedrichs Oheim (der während dessen Minderjährigkeit Vormund war und die Pfalz zum Kalvinismus zwang), Kasimir, hatte den Hugenotten in Frankreich mehr als einmal deutsche Söldnerheere zugeführt und stand im innigsten Bunde mit Frankreich, dessen Pensionär er war; ebenso war schon Herzog Christoph von Wirtenberg mit Frankreich alliiert und empfing Subsidien; zu gleicher Zeit bemühten sich die Holländer (sie sperrten gerade den Rhein) in Deutschland ein Feuer anzuschüren, um Spanien jeder Unterstützung von Seite der deutschen Habsburger zu berauben; die Bisthümer am Main und Rhein waren zur Säkularisation bestimmt und ihre künftigen Fürsten aus den Häusern der Union bereits bezeichnet. Der Grund der Union war also keineswegs die Religionsgefahr der Protestanten, sondern die französische Politik, welche Habsburg stürzen und das deutsche Reich auflösen wollte. Die Fäden waren viel weiter gesponnen; sie reichten von Paris über Böhmen und Mähren bis Ungarn und Siebenbürgen und hatten ihren östlichen Knoten in Konstantinopel. Dies zeigte sich 1606, als Rudolf II. den siebenbürgischen Ständen in ihrem Reformationswerke Einhalt thun wollte; augenblicklich griff der siebenbürgische Fürst Stephan Botschkai zu den Waffen und drang bis Mähren vor, und wollte Rudolf kein Türkenheer in Oesterreich haben, so mußte er im Wiener Frieden den Ungarn und Siebenbürgern ihre Forderungen bewilligen.

Der Jülichsche Erbfolgestreit schien den Ausbruch eines allgemeinen Krieges herbeizuführen. Den 25. März 1609 starb der letzte (katholische) Herzog Johann Wilhelm, Herr von Jülich, Kleve, Berg, Mark und Ravensberg, und als die nächstberechtigten Erbansprecher traten der Kurfürst Sigismund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg auf. Sie besetzten (als possedierende Fürsten) das Erbe und als der Kaiser bis zur rechtlich erfolgten Entscheidung dasselbe zu seinen Handen nehmen wollte, setzte Heinrich IV.

sein Heer in Bewegung und die Union erhob sich schlagfertig; da wurde Heinrich IV. ermordet, der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz starb an den Folgen der Trunksucht und der Krieg hatte mit dem Tode der beiden Unionshäupter ein Ende. Ueber das Jülichsche Erbe vereinigten sich die beiden Ansprecher dahin, daß der Pfalzgraf des Kurfürsten Tochter heirathen sollte; aber bei Tische gab der betrunkene Kurfürst seinem künftigen Schwiegersohne eine Ohrfeige, welche diesen dermaßen verdroß, daß er katholisch wurde, um die Katholiken auf seine Seite zu ziehen, während der Kurfürst kalvinisch wurde und die Niederländer um Beistand ansprach. Beide Theile verglichen sich jedoch einige Jahre darauf, als es bereits zum Kriege gekommen war und für den einen die Spanier unter dem großen Feldherrn Spinola, für den andern die Holländer einschritten; der Pfalzgraf erhielt vorläufig Jülich und Berg, Brandenburg das übrige.

Die deutschen Katholiken regten sich kaum; zwar hatte Max von Bayern der protestantischen Union eine katholische Liga entgegengesetzt (1609), welcher Bayern, die Bischöfe von Augsburg, Würzburg, Regensburg, Passau, die Erzbischöfe von Salzburg, Mainz, Trier und Köln, sowie die katholischen Stände in Schwaben und Bayern beitraten, aber Max stand mit einem Fuße in Frankreich, so lange er lebte, und bewachte Habsburg mit eifersüchtigem Auge. Die Union trug ihm auf Heinrichs IV. Rath sogar die deutsche Krone an, worauf er jedoch nicht einging; er bekriegte (1611) den Erzbischof von Salzburg, über dessen Stift schon seine Vorfahren gerne die Oberherrlichkeit erworben hätten, doch blieb dies Unternehmen ohne weitere Folgen. Habsburg selbst war durch Rudolfs Unthätigkeit gelähmt und wurde seiner Auflösung nahe gebracht, als Rudolfs Bruder Mathias ihm ein Erbland nach dem andern entriß. Letzterer benutzte die Protestanten, indem er ihnen mehr Freiheiten zusicherte, als Rudolf gewähren wollte. So wurde er schnell Herr in Oesterreich, Mähren und dem österreichischen Ungarn, die ihm Rudolf abtreten mußte; als sich nun Rudolf auch in Böhmen bedroht sah, griff er zu der gleichen Waffe, warf sich den böhmischen Unzufriedenen, den Kalvinisten, Lutheranern und Utraquisten in die Arme und gab ihnen so viele Freiheiten, als sie nur wollten. Sie erhielten den berühmten Majestätsbrief (11. Juli 1609); in diesem wurde den Protestanten und Utraquisten freie Religionsübung zugesichert; sie bekamen ein eigenes Konsistorium, selbstgewählte Defensoren, d. h. einen leitenden Ausschuß, ungestörten Zutritt an die Universität Prag und die Erlaubniß, neue Schulen und Kirchen nach Bedürfniß zu errichten. Dennoch waren sie nicht zufrieden und hielten Rudolf gewissermaßen gefangen; dieser rief seinen geistlichen Bruder Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, zu Hilfe, allein Leopold

räumte Böhmen, als Mathias mit einem Heere aus Ungarn anrückte und den Böhmen alles bewilligte. Diese ließen nun Rudolf im Stiche und fielen zu Mathias ab, der jetzt seinem Bruder auch die böhmische Krone entriß. Rudolf zerbiß im Zorne die Feder, mit welcher er die Entsagung unterzeichnet hatte, und als er aus dem Fenster die königliche Stadt Prag überschaute, rief er aus: „Prag, undankbares Prag! Durch mich bist du so herrlich worden und stoßest nun deinen Wohlthäter aus. Die Rache Gottes ereile dich und mein Fluch komme über dich und ganz Böhmen!" — Rudolf hatte nichts mehr als die Kaiserkrone und diese trug nichts ein; er wandte sich an die Kurfürsten um Unterstützung und erhielt sehr schöne Worte; sein Bruder wies ihm jedoch 300,000 fl. jährlicher Einkünfte und einige Herrschaften an; beides genoß Rudolf nicht lange, denn er starb am 20. Januar 1612. Nun wurde Mathias zum Kaiser gewählt, mußte aber in der Wahlkapitulation versprechen, kein fremdes Kriegsvolk in das Reich zu führen, aber dennoch den von den Holländern gesperrten Rhein freizumachen; dies klingt wie ein Spottlied, welches die Fürsten auf sich selber sangen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schulen.

Bevor wir den Krieg erzählen, welcher Deutschland 30 Jahre verheerte und auf mehr als ein Jahrhundert unglücklich machte, wenden wir uns zu einem Institute, für welches Deutschland das klassische Land wurde, zur Schule. Daß das Schulwesen durch das Allgemeinwerden des Studiums der Alten, die Erfindung der Buchdruckerkunst, sowie durch die Reformation großen Anstoß erhielt, ist unleugbar; die Reformatoren wiesen alles Volk auf die Bibel, ihre Katechismen, Gesänge u. s. w. und machten dadurch das Lesen der Druckschrift zu einer Kunst, welche für jeden Protestanten allbereits unerläßlich wurde. Die Wirkung auf die Katholiken konnte nicht ausbleiben; wie Kanisius den Katechismen Luthers die seinigen entgegenstellte, so mußte auch die katholische Schule sich der protestantischen gegenüber aufbauen und einrichten, wenn man dem Gegner nicht einen großen Hebel der Bildung überlassen wollte. Der Gedanke, die Volksschule in das Leben zu rufen, gehörte jedoch einem katholischen Geistlichen an, Gerhard Grote (Gerhardus Magnus) zu Utrecht, der ihn um das Jahr 1388 auszuführen suchte; vor der Erfindung und allgemeinen Verbreitung der Buchdruckerkunst konnte freilich der Erfolg kein allgemeiner sein. Unmittelbar vor der Reformation dagegen treffen wir in den meisten Städten, selbst kleineren, schon Schulen

an, welche gewöhnlich von Geistlichen besorgt wurden, die von den Gemeinden auf eine bestimmte Zeit angestellt wurden. In diesen Schulen wurde hauptsächlich Latein gelernt, denn dieses war damals noch die europäische Sprache, der jeder Gebildete mächtig sein mußte. In vielen Städten, namentlich Reichsstädten, waren Schulstiftungen, die meistens darin bestanden, daß die älteren Schüler Kammern hatten, in welchen sie ihre Schlafstätten einrichten konnten, wie sie es für gut oder möglich fanden, während die jüngeren in der Schulstube schliefen, auf den Bänken oder auf dem Boden, wo sie wollten. Die jüngeren Schüler hießen Schützen, die älteren Bachanten; jeder Bachante hatte seinen Schützen, dem er im Unterrichte nachhelfen sollte und den er überhaupt protegierte, wofür ihm der Schütze allerlei Dienste thun und namentlich auch für ihn betteln mußte. Dies war erlaubt, und die Schützen theilten sich in die Quartiere einer Stadt, die sie gegen Eindringlinge handlich vertheidigten und nöthigenfalls bei ihren Bachanten, als der Reserve, Unterstützung fanden. Das Leben fahrender Schüler erzählt uns Thomas Plater, der als Lehrer und Buchdrucker in Basel starb; er wanderte mit seinem Vetter, dem Bachanten Paulus, aus seinem Gebirgsdorfe im Wallis über Zürich nach Schwaben und bettelte für ihn und für sich mit dem besten Erfolge, denn gerne schenkten die Leute dem Knaben, der in seinem Walliserdeutsch bettelte, der auf dieser Wanderung den ersten Ofen und die erste Gans sah und eine drollige Naivität entwickelte. So kam er nach Ulm, München, wo er seinem Bachanten entwich, Nürnberg, Frankfurt an der Oder und wieder zurück nach Ulm, Straßburg, Schlettstadt, Solothurn, Zürich. Am besten hatte er es in Frankfurt; Trinken und Essen bekam er vollauf, besonders setzten ihm die polnischen Bauern mit ihren Biergläsern in den Schenken zu, aber studiert wurde wenig, sagte er. Im Sommer, wenn es warm Wetter war, rafften die Schützen Gras und dergleichen zusammen und machten sich ihre Lager auf den Kirchhof, der an die Schule stieß und lagen da „wie die Säu in der Streue". Sein einziges Hemde, das aus derbem Stoffe gewesen sein mag, wusch er an der Oder und säuberte sich bei dieser Gelegenheit, so gut es gehen mochte, von den Läusen, die er dann ehrlich begrub; er versichert, er habe bloß in den Busen greifen dürfen, um eine erkleckliche Anzahl zum Vorschein zu bringen. Auf ihren Wanderungen stahlen fahrende Schüler von Feld- und Gartenfrüchten, was sie erraffen konnten, und waren besonders den weidenden Gänsen gefährlich, sowie den Fischteichen, in deren Nähe sie ihr Nachtlager aufschlugen, wenn man sie nirgends aufnahm, was oft der Fall war. Diesem Leben machte die Reformation größtentheils ein Ende, denn viele solcher Schulen gingen ein oder die Städte duldeten die fremden Schüler nicht mehr und sorgten mehr für ihre eigenen; ohnehin mußte bei der allgemeinen Spannung und dem feindseligen Argwohn das

freie Ziehen der Lehrer und Schüler aufhören. Luther schrieb schon 1524 „an die Bürgermeister und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen", daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, um tüchtige Leute für Kirche, Schule und weltliches Regiment zu erziehen. Dabei fällt er natürlich über die Mönche und die scholastischen Professoren in seiner Weise her; „laßt uns das gräuliche Exempel nehmen in den hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht nur das Evangelium verlernet, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbet hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder deutsch noch lateinisch recht reden oder schreiben können und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben." Indessen faßte auch er den Gedanken eines deutschen Volksschulwesens nicht auf, sondern richtete die bisherigen Schulen nur zu seinem Zwecke ein. Er gibt in seiner Schuleinrichtung die Anfänge eines gelehrten Schulwesens; darin sondert er die Schüler in drei Haufen; im ersten sind die jüngsten, die lesen lernen; nach dem beschäftigen sie sich mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache und lernen auch singen. Der zweite Haufen treibt lateinische Grammatik und liest die leichteren Autoren. Der dritte Haufen übt fortwährend Grammatik, Syntax und Etymologie, dann auch Metrik, Dialektik und Rhetorik; Musik wird auch von diesem Haufen gefordert. Melanchthon wirkte für diese Studien besonders durch seine Lehrbücher; er schrieb eine griechische und lateinische Grammatik, ein Lehrbuch der Dialektik, Rhetorik, Physik und Ethik, so daß er praeceptor Germaniae genannt wurde. Als Organisator der gelehrten protestantischen Schulen trat Johannes Sturm auf, Rektor des Straßburger Gymnasiums von 1538—1583. Nach ihm sollte die Aufgabe der Schulbildung eine dreifache sein: Frömmigkeit, Kenntnisse und Kunst der Rede. Seine Schulordnung wirkte auf die Schulordnungen des Herzogs Christoph von Wirtenberg und des Kurfürsten August X. von Sachsen bedeutend ein. In diesen Ländern nahmen sich die Regierungen der Volksschulen zuerst an; Herzog Christoph verordnete 1559: „in den kleinen Dörfern und Flecken sollen deutsche Schulen sein"; gelehrt wurde Lesen, Schreiben, Religion und Kirchengesang, auch wird von dem Schulmeister gefordert, „daß er guten Verstand habe, das Rechnen zu lehren." In den Städten und größeren Flecken sollten Lateinschulen eingerichtet werden. Eine vollständige Lateinschule hatte nach Vorschrift sechs Klassen; in der fünften sollten die Knaben auch die griechische Sprache anfangen. Um tüchtige Geistliche heranzubilden, stiftete Christoph vier Klosterschulen, wo die Schüler kostenfrei erzogen wurden. Die Disciplin war sehr streng: die Zöglinge durften sich selten im Freien ergehen; alles Spiel, das mit Tumult, Springen, Geschrei, Abmattung und Gefahr verbunden war, blieb ihnen verboten; sie mußten schwarze Mönchskutten tragen und vielmal des

Tages religiösen Uebungen obliegen. Von diesen jungen protestantischen Mönchen mußte das humanistische Studium mit Vehemenz betrieben werden, denn „die Sprachen" galten auch den Reformatoren über alles. Luther selbst preist den Räthen und Bürgermeistern allerlei deutscher Städte die Sprachstudien besonders an und schließt: „in Summa, der heilige Geist ist kein Narr, geht auch nicht mit leichtfertigen, unnöthigen Sachen um; der hat die Sprachen so nutze und nothwendig geachtet, daß er sie oftmals vom Himmel mit sich gebracht hat, welches uns allein genugsam sollte bewegen, dieselben mit Fleiß und mit Ehren zu suchen und nicht zu verachten, weil er sie selbst wieder auf Erden erwecket." Das Ziel dieser klassischen Studien bestand aber nicht darin, daß der Schüler der Sprache insoweit mächtig werden sollte, um die Klassiker zu lesen und zu verstehen, sondern in der Nachahmung der Klassiker; der Schüler zog die Phrases aus denselben, lernte sie auswendig und wandte sie wieder in gegebenen Thematen an. Dieses pedantische Studium brachte der deutschen Sprache kein Heil, und die wirtenbergische Schulordnung selbst ist weder deutsch noch lateinisch geschrieben, so daß Luthers Anklage gegen die Mönchsschulen die protestantischen nicht weniger trifft. Die wirtenbergische Schulordnung galt lange Zeit als Muster und wurde 1580 in Sachsen fast unverändert eingeführt, was wieder andere protestantische Länder und Städte zur Nachahmung bewog. Da zugleich die deutschen Schulen allgemein wurden und die Regierungen den Schulzwang einführten, d. h. die Eltern nöthigten, ihre Kinder schulen zu lassen, so wurde Deutschland das Land der Schulen und Schulmeister aller Gattung und das deutsche Volk das bestgeschulte und bestdressierte, aber darum weder das klügste noch das glücklichste.

Die Jesuiten.

Im Jahre 1491, acht Jahre nach Luther und sechs vor Melanchthon, wurde Ignaz von Loyola geboren, der Sohn eines spanischen Edelmannes. Ignaz that zuerst mit Auszeichnung Kriegsdienste, wurde aber 1521 bei der Vertheidigung von Pampeluna an beiden Beinen schwer verwundet. Während ihn sein Leiden an das Krankenbett fesselte, las er viel in dem Leben Jesu und der Heiligen und wurde dadurch so begeistert, daß er Panzer und Degen weglegte und sein Leben ausschließlich dem Dienste Christi zu widmen beschloß. In einer Höhle bei Manresa überwand er vollends die Macht, die ihn noch an dem weltlichen Leben festhalten wollte; auch unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem und betete 1523 an dem Grabe des Erlösers. Schon um diese Zeit war der Plan in ihm gereift, eine Schaar zu gründen, welche für Christus streiten sollte, aber der ehemalige ritterliche Kriegsmann erkannte auch bald genug, daß zu einem solchen Kampfe die Rüstung

der Wissenschaft unentbehrlich sei. Deßwegen schämte sich der 30jährige Loyola nicht, in der Schule von Barcelona inmitten der Knaben Platz zu nehmen und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen. Dann studierte er in Alkala und Salamanka und bezog 1528 die Universität Paris. Hier hatte er wie in Alkala und Salamanka zuerst mit Verdächtigung und Spott zu kämpfen, aber sein ernstes Wesen, sein wissenschaftlicher Eifer, seine Enthaltsamkeit, seine tiefe und feurige Religiosität erwarben ihm bald allgemeine Hochachtung und die talentvollsten jungen Männer zu begeisterten Freunden; diese waren Franz von Xavier (Franz Xaver), Lefevre, Lainez, Rodriguez, Bobadilla, Salmeron. Am 15. August 1534 legten sie in einer unterirdischen Kapelle im Montmartre das Gelübde der Armuth und Keuschheit ab, gelobten eine Wallfahrt nach Jerusalem, um dort für den Namen Jesu zu streiten und falls dies nicht möglich wäre, sich dem Papste zu jeder Mission anzubieten. Der Verabredung gemäß trafen sie 1537 in Venedig zusammen, wohin Loyolas Freunde drei weitere Brüder brachten, die sie gewonnen hatten, den Le Jay, Koduri und Bruet; in demselben Jahre wurden sie zu Priestern geweiht, denn nur Lefevre war schon Priester. Im Jahre 1538 kamen sie nach Rom und legten dem Papste Paul III. den Plan der neuen Stiftung vor. Er billigte denselben und Ignatius stellte nun sich und seine Schaar zur unbedingten Verfügung des Papstes. 1540 den 27. September erhielt der neue Orden durch eine päpstliche Bulle seine volle kirchliche Berechtigung, 1543 wurde die Beschränkung auf 60 Professen aufgehoben und dem Orden die Vollmacht gegeben, seine Regeln nach Zeit und Umständen zu ändern. Ignaz starb den 31. Juli 1556 und wurde 1622 von Gregor XV. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen; bei seinem Tode zählte die Gesellschaft Jesu bereits 1000 Mitglieder in allen Ländern und schon Missionäre in beiden Indien. Die von Ignaz entworfene und von seinem Nachfolger Lainez verwirklichte Verfassung des Ordens ist in ihren Hauptzügen folgende: Die von allen Ordensprofessen (corpus societatis) gewählten Repräsentanten ernennen den Ordensgeneral, der in Rom seinen Aufenthalt nehmen muß und nur dem Papste unterworfen ist. Er hat zur Seite einen Admonitor und fünf aus den Nationen gewählte Assistenten, die aber nur berathende Stimme haben; der General selbst ist jedoch an die Konstitutionen des Ordens gebunden und kann nur in einzelnen Fällen dispensieren. Der General wählt aus den Professen die Präsides der Profeßhäuser, die Rektoren der Kollegien, die Superioren der Filialkollegien; sie sind nur dem General verantwortlich und haben wie er einen Admonitor und Assistenten als Berather an der Seite. Wer als Mitglied aufgenommen werden will (der Postulant), wird zuerst nach seiner Neigung geprüft und auf die Schwere des auf ihn warten=

den Berufes aufmerksam gemacht. Als Novize bringt er zwei Jahre in Einsamkeit und Gebet zu, und jedes Studium bleibt ihm untersagt. Hierauf studiert er zwei Jahre Rhetorik und Literatur, hierauf drei Jahre Philosophie, Mathematik und Physik, dann unterrichtet er fünf bis sechs Jahre von den unteren Klassen aufwärts dienend. Erst jetzt beginnt er das Studium der Theologie, beendet es in vier bis sechs Jahren und wird endlich zum Priester geweiht, nachdem er jedenfalls das dreißigste Altersjahr zurückgelegt hat. Am Schlusse der langen Studienzeit unterzieht er sich einer strengen Prüfung, von deren Ergebniß die Zulassung zur Ordensprofeß abhängt. Nach der Priesterweihe muß er noch ein volles Jahr abgezogen von allem Studium dem Gebete und der Betrachtung leben; nur einige Christenlehren für Kinder und Missionen in Dorfkirchen unterbrechen diese Askese. Erst jetzt erhält der Jesuite den Grad, er wird als Professus oder Coadjutor spiritualis aufgenommen. Die ganze Ordensgesellschaft besteht also 1) aus den Professen, aus denen die Vorgesetzten gewählt werden; — 2) den Coadjutoren a) in geistlichen Dingen, welche den Professen im Lehr- und Predigtamte zur Seite stehen; b) in zeitlichen Dingen; Laienbrüder für Handarbeiten und den Dienst; — 3) Scholastiker, die den Studien obliegen und noch keinen bestimmten Grad erlangt haben; — 4) Novizen. Die ganze Gesellschaft gleicht demnach einem wohlgeordneten Heere, dessen Disciplin, Subordination und Tüchtigkeit unübertroffen dastehen. Die einzelnen Provinzialen berichten monatlich an den General, die Superioren der Profeßhäuser alle Vierteljahre, ebenso die Rektoren der Kollegien. Den Kampf für die Kirche Christi gegen Heidenthum, Irrlehre und Laster (dies war die Aufgabe des Ordens) führten sie als Prediger, Beichtväter, Missionäre und Jugendbildner. Zu diesen verschiedenen Berufen wurden die Mitglieder mit der größten Vorsicht und nur nach strenger Prüfung ausgewählt und jedem der Posten angewiesen, der seiner Fähigkeit und Geistesrichtung angemessen erschien. Als Missionäre haben die Jesuiten ganz Ausgezeichnetes geleistet und stehen unübertroffen, ja unerreicht da; durch sie wurde das Christenthum in China, Japan und Ostindien mit wunderbarem Erfolge verbreitet. Nicht minder groß war ihre Wirksamkeit in Amerika, und durch die Gründung des christlichen Indianerstaates in Paraguay hat sich der Orden ein Denkmal seiner Begeisterung, Hingebung, Menschenliebe und staatsmännischen Weisheit gestiftet, wie die Weltgeschichte kein zweites aufzuweisen hat (siehe unten bei „Aufhebung des Jesuitenordens"). Als Beichtväter und Prediger entfalteten die Jesuiten eine ebenso gewaltige und erfolgreiche Thätigkeit; sie waren es hauptsächlich, welche im südlichen Deutschland der Reformation mit geistigen Waffen entgegentraten und ihren Fortschritten Einhalt thaten. Man klagt sie an, daß sie auf Fürsten und Staatsmänner

einwirkten und die Protestanten durch unterdrückende Gesetze und selbst durch Waffengewalt verfolgten; aber leiteten denn die protestantischen Hofprediger und Professoren die Fürsten und Magistraten ihres Bekenntnisses nicht auch, und wurden denn irgendwo in einem protestantischen Lande Katholiken und katholischer Gottesdienst geduldet? Die Geschichte gibt die Antwort; der Protestant mag die Jesuiten als die gefährlichsten Gegner seines Glaubens ansehen, er mag sie hassen, wenn er es mit dem Christenthum vereinigen kann, aber sie deßwegen anklagen, weil sie dem Protestantismus entgegentraten und ihn mit den Waffen bekämpften, die er selbst in der Hand hatte, ist ebenso ungerecht als beschränkt, denn es heißt einem andern den Krieg erklären und doch von ihm verlangen, daß er ohne Gegenwehr alles geduldig über sich ergehen lasse. — In Deutschland war ihre Thätigkeit als Jugendbildner (die ersten Kollegien gründeten sie 1556 in Wien und Ingolstadt) von außerordentlicher Bedeutung. In ihren Schulen stellten sie wie der berühmte protestantische Rektor Sturm als Ziel alles Unterrichtes auf: Frömmigkeit, Kenntnisse und Kunst der Rede. In ihren Anstalten standen die Zöglinge unter der genauesten Aufsicht, ihr ganzes Thun und Treiben wurde auf das schärfste überwacht, aber doch wurde dabei die körperliche Ausbildung nicht vernachläßigt und jugendliche Freude nicht verwehrt, sondern nur geleitet; die Zöglinge sollten in ihren Lehrern nicht Zuchtmeister, sondern väterliche Freunde sehen. Ueber die Jesuitenschulen sagt der Rektor Joh. Sturm: „Der Name der Jesuiten ist neu und eben aufgekommen; vor den übrigen Mönchen — wenn Mönchthum je löblich wäre — würden sie Lob verdienen. Denn was weder der gute und fromme Reuchlin, noch der beredte und gelehrte Erasmus von den Theologen und Mönchen erlangen konnten, daß diese, wenn sie auch die Wissenschaften nicht selbst kultivieren wollten, doch andern gestatteten dieselben zu lehren, das haben die Jesuiten freiwillig übernommen. Sie geben Unterricht in Sprachen und Dialektik, sie tragen ihren Schülern, so gut sie es vermögen, Rhetorik vor. Ich freue mich über dieses Institut aus zwei Gründen: erstens weil sie unsere Sache fördern, indem sie die Wissenschaften kultivieren; denn ich habe gesehen, welche Schriftsteller sie erklären und welche Methode sie befolgen, die von der unseren so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus den gleichen Quellen geschöpft. Zweitens treiben sie uns zu größerem Eifer und zur Wachsamkeit an, denn sie könnten sich sonst fleißiger erweisen und mehr gelehrte und wissenschaftliche Schüler erziehen als wir." Diesem Zeugniß eines eifrigen Protestanten fügen wir das des späteren Engländers Bako von Verulam bei, der mit Recht als ein großes philosophisches Licht allgemein geachtet wird: „Was die Pädagogik anbelangt, sagt er, so wäre es am kürzesten, zu erklären: nimm an den Schulen der Jesuiten ein

Beispiel, denn bessere gibt es nicht.“ So führten die Jesuiten den Kampf gegen den Protestantismus durch Wort, Schrift und Unterricht; aber er blieb leider nicht auf dieses Gebiet beschränkt, wohin er gehört und auf welchem er der Natur der Dinge nach nie aufhören wird, sondern er entbrannte im mörderischen Kriege mit Eisen und Pulver, weil der Augsburger Religionsfrieden die Religion in die Gewalt der Landesherren gegeben hatte und die katholischen Fürsten trotzdem nicht das gleiche Recht wie die protestantischen üben sollten. Es handelte sich aber nicht mehr um die Existenz des katholischen und protestantischen Glaubens, beide waren in Europa hinlänglich gesichert, denn beide hatten in Hauptländern triumphiert, der katholische in Spanien, Frankreich und Italien, der protestantische in England, Skandinavien, Holland und Norddeutschland; es fragte sich nur, ob Haus Habsburg seine Länder und Regentenrechte behaupten könne, welche ihm durch protestantische Unterthanen, durch deutsche und auswärtige Feinde bestritten wurden.

Fünfzehntes Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg (1618–1648).

Der Ausbruch in Prag (23. Mai 1618). Die Schlacht auf dem weißen Berge (8. Nov. 1620).

Herzog Ferdinand von Steyermark wurde durch Familienpakt zum Nachfolger des Mathias in Ungarn und Böhmen und seiner gleichfalls kinderlosen Brüder in Oesterreich und Tyrol designiert und damit der Theilung der österreichischen Erblande ein Ende gemacht. Aber diese Vereinigung der habsburg-österreichischen Macht in der Hand eines kräftigen Herrschers mußte den Feinden des Hauses Habsburg, den Feinden der katholischen Kirche und des deutschen Reichs ein sehr unerwünschtes Ereigniß sein, das sie um jeden Preis zu verhindern suchten, und als Hauptmittel diente die Revolutionierung der österreichischen Länder im Namen des Evangeliums und der ständischen Freiheiten. Zu den Feinden Habsburgs gehörten: der türkische Sultan, welcher den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor, einen Protestanten, vorschob; die von den Oraniern geleiteten Niederländer (die Generalstaaten), welche befürchteten, die österreichische Linie des Hauses Habsburg könnte die spanische unterstützen, auf deren Kosten sie ihre Macht vergrößerten; Frankreich, das auf Erweiterung seiner Gränzen gegen die noch spanischen Niederlande und die deutschen überrheinischen Provinzen spekulierte; Savoyen, das schon damals nach der Lombardei lüstern war; Schweden und Dänemark trachteten nach Erwerbungen in Norddeutschland, und wäre Polen nicht der Anarchie verfallen gewesen, so hätte es ohne Zweifel gleichfalls nach deutschem Gebiete gegriffen. Wie

die ausländischen Mächte nicht hoffen durften, daß ein Kaiser, dem eine Hausmacht zu Gebote stand wie Ferdinand II., die Beraubung des deutschen Reichs und der mittelbar zu demselben gehörigen Länder ungestraft hingehen lassen werde, so konnten sich auch die protestantischen Fürsten in Deutschland nicht verhehlen, daß es mit der Säkularisation der katholischen Stifte ein Ende habe, wenn Ferdinand II. nicht wie Rudolf II. und Mathias beschäftigt würde. Dazu war alles vorbereitet; in den österreichischen Ländern waren Konföderationen unter den protestantischen Ständen organisiert, denen beträchtliche Geldmittel und Streitkräfte zu Gebote standen und deßwegen nur geringer Hilfe vom Auslande her zu bedürfen schienen, um Ferdinand II. vollständig im Schach zu halten. Er beschwor als designierter König von Böhmen den Majestätsbrief zu Prag den 19. Juni 1617, aber den protestantischen und utraquistischen Böhmen war ein kräftiger Herrscher wie er der unliebste, denn sie waren durch Rudolf II. und Mathias anders gewöhnt. Böhmen und die andern slavisch-deutschen Länder, welche Habsburg als Herrn anerkannten, waren vollständig unterminiert, und es bedurfte nur eines Anlasses, daß die ganze Ladung aufflog. Es geschah bald; der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau ließen zwei neue protestantische Kirchen in Klostergrab und Braunau niederreißen, und dazu hatten sie das volle Recht, indem es nach dem Majestätsbriefe den protestantischen Unterthanen nicht erlaubt war, ohne die Bewilligung ihrer Herren Kirchen zu erbauen, welches Recht nur den Edelleuten auf ihren Gütern, den königlichen Städten und Bewohnern königlicher Güter zustand; allein was hatten sich die Böhmen nicht alles erlaubt! Die Stände reichten eine Klagschrift an Ferdinand ein, der ihnen keine befriedigende Antwort gab, ebenso an Kaiser Mathias, der in Ungarn abwesend war. Die Defensoren versammelten trotz des kaiserlichen Verbots nur die protestantischen Stände in Prag und begaben sich — es waren fast ausschließlich adelige Herren, an ihrer Spitze der Graf Mathias von Thurn, — mit ihnen auf das Schloß zu den Ministern Martiniz und Slawata, denen man einen Hauptantheil an Ferdinands Verfahren zuschrieb. Sie setzten den Ministern mit heftigen Worten zu und warfen sie zuletzt nebst ihrem Schreiber Fabricius Platter zum Fenster hinaus, 28 Ellen hoch hinunter in den Schloßgraben; doch kam keiner um das Leben, was allgemein als ein Wunder angesehen wurde (23. Mai 1618). Die Böhmen entschuldigten ihre That damit, es sei dies alter Landesbrauch! Ihre späteren Anwälte sagen: „Gewalt besorgend wollte man der Gewalt zuvorkommen", ein Grundsatz, der, einmal giltig, den Unterthanen das Recht zu revolutionieren, den Fürsten aber das Recht zu unterdrücken einräumt, denn beide können immer, Gewalt besorgend der Gewalt zuvorkommen wollen. Neben derartigem

Thun und Reden bleibt nur so viel als Thatsache stehen: Ferdinand that, wozu er nach dem Majestätsbriefe das Recht hatte, die böhmischen Herren aber warfen die Diener und Räthe ihres Königs zum Fenster hinaus, und daß dieselben nicht umkamen, dafür konnten die Gewaltthätigen nichts. Es war kein plötzlicher und unbedachter Ausbruch; dieser kommt allenfalls bei dem gemeinen Volke vor, nicht aber bei einer Aristokratie, wie die böhmische war, an deren Spitze Graf Thurn stand. Dies zeigte die Folge; Thurn und seine Genossen richteten alsbald eine provisorische Regierung ein, warben Truppen, verjagten den Erzbischof von Prag und die Jesuiten, wandten sich jedoch nochmals an den Kaiser Mathias. Dieser schwankte in alter Weise und hätte wahrscheinlich den Böhmen nachgegeben, wenn Ferdinand es geduldet hätte. Er zog ein kleines Heer unter Dampierre und Buquoi herbei, um den böhmischen Rüstungen zu begegnen; doch richteten beide nichts aus, denn schon war Ernst von Mansfeld mit 4000 Mann, die er mit fremdem Gelde (savoyischem) geworben hatte, in Böhmen eingefallen, wo er Pilsen eroberte, das neben Budweis und Krumau allein noch österreichisch war. Am 20. März 1619 starb Mathias, und Ferdinand eilte nach Frankfurt, um sich die Kaiserkrone zu sichern, die ihm auch am 9. September zu Theil wurde, da die drei geistlichen Kurfürsten für ihn sein mußten und Sachsen und Brandenburg durch Aussichten und Versprechen gewonnen wurden. Unterdessen war Thurn in Mähren eingerückt und hatte es zum Abfalle gebracht, und von da zog er nach Oesterreich, das nun auch aufstand, während die Ungarn unter dem Siebenbürger Bethlen Gabor sich zu einem Einfalle anschickten. Böhmen und Ungarn trafen vor Wien zusammen, die österreichischen Stände bedrohten Ferdinand, der Adel aller Provinzen war verschworen, Ferdinand schien zum Nachgeben verurtheilt (was ihn später doch die Krone gekostet hätte), aber er blieb standhaft. Von dem Drängen der österreichischen Ständedeputation rettete ihn eine Abtheilung Kürassiere, die Dampierre geschickt hatte, Hunger und Krankheiten setzten den Ungarn zu, und da Buquoi und Albrecht von Wallenstein, der 1000 Kürassiere geworben hatte, den Mansfeld bei Pilsen geschlagen hatten, so wich Thurn wieder nach Böhmen zurück. Nichtsdestoweniger verbanden sich die Stände von Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz, Ober- und Niederösterreich mit einander und entsetzten Ferdinand der Regierung, indem sie von den Holländern und dem Pfälzer gestachelt wurden. Am 27. August wurde der 24jährige Friedrich V. von der Pfalz zu Prag zum König von Böhmen erwählt, und auch Schlesien und Mähren huldigten ihm. Die protestantischen Mächte anerkannten ihn, aber die Union unterstützte ihn nur schlecht, einmal weil er Kalvinist war und sodann schien er ihnen zu hoch gestiegen. Nichtsdestoweniger war Kaiser Ferdinands

Lage eine verzweifelte: in Ungarn ein Gegenkönig, Bethlen Gabor, der wieder gegen Wien rückte, in Böhmen ein Gegenkönig, dem Mähren, Schlesien und die Lausitz anhingen, Oesterreich im vollen Aufstand, nur Tyrol getreu, aber zu entfernt. Da schritt endlich Max von Bayern ein, der klügste und kräftigste Fürst seiner Zeit; er regierte seit 1597, während ein Wittelsbacher die bischöflichen Sitze von Freising, Hildesheim, Lüttich und den erzbischöflichen von Köln mit Kraft und Würde behauptete. Zuerst machte sich der Bayer den Rücken frei; der Union wurde versichert, daß es nur den rebellischen Böhmen gelte, keineswegs ihr selbst, aber wenn sie sich der Böhmen annehmen sollte, werde man ihr mit Waffengewalt entgegentreten. Sachsen wurde von Ferdinand durch die Lausitz geködert, und der Kurfürst Johann Georg (wie sein Vater und Großvater ein gewaltiger Trinker, daher der Biergörge genannt) konnte ohnehin den Pfälzer und die Kalvinisten nicht leiden. Die geistlichen Fürsten und Herren der Liga gaben Maxen große Summen, auch der Papst steuerte namhaft bei, denn es handelte sich nicht wie unter Karl V. um den Triumph der Kaisermacht, sondern um die Rettung des katholischen Hauses Habsburg, durch dessen Fall die katholischen Fürsten in Deutschland der Gnade der protestantischen überliefert worden wären. Max ließ sich auch seine Dienste theuer genug bezahlen; für seine Kriegskosten mußte ihm Ferdinand Oberösterreich verpfänden und die pfälzische Kur und das pfälzische Land versprechen. Dann rückte er durch Oesterreich, dessen aufständischer Adel zu Kreuze kroch, in Böhmen ein und gerade auf Prag los. Friedrich hatte sich in Böhmen keine goldenen Meinungen gesammelt; er beleidigte den böhmischen Adel, weil er den zwei Abenteurern Christian von Anhalt und Friedrich von Hohenlohe sein ganzes Vertrauen schenkte; das Volk aber erbitterte es, als der pfälzische Hofprediger Skultetus einen Bildersturm anordnete und auch die Kreuze auf den öffentlichen Plätzen umstürzen wollte; ein drohender Volksaufstand verhinderte die letzte Unthat. Außerdem erschien in Prag ein Gesandter von Friedrichs Freunde, dem türkischen Sultan, und daß Friedrich mit Frankreich gut stand, war offenkundig, wenn auch die neue Majestät nicht französisch gesprochen und einen französisch-lüderlichen Hof mit sich gebracht hätte, was alles auf das gemeine Volk keinen guten Eindruck machte. Sein bester Feldherr Mansfeld stand bei Pilsen (auch er war beleidigt), als das Heer der Liga, das Maxens treuer Feldherr Tilly führte, gegen Prag anmarschierte. Es säumte mit dem Angriffe nicht lange; Friedrich tafelte noch, als man ihm meldete, der Feind habe das auf dem weißen Berge nur schwach verschanzte Heer angegriffen; in einer Stunde war die Schlacht entschieden, die Böhmen in voller Flucht (8. November 1630). Friedrich hatte mit einem Schlage allen Muth verloren; Mansfeld war in die Nähe

gezogen, Bethlen Gabor, der Dampierre bei Preßburg geschlagen und getödtet hatte, stand bereits in Mähren, Prag war fest — aber Friedrich floh nach Breslau, von dort nach Berlin und endlich nach Holland. Denn auch die Pfalz war nicht mehr sein; die Spanier unter Spinola hatten sie bis auf wenige Städte (Mannheim, Heidelberg, Frankenthal) besetzt, Friedrich selbst wurde von dem Kaiser in die Acht erklärt. Ueber Böhmen erging ein hartes Gericht; drei Monate lang wartete Ferdinand zu und erst dann wurden die angesehensten Theilnehmer des Aufruhrs verhaftet; Tilly hatte sie vergebens gewarnt, dem Frieden nicht zu trauen. Von den Edelleuten wurden 24 enthauptet, drei Bürger von Prag gehenkt, viele hundert Edelleute durch Einziehung ihres Vermögens gestraft und ihre Güter um Spottpreise verkauft. Das machte sich der durch Heirath reiche Wallenstein zu Nutzen und kaufte so viele herrschaftliche Güter, daß er der reichste Mann in ganz Europa wurde. Im gleichen Jahre (1621) wurden die kalvinischen Prediger und Schulmeister aus dem Lande gejagt und ihnen das folgende Jahr die lutherischen nachgeschickt. Als ein Edikt des Kaisers bekannt gemacht wurde, daß er fortan nur katholische Unterthanen dulden werde, wanderten 30,000 Böhmen aus. Daß der erzwungene Majestätsbrief und die so viel mißbrauchten Freiheiten abgeschafft wurden, versteht sich von selbst.

Den in Mähren eingefallenen Bethlen Gabor besiegten Wallenstein und Buquoi bei Kremsier und Sandschütz, und der Ungar machte mit Ferdinand Friede gegen Ueberlassung einiger Herrschaften und den Titel eines Reichsfürsten; er erscheint und verschwindet aber noch mehr als einmal auf dem Kriegsschauplatze. Mansfeld stand dem Heere unter Tilly nicht; nachdem er listiger Weise wegen seines Eintrittes in den kaiserlichen Dienst unterhandelt hatte, brach er plötzlich mit seinem Heere durch an den Obermain, plünderte die Bisthümer Bamberg und Würzburg, überraschte die Spanier in der Pfalz, plünderte die Bisthümer Worms, Speyer und Straßburg, und überwinterte im Elsaß und Lothringen, um sich im Nothfalle nach Holland werfen zu können. Noch in demselben Jahre löste sich die Union aus Furcht vor Spinola und Tilly freiwillig auf; das Jahr vorher hatte sie Haus Habsburg stürzen und mit Wilhelm von Oranien, den Franzosen und Bethlen Gabor Deutschland vertheilen wollen.

Friedrichs Kämpen: Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg von Baden (1621—1625).

Mansfeld warb mit holländischem und englischem Gelde (Friedrich von der Pfalz war Schwiegersohn Jakobs I. von England) neue Schaaren, die der Ruf von dem Soldatenleben unter seiner Fahne

anlockte. In Norddeutschland ahmte ihm der wilde Christian von Braunschweig nach, den man mit dem Bisthum Halberstadt und einigen Stiften versorgt hatte; sein Wahlspruch war: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind", und „alles für Gott und für sie" (diese „sie" war Elisabeth, des armen Pfälzers Gemahlin, eine stolze englische Prinzessin). Eben hatte sich Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach gegen seinen Vetter gerüstet, wandte aber nun seine Waffen gegen Tilly, wobei er jedoch die Klugheit hatte, vorher zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Unter solchen Aussichten wagte sich der vertriebene Friedrich zu Mansfeld und im Frühjahre gingen sie bei Germersheim über den Rhein. Am 27. April erfochten sie einen Vortheil über Tilly bei Wiesloch, begingen aber die Thorheit sich zu trennen, während Tilly sich mit den Spaniern unter Kordova vereinigte. Am 6. Mai trafen sich die Heere bei Wimpfen; Tilly hatte jedem Soldaten eine halbe Maß Wein reichen lassen, bevor das blutige Tagewerk begann. Nach einer mehrstündigen mörderischen Kanonade kamen Reiter und Fußvolk zum Schlagen; Tilly errang den vollkommensten Sieg und Markgraf Georg rettete sich mühsam aus der Gefahr der Gefangenschaft. Mansfeld warf sich in das Hessische, um sich mit Christian zu vereinigen, der sengend und brennend von der Weser über Fulda an den Main zog. Bei Höchst hatte er eine Brücke geschlagen; aber den 20. Juni wurde er von Tilly überfallen und verlor 12,000 Mann, weil der ligistische Feldherr kein Quartier zu geben befohlen hatte. Mit den Resten seines Heeres vereinigte er sich mit Mansfeld; dann zogen beide unverfolgt in den Elsaß, nach Lothringen, in die Champagne, überall plündernd und brennend, und warfen sich endlich, von den Spaniern verfolgt, in die Niederlande. Den 9. August trafen sie bei Fleurus auf Kordova und schlugen sich mit Heldenmuth aber ungeheurem Verluste durch nach Holland, von wo sie nach England gingen. Tilly aber nahm unterdessen Mannheim, Frankenthal und Heidelberg, und schickte die berühmte Bibliothek der Universität nach Rom.

Im Frühjahre 1623 brach Mansfeld aus Holland abermals in Deutschland ein, ebenso sein Kampf- und Schicksalsgenosse Christian von Braunschweig. Bereits begann sich in Norddeutschland die fremde Einmischung kund zu geben; König Christian IV. von Dänemark bearbeitete die Stände, besonders die städtischen, damit er als Hauptmann des niederländischen Kreises herbeigerufen werde, während die Herzoge von Braunschweig und der Landgraf von Hessenkassel ein sehr zweideutiges Spiel trieben. Hessenkassel besetzte Tilly und begünstigte Hessendarmstadt zum tödtlichen Aerger des kasselschen Vetters. Dann rückte er in Westfalen ein und schlug Christian von Braunschweig abermals in einer mörderischen Schlacht, bei Stadtloo 6. August 1623, welche Christian gewagt hatte um seine Vereinigung mit Mansfeld zu

erzwingen. Nun hätte Tilly dem Kriege ein Ende machen können, wie er selbst bezeugt, aber sein Gebieter, Max von Bayern, verurtheilte ihn zur Unthätigkeit. Auf dem Reichstage in Regensburg 1623 hatte er den 23. Februar die Kurwürde „auf Lebenszeit" und die Oberpfalz erhalten; die ganze Pfalz gab ihm der Kaiser nicht, weil er, wie er sagte, den König Jakob I. von England nicht zu einem ernsthaften Einschreiten zu Gunsten seines pfälzischen Schwiegersohnes reizen dürfe. Max aber meinte, weil der Kaiser das Haus Wittelsbach nicht noch mächtiger machen wolle, und darin hatte der neue Kurfürst Recht. Deßwegen ließ Max den Krieg nicht ganz erlöschen, und Tilly durfte den letzten Widerstand nicht vertilgen, weil dann die Liga, deren Haupt Max war, sich aufgelöst hätte; denn die geistlichen Herren klagten bereits sehr über die erschrecklichen Summen, welche sie für die Unterhaltung des ligistischen Heeres erlegen mußten; mit der Auflösung der Liga hätte aber Tilly auch das Heer abdanken müssen, über das Max gebot und durch das er Deutschland dirigierte. Der Stoff zu einem größeren Kriege wurde auch bereits geschäftig herbeigetragen. Frankreich, welches der Kardinal Richelieu regierte, wollte Deutschland in Flammen setzen, um demselben Elsaß und Lothringen abzunehmen (wie das Raubgesindel Feuer einlegt und in der allgemeinen Verwirrung seine Aernte hält); Holland wollte Habsburg-Oesterreich von der Unterstützung Spaniens abhalten und am Rhein und an der Maas möglich viel von Deutschland wegnehmen; Englands König aber hatte guten Grund zur Einmischung: sein Schwiegersohn war noch immer nicht im Besitze der Pfalz. Zu Werkzeugen für die Ausführung dieser Plane waren die nordischen Könige Christian IV. von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden, ferner der alte Bethlen Gabor und die Städte und Herren des nördlichen Deutschlands bestimmt; England, Frankreich und Holland versprachen daher monatliche Subsidien. Gustav Adolf zeigte sich bereit zum Kriege gegen den Kaiser, wenn die verbündeten Mächte dafür bürgten, daß während seines deutschen Krieges Schweden nicht von Polen oder Dänemark angegriffen werde. Aber Christian IV. von Dänemark wollte mit Gustav Adolf nicht gemeinschaftliche Sache machen, sondern den Ruhm und die Beute des deutschen Krieges allein gewinnen, daher griff er rasch ein und ließ sich von dem niedersächsischen Kreise zu seinem Hauptmanne ernennen. Zwar hatte Christians Vater Friedrich II. die Dietmarsen 1559 unterworfen, die im Jahre 1500 die dänische Armee vernichtet und die dänische Reichsfahne, den Danebrog, erobert hatten, und war Christians Sohn bereits bremischer Erzbischof und Bischof von Verden; zwar hatte Christian 1619 Stade weggenommen; zwar hatten die Hanseaten ihre früheren Handelsrechte in Dänemark, Schweden und England verloren und war der Sundzoll

auferlegt; zwar drohten die Holländer, die Hanseaten aus der Ostsee zu verdrängen, und mit ihnen wetteiferten die Engländer; zwar unterdrückte Richelieu in Frankreich die Hugenotten — das alles hinderte aber die Hingebung der protestantischen Deutschen, namentlich der Fürsten, welche für ihre Säkularisationen fürchteten, an die Ausländer nicht, wollte ja der Kaiser, wie es schien, die Bedingungen des Augsburger Religionsfriedens auch für die Katholiken geltend machen.

Wallenstein. Der dänische Krieg (1625—1629).

Kaiser Ferdinand war durch den Bayer und die Liga gerettet worden, und der Krieg wurde auch nach der Schlacht auf dem weißen Berge durch die Liga geführt, denn was der Kaiser an Truppen hatte, brauchte er in Ungarn und in den unruhigen Erbländern; dieser Rolle mußte er überdrüssig sein und wünschen, in den Kampf, der das ganze Reich bewegte, mit eigener Kriegsmacht einzuschreiten. Er wandte sich deßwegen an den reichen und kühnen Albrecht von Wallenstein mit dem Auftrage, 10,000 Mann für den kaiserlichen Dienst zu werben. Dieser aber sagte: „mit 10,000 Mann ist nichts gethan, die sind überall unwerth, aber 40,000 werden sich Respekt verschaffen und für sich selbst sorgen", und in wenigen Wochen standen sie da, so sehr wirkte Wallensteins Name auf das junge Volk. Denn er war als Feldherr in hohem Ansehen, und der Soldat glaubte, der Sieg sei an seine Fahne gebannt; zudem verlangte er von dem Soldaten nur zwei Dinge: Gehorsam und Tapferkeit. Dabei war er freigebig wie ein König, wählte ohne auf Geburt und Stand zu sehen die Tüchtigsten aus und beförderte sie zu den höchsten militärischen Würden. Er selbst hatte in den Sternen gelesen, daß er zu hohen Dingen bestimmt sei, und er hatte Genie und Kühnheit genug nach dem Höchsten zu streben; Fanatiker war er so wenig, daß er dem Bekehrungseifer der Geistlichen gegen seine protestantischen Bauern Einhalt gebot, ohne Unterschied Katholiken und Protestanten in sein Heer aufnahm und beförderte; doch achtete er den Protestantismus als Religion nicht und betrachtete ihn als ein politisches Werkzeug, dessen sich die hohen Herren bedienten. Diesen Mann ernannte der Kaiser zum Herzog von Friedland und zum Generalissimus der kaiserlichen Heere.

Der Feldzug von 1625 war ohne bedeutende Ereignisse; Christian IV. fiel, als er den Wall von Hameln beritt, in eine Wallgrube und kam fast um das Leben; Tilly aber eroberte einige feste Plätze in Niedersachsen. Im folgenden Jahre erstürmte er Hameln, Minden, Havelberg, Göttingen und Hannover, und da auch Wallenstein mit seinem mächtigen Heere heranzog, wollte Mansfeld ihn von der Vereinigung mit Tilly abhalten. Wallenstein aber zermalmte Mansfelds Heer bei

der Dessauer Elbbrücke (25. April 1626) und der Geschlagene flüchtete mit dem Reste über Schlesien nach Ungarn zu Bethlen Gabor, welcher wieder gegen den Kaiser aufgebrochen war. Auf Ferdinands Befehl zog ihm Wallenstein nach Ungarn nach, und er und Bethlen Gabor beobachteten einander an der Waag, ohne eine Schlacht zu liefern. Wallenstein verlor in diesem ungarischen Feldzuge viele Leute durch Krankheiten, bewog aber Bethlen Gabor zum Frieden mit dem Kaiser. Mansfeld wurde von dem Ungar aufgegeben und wandte sich über Bosnien und Dalmatien nach Venedig, starb aber unterwegs an einem Fieber, stehend, im Harnische, den Degen umgeschnallt. Ihm folgte Christian von Braunschweig im Tode nach und 1629 auch der kinderlose Bethlen Gabor.

Unterdessen hatte Tilly den Dänenkönig am 27. August 1626 in einer Hauptschlacht bei Lutter am Barenberge geschlagen, wo die von Wallenstein an Tilly überlassenen Reiter die Entscheidung herbeiführten, und nun war Niedersachsen den Ligisten offen. Wallenstein kehrte aus Ungarn zurück, besetzte Holstein und Schleswig, schlug die Dänen bei Aalborg, besetzte ganz Jütland und jagte die Dänen auf ihre Inseln. Nun enthüllte er seine großen Plane; er ließ sich vom Kaiser zum Admiral ernennen und wollte eine deutsche Flotte auf der Ostsee schaffen und diese durch einen Kanal mit der Nordsee verbinden; der Kaiser sollte die dänischen Besitzungen auf dem Festlande an sich ziehen, den Hanseaten den Alleinhandel mit Spanien verschaffen, die norddeutschen Fürsten absetzen und die ligistischen Generale zu Fürsten machen, die dann mit dem ligistischen Heere in des Kaisers Dienst treten würden. Er selbst eroberte Mecklenburg, vertrieb die Fürsten und ließ sich das Land, das er sorgfältig schonte, von dem Kaiser schenken, bot dem Grafen Pappenheim, dem kühnsten Reitergeneral Bayerns und der Liga, das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel an und bewog ihn dadurch zum Eintritt in den kaiserlichen Dienst. An dem ehrlichen und auf Wallenstein eifersüchtigen Tilly scheiterte aber seine Verführungskunst und an den Wällen Stralsunds sein Glück. Der Magistrat dieser Stadt hätte sich unterworfen, aber die eifrig protestantische Bürgerschaft gab es nicht zu und vertheidigte sich mit dänischer und schwedischer Hilfe so nachdrücklich, daß Wallenstein mit einem Verluste von 12,000 Mann abziehen mußte. Stralsund hatte den Ruhm, dem unwiderstehlich geglaubten Wallenstein getrotzt zu haben; zum Lohne dafür wurde es aus einer deutschen Reichsstadt eine Schwedenstadt. Da der Kaiser neue Verwicklungen aufsteigen sah, so mußte Wallenstein dem Dänen 1629 zu Lübeck einen Frieden bewilligen, in welchem der König alle seine Besitzungen zurückerhielt und dafür gelobte, sich nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten einzumischen.

Das Restitutionsedikt (1629). Wallensteins Absetzung.

Aller Widerstand (nur Stralsund und Magdeburg trotzten) war durch Tilly und Wallenstein niedergeschlagen, wohl 100,000 Mann standen diesen Feldherren zu Gebote, davon hatte Wallenstein über 60,000; nun regte sich aber die alte Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht, um so gegründeter, als Wallenstein und seine vertrautesten Generale geradezu erklärten, Deutschland habe an einem einzigen Herrn, dem Kaiser, genug und brauche deren nicht mehr, so wenig als Frankreich und Spanien. Von Richelieu geleitet, verlangte die Liga von dem Kaiser (6. März 1629) ein Edikt, 1) daß alle seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogenen mittelbaren Stifte wieder herausgegeben und 2) alle unmittelbaren, gegen das reservatum ecclesiasticum eingezogenen Stifte mit katholischen Prälaten besetzt werden sollten; 3) daß katholischen Ständen das Recht cujus regio ejus et religio nicht mehr bestritten werden; 4) der Religionsfriede von Augsburg nur für die Anhänger des augsburgischen Bekenntnisses, nicht aber für die Kalvinisten gelten sollte. Der Artikel 2 traf die Protestanten sehr hart, denn es handelte sich um die Zurückgabe der Erzstifte Magdeburg und Bremen, der Bisthümer Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Kamin, die Abteien gar nicht zu rechnen. Die protestantischen Fürsten mußten einwilligen, so schwer es sie ankam; sie hatten nämlich die eingezogenen Kirchengüter als ihr Eigenthum benutzt und dadurch ihr Einkommen beträchtlich gesteigert, aber zugleich ihren Haushalt auf größerem Fuße eingerichtet; mußten sie nun jene Güter wirklich herausgeben, so kamen sie in eine schreckliche Finanznoth und verloren zudem eine Menge Leute, die sie zu Protestanten und Unterthanen gemacht hatten, daher ihnen gegen den Kaiser, als den Vollstrecker des Restitutionsedikts, jede Hilfe willkommen war, und das hatte Richelieu gewollt. Noch mehr aber lag diesem die Absetzung Wallensteins am Herzen; denn der kühne Feldherr bedrohte bereits Frankreich; er war nach Süddeutschland vorgerückt, hatte sein Hauptquartier in Memmingen aufgeschlagen und gedachte einen Theil seines Heeres nach Frankreich zu entsenden, um dort die hugenottische Glut zu einem neuen Brande anzufachen, wodurch Frankreich mit derselben Waffe bekämpft worden wäre, die es seit 1521 gegen Deutschland brauchte. Mit der Hauptmacht aber stellte sich Wallenstein dem Kaiser zur Verfügung; in wenigen Tagmärschen wäre er vor München und Regensburg erschienen, und er wäre so wenig als Ludwig XI. von Frankreich vor dem Gedanken zurückgeschaudert, die widerspenstigen Fürsten gefangen zu setzen oder im Nothfalle zu tödten. Der Kaiser ging jedoch auf seine Pläne nicht ein; denn einmal war es

sehr unwahrscheinlich, daß Wallensteins Plan mit einem Schlage gelinge, und sodann war Ferdinand zu einem solchen Werke zu gewissenhaft. Nun bestürmten alle Fürsten, protestantische wie katholische, den Kaiser 1630 auf dem Reichstage von Regensburg mit Klagen über Wallensteins Uebermuth gegen Fürsten und Herren, und die fürchterlichen Erpressungen und Verwüstungen, die er mit seinem Heere überall verübe. Alles verlangte Wallensteins Absetzung; Ferdinand blieb die Wahl zwischen zweien: einem Krieg mit den katholischen und protestantischen Fürsten Deutschlands, Max von Bayern und Tilly an der Spitze einerseits, und Frankreich andererseits, mit welchem das Haupt der Liga immer in Verbindung war, oder der Abdankung Wallensteins, d. h. der kaiserlichen Entwaffnung. Er wählte das letztere; Wallenstein erhielt nicht einmal das erbetene Kommando an der Ostsee, um die deutschen Küsten zu vertheidigen. Er nahm seine Absetzung gelassen an und ging auf seine Güter nach Böhmen zurück, wo er mit fürstlichem Aufwande lebte und seine Zeit abwartete. Auch in Italien mußte der Kaiser der französischen Politik weichen. Das erledigte Mantua sprach der halb französische Prinz von Gonzaga-Nevers und der Kaiser an; Wallenstein mußte vor seiner Absetzung 20,000 Mann abschicken, um dem durch die Franzosen bedrängten Spinola Luft zu machen. Wallensteins Schaaren erstürmten unter Aldringer Mantua und plünderten es; aber da Frankreich, Venedig und der Papst Urban VIII. gegen den Kaiser waren, und dieser den Kurfürsten von Bayern insgeheim mit jenen Gegnern verbündet wußte, so ließ er die Franzosen in Italien gewähren. Auf diese Weise kam das Reichslehen Mantua an einen Klienten Frankreichs, dem Savoyen die wichtigsten Alpenpässe abtreten mußte, während die deutschen Fürsten über „den Friedländer", so nannten sie Wallenstein, triumphierten, dessen abgedankte Soldaten schaarenweise dem Heere Gustav Adolfs zuliefen.

Gustav Adolf landet (am Johannistag 1630). Schwedisch-französische Allianz.

Denn Wallenstein war kaum abgesetzt, als der Schwedenkönig mit 18,000 Mann landete. Niemand ahnte in diesem den außerordentlichen Mann, daher sich alle Berechnungen der französischen, italienischen und deutschen Politiker in ihm irrten. Von Person war Gustav Adolf groß, wohlbeleibt, starken Armes; sein Gesicht war edel geformt, voll, seine Augen blau, groß und hervortretend, Haupthaar und Bart hellblond. Er wußte mit jedermann freundlich umzugehen, war mäßig und den Ausschweifungen fremd und glich hierin dem Kaiser; seinem Glauben war er so ergeben als Ferdinand II. dem katholischen, was ihn aber nicht hinderte (wie vor und nach ihm so manchen Staatsmann und Fürsten) denselben zu einem Hauptwerkzeuge seiner Politik zu machen. In Schwe-

den wachte er strenge, daß sich nichts Katholisches einschleiche, verbot bei Todesstrafe bei den Jesuiten zu studieren und ließ deßwegen einen Beck, Kamparius und Anthelius hinrichten. Der Universität Upsala gab er eine neue und bessere Ordnung und errichtete mehrere Gymnasien; er bewies dadurch, daß er das höhere Schulwesen verstand. Er besaß auch wirklich eine Bildung, welche die anderer Fürsten überragte; er sprach lateinisch, deutsch, holländisch, italienisch und französisch. Die Regierungskunst verstand er trefflich und hob die Königsmacht trotz einem Richelieu und dem spätern Finanzminister Kolbert. Adel und Geistlichkeit wußte er zu beugen; dem Reichstage nahm er die Initiative, d. h. das Recht, Gesetze zu berathen und dem Könige vorzulegen, und den Ausschuß des Reichstags verwandelte er aus einem ständischen permanenten Ausschusse in königliche Ministerien. Durch Handelsgesetze wollte er Handel und Industrie befördern, die Rohausfuhr der Metalle verhindern und den Kredit heben; er gründete sogar ein Zwangsarbeitshaus. Zu allem dem war er ein vortrefflicher Soldat, persönlich tapfer und wird von Napoleon I. unter den großen Feldherren der Weltgeschichte aufgeführt. (Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen, Friedrich der Große, Napoleon.) Er konskribierte aber in dem menschenarmen Schweden gleich dem Helden des 19. Jahrhunderts und dadurch und den Steuerdruck erregte er in Schweden eine gefährliche Gährung, in Dalekarlien sogar einen Aufstand unter der Anführung eines Schneiders. Diese Art, sich ein Kriegsheer zu schaffen, legte Vortheile in seine Hand, welche anderen Feldherren, die geworbenes Kriegsvolk kommandierten, nicht zu Gebote standen. Seine schwedischen Soldaten waren keine freiwilligen Söldner, sondern Unterthanen des Königs und durch den Gehorsam gegen das königliche Gebot zu den Fahnen gerufen. Daher war es ihm möglich eine strenge Disciplin einzuführen; er stellte eigene Kriegsartikel auf und errichtete ein förmliches Kriegsgericht, das über Fehler gegen Disciplin und Subordination strenge aburtheilte. Er hielt im Felde scharfe militärische Polizei und erlaubte das bestialische Leben nicht, das bereits in den meisten Heeren jener Zeit herrschend war. Der protestantische Gottesdienst wurde genau abgehalten und Gustav Adolf nahm selbst Antheil; dies und die Armuth, in welcher seine Schweden aufgewachsen waren, machten es ihm möglich ein Musterheer aufzustellen, das von den Bauern und Bürgern als Erretter aufgenommen wurde, wenn es andere Heere ablöste; doch verlor es diese Auszeichnung, als es in Deutschland reiche Beute machte und mit noch mehr deutschen Söldnern gemischt wurde, als es schon bei der Landung zählte (40 Kompagnieen). Als Taktiker schuf der Schwedenkönig das ganze bisherige System um; er theilte sein Heer in kleinere Abtheilungen als bisher üblich war, und machte es dadurch gegliederter und lenksamer. Besondere

Aufmerksamkeit schenkte er der Feuerwaffe; er verdoppelte die Anzahl der Musketiere bei seinen Regimentern und gab ihnen leichtere Musketen; ebenso führte er die Patrontaschen ein; seine Infanterie feuerte daher schneller als die feindliche und manövrierte mit größerer Leichtigkeit. Ebenso nahm er den Reitern die überflüssige schwere Rüstung ab und ließ ihnen nur Helm und Küraß. Seinen Dragonern verdankte er manchen geglückten Ueberfall; diese Reiter fochten nämlich auch zu Fuße und waren daher zum Sturme auf Schanzen geeignet, wenn sie im Galopp angesprengt waren. Die Hauptwaffe der deutschen und schwedischen Reiterei war damals die schwere Pistole, welche mit einem Radschlosse abgefeuert wurde. Eine Reiterabtheilung sprengte z. B. an, feuerte die Pistolen auf den Feind, und wenn dieser Stand hielt, so schwenkte sie ab und machte einer andern Platz, lud wieder, sprengte wieder an und so fort. Gustavs Reiter durften auf die feindlichen nicht eher feuern, als bis sie das Weiße in den Augen sahen und waren dann angewiesen, von der blanken Waffe Gebrauch zu machen. Das grobe Geschütz hatte in seinen Schlachten eine Hauptrolle zu spielen, und auch da führte er wesentliche Verbesserungen ein. Er verkürzte die allzu langen Röhren und machte dadurch seine Kanonen leichter und beweglicher und konnte sie deßwegen in der Schlacht besser verwenden als die sonst gebräuchlichen schweren Stücke, die in ihrer Batterie stehen bleiben mußten. Auch die Ladung veränderte er; bisher war das Pulver in dem Karren nicht in Patronen gesondert, sondern füllte denselben, der Kanonier holte mit der Ladeschaufel, welche das Quantum für einen Schuß faßte, aus der Masse und schüttete es durch die Mündung in die Kanone; dann mußte begreiflich Linnen oder ähnliche Fütterung nachgestopft werden. Gustav ließ auch die Kanonenladung in Patronen fassen und erzielte dadurch eine beschleunigte Schußfertigkeit und ein schnelleres, sichereres Feuer. Er führte auch dreimal so viel Geschütz mit als z. B. das ihm an Zahl überlegene Heer Tillys, und außer den Batteriestücken hatte jedes Regiment leichtere hinter der Front, die ihm während des Gefechtes folgten und vielmal, namentlich gegen Reiterangriffe, die besten Dienste thaten. Man erzählte sonst viel von seinen ledernen Kanonen; diese waren Röhren aus dünnem Kupfer, mit eisernen Reifen beschlagen, mit Stricken, Leinwand und endlich mit Leder überzogen, so leicht, daß zwei Mann dieselben vom Platze schaffen konnten; sie scheinen aber schlecht geschossen zu haben und wurden von Gustav selbst aufgegeben.

Bevor er seine Waffen auf Deutschlands Boden trug, hatte er schon manchen Krieg geführt: mit Dänemark, in welchem er nicht unrühmlich aber unglücklich focht und harte Bedingungen beim Friedensschlusse einzugehen genöthigt war; mit Polen, dessen König Sigismund Gustavs Oheim und katholischer Kronprätendent von Schweden

war. In letzterem Kriege eroberte Gustav Adolf 1621 Livland mit Riga, und hielt seitdem an dem Plane fest, das baltische Meer zu einem schwedischen Landsee zu machen.

So lange der Waffenstillstand von 1623 dauerte, unterhandelte er ernsthaft mit Frankreich und England wegen eines Einfalles in Deutschland; die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch und 1626 begann Gustav den Krieg gegen Polen abermals und eroberte einen Theil von Preußen, namentlich die Städte Elbing, Pillau, Marienburg, wobei er von den protestantischen und deßwegen polenfeindlichen Preußen unterstützt wurde. Während dieses Krieges warf er Mannschaft und Vorräthe nach Stralsund, welches dafür schwur „immer bei der Krone Schweden zu bleiben"; Wallenstein schickte hingegen seinen General Arnim mit einigen Regimentern den Polen zu Hilfe und die wallensteinischen Reiter geriethen einigemal mit den Schweden scharf aneinander, ohne daß jedoch diese Unterstützung bei der Unthätigkeit der Polen und dem Mangel an einem tüchtigen Fußvolk im Gange des Krieges etwas änderte. Im Jahre 1629 vermittelte Richelieu durch seinen Gesandten mit Aufwand von viel Geld und Geduld den Frieden zwischen Schweden und Polen; Gustav behielt in diesem Frieden von Altmark Livland und als Unterpfand einzelne Theile von Preußen, die Soldaten stellen und zahlen mußten. Nachdem er die Angelegenheiten Schwedens für seine Abwesenheit geordnet hatte, schiffte er sich nach Deutschland ein, wo er am 24. Juni 1630 auf der Insel Usedom landete.

Niemanden kam er für den Augenblick ungelegener als den protestantischen Fürsten; zwar hatten sie durch das Restitutionsedikt viel verloren, jedoch war dasselbe noch nicht vollstreckt, und was konnten sie durch den Schweden gewinnen? Jedenfalls einen neuen Krieg, und noch hatten sie am alten mehr als genug; siegte der Kaiser und die Liga, so wurden sie noch einmal mit kaiserlicher Strafe heimgesucht, gewann aber Gustav, so waren namentlich die Städte und Herren an der Ostsee nicht besser daran; denn daß er allein des Evangeliums wegen gekommen sei, wie er laut verkündete, glaubten sie so wenig als er selbst; sie wußten vielmehr recht wohl, daß Schweden ein Stück von Norddeutschland und zwar kein kleines sich zueignen wollte, und da mußten eben die norddeutschen Fürsten, obwohl sie protestantisch waren, ihr Scherflein darbringen. Die Liga hingegen und Frankreich (sie waren beständig in Unterhandlung) erwarteten von Gustav Adolf, er werde die Militärmacht des Kaisers vollends vernichten und ihn zwingen, sich wieder in die Arme der Liga zu werfen, und dann hätte man ihn nicht sobald mehr losgelassen. Aehnlich rechnete der Kaiser; er hoffte von Gustav Adolf eine tüchtige Aderlässe für die Liga und hielt sich deßwegen zurück, um zur rechten Zeit durch seine Macht den Ausschlag zu geben.

Die protestantischen Fürsten veranstalteten im Anfange des Jahres 1631 in Leipzig unter Sachsens Einfluß einen Konvent, in welchem beschlossen wurde, sich neutral zu halten, aber der Ausführung des Restitutionsediktes mit bewaffneter Hand zu widerstehen; nur Magdeburg, die Herzoge von Lüneburg und Lauenburg, Sachsen-Weimar und der Landgraf von Hessen-Kassel traten mit Gustav Adolf in ein Bündniß. Unter solchen Umständen hatte dieser leichte Arbeit; er hatte einen Heerhaufen wallensteinischer Soldaten unter Konti gegen sich, aber was vermochten Wallensteiner ohne ihren Feldherrn? Gustav eroberte in kurzer Zeit Usedom, Wollin, Rügen, Kamin, und zwang mit Stettin auch den alten Herzog Bogislaus von Pommern, der gerne neutral geblieben wäre, zur Kapitulation; in dem Vertrage mit dem kinderlosen Herzoge angelte Gustav bereits Pommern, das nach Erbrecht Brandenburg zugefallen wäre. Auch Mecklenburg fiel bis auf wenige feste Orte in Gustavs Gewalt und so nach und nach ganz Pommern, da die kaiserlichen Besatzungen keine Unterstützung erhielten. So verging das Jahr 1630 und den 23. Januar 1631 schloß Gustav den Bärenwalder Vertrag mit Frankreich, in welchem dieses jährlich 400,000 Thaler zu bezahlen versprach. Jetzt erst erhielt Tilly auch über die kaiserlichen Truppen das Kommando und die Erlaubniß, den Schweden vorsichtig zu bekämpfen. Er erstürmte Neubrandenburg und ließ 2000 Schweden über die Klinge springen, Gustav Adolf aber nahm Frankfurt an der Oder, das er, obwohl es eine eifrig protestantische Stadt war, seinen Soldaten zur Plünderung überlassen mußte. Beide Gegner rückten sich in die Nähe, Tilly griff aber seinen bei Schwedt verschanzten Gegner nicht an, sondern wich zurück und belagerte Magdeburg, das seinen Rücken bedrohte. Auch Gustav mußte sich den Rücken sichern und zwang den Kurfürsten von Brandenburg zu einem Bündnisse, indem er ihm nur die Wahl zwischen Krieg und Bund ließ. Vergebens verschwendete er Vorstellungen und Beschwörungen an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, um ihn zum Bunde zu bewegen, damit Magdeburg nicht in die Hände des Feindes falle; Johann Georg liebte Magdeburg nicht und den Schweden noch weniger, der sich statt seiner zum Haupt des protestantischen Deutschlands aufwerfen wollte.

Zerstörung Magdeburgs (20. Mai 1631).

Tilly und Pappenheim belagerten unterdessen Magdeburg, das durch seinen Trotz einen berühmten Namen erworben hatte, und nahmen nach und nach die Außenwerke. Die gemeinen Bürger waren aber größtentheils mit dem Magistrate nicht einverstanden, der sich durch den

Fürstbischof Wilhelm von Brandenburg so voreilig zum Bunde mit Schweden und zum Kriege gegen Kaiser und Liga hatte verleiten lassen, und ohne den Kommandanten Falkenberg, welchen Gustav Adolf geschickt hatte, wäre Magdeburg wohl von dem Bündnisse zurückgetreten. Gustav Adolf konnte jedoch bald zum Entsatze erscheinen, hatte auch alle Vorkehrungen getroffen, und Tilly mußte abziehen oder einen Sturm wagen. Der Kriegsrath entschied sich durch Pappenheim bewogen für den Sturm gegen Tillys Ansicht. In der Nacht auf den 20. Mai verlangten die gemeinen Bürger abermals, daß die Stadt mit den Belagerern eine leidliche Kapitulation abschließe, aber man verwies sie auf die nahe Ankunft des Schwedenkönigs und die Zurüstungen des Feindes zum Abzuge, der bereits die Geschütze aus den Batterieen geführt hatte. Morgens 4 Uhr war Falkenberg noch auf dem Rathhause und sprach gegen die Uebergabe, als der Feind bereits die Stadt stürmte. Pappenheim hatte zuerst angesetzt und in aller Stille den Wall auf Leitern erstiegen. Die wenigen Wachen wurden überwältigt und Pappenheims Soldaten drangen in die Stadt. Ihnen warf sich die Besatzung und die Bürgerschaft entgegen und hielt den Sturm lange auf, bis Pappenheim Reiterei herbeigezogen hatte, welche durch ihre Wucht durchdrang. Falkenberg wurde erschossen, die durch den Widerstand wüthend gemachten Soldaten ergoßen sich nun in die Stadt und erfüllten sie mit allen Gräueln, denen ein erstürmter Platz anheimfällt, ohne daß Tilly Einhalt zu thun vermochte. Ein Brand, wahrscheinlich durch die Bürger selbst angelegt, um das Vordringen des Feindes zu hindern, verbreitete sich verderblich über die ganze Stadt und legte sie bis auf die Domkirche und 137 Häuser in Asche. In die Domkirche hatten sich 4000 Menschen geflüchtet, die Tilly durch eine Wache schützte; die Zahl der Umgekommenen wird auf 20,000 angegeben. Tilly ist wegen der Gräuel in Magdeburg schwarz wie der Teufel gemalt worden und mancher Geschichtschreiber hat einen Extrastein auf sein Grab geworfen. Tilly hat es am wenigsten verdient, denn er war nichts weniger als unmenschlich, aber wie hätte er seinen Soldaten Einhalt thun sollen? Vermochte es doch König Gustav Adolf bald auch nicht mehr, und wie viel scheußlicher noch haben die Schweden unter seinen Feldherrn in Deutschland gehaust!

Die Schlacht auf dem Breitenfelde bei Leipzig (17. Sept. 1631).

Nachdem Gustav Adolf sich der brandenburgischen Festungen versichert hatte, zog er gegen Tilly, der sich unterdessen durch kaiserliche Truppen, die aus Italien kamen, verstärkte. Tilly erhielt den Befehl, mit dem Kurfürsten von Sachsen in's Reine zu kommen, denn dieser hatte ein Heer aufgestellt und erklärte sich weder für den Kaiser noch für Gustav Adolf. Tilly durfte ihn nicht in seiner Flanke stehen lassen; er

hatte keine andere Wahl, als in Sachsen einzurücken und den Kurfürsten zum Kriege gegen Gustav Adolf oder gegen den Kaiser zu zwingen; letzteres wäre gewiß durch den König von Schweden geschehen, sobald Tilly an den Main zurückwich. Tilly rückte also in Sachsen ein, und Johann Georg warf sich nun dem König von Schweden in die Arme und vereinigte 18,000 Sachsen mit dessen Heere. Tilly hatte eine Stellung gewählt, in welcher ihn Gustav Adolf nicht ohne große Gefahr zur Schlacht zwingen konnte, und erwartete noch Verstärkungen. Aber Pappenheim verwickelte sich in ein Reitergefecht, und da ihn Tilly nicht aufopfern wollte, mußte er ganz gegen seinen Plan eine Schlacht liefern. Pappenheims Reiterangriffe wurden abgeschlagen, Tilly selbst warf sich auf die Sachsen und trieb sie in wilde Flucht. Doch Gustav Adolf, der den einen feindlichen Flügel geschlagen hatte, bereitete dem unter Tilly selbst fechtenden das gleiche Schicksal. Der 72jährige Tilly wurde dreimal verwundet und nur durch die Tapferkeit seiner wallonischen Reiter herausgehauen. Dies war die erste Schlacht, die er verlor, und es mag ihn stark genug erschüttert haben; aber wie ein sinnlos gewordener Mann benahm er sich nicht, sondern als ein Feldherr, der die Größe seines Verlustes und die Ueberlegenheit des Gegners kennt. Er sammelte die Trümmer seines Heeres bei Halberstadt und entsandte Pappenheim nach Westfalen und den Niederrhein zum Schutze der katholischen Stände; er selbst wich an den Main, und als Gustav Hoorn sich nach Bamberg mit einem schwedischen Korps vorwagte, schlug er ihn tüchtig zurück.

Gustav am Main, Rhein und in Bayern (1631).

Nun erwarteten die Feinde und falschen Freunde Habsburgs, Gustav Adolf werde gegen die kaiserlichen Erblande vorrücken und Ferdinanden in Wien den Frieden diktieren, somit die Demüthigung des Kaisers vollenden. Aber Gustav dachte anders; er wollte seine Macht nicht an die Bekämpfung des Kaisers setzen und Frankreich, Bayern mit der Liga und die nichts mehr fürchtenden protestantischen Fürsten, deren Uebelwollen er klar durchschaute, ihr eigenes Spiel treiben lassen, das unter französischem Schutze mit einer zweiten, zu Gunsten der protestantischen Fürsten etwas verbesserten Auflage des Religionsfriedens von Augsburg und einem katholisch-protestantischen Bunde gegen den Kaiser und auch gegen Gustav Adolf geendigt hätte, wenn dieser sich nicht mit einigen Millionen Thalern und einer Entschädigung an Land, wozu sich etwa Preußen eignete, begnügen wollte. Gustav Adolf hatte sich ein höheres Ziel vorgesteckt, er wollte p r o t e s t a n t i s c h e r K a i s e r werden, und zu diesem Zwecke eroberte er zuerst die Länder geistlicher Herren, die er für sich zu behalten gedachte, ohne daß die protestantischen Fürsten einen zu großen Lärmen aufschlagen konnten, da jeder Aehnliches

gethan hatte. Darum wandte sich Gustav von Sachsen durch Thüringen an den Main, eroberte Bamberg und Würzburg, dessen festes Schloß die Schweden mit Sturm nahmen, und drang über Frankfurt, das gerne kapitulierte, an den Rhein (wegen der vielen Bisthümer und Abteien, die an dem herrlichen Strome lagen, von dem deutschen Volkswitze die Pfaffengasse genannt), über den er bei Oppenheim den 7. Dezember setzte. Mainz ergab sich und wurde von Gustav vorsichtig noch stärker befestigt; auch die ganze Pfalz bis auf wenige Festungen wurde genommen, und der unglückliche Pfälzer kam in sein Land zurück; aber Gustav verzögerte es immer, denselben wieder als Landesfürsten einzusetzen und ließ den armen Mann seinem Lager folgen; „nur um England zu Hilfeleistungen anzuspornen", entschuldigt Gustaven die Parteigeschichte, welche aus ihm einen Glaubenshelden statt eines Eroberers schaffen möchte. Aus Mainz schickte Gustav die herrliche Bibliothek nach Schweden, aber das Schiff versank im baltischen Meere, wodurch viele Schätze altdeutscher Wissenschaft und Dichtung verloren gingen. Tilly war unterdessen im Rücken Gustavs erschienen, hatte Bamberg, Rothenburg an der Tauber und Anspach erobert (Februar 1632) und bedrohte Nürnberg, als Gustav Adolf gegen die Donau vorrückte und Bayern selbst angriff. Eilends mußte der alte Feldherr seinem Kurfürsten zu Hilfe kommen und nahm eine sehr feste Stellung bei Rain am Lech. Gustav Adolf hatte jedoch den Vortheil, daß sein Geschütz auf dem höheren linken Ufer mit viel größerer Wirkung spielte als das feindliche; unter dem Schutze desselben, in Rauch und Dampf gehüllt, schlug er eine Brücke über den Lech und erzwang (15. April) den Uebergang. Tilly warf sich den Schweden persönlich entgegen, indem er eine Fahne ergriff, aber eine Stückkugel zerschmetterte ihm ein Bein, er mußte das Feld räumen und wurde von seinen Soldaten nach Ingolstadt getragen. Vierzehn Tage darauf starb Tilly, nachdem er die fürchterlichsten Schmerzen mit unerschütterter Geduld ertragen hatte (30. April 1632). Er blieb Feldherr bis zum letzten Augenblicke; denn auf dem Todbette ermahnte er den Kurfürsten dringend, Regensburg zu besetzen, den Schlüssel zu Böhmen und Oberösterreich. In ihm verlor die Liga einen treuen, ehrlichen und geschickten Feldherrn, dem Geld und Gut gleichgiltig, sinnliches Vergnügen verächtlich war; gegen Gustav Adolfs Kriegskunst vermochte er freilich nicht Stand zu halten, allen anderen Feldherren aber hatte er seine Ueberlegenheit blutig bewiesen.

Gustav Adolf besetzte Augsburg und nahm von den Bürgern Huldigungen an, wie sie bisher nur dem Kaiser dargebracht wurden, stürmte Ingolstadt vergebens, gewann jedoch München (17. Mai) durch Kapitulation. Die Stadt wurde verschont (sie ließ es aber auch nicht wie Magdeburg auf einen Sturm und Straßenkampf ankommen) und

bezahlte 400,000 Thaler Brandschatzung; man sieht, Gustav wußte trotz Napoleon I. das feindliche Land zu benutzen. Dies erzürnte die Franzosen am allermeisten; als Ludwig XIII. von der Schlacht am Lech hörte, rief er aus: „Nun ist es Zeit, den Fortschritten des Gothen Einhalt zu thun!“ Wirklich wollten auch die Franzosen den Schwedenkönig zur Neutralität mit Bayern und der Liga bewegen, sie drohten ihm sogar mit ihres Königs Zorn, allein Gustav gab ihnen Antworten voll stolzen Spottes und wies auch die Anträge des Kurfürsten Maximilian zurück. Nun griffen die Franzosen auch zu und besetzten Lothringen und das Erzstift Trier, alles mit den besten Worten begleitend, denn auch ihnen war es angeblich nur um das Wohl und die Freiheit der deutschen Nation zu thun, wie Gustav mit ihnen wetteifernd verkündete.

Wallenstein gerufen (1632).

Die Liga mit ihrer schlauen Politik war durch Gustav Adolf vernichtet, die geistlichen Herren auf der Flucht oder wie die Trierer französisch, Max von Bayern des größten Theils seiner Lande beraubt, in welchem die Schweden furchtbar hausten, seitdem das bayerische Landvolk jeden einzelnen Mann umbrachte. Nun war kein Helfer mehr als der Kaiser, da Frankreich den „groben Schweden“ nicht dirigieren konnte. Aber der Kaiser selbst befand sich in der größten Noth; denn während Gustav Adolf von Leipzigs Ebenen an den Main, Rhein, Lech und die Donau im Siegesschritte gezogen war, rückte ein sächsisches Heer in Böhmen ein und besetzte das Land mit der Hauptstadt Prag, ohne ernsthafte Gegenwehr zu finden, denn die Streitkräfte des Kaisers unter Tilly waren vernichtet worden. Der Kurfürst von Sachsen benahm sich jedoch sehr vorsichtig und schonend; offenbar wollte er lieber Ferdinanden zum Kaiser als den Schweden; denn unter Habsburg blieb Sachsen das Haupt der Protestanten, unter Gustav Adolf aber verlor es diesen Rang. Merkwürdig erscheint es, daß die Böhmen beim Einmarsch der Sachsen sich gegen den Kaiser nicht empörten und auch später bei ähnlicher Gelegenheit nichts unternahmen, im Gegentheil ihre Städte entschlossen gegen die Feinde des Kaisers vertheidigten; das Volk war also nur durch Thurn und andere zum Aufstand gebracht werden, und ebenso gewiß war die protestantische Partei bei weitem nicht so zahlreich, als sie sich ausgab, aber durch ihre adeligen Häupter und ihre Rührigkeit furchtbar. Wallenstein selbst war aus Prag gewichen und hatte sich nach Znaym in Mähren begeben. An ihn wandte sich der Kaiser in seiner Noth; seine Verbindung mit Wallenstein war nie ganz abgebrochen, und seit Gustavs Einfall in Deutschland unterhandelte Wallenstein mit Wissen des Kaisers durch den sächsischen Feldherrn Arnim (der ehemals unter

ihm diente) mit Sachsen und Dänemark wegen eines Bündnisses gegen Schweden. Zwar hatte Wallenstein eine große Partei am Hofe gegen sich, welche dem Kaiser abrieth und seinen Sohn Ferdinand zum Feldherrn empfahl; zwar liebte der Kaiser den hochmüthigen, mit dunkeln, ungeheuren Plänen umgehenden Friedländer selbst nicht, aber er sah zu klar, daß nur Wallensteins Name und Geld ein Heer gegen Gustav Adolf zusammenrufen könne. Darum beauftragte er Wallenstein mit der Anwerbung eines neuen Heeres. Dieser ließ die Werbtrommel rühren, und wie es kund wurde, daß der Friedländer werbe, eilte kriegslustiges Volk in solcher Menge seiner Fahne zu, daß er in Monatsfrist ein ansehnliches Heer beisammen hatte. Aber nun weigerte er sich das Kommando zu übernehmen und zwang den Kaiser alle seine Bedingungen einzugehen, denn ohne Wallenstein wäre das kaum geworbene Heer bald auseinander gelaufen. Diese lauteten: 1) Die kaiserlichen Truppen auf deutschem Boden stehen unter dem unumschränkten Oberbefehl des Herzogs und auch der Kaiser darf ihm nichts befehlen oder einreden. 2) Alle Eroberungen sind seiner Verfügung überlassen. 3) Als Lohn erhält er eines der österreichischen Erbländer und außerdem noch ein anderes Land. 4) Zur Unterhaltung der Armee darf er konfiscieren wo und was er will. So hatte Maximilian von Bayern nicht einmal Bedingungen gestellt, als der Kaiser 1621 am Rande des Unterganges stand, und Maximilian war Herr von Bayern und Haupt der Liga, Wallenstein aber Ferdinands Unterthan; durch den Znaymer Vertrag wurde der Unterthan zum Zwingherrn seines Fürsten, und dieser mußte ein solches Joch um jeden Preis abschütteln, sobald die größte Gefahr vorüber war; er mußte es, wenn auch Wallensteins Treue und Ergebenheit noch so makellos vor aller Welt Augen da lag. Wir kennen indessen den Zusammenhang aller Praktiken und Listen nicht, welche in jener Zeit über Deutschland gesponnen wurden, und daher ist Wallensteins Treiben noch immer nicht aufgehellt. Man denke an die Widersprüche: Richelieu, ein Kardinal, und sein Hauptwerkzeug, der Kapuzinerpater Josef (der adelige François le Clerc Tremblay, früher Offizier), schicken dem Kaiser den Schwedenkönig in das Reich, den „Streiter für das Evangelium"; dieser proklamiert sich als Retter des Protestantismus, gelobt aber dem Kardinal in einem Artikel des Bündnisses, „den katholischen Glauben nirgends zu unterdrücken", und der Papst selbst antwortet den kaiserlichen Gesandten, welche Subsidien zum Kriege gegen den Schweden verlangen, Gustav führe keinen Religionskrieg. Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, bleibt in fortwährender Verbindung mit Frankreich, und das französische Heer, das Lothringen und Trier besetzte, wird als zur Vertheidigung der Katholiken abgeschickt den rheinischen Deutschen empfohlen. Hingegen bleibt

Sachsen in beständigem Verkehr mit dem Kaiser, und Wallenstein korrespondiert alsbald mit Dresden, Kopenhagen und Paris! —

Als Wallenstein den Oberbefehl übernommen hatte, trieb er die Sachsen ohne Mühe aus Böhmen hinaus und ließ durch seinen General Holk die voigtländischen Dörfer bis vor die Mauern Dresdens verbrennen. Vergeblich beschwor Max von Bayern den Friedländer, ihm gegen die Schweden zu Hilfe zu kommen; dieser verstärkte erst sein Heer und entbot den Kurfürsten mit seinen Truppen nach Eger; dort umarmten sich beide im Angesicht des Heeres, und man bemerkte das Aufblitzen des befriedigten Stolzes in Wallensteins Augen, während Marens Miene seine innere Bewegung nicht verrieth. Dann ging es nach Sachsen, wo Leipzig genommen ward; dadurch nöthigte Wallenstein den Schwedenkönig, von Bayern abzulassen und in die Nähe seines Gegners zu kommen. Er eilte aber nicht an die Elbe, wie Wallenstein erwartet hatte, sondern nahm (21. Juni) eine feste Stellung bei Nürnberg, wodurch er seine Eroberungen am Rhein und Main deckte und zugleich Bayern aus der Nähe bedrohte; ebenso wenig konnte nun Wallenstein gegen Norden vordringen, da Gustav nach wenigen Tagmärschen in Sachsen und auf der einzigen Rückzugslinie Wallensteins nach Böhmen stehen konnte. Deßwegen zog nun letzterer selbst gegen Nürnberg und lagerte sich (6. Juli) dem verschanzten feindlichen Heere gegenüber in einer noch festeren Stellung, entschlossen den Feind ohne Schlacht durch Hunger zum Abzuge zu zwingen, da er durch seine Ueberlegenheit an leichten Truppen sowie durch seine Verbindung mit Ingolstadt und Regensburg sich länger behaupten konnte. Gustav verstärkte sich bis auf 70,000 Mann und stand volle zwei Monate dem Feinde gegenüber, dem er die Schlacht anbot, aber Wallenstein verstand den Krieg zu gut, als daß er sich des Vortheils seiner Stellung begeben hätte. Endlich (31. August) entschloß sich Gustav zu einem allgemeinen Angriffe auf die feindliche Stellung; aber alle Wuth der schwedisch-deutschen Angriffe (Gustavs Heer bestand bereits größtentheils aus Deutschen und deutsche Regimenter hatten die Ehre des ersten Angriffs) scheiterten an der Stellung und der trefflich geleiteten Vertheidigung des feindlichen Heeres; nach großem Verluste mußte Gustav den Angriff aufgeben. Vierzehn Tage später zog der Schwedenkönig ab, nachdem er 20,000 Mann durch Seuchen und Gefechte, Nürnberg 10,000 Einwohner verloren hatte; kaum geringer war auch Wallensteins Verlust, der jedoch den Ruf der Unüberwindlichkeit Gustav Adolfs vernichtet hatte, was dieser nur zu bald erfahren mußte. Er rückte südlich gegen Bayern, Wallenstein aber nördlich gegen Sachsen; dadurch war auch Gustav zur Umkehr genöthigt. Wallenstein wurde jedoch über die Absichten seines Gegners getäuscht, denn er entsandte den tapfern Pappenheim mit einem beträchtlichen Heere

gegen Niedersachsen, welches dieser seit der Leipziger Schlacht ruhmvoll vertheidigt hatte und woher er nur ungern dem Rufe nach Süden gefolgt war. Als aber Wallenstein den Anzug der Schweden vernahm, rief er Pappenheim durch Eilboten zurück und nahm bei Lützen eine Stellung, in welcher er bis zu der Ankunft Pappenheims dem Angriffe der Schweden Stand halten wollte.

Schlacht bei Lützen. Gustav Adolf fällt (16. Nov. 1632).

Wallensteins Stellung war durch die Gräben der von Lützen nach Leipzig führenden Straße gedeckt, die er vertieft und mit Schützen besetzt hatte; eine schwere Batterie von sieben Stücken und eine leichtere von 40, bei einer Windmühle aufgestellt, bestrichen mit ihrem Feuer das vorliegende Feld. Der schwedische Angriff geschah mit dem furchtbaren Ungestüm, der so manchen Sieg verschafft hatte. Die Gräben wurden überschritten, die schwere Batterie genommen, das feindliche Fußvolk von dem schwedischen angegriffen und zwei Vierecke desselben gesprengt. Aber die Schlacht nahm schnell eine andere Wendung; Wallensteins Reiterei kam dem weichenden Fußvolke zu Hilfe und warf das schwedische über die Gräben zurück, während das zurückeroberte Geschütz wieder seine vernichtende Thätigkeit begann. Nicht besser ging es auf dem andern Flügel, wo der König persönlich kommandierte; er fand Wallensteins schwarze Kürassiere vor sich und befahl dem Obersten Stahlhantsch: „greif die schwarzen Kerle an, sie werden uns übel bekommen", und eilte seinem weichenden Fußvolk zu. Aber seine Reiterei wurde geworfen, er selbst gerieth unter die verfolgenden Schwarzen; ein Schuß verwundete sein Pferd, ein anderer zerschmetterte seinen linken Arm; der König bat den Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg ihn fortzubringen; aber in diesem Augenblick schoß ihn ein kaiserlicher Offizier (Falkenberg) in den Rücken, der König sank vom Pferde, blieb aber im Steigbügel hängen und wurde von dem verwundeten Thiere fortgeschleppt. Kürassiere trafen den König, bei dem in diesem Augenblicke nur der Nürnberger Leubelfing, ein 18jähriger Page, war, welcher den Feinden nicht sagen wollte (und dafür tödtlich verwundet wurde), wer der Verwundete sei, dessen goldene Halskette einen hohen Rang andeutete; die Kürassiere plünderten den König, zogen ihn aus, und jetzt sagte der Schwerverwundete: „ich bin der Schwedenkönig." Nun wollten sie ihn fortnehmen, als schwedische Reiter heransprengten; da schoß ihn ein Schwarzer durch den Kopf und galoppierte seinen fliehenden Kameraden nach. Der König fiel in dem Augenblicke, als sein Heer schon über die Straße zurückgewichen war, und dort fand man auch seine Leiche. Sein blutbedecktes Pferd, das durch die schwedischen Reihen jagt, verkündigt das Schicksal seines Reiters; die meisten schwedischen Generale wollen das Schlacht-

feld räumen, aber Bernhard von Weimar, General in Gustavs Diensten und ausgezeichneter Feldherr, besteht auf einem neuen Angriffe, und abermals stürmen die durch den Tod des Königs wuthentbrannten Schweden gegen die Gräben und die Batterie, nehmen diese, und bald ist Reiterei und Fußvolk im blutigen Handgemenge. Schon gewinnen die Schweden die Oberhand, als der schlachtendurstige Pappenheim herbeieilt, die Schlacht wieder herstellt, aber im Reiterkampfe durch die Brust geschossen wird. Wallenstein ordnet seine Leute wieder, das schwedische Fußvolk wird abermals angegriffen und in einem gräßlichen Kampfe mit der blanken Waffe über die Straße getrieben, die Kanonen werden wieder erobert; auch die schwedische Reserve unter Kniephausen vermag der Schlacht keine andere Wendung zu geben; die Nacht bricht herein und beide Theile ziehen sich in ihre Lager zurück. Nach der Schlacht traf das Pappenheimische Fußvolk unter dem General Rheinach bei Wallenstein ein und bat die Walstatt besetzen zu dürfen; der Herzog antwortete aber: „Herr von Rheinach, wir wissen was mehres; der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Lüneburg kommen mit 16,000 Mann; wir werden alsbald marschieren. Wollen der Herr hier allernächst der Windmühle stehen bleiben und die Nachhut bilden, bis alles, bis auf die Kroaten, vorüber ist.“ Auch die großen Stücke ließ Wallenstein stehen, weil keine Pferde und Geschirre da waren, und rückte nachts 10 Uhr über Leipzig nach Böhmen. Wallenstein gab die erste Schlacht verloren, weil er eine zweite nicht verlieren wollte; denn daß das sächsische Heer sich mit dem schwedischen vereinigen mußte, war gebieterische Nothwendigkeit, da der Kurfürst wohl nicht zu gleicher Zeit sein eigenes, dazu das schwedische und kaiserliche Heer in seinem Lande Winterquartiere nehmen lassen konnte. Wallenstein wegen seines Rückzugs der Verrätherei anzuklagen, ist widersinnig; er war von Gustav Adolf zur Schlacht genöthigt worden und hat dieselbe in einer Weise geleitet, welche ihn zum einzigen ebenbürtigen Gegner des großen Schweden machte. Eine neue konnte er mit seinem Heere gegen den durch die Sachsen verstärkten Feind nicht annehmen, und der Geschütze wegen wollte er sich nicht der Gefahr einer neuen aussetzen. Durch die Lützener Schlacht verlor er höchstens das Winterquartier in Sachsen, wenn er es je hier nehmen wollte. In Böhmen hielt er strenges Gericht über das Heer und bestrafte die Offiziere, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, mit dem Tode.

Von der Schlacht bei Lützen bis zur Schlacht bei Nördlingen (16. November 1632 bis 6. September 1634).

Der Tod Gustav Adolfs wurde in Wien als ein großer Sieg geachtet, wohl mit Recht, und man hoffte, Wallenstein werde mit dem

Frühlinge den kaiserlichen Waffen das entschiedene Uebergewicht geben, wie sie es vor Gustav Adolfs Landung hatten. Doch lag Deutschlands Schicksal nicht mehr in Wallensteins Hand; Gustav Adolf hatte durch seine Siege das Gleichgewicht der Parteien wieder hergestellt, der Krieg hatte Feldherren gebildet, welche Wallenstein gewachsen waren, und das Ausland gab der Partei, auf deren Seite es sich schlug, das Uebergewicht oder doch ausdauernde Haltung. Auf die Nachricht von Gustavs Tode bedachte sich Kardinal Richelieu sehr ernsthaft, welche Politik gegen Deutschland zu befolgen sei, und entschloß sich, es zu keiner Ruhe kommen zu lassen, die Versöhnung der Parteien zu hintertreiben, aber die protestantische keineswegs so zu unterstützen, daß dieselbe triumphieren und wie Gustav Adolf gegen Frankreich undankbar werden könnte; darum freute er sich über den Tod des Helden. Aber auch Schweden hatte keine bessere Absicht als Frankreich; Gustav Adolf konnte an die Eroberung der deutschen Kaiserwürde denken, seine Tochter und Thronfolgerin Christina keineswegs, und der Reichsrath Axel Oxenstierna wollte weiter nichts, als für Schweden so viel Land im nördlichen Deutschland als möglich herausschlagen und für sich und andere Schweden möglichst reiche Besitzungen oder wenigstens zureichende Summen. Dieser Oxenstierna führte nun neben Richelieu das Theilungsgeschäft Deutschlands. In Heilbronn hielt er 1633 einen evangelischen Konvent und brachte das Heilbronner Bündniß zu Stande, dem die protestantischen Fürsten in Franken, Schwaben, am Ober- und Mittelrhein beitraten; Sachsen und Brandenburg hielten sich entfernt, weil sie die Vergrößerung Schwedens, die nur in Norddeutschland vor sich gehen konnte, nicht begünstigen wollten. Den Krieg wollten demnach einmal die Franzosen, die das Geld gaben, sodann die Armee, von der kaum ein Zehntheil schwedisch war, endlich die kleinen deutschen Fürsten, welche gern größer geworden wären. Als aber die Armee erfuhr, daß ihr durch den Heilbronner Bund nichts zugefallen sei, empörte sie sich und konnte nicht eher beruhigt werden, bis Oxenstierna den Bernhard von Weimar zum Herzog in Franken machte, Horn Mergentheim, die andern hohen Offiziere Abteien und die gemeinen Soldaten die Erlaubniß zu plündern erhielten. Dann ging die Kriegsfurie wieder los. Horn und Bernhard wandten sich in das obere Deutschland; der erste kam an den Bodensee, belagerte aber Konstanz vergeblich, obwohl ihn die reformierten Schweizer auf dem eidgenössischen Boden lagern, kanonieren und marschieren ließen; ebenso konnte er das kleine Ueberlingen nicht nehmen und zog sich wieder nach Schwaben zurück. Bernhard von Weimar dagegen drang gegen Bayern vor und nahm durch Ueberfall das wichtige Regensburg. Wallenstein hingegen säuberte Schlesien von den Sachsen, nahm die Lausitz, fing bei Steinau ein klei-

nes schwedisches Heer und zog dann wieder nach Böhmen zurück in seine Winterquartiere. Da unterhandelte er nun mit Brandenburg, Sachsen, Frankreich und selbst mit den Schweden. Ueber diesem Treiben liegt noch immer ein dichter Schleier. Wallensteins Freunde behaupten, er habe Sachsen und Brandenburg zu einem Vertrage mit dem Kaiser bewegen, Schweden und Frankreich mit einander verfeinden wollen, aber Unterhandlungen, in welchem dem Feldherrn des Kaisers Böhmen und große Geldsummen als Lohn für den Verrath an seinem Herrn angetragen wurden, hätte dieser als Ehrenmann nicht fortsetzen dürfen, und der Kaiser konnte sie noch weniger dulden. Andererseits ist aber auch gewiß, daß Wallenstein von der Partei, welche ihn zu Regensburg gestürzt hatte, mit einem Netze von Ränken umgarnt wurde; die wälschen Generale waren alle gegen ihn, sie machten ihm die Truppen abspenstig und deßwegen verlangte er seine Abberufung vom Kommando. Jetzt tumultuierten die Offiziere und die ihm ergebenen Regimenter; das Offizierkorps unterschrieb eine Versicherung, den Herzog in keinem Falle zu verlassen, wogegen er bei dem Heere zu bleiben versprach. Dies war jedenfalls zu viel, und der Kaiser gab dem Andringen der Gegner Wallensteins nach und ächtete denselben; General Gallas erhielt das Absetzungsdekret des Friedländers, für sich die Ernennung zum Generalissimus und eine Verzeihungsurkunde für alle Offiziere; die wälschen und irischen Generale wurden in das Geheimniß eingeweiht, die deutschen und böhmischen dagegen erfuhren nichts. Als Wallenstein von diesen Vorgängen Kunde erhielt, begab er sich mit den ihm treugebliebenen Truppen nach Eger und schickte um Hilfe an Bernhard von Weimar. Aber dieser traute nicht, und als er endlich einsah, daß Wallenstein keine andere Wahl als der Uebergang zu dem schwedischen Heere übrig gelassen sei und er ihm zu Hilfe kommen wollte, war es zu spät. Denn zu Eger wurden zuerst Wallensteins Hauptleute Illo, Terzki, Kinsky und Neumann bei einem Gastmahle erstochen und dann Wallenstein in seinem Schlafgemache ermordet. Die schottischen Obersten Buttler und Gordon hatten die That angeordnet, die Irländer Leslie und Deveroux sie ausgeführt (25. Februar 1634). Schon damals stritt man über Wallensteins Schuld oder Unschuld und die deutschen Hauptleute waren in der Regel für ihn; sie duellierten sich für ihn mit den wälschen Offizieren so lange, bis ein Befehl des Kaisers dies bei der strengsten Strafe verbot.

Nun übernahm des Kaisers Sohn Ferdinand den Oberbefehl; im Juli eroberte er mit dem durch Spanier verstärkten Heere das wichtige Regensburg, während Horn Landshut stürmte und die Scenen von Magdeburg erneuerte; in diesem Kampfe fiel der kaiserliche General Aldringer, der von der Picke auf gedient hatte. Das kaiserliche Heer

belagerte Nördlingen und zu dessen Rettung wagte Bernhard gegen Horns Rath am 6. September 1634 die Schlacht. Nach anfänglichem Erfolge wurde das Heer Bernhards vollständig geschlagen; 12,000 Mann blieben todt, von denen ein Drittheil Wirtenberger waren, 6000 wurden gefangen, alles Geschütz und Gepäcke ging verloren, Horn selbst gerieth in Gefangenschaft. Der bayerische General Johann von Werth, ein Niederdeutscher, hatte mit seiner Reiterei den Ausschlag gegeben. Die Trümmer des schwedischen Heeres wurden über den Rhein zu den Franzosen gejagt, Wirtenberg, Baden und die oberen Lande fielen in die Gewalt der Kaiserlichen, die in diesen Gegenden in der jetzt allgemein gebräuchlichen fürchterlichen Manier hausten.

Die Franzosen nehmen am Kriege Antheil. Der Prager Friede (30. Mai 1635).

Da war für die Franzosen die Zeit gekommen, wo sie die Oberleitung des Krieges übernehmen konnten. Von jetzt an zogen französische Heere über den Rhein, benahmen sich jedoch sehr feige, bis Kondé und Turenne sie besser schulten; Bernhard von Weimar aber, der Landgraf von Hessenkassel und andere Fürsten traten in französische Dienste. Dagegen zeigte der Kurfürst von Sachsen wirklich deutsche Gesinnung; er schloß den 30. Mai 1635 mit dem Kaiser den Prager Frieden unter folgenden Hauptbedingungen: die Wirkungen des Restitutionsedikts werden auf 40 Jahre hinausgeschoben (d. h. aufgehoben). Der Augsburger Religionsfriede wird in seinen übrigen Theilen bestätiget; alle deutschen Stände, welche zum Reiche zurückkehren, werden von dem Kaiser zu Gnaden angenommen; Union und Liga hören auf und es wird ein Reichsheer aufgestellt; für sich erhält Sachsen die Ober- und Niederlausitz erblich als Mannslehen. Der erste Eindruck dieses Versöhnungswerkes war ein ungeheurer, und allmählig traten bis auf Hessenkassel, Wirtenberg und Baden (deren Fürsten in Folge der Nördlinger Schlacht flüchtig waren) alle Reichsstände dem Prager Frieden bei.

Aber Richelieu, der durch die Eroberung von La Rochelle die Hugenottenmacht vernichtet hatte, wußte zum Unheile Deutschlands immer Rath. Zwar wurde Frankfurt von den Kaiserlichen erobert, Bernhard von Weimar an die Saar zurückgedrängt, die Franzosen, die über den Rhein gegangen waren, unter Halloh bis Pont à Mousson gejagt, und Werth streifte tief in die Champagne; aber unterdessen vermittelte Richelieu zwischen Schweden und Polen eine Verlängerung des Altmarker Friedens und dies führte ein neues schwedisches Heer unter dem fürchterlichen Baner nach Deutschland. Der Kardinal kaufte überdies die meisten Räthe der deutschen Fürsten (Verräther erster Klasse waren der wirtenbergische Kanzler Löffler und der badische Streif), versorgte seine

fürstlichen Landsknechte reichlich mit Livres, und weil der Kaiser und Sachsen nicht so gut bezahlen konnten, liefen die Soldatenbanden den schwedisch-französischen Fahnen zu. Wenn man die deutschen protestantischen Stände für ihren Abfall zu Gustav Adolf als entschuldigt gelten läßt, insofern sie wirklich glaubten, ihre Religion sei in Gefahr und die Axt an ihre Wurzel gelegt, so fällt dagegen jeder Schein einer Entschuldigung weg, seit sie dem Prager Frieden nicht beitraten und für französisches Geld ihre eigenen Länder mit ganz Deutschland den Verheerungen des Krieges preisgaben, in die Abreißung der wichtigsten Gränzlande einwilligten und dazu mithalfen.

Baner siegte (4. Oktober 1636) über die Sachsen bei Wittstock in Brandenburg und verwandelte nun ganz Sachsen, das Mutterland der Reformation, in eine Wüste; Hungersnoth und Seuchen wetteiferten mit den unmenschlichen Schweden, die alles überboten, was den Schaaren Wallensteins nachgesagt worden ist; der Name Schwede hat sich darum im Gedächtnisse des Volkes erhalten, er bezeichnet das Andenken an Gräuel, welche den Hunnen und Türken nie eingefallen sind.

Zur Zeit des erneuten Jammers starb Ferdinand II. den 15. Febr. 1637, und ihm folgte sein Sohn Ferdinand III.

Fortsetzung des Krieges (1636–1648).

Bernhard von Weimar, Baner, Torstenson, Wrangel, Guebriant, Turenne, Kondé. Johann von Werth, Mercy, Melander von Holzapfel.

Es wäre ein Unrecht, den Vertheidigern des Vaterlandes alter und neuer Zeiten angethan, wenn die Züge und Thaten der Führer jenes Raubkrieges gegen Deutschland des nähern erzählt würden; darum geben wir nur kurz die Reihenfolge der wichtigsten Kriegsbegebenheiten. Als Gallas gegen Baner nach dem Norden abgezogen war, schlug Bernhard den ungeschickten Italiener Savelli, dem Johann von Werth untergeordnet war, bei Rheinfelden (2. Mai 1638), nahm diese Stadt und endlich auch (13. Dez.) die ausgehungerte Reichsfeste Breisach. Er wollte sich am Oberrhein ein Fürstenthum erobern, darum hatte er sich an die Franzosen verkauft; es entschuldigt seine Untreue an Deutschland nicht, daß er die Franzosen verachtete und in späterer Zeit züchtigen wollte. Er sank den 18. Juli 1639 in sein frühes Grab, sein Heer und seine Eroberungen gingen an Frankreich über.

Gallas, der Heerverderber, wie ihn die Soldaten nannten, war bis an die Ostsee vorgedrungen und hatte Banern durch seine Uebermacht aus dem Felde verdrängt, aber er verdarb seine Armee in den Winterquartieren, indem er weder Disciplin hielt, noch irgend eine Vorkehrung für sie traf. Baner jagte ihn dafür bis nach Böhmen, schlug ihn bis zur Vernichtung und verheerte (1639) Böhmen entsetzlich. Nun

übergab Ferdinand III. den Oberbefehl seinem Bruder Leopold und dem Italiener Ottavio Pikkolomini; diese waren aber um nichts glücklicher; Baner entzog sich ihrer Uebermacht durch die Schnelligkeit seiner Märsche, starb jedoch bald in Folge seiner Ausschweifungen. Auch der Kardinal Richelieu hatte 1642 das Zeitliche gesegnet; er hatte aber den Kardinal Mazarin zum Nachfolger, welcher gegen den Kaiser 60,000 Ungarn unter dem Rebellen Rakoczy, dem Nachfolger Bethlen Gabors, hetzte, und Banern folgte der geniale Feldherr Leonhard Torstenson. Dieser war ein schwächlicher Mann, litt sehr an der Gicht und mußte sich meistens in der Sänfte tragen lassen, und doch überraschte kein Feldherr seine Feinde öfter als er durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen. Von der Niederelbe drang er durch Sachsen und Schlesien nach Mähren vor, konnte zwar Brünn nicht erobern, dafür raubte er Olmütz aus und schlug den ihn verfolgenden Pikkolomini in der mörderischen Schlacht auf dem Breitenfelde bei Leipzig (2. November 1642). Darauf zog er nach Dänemark, das die Schweden im Rücken bedrohte, und besetzte Holstein, Schleswig und Jütland; Gallas schloß ihn in Verbindung mit der dänischen Armee ein, hütete aber so schlecht, daß Torstenson durchbrach und plötzlich wieder in Sachsen stand. Nun eilte ihm Gallas nach, wurde aber von Torstenson eingeschlossen und sein Heer größtentheils durch Hunger aufgerieben. Im Januar 1645 vereinigte der Kaiser eine beträchtliche Macht unter seinen besten Generalen: Hatzfeld, Götz und Johann von Werth. Diese lieferten Torstenson den 6. März das mörderische Treffen bei Jankau in Böhmen; schon waren die Kaiserlichen siegreich, als sie sich der Plünderung überließen und dadurch dem feindlichen Feldherrn seinen glänzendsten Sieg verschafften. Dieser verheerte nun Böhmen, Oesterreich und Mähren, konnte Brünn abermals nicht erobern und übergab den Oberbefehl an den Livländer Gustav Wrangel. Im gleichen Jahre schloßen Sachsen und Dänemark Frieden mit Schweden.

Schlechter ging es den Franzosen oder vielmehr den Deutschen, welche den Franzosen dienten und wenigstens drei Viertheile der sogenannten französischen Armee ausmachten. Der wackere Johann von Werth hob eine Abtheilung nach der andern auf und er, Mercy und Hatzfeld überfielen 1643 den 23. November das französische Heer bei Tuttlingen, fingen oder vernichteten das Fußvolk, so daß nur die Reiterei entkam. Am Tage vorher war Marschall Guebriant in Rottweil gestorben, bei dessen Belagerung er eine Schußwunde erhalten hatte. Auch 1644 behauptete sich Mercy am Oberrhein gegen die Franzosen; er hatte Freiburg im Breisgau erobert, als Turenne und Kondé ihn (3. August) angriffen; er schlug sie aber in der mörderischen Schlacht

bei Freiburg, in welcher das ganze französische Fußvolk aufgerieben wurde. Im folgenden Jahre kamen die Franzosen wieder; allein Mercy schlug sie bei Mergentheim in einstündiger Schlacht und jagte sie wie aufgescheuchtes Wild vor sich her. Nun erhielt der „große“ Kondé den Oberbefehl und griff Mercy am 3. August 1645 auf dem Ries bei Allersheim an; er wurde zurückgeschlagen, aber in demselben Augenblicke auch Mercy erschossen. Johann von Werth zersprengte zu gleicher Zeit die französische Reiterei und die Schlacht war für die Franzosen verloren; da warf sich das hessische Fußvolk auf das bayerische, das keine Oberbefehlshaber hatte, und zwang es zum Rückzuge. Damit können sich nun die Deutschen trösten, daß sie nicht von den Franzosen unter dem großen Kondé geschlagen worden sind, sondern von den eigenen Landsleuten! Die Franzosen waren aber immer so vernünftig, nur dafür zu sorgen, daß die Deutschen Hiebe bekamen, ob „deutsche Hiebe“ oder französische, thut bei ihnen nichts zur Sache.

Im Jahre 1646 unterhandelte auch der alte Kurfürst Max von Bayern über seinen Frieden mit Frankreich; er hatte den Krieg gegen dasselbe nur mit halbem Herzen geführt und Mercy und Werth so viel als möglich gehindert, einen Schlag zu führen; als sie aber den Franzosen dennoch die blutige Niederlage bei Freiburg beibrachten, entschuldigte sich Max förmlich bei dem französischen Hofe für die Ungeschicklichkeit seiner Generale. Johann von Werth war wie Pappenheim kaiserlich und deutsch gesinnt und wollte das bayerische Heer unter die kaiserlichen Fahnen führen, was ihm jedoch nicht gelang; der Kurfürst setzte 10,000 Thaler auf seinen Kopf, der Kaiser dagegen erklärte ihn durch ein Manifest als des Reichs Getreuen.

Im Winter desselben Jahres brach Wrangel nach Oberschwaben auf, plünderte Ravensburg und Leutkirch und besiegte die Allgaier Bauern, die wie die obern Schwarzwälder während des elenden Raubkrieges vielmal zu den Waffen gegriffen und Schweden und Franzosen zu hunderten todtgeschlagen hatten. Er erstürmte im Dezember die Klause bei Bregenz und eroberte in diesem Städtlein einige Millionen an Geld und Gut, das aus Schwaben dahin geflüchtet worden war; einige tausend Bauern fanden hier den Tod. Lindau, das er gleichfalls angriff, konnte er nicht erobern. Am 14. März 1647 schloß Max von Bayern einen Separatwaffenstillstand mit den Schweden und Franzosen, so daß sich der Krieg wieder nach Mitteldeutschland zog.

Der Kaiser erhielt einen tüchtigen General in dem alten Melander von Holzapfel, einem Hessen; so lange dieser glauben konnte, es handle sich um den protestantischen Glauben, schlug er sich wacker gegen die Truppen der Liga und des Kaisers; als er aber sehen mußte, daß der ganze Krieg nur mehr für die Franzosen und Schweden und

die Vergrößerung einiger kleinen Herrschaften und für länderlose deutsche Prinzen geführt werde, kündigte er der Landgräfin Amalia von Hessen, die ihr Ländchen gar zu gerne durch Franzosen- und Schwedengnade gemehrt gesehen hätte, den Dienst auf und übernahm mit Johann von Werth den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen. Doch dieses Heer war sehr schwach und schlug sich in unentschiedenen Gefechten mit Wrangel bei Eger herum. Da erneuerte im Herbste 1647 Kurfürst Max von Bayern seinen Bund mit dem Kaiser und zwar deßwegen, weil die Friedensunterhandlungen im vollen Gange waren und der alte Politiker mit Recht glaubte, daß Bayerns Einfluß bedeutend verliere, wenn es sein Schwert nicht auch in die Wagschale der Unterhandlungen lege. Der Kaiser mußte Johann von Werth abdanken und nun stieß das bayerische Heer unter Gronsfeld zu dem kaiserlichen unter Holzapfel; Max blieb aber mit den Franzosen dergestalt gut Freund, daß er seinem General einschärfte, nie gegen die Franzosen zu fechten; auf Frankreichs Verlangen erhielt Gronsfeld auch den weiteren Befehl, die Schweden nicht über die Weser zu verfolgen. Wrangel mußte nun vor Gronsfeld und Holzapfel über die Weser zurückweichen, aber dort fand er Sicherheit; wüthend kehrte Holzapfel um und züchtigte seine ehemalige Gebieterin, die Landgräfin von Hessen, oder vielmehr ihr armes Volk.

Im letzten Jahre des Krieges, 1648, schickte Frankreich Wrangeln ein Heer unter Turenne zu Hilfe mit dem Befehle, die kaiserliche Streitmacht zu vernichten und dabei auf Bayern keine Rücksicht zu nehmen. Die beiden Generale zogen plündernd und brennend durch Wirtenberg nach Bayern, lieferten den 17. Mai Holzapfeln und Gronsfeld bei Zußmarshausen eine blutige Schlacht und gewannen sie. Holzapfel fiel, Gronsfeld wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, rechtfertigte sich aber durch die Instruktionen seines Herrn. Nun verheerten Turenne und Wrangel Bayern, so schauerlich es nur immer möglich war, und ein schwedischer Feldherr, Königsmark, eroberte durch Verrath den 26. Juli die Kleinseite von Prag und erbeutete große Schätze. Da hieß es endlich: es ist Friede; Wrangel und Turenne zogen ab, plünderten und verbrannten aber zum Abschiede so viel sie konnten.

Der westfälische Friede (1648; am 17. September zu Münster zwischen Frankreich und dem Kaiser, und zu Osnabrück zwischen den Schweden, den deutschen Protestanten und dem Kaiser; von allen Parteien zu Münster unterzeichnet am 24. Okt.).

Nach langen, mühseligen Unterhandlungen, während welchen nur der kaiserliche Gesandte Trautmannsdorf im Namen Deutschlands sprach, diktierten die Franzosen und Schweden den Frieden unter folgenden Bedingungen:

Die Franzosen begnügten sich großmüthig damit, wie sie sagten, daß ihnen die Beute des Verrathes von Kurfürst Moriz: Metz, Toul und Verdun bestätigt und das ganze Elsaß bis auf Straßburg, die Reichsstädte und die Reichsritterschaft abgetreten wurde; dazu behielten sie noch auf dem rechten Rheinufer die Reichsfestungen Breisach und Philippsburg als Thore zu künftigen Angriffen.

Schweden bekam 5 Millionen Thaler, ganz Vorpommern mit Stralsund, von Hinterpommern Stettin, die Insel Rügen, die Inseln des pommerschen Haff, Garz, Damm, Golnau, überdies die Stadt Wismar, die Bisthümer Bremen und Verden — demnach die wichtigsten Punkte am deutschen und baltischen Meere.

Brandenburg erhielt von Hinterpommern, was Schweden übrig gelassen hatte, dazu die Stifte Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin.

Sachsen mußte sich mit der Lausitz und vier magdeburgischen Aemtern begnügen.

Mecklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg;

Hessenkassel 600,000 Thaler, die Abtei Hersfeld und einige Aemter von Minden.

Was die protestantischen Fürsten bis 1624 säkularisiert hatten, verblieb ihnen.

Bayern behielt die Kurwürde und die Oberpfalz; die Rheinpfalz und die achte Kur erhielt Friedrichs V. Sohn Karl Ludwig.

In Betreff des Reichs und der Religion wurde bestimmt:

Der Reichstag hat das Recht der Gesetzgebung, Steuererhebung, über Krieg und Frieden, Achtserklärung u. s. w., und damit dies wenige ja nichts bedeute, besagen weitere Artikel: die Fürsten besitzen Landeshoheit, dürfen Bündnisse unter sich und mit andern Mächten eingehen und Krieg führen (nur nicht gegen das Reich!). Auf den Reichstagen haben die Städte gleiches Stimmrecht mit den Fürsten.

Katholiken und Protestanten haben da freie Religionsübung, wo und wie sie dieselbe 1624 (Normaljahr; für die Pfalz 1619) besaßen; auch die Kalvinisten sind in den Reichsfrieden aufgenommen. Das Reichskammergericht wird aus Katholiken und Protestanten (26 und 24 Mitgliedern) besetzt. — In Sachen, welche die Kirchenverfassung und das Verhältniß der nun im heiligen römischen Reiche gleichberechtigten Religionen betreffen, wird festgesetzt, daß im Reichstage nicht mehr durch Stimmenmehrheit entschieden werde, sondern daß die Angelegenheiten und Beschwerden der Protestanten bei den protestantischen, die der Katholiken bei den katholischen Reichsständen angebracht und auf gütlichem Wege vermittelt werden sollen (Corpus Catholicorum, Corpus Evangelicorum). Das cujus regio ejus et religio bestand, wiewohl etwas

gemildert, auch nach dem westfälischen Frieden fort, indem keine Regierung Unterthanen einer andern Religion dulden mußte, denselben aber eine dreijährige Frist zur Auswanderung gestattete.

Von Deutschland blieben getrennt die Niederlande; die Generalstaaten bildeten eine Bundesrepublik und sperrten den Deutschen den Rhein, den Belgiern aber die Schelde; Belgien gehörte nun zu Spanien, das bald die südlichen Provinzen an Frankreich verlor.

Die Schweiz wurde ebenfalls unabhängig erklärt; sie hatte sich gegen den Kaiser während des Krieges so feindselig benommen, als es ihre eigene Spaltung erlaubte, und blieb nach dem Kriege im Solde Frankreichs.

Deutschland nach dem Kriege.

Und wie sah Deutschland aus, über welches nun seit dreißig Jahren die Friedenssonne zum erstenmale wieder leuchtete? Es hatte zwei Drittheile seiner Einwohner verloren, und der Rest war halb verhungert, entmenscht, zum Theil in Wäldern lebend, oft gezwungen Aas und Menschenfleisch zu genießen. Das stolze deutsche Volk war zum elendesten in ganz Europa geworden; vor dem dreißigjährigen Kriege zeichneten sich die Deutschen durch Nationalstolz aus, nach demselben durch empörenden Mangel aller nationalen Gesinnung, denn obwohl sie von den Franzosen geplündert, mißhandelt und auf jede Weise verhöhnt wurden, galt französisches Wesen in Deutschland doch so viel, daß dasselbe deutsche Kunst, Poesie, Sprache und Sitte wie eine Schlingpflanze überwuchern konnte. Das Land war in die tiefste Armuth heruntergestürzt, die Kunstfertigkeit seiner Städte vernichtet, diese selbst entvölkert; Augsburg war von 80,000 Einwohnern auf 18,000 heruntergekommen; in den kleineren schwäbischen Städten blieben oft nur zwei bis fünf Menschen bei der Asche ihrer Heimath übrig. Die meisten Dörfer waren niedergebrannt, die Aecker mit Gestrüpp überwachsen und noch heut zu Tage sieht man in vielen Gegenden in Wald und Haide die alte Pflugfurche, wo seitdem kein Anbau mehr ist. Und doch war auch keine Eintracht im Reiche nach dem Frieden, kaum daß das Volk des religiösen Haders müde war und denselben den Theologen überließ.

Am meisten hatte die fürstliche Macht gewonnen, denn die Kaisergewalt war vollends zur Null herabgesunken; blieben dem Kaiser doch als Einkommen aus dem Reiche nicht einmal 20,000 Gulden; die landständischen Rechte waren im Schutt begraben, das Franzosenthum dagegen setzte sich nun an den fürstlichen Höfen fest, und keine Mißhandlung durch den französischen Uebermuth, der bald nach dem dreißigjährigen Kriege Deutschland wieder mit Mordbrennerei und Raub heimsuchte, vermochte die Liebe zum französischen Wesen zu mindern. Der dreißig-

jährige Krieg, namentlich in seiner zweiten Hälfte nach dem Prager Frieden, ist nicht nur die schmählichste Periode Deutschlands, denn so thöricht hat sich noch kein Volk den Fremdlingen hingegeben, sondern seine Geschichte ist auch die schmachvollste Partie der deutschen Geschichtschreibung. So hat namentlich Schiller durch seinen dreißigjährigen Krieg das Seinige gethan, um das deutsche Volk über die wahre Beschaffenheit des Krieges zu verblenden, und selbst jetzt noch, nachdem protestantische Schriftsteller, wie K. A. Menzel, Barthold und O. Klopp, die Schwäche, Thorheit und Untreue aufgedeckt haben, welche das Vaterland verwirrten und verriethen, gibt es neuere Bücher genug, welche von einem Kampfe um die Religion und deutsche Freiheit auch nach 1635 zu sprechen wagen.

Zweites Buch.

Englische Revolution. Zeitalter Ludwigs XIV. Rußland und Preußen. Die neuen Wissenschaften.

Erstes Kapitel.

Die Stuarts in England.

Jakob I. (1603—1625).

Dieser Sohn der unglücklichen Maria Stuart, der als 13 Monate alter Knabe zum König von Schottland gesalbt und gekrönt wurde und während seiner Minderjährigkeit dem Kampfe der Parteien zusehen mußte, welche von England, Frankreich und Spanien unterstützt Schottland verheerten, fand sich, als er endlich zur Regierung kam, als den ärmsten König in der ganzen Christenheit. Seine Base Elisabeth von England gab ihm darum 5000 Pf. Sterling Jahrgehalt, die sie später beträchtlich vermehrte, und da sie ihm zugleich die bestimmte Aussicht auf die englische Thronfolge eröffnete, so that Jakob für seine gefangene Mutter nichts, protestierte kaum gegen das Todesurtheil und rächte ihren Tod nicht. Nach Elisabeths Tod folgte er dieser auf dem Throne und fand dabei von keiner Seite her den geringsten Widerstand. In seinem Privatleben war er tadellos, nur seine Neigung zum Trunke und zur Verschwendung machten, daß man sein Hauswesen nicht musterhaft nennen konnte. Dabei war er ein gelehrter Theologe und beschäftigte sich viel mit theologischen Fragen, wie er denn auch eine ziemliche Anzahl

Schriften hinterlassen hat. Den Katholiken in England hatte er vor seiner Thronbesteigung die Zusicherung gegeben, daß er die harten Gesetze, welche unter Elisabeth erlassen worden, mildern wolle, allein er hielt nicht Wort, theils aus Furcht vor den anglikanischen und presbyterianischen Fanatikern, theils aus Argwohn gegen die Katholiken; denn von dem Papste wollte er nichts wissen, weil nach seiner monarchisch-theologischen Ueberzeugung der König das Kirchenhaupt im Lande sein mußte. Dadurch erbitterte er die englischen Katholiken, und einige Fanatiker, Katesby und ein Percy (aus dem Hause Northumberland) an der Spitze, faßten den Plan den König sammt dem ganzen Parlamente in die Luft zu sprengen. Die Verschworenen mietheten das Gewölbe unter dem Parlamentshause, in welchem sonst Steinkohlen aufbewahrt wurden, und ein benachbartes Haus, aus welchem sie eine Mine in das Gewölbe unter dem Parlamentshause gruben und 30 Fäßchen Pulver dahin brachten, die sie mit Holz und Kohlen zudeckten; am 5. November 1605, am Tage der Parlamentseröffnung, sollte der König sammt den Lords und Gemeinen in die Luft fliegen. Zehn Tage vor der Eröffnung des Parlaments erhielt der Lord Mounteagle von unbekannter Hand einen Zettel, in welchem er gewarnt wurde an jenem Tage in das Parlament zu gehen, weil dieses einen großen Schlag erhalten werde. Er machte die Anzeige und der König muthmaßte eine Pulvermine; bei der Untersuchung des Gewölbes wurde auch wirklich eine solche entdeckt und ein gewisser Guy Fawkes in dem Gewölbe gefangen. Er gestand alles, auch seine Mitverschworenen, von denen einige mit den Waffen in der Hand fielen, andere entkamen, die meisten aber unter dem Henkerbeile starben. Auch der Jesuitenprovinzial in England, Garnet, wurde als Theilnehmer an der Verschwörung hingerichtet; er hatte von der Verschwörung durch die Beichte Kunde erhalten und die Verschwornen umsonst von ihrem verbrecherischen Vorhaben abzubringen gesucht. Diese Pulververschwörung hatte für die englischen Katholiken, wie es nicht anders sein konnte, sehr nachtheilige Folgen; die früheren Gesetze wurden verschärft und ein neuer Eid vorgeschrieben, in welchem es hieß, es sei gottlos, ketzerisch und verdammlich zu behaupten, der Papst habe die Befugniß den König abzusetzen. Daraus entstand unter den Katholiken selbst Uneinigkeit, indem die einen den Eid leisteten, andere verweigerten; drei Priester, welche auch des Königs Beweisführung, die er gedruckt herausgab, nicht zu dem Eide bewegen konnte, wurden hingerichtet; viele Katholiken aber verließen England.

Abgeneigter noch als den Katholiken war der König den Presbyterianern und den übrigen Dissenters, deren republikanische Kirchenverfassung und Forderung unbedingter Glaubensfreiheit (freilich nur für sich) gegen die Begriffe Jakobs von seiner königlichen Gewalt unver-

träglich anstießen. In Schottland war die Presbyterialverfassung durch Knox durchgedrungen, die Abschaffung derselben aber für den König eine Hauptaufgabe. Die 13 ehemaligen Bisthümer Schottlands besetzte er mit Pfarrern, machte dieselben zu Vorsitzern der Presbyterien und Synoden, stattete sie hierauf mit Gütern und Rechten aus und ließ sie endlich nach englischer Weise zu Bischöfen ordinieren. Dies erregte in Schottland heftige Remonstrationen, die er mit Strenge bestrafte; aber den Unwillen der Presbyterianer konnte er nicht unterdrücken und dieser wurde seinem Nachfolger verderblich.

An den Kriegen auf dem Festlande nahm Jakob nur geringen Antheil; er mißbilligte es sehr, daß sein Schwiegersohn Friedrich V. von der Pfalz die Königskrone von den rebellischen Böhmen annahm und konnte sich nie zu einer ernsthaften Unterstützung desselben verstehen. Lieber hätte er ihm die Pfalz durch Unterhandlungen gerettet, und dazu glaubte er die besten Aussichten zu haben, als Spanien seiner Werbung um eine Königstochter für seinen ältesten Sohn bereitwillig entgegen kam. Der Prinz befand sich mit dem Herzog von Buckingham, Jakobs Günstling, an dem spanischen Hofe; der Vertrag war bereits abgeschlossen, als sich Buckingham mit dem Grafen von Olivarez, der an dem spanischen Hofe alles vermochte, unversöhnlich entzweite; da er von der Kronprinzessin seinen Sturz erwarten mußte, sobald sie an dem englischen Hofe angekommen war, so machte er die Heirath rückgängig, und nun erklärte Jakob an Spanien den Krieg, schickte den Niederländern 6000 Mann zu Hilfe und setzte zugleich die Strafbestimmungen gegen die Katholiken in lebhafte Thätigkeit.

Mit dem Parlamente lebte Jakob in fortwährendem Unfrieden. Er brauchte viel Geld und das Parlament war sparsam mit seinen Bewilligungen, besonders auch darum, weil Jakob sich der Protestanten auf dem Festlande nicht kräftiger annahm. Er suchte sich durch verschiedene Mittel zu helfen und besteuerte die Ein- und Ausfuhr. Aber dieses ausgibige Mittel erklärte das Parlament als eine Verletzung seiner Rechte. Darüber zürnte der König sehr, aber so oft er auch das Parlament auflöste, ein jedes neue führte dieselbe Sprache und erlaubte sich, seine Unzufriedenheit mit dem Projekt einer spanischen Heirath und der Politik des Königs auszusprechen. Dadurch heftig erbittert verwies er dem Parlamente seine Einmischung in Angelegenheiten, von denen es gar nichts verstehe; zudem seien seine sogenannten ständischen Rechte nichts anderes als Privilegien, die es einzig der Gnade des Königs verdanke. Dagegen erklärte das Parlament, diese Rechte seien Erbrechte der Unterthanen der englischen Krone, und dem Parlamente komme nicht nur das Recht der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung zu, sondern es sei ihm auch erlaubt, in schwierigen Angelegenheiten der Krone seine Meinung

und Beschwerden vorzulegen. Jakob bestrafte die kühnsten Sprecher und setzte seinen Willen durch, allein bei den Engländern, besonders dem Bürgerstande, wurde die Aufregung nicht ausgelöscht und sie loderte unter Jakobs Nachfolger zur Flamme empor, welche den Thron verzehrte. Jakob starb den 27. März 1625.

Karl I. (1625—1649).

Karl ärgerte das englische Volk zuerst durch seine Heirath mit der französischen Königstochter Marie Henriette von Frankreich, was als eine Hinneigung zu den Katholiken gedeutet wurde. Von seiner königlichen Gewalt hegte er dieselben Begriffe wie sein Vater, und da er kein besserer Haushälter war und das Parlament auch gegen ihn dieselbe Kargheit bewährte, so griff er bald zu demselben Mittel, nämlich zur Erhebung nicht bewilligter Steuern. Den von seinem Vater gegen Spanien beschlossenen Krieg unternahm er wirklich, aber die Expedition gegen die spanischen Küsten mißglückte vollständig, und ein Krieg gegen Frankreich, wo Richelieu eben die Hauptfestung der Hugenotten, La Rochelle, belagerte, brachte noch weniger Ehre (1627). Karl I. hatte durch diese Kriege im protestantischen Interesse das englische Volk gewinnen wollen, aber der unrühmliche Ausgang schadete dem königlichen Ansehen nicht wenig. Das Parlament bewilligte dem König nicht nur keine neue Steuern, sondern nicht einmal die hergebrachten auf seine ganze Regierungszeit; der König erhob dagegen erzwungene Anleihen und von den Seestädten unter dem Namen „Schiffsgeld" (shipmoney) eine bedeutende Auflage. Als Urheber aller mißliebigen Regierungshandlungen wurde des Königs Günstling, der ehrgeizige, unfähige und lüderliche Buckingham bezeichnet; das Parlament hatte denselben bereits mit einem Staatsprozeß bedroht, und als er 1628 von einem Lieutenant Felton, den er im Dienste beleidigt hatte, ermordet wurde, so gab sich allgemeiner Beifall kund. Im Jahre 1628 berief der König das Parlament abermals, weil er mit Christian IV. von Dänemark, der damals in Norddeutschland mit so schlechtem Erfolge gegen den Kaiser aufgetreten war, im Vertrage stand und ihm Subsidien bezahlen sollte. Allein das Parlament überreichte sogleich „die Bitte um die Rechte" (petition of rights), eine Sammlung der englischen Rechtsame, die der König diesmal anerkannte, wodurch die Harmonie der Staatsgewalten hergestellt schien. Bald darauf erhob aber das Parlament Beschwerden wegen Begünstigung der Katholiken und Arminianer und sprach der Krone die eigenmächtige Erhebung des „Pfund- und Tonnengelds" ab; darüber wurde der König so erbittert, daß er das Parlament den 10. März 1629 sehr ungnädig auflöste. Er berieth in diesen Angelegenheiten den Thomas Wentworth, welcher ehemals Oppositionsmann, jetzt königs-

licher Minister als Lord Strafford, die Macht der Krone verstärken wollte, weil er dies dem Wohle des Landes für zuträglicher hielt. Der König regierte einstweilen ohne Parlament; um Geld zu ersparen, wurde mit Frankreich, Spanien und Oesterreich Friede gemacht und der Pfälzer aufgegeben; zur Bestreitung der laufenden Ausgaben erhob die Regierung die herkömmlichen Steuern oder erfand auch neue. Gegen das Schiffsgeld protestierte John Hampden, bürgerliches Mitglied des Unterhauses, und ließ seine Sache vor das Gericht kommen; er mußte zwar die Steuer und die Prozeßkosten bezahlen, aber sein Prozeß hatte die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und die Unzufriedenheit gegen die Steuern sehr vermehrt. Karls Regierung hatte demnach bereits doppelt bei dem Volke verloren: durch die unglücklichen Expeditionen gegen Kadix und La Rochelle waren die englische Waffenehre und damit der englische Nationalstolz verletzt; durch die Steuererhebung aber wurde das Volk an seiner verwundbarsten Seite, dem Geldpunkte, angegriffen; denn welches Volk wird nicht mehr und mehr unzufrieden, wenn es unausgesetzt hört und endlich glaubt, es müsse sein Geld ungerechter Weise und zu des Landes Unnutzen in die Regierungskassen liefern? Es fehlte nur noch, daß auch religiöse Aufregung sich zu der andern Unzufriedenheit gesellte, und daran ließ es Karls Regierung nicht fehlen. Die sogenannten Puritaner (Kirchenreiniger, weil sie die anglikanische Kirche von angeblich menschlichen oder päpstlichen Beisätzen gereinigt wissen wollten) wurden auf den Rath des Bischofs Laud von London mit aller Strenge verfolgt, wie auch die gepriesene Elisabeth gethan hatte; aber diese Puritaner waren zugleich die keckſten Sprecher gegen die willkürliche Besteuerung und für die Rechte des Parlaments; so wurden die Sektierer zu Freiheitsvertheidigern und die Gestraften zu Freiheitsmärtyrern und eben dadurch vergrößerte sich ihr Anhang. Wie Hampdens Prozeß zu Volksdemonstrationen Veranlassung gegeben hatte, so verursachte die Verurtheilung eines gewissen Prynne lebhafte Aufregung; dieser hatte gegen Bälle, Maskeraden u. dgl. geschrieben, die an Karls Hofe sehr im Schwange waren, und dafür verlor er beide Ohren und wurde an den Pranger gestellt. Puritanische Prediger, die ihrer Stellen entsetzt waren und im Lande herumzogen, predigten in geheimen Versammlungen gegen die abgöttische Regierung, und als Laud, welcher Erzbischof von Kanterbury geworden war, im Kultus einige Abänderungen machte, die einen Hang zum Katholicismus zu verrathen schienen, so verbreitete sich eine dumpfe Gährung durch das Land, als ob es sich um die Freiheiten Englands und den protestantischen Glauben handle.

Was Jakob I. in Schottland gegen die Presbyterianer angefangen hatte, setzte Karl I. durch Laud fort; das englisch-bischöfliche System sollte die Synoden und Presbyterien verdrängen, die englische Liturgie

und das englische allgemeine Gebetbuch die Predigten der Presbyterianer und ihren kalvinisch-einfachen Kult; als aber am 23. Juli 1637 der erste Gottesdienst nach englischer Weise in der Domkirche zu Edinburgh abgehalten werden sollte, entstand ein Aufruhr gegen den „Baalsdienst", der Geistliche wurde mit Stühlen geworfen und mußte flüchten. Die Schotten setzten eine revolutionäre Regierung ein und beschworen den Bund zur Beschützung der reinen Religion, „den Kovenant". Zugleich rüsteten sie ein Heer, das an die englische Gränze rückte. Versuche zu einer Aussöhnung scheiterten, wenn sie auch anfangs zu gelingen schienen; die Schotten erklärten die englische Liturgie und das Episkopalsystem für gotteslästerlich und beharrten in ihrer Empörung. Endlich berief der König nach eilfjähriger Unterbrechung das Parlament wieder ein, entließ aber das Unterhaus alsbald, weil er dasselbe unfügsam fand. Sein Heer, das er gegen die Schotten geschickt hatte, ließ sich am 28. August bei Newburn schlagen und die Schotten drangen im Einverständnisse mit den englischen Unzufriedenen über die Gränze. Nun nahm der König abermals seine Zuflucht zu dem Parlamente; dies wurde am 3. November 1640 eröffnet. Sogleich versetzte es die Minister und alle Beamte, welche dem Könige seit eilf Jahren gedient hatten, in Anklagestand und kassierte alle Urtheile der Sternkammer und der hohen Kommission, des Gerichts in geistlichen Dingen. Der König willigte in eine dreijährige Dauer des Parlaments und begab sich des Rechts das Parlament aufzulösen und zu versammeln, er willigte somit ein, daß sich das Parlament als Regierung neben der königlichen konstituierte. Lord Strafford vertheidigte sich vor den Schranken des Pairshofes mit Muth und großer Geschicklichkeit; als aber das Oberhaus sich zu einem freisprechenden Urtheile zu neigen schien, so erklärte das Unterhaus, alle seine Befugnisse überschreitend, Strafford des Verrathes an den Freiheiten des englischen Volkes als überwiesen, das Oberhaus trat diesem Beschlusse bei und Strafford wurde zum Tode verurtheilt. Der König unterzeichnete das Urtheil und am 11. Mai 1641 starb Strafford mit stolzem Muthe auf dem Blutgerüste. Daß die Puritaner das Uebergewicht hatten, bewies das Unterhaus bald darauf durch eine neue Verfassungsverletzung, indem es alle Bischöfe von dem Parlamente ausschloß. Karl gab indessen seine Hoffnung, der feindseligen Partei Meister zu werden, nicht auf, denn die Puritaner hatten unter den Anhängern der Staatskirche einen nicht zu verachtenden Widerpart, auch war die Verbindung der Unzufriedenen mit den fanatischen Schotten landeskundig, wenn auch noch nicht durch Beweisstücke dargethan. Aber nun schlug ein Ereigniß wie der Blitz in alle Entwürfe des Königs: die Irländer, welche Heinrich VIII., Königin Elisabeth, Jakob I. und eben vorher Strafford ihres Grundes und Bodens gegen alles göttliche

und menschliche Recht und auf die brutalste Weise beraubt hatten, empörten sich und ermordeten die englischen Kolonisten, welche durch Kauf oder Schenkung in den Besitz des geraubten Grundeigenthums gekommen waren. Diese Metzelei, welche übrigens die Engländer in Irland, so gut sie konnten, vergalten, wurde auf Rechnung des Königs geschrieben und seine Feinde verbreiteten nun durch Wort und Schrift die Anklage, der Hof habe mit den Irländern, Spaniern und Franzosen ein Bündniß zur Ermordung aller protestantischen Engländer, zur Vernichtung ihrer Religion und ihrer Freiheiten u. s. w. gemacht. Der König mußte dem Parlamente die Bestrafung der Irländer überlassen; dieses rüstete sofort ein Heer, schickte es aber keineswegs nach Irland, sondern behielt es in England und erließ nun eine die königliche Gewalt beschränkende Akte nach der andern. Da klagte der König die Häupter der Opposition im Unterhause: Hampden, Pym, Hollis und Haslerig des Hochverraths an und verlangte deren Verhaftung; zu ihren Gunsten entstand aber in London eine große Volksbewegung, welcher sich die Seeleute und das umliegende Landvolk anschloßen. Darauf entfernte sich der König mit seiner Familie nach York, das Parlament aber erklärte das Reich in Gefahr, bemächtigte sich der Flotte und rief die Landmiliz unter Waffen. Die Unterhandlungen mit dem Könige dauerten noch einige Zeit fort, zerschlugen sich aber, weil das Parlament dem Könige die Ernennung des Oberbefehlshabers der Landmiliz durchaus nicht einräumen wollte. Nun sammelten sich auch um den König seine Anhänger, deren Kern die Landedelleute waren, während das Parlament auf die meisten Städte zählen konnte. Die Anhänger des Königs wurden Kavaliere genannt, sie hingegen betitelten ihre Gegner Rundköpfe, weil diese ihre Haare kurz schnitten, was ein christliches Zeichen sein sollte. Anfangs hatte der König durch die berittenen und ehrenfesten Landedelleute über die zusammengeraffte unkriegerische Miliz die entschiedene Oberhand, und das Parlament in York, das aus seinen Ergebenen bestand, gab in etwas ein Gegengewicht gegen das Londoner. Auch im zweiten Jahre behielt der König die Oberhand und J. Hampden fiel in einem Reitergefecht. Nun errichtete aber Oliver Kromwell, ein Landedelmann, aus seinen „Heiligen" Reiterschwadronen. Dieses waren religiöse Schwärmer der finstersten Gattung; sie wollten von einem Bischofe, einer Liturgie, von Bildern, Kirchenzierden u. s. w. nichts wissen. Jeder wahrhaft Gläubige sollte das Recht haben zu predigen, sobald ihn der Geist anregte; ebenso wenig wollten sie einen König haben, das Reich der Gläubigen bedürfe keinen. Sie trugen die Bibel stets bei sich, brauchten die Bibelsprache auch im gemeinen Leben, und besonders oder fast ausschließlich die Sprache des alten Testaments. Die meisten nahmen auch alttestamentliche Namen an: Habakuk, Ezechiel, Zorobabel u. s. w., während sie die

Königlichen als Philister oder Amalekiter bezeichneten. Dabei waren sie äußerst streng in ihren Sitten, duldeten keine Feiertage, Lustbarkeiten, Tänze u. s. w. Diese finsteren Fanatiker bewaffnete Kromwell und bald bewiesen sie sich den Kavalieren gewachsen. Den 3. Juli 1644 verloren die königlichen Truppen die Schlacht bei Marstonmoor; Kromwell gab mit seinen „Heiligen" den Ausschlag, als die Kavaliere unter dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz über dem Ungestüme die Vorsicht vergaßen. Zwar siegte der König noch einmal im September und es wurden neue Unterhandlungen gepflogen; sie zerschlugen sich aber an dem Verlangen des Parlaments, daß ihm die Ernennung der Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht zustehe und das bischöfliche System abgeschafft werde. Zu gleicher Zeit setzte es Kromwell, das Haupt der Independenten (die keinen König und keine Hierarchie, auch nicht die presbyterianischen Synoden wollten), im Parlamente durch, daß keines seiner Mitglieder eine Befehlshaberstelle begleiten solle. Dadurch wurde der bisherige Kommandant des Parlamentsheeres, der Graf Essex, entfernt und an seine Stelle trat Fairfax, den Kromwell leitete; diesen bestätigte aber das Parlament ausnahmsweise in seinem Kommando, als Fairfax erklärte, nur Kromwell könne die Reiterei kommandieren. Beide erfochten den 14. Juni 1645 bei Naseby einen entscheidenden Sieg über die Königlichen. Karl hielt sich noch einige Zeit in Oxford und unterhandelte abermals, aber Kromwell fing seine Korrespondenz mit dem Könige von Frankreich auf, in welcher Karl seine Abneigung gegen eine parlamentarische Regierung in den stärksten Ausdrücken kund gab und auch Kromwelln von seinem persönlichen Hasse überzeugte. Als er in Oxford mit einer Belagerung bedroht wurde, flüchtete er sich verkleidet nach Schottland, indem er hoffte, seine Landsleute für sich stimmen zu können. Aber die fanatischen Schotten sahen in ihm nur einen Baalsdiener, verlangten die Unterschreibung des Kovenants, die Abschaffung der Bisthümer und Ueberlassung der Land- und Seemacht an das Parlament auf 20 Jahre. Karl willigte nicht ein und wurde nun als Gefangener behandelt: sie zwangen ihn die halbtagelangen Predigten der presbyterianischen Geistlichen anzuhören, welche in der Regel von den Sünden Karls und denen seiner Vorfahren handelten, und endlich lieferten die Elenden ihn für 400,000 Pfd. Sterling an das englische Parlament aus.

So hatte das Parlament den Sieg entschieden gewonnen, da sich der König in seiner Gewalt befand; es wollte jetzt das Heer vermindern und den größten Theil desselben nach Irland schicken, wo ein schonungsloser Krieg wüthete. Aber das Heer, das alles gethan hatte, verspürte keine Lust sich der Gewalt zu Gunsten der Parlamentsmitglieder zu entäußern, und Kromwell entriß denselben durch einen Meisterstreich politischer Schlauheit das Unterpfand seiner Stärke, den gefangenen

König; denn hätte das Parlament sich mit dem Könige durch einen Vertrag geeinigt, so wären die „Heiligen“, die wegen ihrer stolzen Bußpredigten und herrschsüchtigen Frömmigkeit der Mehrzahl der Nation zuwider waren, zur Nachgibigkeit gezwungen worden. Wirklich verlangten auch die Presbyterianer, im Parlamente die Mehrheit, eine Aussöhnung mit dem Könige, aber Kromwell schob bereits seine Armee gegen London vor und das Parlament mußte auf ihr drohendes Begehren die eilf bedeutendsten Presbyterianer ausweisen. Unter diesen befand sich Hollis, ein Oppositionshaupt in den ersten parlamentarischen Kämpfen gegen den König und deßwegen bei den Londoner Bürgern populär. Seinem Aufrufe folgend bewaffneten sich letztere, bedrohten die Independenten und verlangten drohend die Rückkehr des Königs. Allein nun flüchtete sich das Parlament zu dem Heere und dieses zog in London ein, ohne daß ihm ein Widerstand entgegengesetzt wurde; dadurch war Kromwell seitdem Meister der Lage. Er schien geneigt, dem Könige den Thron wieder zu geben und sich selbst mit den höchsten Ehrenstellen zu bedenken, als ein Brief Karls, der nach Frankreich bestimmt war, in seine Hände fiel, aus welchem Kromwell den unversöhnlichen Zorn des Königs ersah; zudem war sein Ansehen im Heere bedroht, als er mit Karl, der von den „Heiligen“ mit allen biblischen Namen gottloser Könige belegt wurde, im Einvernehmen zu stehen schien. Das Heer parteite sich, bis Kromwell sich von dem Könige abwandte und in seinem Sprechen und Thun wieder ein ganzer Heiliger ward; mit den Levellers aber (den „Gleichmachern“, die nicht nur republikanische Gleichheit, sondern sogar Vermögensgleichheit und Theilung verlangten) machte er kurzen Prozeß. Als der König Kromwells Entfremdung wahrnahm und mit Grund für sich das Aeußerste fürchtete, entfloh er und kam glücklich auf die Insel Wight, von wo er sich nach Frankreich einschiffen wollte; aber der Gouverneur der Insel, Hamond, ein eifriger Anhänger Kromwells, nahm ihn gefangen und setzte ihn auf das feste Schloß Karisbrook (November 1647). Da legten ihm die Presbyterianer ihre letzten Bedingungen vor: Ueberlassung der Kriegsmacht an das Parlament auf 12 Jahre; Recht des Parlaments sich zu versammeln und aufzulösen; Widerrufung aller gegen die aufständische Regierung erlassenen Proklamationen. Karl verweigerte dies und von Kromwells Partei wurde das Unterhaus zu einer Bill gezwungen, welche jeden des Hochverraths schuldig erklärte, der mit dem Könige in Unterhandlung treten würde; der König war also abgesetzt. Allein die Presbyterianer, die in dem Könige die einzige Rettung vor der Herrschaft der Independenten sahen, knüpften abermals mit Karl an, während die Schotten ein Heer über die Gränze schickten, weil auch sie ihre presbyterianische Kirchenordnung durch die Independenten bedroht sahen. Kromwell zog den Schotten entgegen, schlug sie (August

1648), drang in ihr Land ein und nöthigte sie zur Ruhe, aber das von seiner gefürchteten Gegenwart erlöste Parlament widerrief jene Bill und suchte eine Aussöhnung mit dem Könige. Dieser willigte in alles, nur nicht in die Aufhebung des Episkopats, und während über diesen kirchlichen Punkt noch unterhandelt wurde, gewannen die Independenten Zeit zur gewaltsamen Einmischung. Fairfax, das Werkzeug Kromwells, rückte mit einem Theile des siegreichen Heeres in London ein, jagte durch den Oberst Pride die Presbyterianer aus dem Parlamente (Prides Purganz) und bemächtigte sich des Königs, gegen den Kromwell die Anklage auf Leben und Tod betrieb. Den 2. Januar 1649 brachte das Unterhaus eine Anklage des Königs auf Landesverrath vor das Haus der Lords; diese aber weigerten sich eines derartigen Prozesses und nun setzte das Unterhaus ein Gericht von 133 Personen nieder, theils aus seiner Mitte, theils aus Offizieren und Bürgern von London bestehend. Aber nur 70 von diesen unterzogen sich dem Auftrage, und die Hauptrollen übernahmen Kromwell, sein fanatischer Tochtermann Ireton und der General Harrison, Kromwells Adjutant und Abbild, welcher die Person des Königs seit dem 23. Dezember 1648 zu Windsor, seit dem 15. Januar 1649 im Palaste St. James bewachte. Am 20. Januar wurde das Gericht eröffnet, Karl anerkannte es nicht, wurde aber dessenungeachtet am 27. als Tyrann, Mörder und Feind der Nation zum Tode verurtheilt. Die Schotten protestierten; Frankreich und Holland verwandten sich für den König, und dessen Familie bat für ihn. Kromwell soll auch wirklich wegen der Vollziehung des Todesurtheils geschwankt haben, allein dies ist schwer zu glauben, denn da er einmal gegen den König so weit gegangen war, blieb ihm keine andere Wahl mehr übrig als dessen Ermordung. Jedenfalls dauerte sein Schwanken nur sehr kurze Zeit, denn schon am dritten Tage, den 30. Januar 1649, wurde der König auf dem schwarzbelegten Blutgerüste neben seinem Palaste Whitehall durch zwei vermummte Henker enthauptet. Karl hatte sich während seiner Gefangenschaft, vor dem Gericht und in den letzten Tagen mit königlicher Würde benommen und auch bei seinem letzten Gange zeigte er unerschütterliche Festigkeit. London trauerte bei seinem Tode, aber keine Hand erhob sich für ihn, so sehr fürchtete alles die Heiligen Kromwells.

Die englische Republik (1649—1660).

Das Parlament berief sofort die früher Ausgestoßenen wieder ein und ergänzte sich durch neue Wahlen auf 150 Mitglieder; das Oberhaus wurde aufgehoben, indem sich das Unterhaus zum Parlament von England erklärte. Ein Staatsrath von 42 Mitgliedern, zu drei Viertheilen aus dem Parlamente genommen, übte die Regierungsgewalt, und

ein Obergerichtshof urtheilte über Vergehen gegen den Staat. Kromwell überließ die neue Regierung sich selbst und zog zuerst gegen die Irländer, welche unter Lord Ormond gegen die Republik aufgestanden waren und alles bis auf Dublin erobert hatten. Schon 4000 Mann, die er vorausschickte, waren im Stande, das offene Feld zu behaupten, und als er selbst ankam, erstürmte er Drogheda und ließ alles niederhauen. Er übergab alsdann den Oberbefehl seinem Schwiegersohne Ireton, nach dessen baldigem Tode Fleetwood kommandierte, welcher in Kromwells Geiste fortfuhr. Die Bewaffneten wurden niedergehauen, 20,000 Weiber und Kinder in die Zuckerplantagen nach Jamaika verkauft, die Aecker an Engländer verkauft oder verschenkt, die Masse des Volkes aber nach Konnaught zusammengetrieben; der katholische Gottesdienst wurde bei Todesstrafe verboten, auf den Kopf eines Priesters der gleiche Preis wie auf einen Wolf gesetzt, die Katholiken aller Ehren und Würden für unfähig erklärt. Viele tausend Irländer entflohen aus ihrer unseligen Heimath, die zurückbleibenden Millionen aber fristeten ihr Leben als Bettler oder durch den Anbau des wenigen Bodens, der ihnen gelassen wurde; andere verbargen sich in Morästen und Wäldern und mordeten und brannten in den Ansiedelungen ihrer Unterdrücker; so blieb die Insel fortwährend im Kriegszustande.

In Schottland war die Gegenrevolution mit erneuter Stärke ausgebrochen; eine republikanische Regierung in England bedeutete für die Schotten nichts anderes als die Abhängigkeit ihres Landes von den Befehlen einiger wenigen Engländer, und dagegen sträubte sich ihr Nationalstolz. Deßwegen riefen sie den Prinzen von Wales aus Holland herbei und anerkannten denselben als König Karl II.; doch mußte er Presbyterianer werden, den Kovenant unterschreiben und den langen Predigten und Betstunden der unermüdlichen Presbyterianer beiwohnen, was gar nicht nach seinem Geschmacke war. Bei dieser drohenden Gefahr ernannte das Parlament Kromwelln zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte der Republik und gab ihm den Auftrag die Schotten zu bekämpfen.

Im Sommer 1650 rückte Kromwell mit 16,000 Mann über die schottische Gränze; die Schotten hatten aber unter Leslie zwischen Edinburgh und Leith eine verschanzte Stellung bezogen, in der sie Kromwell nicht angreifen konnte und in dem kleinen Kriege behaupteten sie eine solche Ueberlegenheit, daß Kromwell bereits entschlossen war, sein Heer wieder nach England einzuschiffen. Da zwangen die Geistlichen den schottischen General seine Stellung zu verlassen und zur Schlacht auszurücken. Als Kromwell die Schotten in die Ebene rücken sah, rief er aus: „sie kommen herunter, der Herr hat sie in unsere Hände gegeben", und schlug sie auch vollständig (bei Dunbar am 3. September). Mit dem Frühjahre 1651 drang er weiter in Schottland vor; der junge

König hatte bei Stirling abermals ein festes Lager bezogen, aber Kromwell fiel ihm in den Rücken und jetzt wagte Karl II. einen verzweifelten Einfall in England, indem er hoffte, sein Heer durch die englischen Royalisten verstärken zu können. Diese hatte aber der Schrecken vor Kromwell gelähmt und am 3. September, dem Jahrestage der Schlacht von Dunbar, vernichtete Kromwell Karls Heer bei Worcester. Unter großen Gefahren entkam Karl, auf dessen Kopf das Parlament einen hohen Preis gesetzt hatte, nach Frankreich, Kromwell aber zog triumphierend in London ein.

Kromwell Protektor (1653—1658).

Das Parlament belohnte den Sieger mit Ehren und eingezogenen Gütern, benutzte aber den Krieg gegen Holland, um die Armee, die es fürchtete, zu theilen. Einige Regimenter wurden auf die Flotte kommandiert; dagegen protestierte die Armee und forderte nun ihrerseits die Auflösung des Parlaments. Das Parlament aber wollte seine Macht befestigen und berieth zu diesem Zwecke; Kromwell ließ ihm jedoch nicht lange Zeit; mit 300 Mann begab er sich in den Sitzungssaal, richtete an alle Parlamentsglieder eine Strafpredigt und schickte sie fort; als sie sich entfernten, hielt er einzelnen in den derbsten Worten ihr Sündenregister vor; nachmittags trieb er auch den Staatsrath fort und war jetzt im Besitze der Gewalt. Dafür erhielt er Dankadressen von der Land- und Seemacht, sowie aus verschiedenen Theilen des Landes, die Stadt London aber bat ein neues Parlament zu berufen. Er that es; England schickte 128 Deputierte, Schottland 5, Irland 6; er hatte dafür gesorgt, daß nur religiöse Schwärmer, meistens Handwerker, gewählt wurden, die vom Staatswesen nicht das Mindeste verstanden. Dieses Parlament begann seine Arbeiten mit biblischen Reden und rief bei jeder Berathung den heiligen Geist zu Hilfe; es wollte Israels Verfassung einführen, Geistlichkeit und Universitäten abschaffen und mit den Holländern nichts zu thun haben, weil sie in das Irdische versunken seien. Diese Versammlung wurde bald zum Gespötte der Nation und hieß nach dem Gerber Barbone das Barboneparlament, Barbone selbst der „Verdammte", indem man dessen langen Vornamen „wenn Christus nicht für uns gestorben wäre, so wären wir alle verdammt", verkürzte. Das Parlament fühlte indessen seine Schwäche selbst und legte den 12. Dezember 1653 seine Vollmachten in Kromwells Hände nieder, was er auch nach tugendlichem Weigern annahm. Als aber eine Minderheit, 27 Mitglieder, ihre Sitzungen forthielt, schickte Kromwell einen Offizier; auf die Frage desselben, was sie machten, antworteten sie: „wir suchen den Herrn im Gebete"; der sei schon lange nicht mehr hier gewesen, entgegnete der Offizier und hieß sie gehen, wozu sie sich ohne Widerrede verstanden.

Nun trat Kromwells Kriegsrath als gesetzgebende Gewalt auf und gab der Republik eine neue Verfassung. Durch diese wurde **Kromwell** mit dem Titel **Protektor** (ein in England von altersher gebräuchlicher Titel für Regenten z. B. während der Minderjährigkeit des Königs) das lebenslängliche Haupt der Republik. Als Protektor erhielt er den Oberbefehl über die Land- und Seemacht und 20,000 Pfd. Sterl. jährlichen Einkommens. Mit dem Parlamente theilte er scheinbar die gesetzgebende Gewalt; bei Besetzung der höheren Staatsämter sollte er das Parlament beiziehen, im Falle eines Krieges dasselbe einberufen. Das Parlament selbst bestand aus 400 Mitgliedern aus allen Theilen des Reiches; Bedingung des Wahlrechts war eine jährliche Einnahme von 20 Pfd. Sterling; ausgeschlossen wurden nur die Katholiken und die, welche gegen das Volk die Waffen getragen hatten (die Royalisten). Das Parlament sollte alle drei Jahre einberufen und nur durch sich selbst aufgelöst, von dem Protektor nicht vor fünfmonatlicher Sitzung gegen seinen Willen vertagt werden können. Das Heer wurde auf 20,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Reiterei gesetzt und durfte nur durch den Protektor vermindert werden.

Kromwell ordnete den Staatshaushalt musterhaft und besetzte die Aemter mit tüchtigen Männern; Irland hielt er mit eiserner Gewalt unter seinen Füßen, nahm noch vielen Katholiken ihre Güter weg und verschenkte dieselben an seine Freunde. Schottland regierte er durch einen aus Engländern bestehenden Staatsrath, und 10,000 Mann, die er in den wichtigsten Plätzen vertheilt hatte, mußten die presbyterianischen Geistlichen und die unruhigen Lairds im Zaume halten. Gegen das Ausland entwickelte er dieselbe nachhaltige Kraft und führte glückliche Kriege. Dennoch wurde er seiner Macht nicht froh; daß er außer der katholischen Kirche und der englischen Hochkirche alle protestantischen Bekenntnisse duldete, war den Fanatikern ein Gräuel; die parlamentarischen Republikaner erzürnte er, weil er durch die Armee sich der höchsten Gewalt bemächtigt hatte; die Royalisten waren unversöhnlich und selbst das Heer unzufrieden, weil es nicht mehr wie während des Krieges befehlen und wirthschaften konnte. Eine Verschwörung löste die andere ab, aber Kromwell schien unerreichbar; das Heer säuberte er von feindlichen Elementen und hielt die strengste Disciplin. Am 3. September 1654 rief er ein Parlament ein, welches er frei hatte wählen lassen; er wollte durch dasselbe seine Gewalt, welche ihm die Armee übertragen hatte, gesetzlich bestätigen lassen. Dieses Parlament fing aber damit an, daß es die Gewalt des Protektors und seine Regierungshandlungen einer genauen Prüfung unterzog und nöthigte ihn dadurch, es vor dem gesetzlichen Termine heimzuschicken. Die Folge davon war eine über das ganze Reich verzweigte royalistische Verschwörung, die aber Kromwells

Wachsamkeit nicht zum Ausbruche kommen ließ und zu strengeren Maßregeln gegen die Royalisten führte.

Darauf ließ er 1656 ein zweites Parlament wählen, das für ihn günstiger ausfiel. Es erklärte die Stuarts der Krone verlustig, jeden Anschlag gegen den Protektor als Hochverrath und trug ihm endlich die Krone an. Mit schwerem Herzen schlug sie Kromwell aus, denn er konnte sich darüber nicht täuschen, daß die Soldaten keinen König dulden würden. Dafür bewilligte ihm das Parlament die Wahl seines Nachfolgers, ein regelmäßiges Staatsbudget, nahm ihm aber das Recht der willkürlichen Gesetzgebung (das Veto des Parlaments war nur auf 20 Tage giltig gewesen), der Ausschließung mißliebiger Parlamentsmitglieder, und stellte das Oberhaus wieder her. Am 26. Juni beschwor Kromwell die revidierte Verfassung feierlich. Aber das Parlament vom 20. Juni 1657 trat abermals gegen ihn auf, indem es die Gesetzlichkeit der Protektoratsgewalt untersuchte; dafür machte ihm Kromwell heftige Vorwürfe und löste es bereits am 4. Februar 1658 wieder auf. Unzufriedenheit und neue Verschwörungen erbitterten und ängstigten den Protektor, der zu dem Leben eines Tyrannen verurtheilt war; er schlief nie mehrmals nacheinander in einem und demselben Zimmer, umgab sich mit Wachen, trug einen Panzer unter seinem Kleide und war für jedermann schwer zugänglich; dies dauerte bis an seinen Tod, der noch im gleichen Jahre erfolgte.

Kromwell machte England dem Auslande so furchtbar, wie es noch unter keinem Könige gewesen war. Am schwersten traf er die Holländer, obwohl sie republikanisch und glaubensverwandt waren. Der erste englische Gesandte wurde im Haag von geflüchteten Royalisten ermordet und der zweite gröblich beleidigt; England verlangte die Ausweisung der Royalisten, und als die Generalstaaten darauf nicht eingingen, erklärte es den Krieg. Anfangs waren die Holländer unter ihren Seehelden Ruyter und Tromp den Engländern überlegen; diese erhielten aber in dem einfachen, strengen Republikaner Blake einen Admiral, welcher für die englische Flotte die Reihe jener großen Triumphe eröffnete, die bis heute fortgedauert haben. In einer dreitägigen Schlacht, 18., 19. und 20. Februar 1653, besiegte Blake die holländischen Admirale Tromp und Ruyter, und Blake und Monk, der vom General zum Admiral geworden, gewannen am 31. Juli des gleichen Jahres die Schlacht von Northforeland, in welcher Tromp getödtet wurde. Die Generalstaaten schloßen Frieden (15. April 1654) und mußten sich die vom englischen Parlamente gegebene Navigationsakte gefallen lassen; dieselbe verordnete, daß bei Strafe der Konfiskation von Schiff und Ladung Ausländer ferner keine anderen Waaren als die aus ihrem Lande selbst stammenden nach England einführen durften. Dadurch wurde der große Zwischen-

handel, den Holland zwischen England und der halben Welt betrieb, vernichtet, und darum hatten es die Holländer auf einen Krieg ankommen lassen; was durch die Navigationsakte den holländischen Kauffahrern entzogen wurde, kam natürlich den englischen zu gute, deren Rhederei schnell jede andere überflügelte.

Spanien haßte Kromwelln als Engländer und Protestanten; er verlangte nämlich von Spanien freien Handel nach Westindien und Aufhebung der Inquisition (Geld und Religion sind zu gleicher Zeit als Triebfedern wirkend), aber der spanische Gesandte antwortete, das hieße seinem Herrn beide Augen nehmen; Kromwell fing darauf Krieg an (1655), sobald er den holländischen Krieg beendigt hatte. Er schickte unter Blake eine Flotte in das Mittelmeer, welche jedoch mehr Schrecken verbreitete als Erkleckliches ausrichtete; sie zwang den Herzog von Savoyen, den Waldensern Gewissensfreiheit zu geben, und ängstigte den Papst, welchen Kromwell noch kurz vor seinem Tode bedrohte. Eine andere Flotte schickte er nach Westindien und diese eroberte die Insel Jamaika, eine der größten und schönsten der Antillen. Auch die Raubstaaten züchtigte er der Reihe nach und schärfte ihnen Respekt vor England ein. Er dachte an einen großen protestantischen Bund, den er als Protektor leiten wollte, aber im Sommer 1658 nahmen seine Kräfte zusehends ab, obwohl er sich selbst dessen nicht bewußt war. Auf seinem Todbette fragte er einen Geistlichen, ob jemand, der einmal in der Gnade gewesen sei, derselben verlustig werden könne; als ihm dieser antwortete, daß der einmal Auserwählte es für immer bleibe, so sagte Kromwell: „dann bin ich sicher; denn daß ich einmal in der Gnade gewesen bin, weiß ich gewiß", was uns beweist, daß die religiöse Schwärmerei, welche er zur Schau trug, wenigstens im Anfange nicht Heuchelei war. Er starb am 3. September 1658, am Jahrestage der Schlachten von Dunbar und Worcester; geboren war er den 24. April 1599.

Die englische Restauration.

Karl II. (1660—1685).

Nach Kromwells Tode wurde sein ältester Sohn Richard ohne Widerspruch Lord Protektor; er konnte sich aber nicht lange behaupten, denn er war kein Soldat und kein Staatsmann wie sein Vater, sondern ein friedfertiger und dem Vergnügen ergebener Mann. Das Parlament machte die Republik geltend, die Generale Monk und Lambert verfolgten eigene Pläne, und zuerst mußte das Parlament der Armee weichen. Das alte Rumpfparlament wurde wieder einberufen, Richard dankte ab und floh vor seinen Gläubigern in's Ausland. Der alte Oppositionsmann Haslerig wollte durch eine Bürgerwehr den General

Lambert festnehmen, aber es mißlang und die Armee jagte das republikanische Parlament abermals auseinander. Darauf regierte eine sog. Sicherheitskommission, in welcher Lambert die Rolle Kromwells durchzuführen gedachte; allein die Nation hatte derartige Zustände satt und der Wunsch nach Wiederherstellung des Königthums wurde allgemein. Das englische Heer stimmte mit diesem Wunsche nicht überein und es drohte ein neuer Bürgerkrieg, welchen der in Schottland kommandierende General Monk verhinderte; mit Karl, der noch flüchtig in den Niederlanden weilte, war er bald nach Kromwells Tode in Verbindung getreten und nun führte er seine Armee aus Schottland nach London, ohne daß jemand den Zweck seines Marsches kannte. Auch in London offenbarte er seine Absichten nicht sogleich, doch verhaftete er den gefährlichen Lambert, unterdrückte einen Aufstand der Bürgerschaft, löste (3. Febr. 1660) das Rumpfparlament auf und ließ ein neues wählen. Dieses bestand größtentheils aus Royalisten und beschloß die Wiederherstellung der Monarchie sowie die Berufung Karls auf den Thron. Nur Amnestie und Gewissensfreiheit wurden ausbedungen; denn lange Unterhandlungen hätten verderblich werden können, da die Armee und die Fanatiker sich der Wiederherstellung des Königthums entgegengesetzt hätten, wenn ihnen Zeit zur Besinnung gelassen wurde. Karl kam in sein Land zurück und hielt unter dem Jubel des Volkes (nur die Armee blieb still) seinen Einzug in London (29. Mai 1660). Diejenigen, welche an dem Königsmorde unmittelbar Antheil genommen hatten, wurden hingerichtet, unter ihnen General Harrison, der nicht die mindeste Reue zeigte; Kromwells, Iretons und Bradshaws Leichen (letzterer hatte dem Blutgerichte über den König präsidiert) wurden ausgegraben und an den Galgen gehängt; viele der alten Revolutionäre entflohen auf des Festland. Auch die Staatskirche wurde wieder hergestellt, die Uniformitätsakte wieder zum Gesetze erhoben und die presbyterianischen Inhaber geistlicher Pfründen von denselben ausgetrieben. Karl II. erfüllte aber die Erwartungen des englischen Volkes sehr schlecht; der reichen Mitgift wegen heirathete er eine portugiesische Prinzessin, vernachläßigte sie jedoch und hielt sich Buhlerinnen. Bei seiner Verschwendung gerieth er bald in Geldnoth und verkaufte an Frankreich die Eroberung Kromwells über die Spanier, Dünkirchen, für 5 Millionen Livres. Diese waren bald wieder verpraßt; darauf fing er (1664) mit den Holländern Krieg an — theils aus Rache für Beleidigungen, theils in der Hoffnung, bedeutende Summen zu gewinnen. Anfangs siegte die englische Flotte, aber Ruyter, Tromps Nebenbuhler und dessen Nachfolger im Oberbefehle, wandte das Glück wieder auf Seite der Holländer, siegte in zwei Seeschlachten, drang selbst in die Mündung der Themse und verbrannte die englischen Schiffe im Hafen von Sheerneß (10. Juni 1667). Da auch Frankreich und Dänemark sich

für Holland erklärten, fand Karl für gut, 1667 in Breda Frieden zu schließen. Bald darauf fiel der Minister Klarendon in Ungnade, der bisher die Geschäfte geleitet hatte, und der König ernannte zu seinen Ministern: Klifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauderdale, welches Ministerium nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder das Kabal-Ministerium genannt wurde. Anfangs schlug es die nationale Politik gegen das Ausland ein und schloß mit Schweden und den Generalstaaten die sogenannte Tripelallianz, durch welche der eroberungssüchtige Ludwig XIV. von Frankreich zu dem Aachener Frieden genöthigt wurde (1668); bald aber machte Karl II. die englische Politik zur Dienerin Frankreichs. Gegen einen Jahresgehalt von 3 Mill. Livres und 2 Mill. Hilfsgeldern erklärte er (1672) den Krieg an die Generalstaaten zur großen Unzufriedenheit des englischen Volkes, daher er von dem Parlamente auch keine außerordentlichen Mittel zur Deckung der Kriegssteuern erhielt und bereits nach kaum zweijährigem Kriege 1674 Frieden schließen mußte. Zu allem diesem wurde König Karl nun auch des Katholicismus verdächtig, gegen den das protestantische England zu jener Zeit von einer wahnsinnigen Wuth ergriffen war. An allem Uebel, welches England traf, mußten die Katholiken und besonders die Jesuiten Ursache sein. Als 1666 beinahe ganz London verbrannte (über 13,000 Häuser), so mußten es die Katholiken in Brand gesteckt haben; dies wurde in die Denksäule des Brandes eingeschrieben und war bis in die neueste Zeit zu lesen, obwohl kein Mensch mehr an die teuflische Lüge glaubte. Zu jenem Glauben an des Königs katholische Gesinnungen (die allerdings vorhanden waren, aber bei der leichtsinnigen Natur Karls nicht tief griffen) hatten besonders die königlichen Indulgenzen Veranlassung gegeben, vermöge deren Karl Katholiken und Dissenters von den gesetzlichen Strafen dispensierte und mit Aemtern betraute. Deßwegen erzwang das Parlament schon 1673 den Testeid, in welchem jeder, der ein militärisches oder bürgerliches Amt übernahm, beschwören mußte, daß er nicht an die Gegenwart Christi im Abendmahle glaube. Im Jahre 1678 wurde plötzlich das Gerücht verbreitet, die Katholiken hätten eine große Verschwörung gegen das Leben des Königs angestiftet, und nun erging eine wüthende Verfolgung, besonders gegen angesehene Katholiken und Geistliche. Ein meineidiger anglikanischer Theologe Oates und ein verurtheilter Straßenräuber Bedlo waren die Zeugen, auf deren Aussage über 2000 Menschen eingekerkert, noch mehrere vertrieben und ihres Vermögens beraubt, und viele, darunter der Sekretär des Herzogs von York, des königlichen Bruders, der Graf Strafford u. a. hingerichtet wurden. Oates machte immer neue Entdeckungen, und obwohl der König und die vernünftigeren Bürger den gräßlichen Trug durchschauten, so wagten sie

es doch nicht, Einhalt zu verlangen oder zu gebieten, aus Furcht vor dem fanatischen Pöbel und noch mehr vor denen, welche den Pöbel als Werkzeug gegen den König benutzen wollten. Unter diesen stand Graf Shaftesbury, als Mitglied des Kabalministeriums Lord Ashley genannt, ein wüthender Oppositionsmann, seitdem er nicht mehr im Ministerium saß, als Leiter oben an. Karl wollte dieser Art von Schreckensherrschaft durch die Auflösung des Parlaments ein Ende machen, allein das neue Parlament war gegen die Katholiken wo möglich noch feindseliger, und der Verdacht, der König stehe mit Frankreich in Verbindung um den Protestantismus und die englische Verfassung zu stürzen, gab sich so drohend kund, daß der König sein Ministerium entlassen und ein neues unter Shaftesburys Leitung ernennen mußte. Unter diesem Ministerium kam (1679) die Habeaskorpusakte zu Stande, welche den Gerichten aufs genaueste vorschreibt, in welchen Fällen und wie ein englischer Unterthan verhaftet werden darf. Dies darf nicht geschehen ohne einen schriftlichen Befehl der betreffenden Behörde, in welchem die Ursachen der Verhaftung angegeben werden; der Verhaftete muß innerhalb einer bestimmten Frist, in der Regel drei Tage, vor das ordentliche Gericht gestellt und darf in kein Gefängniß außerhalb seiner Grafschaft gesetzt werden; das Gesetz bestimmt ferner genau, in welchen Fällen der Gefangene gegen Bürgschaft in Freiheit zu setzen ist. Nur durch Parlamentsbeschluß kann die Habeaskorpusakte suspendiert werden, aber die Minister bleiben dennoch dem Parlamente für die vorgenommenen Verhaftungen verantwortlich; indessen wurde ihnen noch immer (1793, 1794, 1817) die bill of indemnity gegeben, durch welche sie gegen die Klagen auf Schadloshaltung sichergestellt wurden. Auf die Verletzung der Habeaskorpusakte durch Gerichtsbehörden, Gefangenwärter u. s. w. sind die strengsten Strafen gesetzt, gegen welche niemand schützen kann, auch der König nicht. Diese Akte war damals ein Sieg über den König, indem dieselbe seine Gegner ziemlich sicherstellte; es durfte ein Beamter nur zu jener Partei gehören, welche die Katholiken und den König in einer fortwährenden Verschwörung gegen den Protestantismus und das Parlament glaubte, so weigerte er sich gewiß, gegen eine Person seiner Parteifärbung einen Verhaftsbefehl zu erlassen, wenn gegen dieselbe vom Hofe her eine Anschuldigung erhoben wurde.

Gegen die Katholiken wütheten Shaftesbury und das Parlament unausgesetzt fort, für diese galt die Habeaskorpusakte nicht; als sie aber auch den 70jährigen Lord Howard hinrichten ließen und eine Bill zur Ausschließung des königlichen Bruders Jakob, weil derselbe katholisch war, durchsetzen wollten, löste der König das Parlament auf, und that dies im folgenden Jahre noch einmal, als es denselben Geist zeigte. Endlich wurde das englische Volk der Katholikenhatze selbst müde, und

da der König in Folge seiner französischen Subsidien mit den gewöhnlichen Steuern auskam und des Unterhauses zu keiner außerordentlichen Bewilligung bedurfte, so gab sich England zufrieden, obgleich der König ohne Parlament regierte. Als dergestalt den Feinden des Königs der parlamentarische Operationsboden entzogen war, so stiegen sie zur gemeinen Verschwörung herab. Das Komplott vom Ryehouse (1681) zur Ermordung des Königs wurde jedoch entdeckt und seinen Urhebern verderblich, das Volk selbst gegen die unruhige Partei erbittert. In den Verschwörungsprozeß wurden auch zwei Engländer aus den vornehmsten Familien verflochten, Algernon Sidney und ein Lord Russell. Diese Herren hatten auf den Tod des Königs hin den Plan entworfen, das Land in Aufstand zu versetzen und entweder die Republik oder Karls natürlichen Sohn, den Schwachkopf Monmouth, als König auszurufen; zu diesem Zwecke vereinigten sie sich mit den Unzufriedenen aller Farben und kamen auch mit den Verschwörern vom Ryehouse in Verbindung. Sidney und Russell kannten, wie allgemein angenommen wird, den Plan zur Ermordung des Königs nicht; ob aber alle vornehmen Theilnehmer an der Verschwörung, die nach des Königs Tode gegen seinen Bruder ausbrechen sollte, von dem beabsichtigten Tode des Königs nichts wußten, ist eine andere Frage. Das Gericht verurtheilte Sidney und Russell zum Tode und beide bluteten unter dem Henkerbeile; beide verdanken es nur dem Katholikenhasse der Engländer und Karls II. unwürdiger Politik dem Auslande gegenüber, daß sie als Martyrer für die Freiheit angesehen werden, denn sie hatten der gerichtlichen Ermordung des Grafen Strafford und Lord Howards ruhig zugesehen und ihr Freund Shaftesbury hatte sich zum Haupturheber jenes Verbrechens gemacht. Letzterer entkam glücklich nach Holland und leitete von dort aus eine neue Verschwörung; sein baldiger Tod befreite den König von seinem gefährlichen ehemaligen Minister (1683). Auch Karls Sohn, der Herzog von Monmouth, der um die Gunst des Volks auf jede Weise buhlte, fand für gut, nach Holland zu entfliehen. Das englische Volk bewies seine Abneigung gegen die Republikaner durch seine Ruhe, die selbst dann nicht gestört wurde, als des Königs katholischer Bruder Jakob seine Aemter, darunter auch das eines Großadmirals, wieder übernahm. Karl starb am 6. Febr. 1685 und nahm auf dem Todbette die Tröstungen der katholischen Religion; nichtsdestoweniger verbreitete man das Gerücht, er sei von den Katholiken vergiftet worden! Von Karl sagen die Engländer: „er war ein König, der nie etwas Unwürdiges sprach und nie etwas Würdiges that"; dennoch war er populär bei dem gemeinen Manne.

Zweites Kapitel.

Frankreich unter Ludwig XIII. (1610—1643).

Kardinal Richelieu. Die Hugenotten.

Wir haben während des dreißigjährigen Krieges gesehen, wie sich dieser König oder vielmehr sein Minister, der Kardinal Richelieu, mit den Schweden und deutschen Reichsfürsten verband und an Deutschlands Verwüstung und Beraubung Antheil nahm. Aehnlich verfuhr er gegen Spanien, das unter jedem Könige tiefer herunter kam, und entriß ihm Bearn und Roussillon; als sich Katalonien und Aragonien empörten, sagte er ihnen Hilfe zu, und nur sein Tod und die neuen Unruhen in Frankreich verhinderten die Ausdehnung der französischen Herrschaft bis an den Ebro. Unter Richelieu wurde auch die Anlage überseeischer französischer Kolonieen betrieben, z. B. in Kanada, auf Neufundland, Martinique, Guadeloupe, St. Domingo, in Kayenne und am Senegal.

Richelieu machte aber nicht allein Frankreich mächtig und gefürchtet, er vollendete auch den Bau der Königsmacht, welchen Ludwig XI. schon weit gefördert hatte. Bevor Richelieu den König Ludwig XIII. leitete, war Frankreich von Unruhen heimgesucht, welche die Großen erhoben, und von einem neuen Hugenottenkriege, den ebenfalls vornehme Herren, nämlich die Prinzen Rohan und Soubise, entzündet hatten. Erst 1624 kam Richelieu in den Staatsrath und wurde der eigentliche Regent Frankreichs. Seine erste große Unternehmung war die Unterwerfung der Hugenotten; diese waren besonders im Süden und Westen zahlreich und bildeten eigentlich einen bewaffneten Bund mitten im Staate; sie hatten durch ihre kirchliche Organisation zugleich eine politische erhalten, waren gut bewaffnet und im Besitze starker Festungen. Alle Unruhen der Großen fanden von Anfang an ihren Rückhalt in den Hugenotten und wurden eben dadurch so gefährlich. Ihre neue Schilderhebung benutzte nun Richelieu zu ihrer vollständigen Unterwerfung; er eroberte ihre starken Festungen Nimes, Montauban, Montpellier und nach 14monatlicher Belagerung ihren Hauptwaffenplatz La Rochelle, den die englische Flotte unter Buckingham vergeblich zu entsetzen versuchte. Richelieu hatte nämlich die Stadt auch von der Seeseite her durch einen Damm eingeschlossen, ein Riesenwerk, wie sonst nur Belagerungen im Alterthume aufweisen; die Hugenotten ergaben sich nicht eher, als bis Hungersnoth und Seuchen sie wehrlos machten (1628). Richelieu nahm denselben nur die Waffen aus der Hand und unterdrückte ihre besonderen Rechte, ließ ihnen dagegen die Religionsfreiheit und stellte sie in den bürgerlichen Rechten den Katholiken gleich.

Sein Kampf gegen die Großen war für ihn gefährlicher als der gegen die Hugenotten, denn der König war mehr als einmal auf dem

Punkte, seinen allmächtigen Minister, dessen geistige Ueberlegenheit er anerkannte und haßte, fallen zu lassen. Die Königin-Mutter und ihr zweiter Sohn, der Herzog von Orleans, versuchten den Kardinal zu verderben; allein der König wurde von Richelieu überzeugt, daß der Herzog von Orleans nach der Krone strebe und in diesem Vorhaben von den Großen unterstützt werde, und willigte ein, daß seine Mutter Maria von Medici nach Köln verbannt wurde, wo sie Richelieu in Armuth sterben ließ. Der Herzog von Orleans wurde durch Waffengewalt aus dem Lande vertrieben und Richelieu gab bei dieser Gelegenheit dem Adel eine furchtbare Lektion: ein Montmorency, also ein Adeliger vom höchsten Range, der an dem Aufstande des Herzogs von Orleans lebhaften Antheil genommen hatte, mußte in Toulouse dafür unter dem Beile des Scharfrichters sterben. Der Herzog von Lothringen, dessen Schwester der Herzog von Orleans gegen den Willen des Königs geheirathet hatte, wurde in den Prinzenkampf verwickelt, und Richelieu benutzte diese Gelegenheit zur Besetzung lothringischer Festungen und hielt so Lothringen in den Klauen. Eine Verschwörung, die des Königs Liebling Cinq-Mars, ein junger Edelmann, angestiftet hatte, in welche auch die Königin-Mutter, der Herzog von Orleans und der von Bouillon verwickelt waren, endete mit der Hinrichtung des Cinq-Mars und seines Vertrauten de Thou, der Herzog von Bouillon aber verlor die Stadt Sedan an der Maas.

Ebenso wenig als den bewaffneten Trotz des Adels duldete Richelieu die Einmischung des Parlaments in seine Regierung. Dem Parlamente (ursprünglich der oberste königliche Gerichtshof in einer Provinz; das Pariser war als am Sitze der Regierung befindlich das Landesparlament geworden) wurden alle neuen Gesetze und Verordnungen vorgelegt, aus dem ganz natürlichen Grunde, weil der höchste Gerichtshof jedes neue Gesetz kennen mußte; dasselbe registrierte die neuen Gesetze, und seit Karl VII. legte es sein Veto gegen Gesetze ein, die ihm unrecht schienen, indem es sich weigerte, dieselben einzuregistrieren; nur wenn der König selbst in der Sitzung erschien (lit de justice), durfte gegen den königlichen Willen keine Einrede erhoben werden. Richelieu wies Einwendungen des Parlaments scharf zurück und zwang es auch wohl zur Abbitte, und da er auch die allgemeinen Stände nie zusammenrief (1626 waren sie das letztemal versammelt), so war jede Schranke gegen die königliche Gewalt beseitigt. Daß sich die Beamtenaristokratie nicht zu einer öffentlichen Macht entwickle (die Beamtungen wurden gekauft und blieben gegen eine bestimmte Abgabe in der Familie erblich), verhütete er durch die Aufstellung von Intendanten oder Oberaufsehern, die bloß von der Regierung abhängig waren.

Er gründete außer der geheimen Polizei auch die Pariser Akademie, deren 40 Mitglieder, die sich selbst ergänzen, für lange Zeit

der oberste Gerichtshof der französischen Sprache und des französischen Geschmackes in den schönen Wissenschaften gewesen sind.

Richelieu starb mit Ehren und Gütern überreich belohnt 1642; in ihm ist ein großer Politiker gestorben, sagte der König Ludwig XIII. und nahm den von ihm empfohlenen Kardinal Mazarin, einen Italiener, zu Richelieus Nachfolger.

Drittes Kapitel.

Ludwig XIV. (1643—1715). Krieg der Fronde (1648—1653). Spanischer Krieg und pyrenäischer Frieden (1659). Kardinal Mazarin.

Ludwig XIII. starb 1643, sein Sohn Ludwig XIV. war erst fünf Jahre alt, und Frankreich sollte einer Regentschaft gehorchen, in der die Königin-Mutter, Anna von Oesterreich (Tochter Philipps III. von Spanien), zwar den ersten Platz inne hatte, der Kardinal Mazarin aber Regierungsgewalt übte. Der Adel wie das Parlament hoffte unter einer Weiberregierung die verlorenen Rechte wieder zu gewinnen; daher trug eine Partei Edelleute, an ihrer Spitze der Herzog von Beaufort, bei dem Parlamente auf die Nichtigkeitserklärung des königlichen Testamentes und damit auf die Auflösung des Regentschaftsrathes an. Das Parlament ging willig darauf ein und Anna wurde alleinige Regentin, zeigte aber keineswegs Lust, die von Richelieu der Krone erworbenen Rechte wieder an den Adel und das Parlament abzugeben, gestattete vielmehr dem Kardinale den größten Einfluß auf ihre Regierung, und die getäuschten Herren mußten einen andern Weg einschlagen. Nach dem westfälischen Frieden, der Frankreich so vortheilhaft war, weigerte sich die Oberrechnungskammer des Pariser Parlaments die gleichen Steuersätze zu registrieren wie während der Kriegsjahre. Der Hof ließ einige Parlamentsräthe festnehmen, um dadurch die anderen einzuschüchtern; allein die Pariser bauten Barrikaden und erzwangen die Befreiung der Räthe. Nun schloß sich die Partei der getäuschten Edelleute an das Parlament und die Bürgerschaft an und damit begann der Krieg der Fronde (der Raisonnierpartei). Der Hof ließ Paris durch den großen Kondé blockieren, aber da alle Prinzen sich gegen Mazarin aussprachen, gab Anna nach und schloß einen Vertrag, der jedoch den Streitpunkt nicht erledigte, weil die Prinzen nicht den Einfluß erhielten, den sie verlangten. Die Verhaftung des Kondé, Longueville und Konti führte zu einem Aufstand der Provinzen; der Marschall Turenne nahm den Titel eines Generallieutenants der königlichen Armee zur Befreiung der Prinzen an und zog ein spanisches Hilfskorps aus den Niederlanden an sich. Er wurde zwar bei Rethel von Mazarins Truppen gänzlich geschlagen,

und dieser kehrte triumphierend nach Paris zurück, allein die Stadt beugte sich nicht, sondern forderte unter den Waffen stehend Mazarins Entfernung und dieser entfloh nach Köln, lenkte aber von da aus die Regentin. Doch entzweiten sich die Herren selbst nach dem errungenen Siege; Turenne wurde durch die Regentin gewonnen, der Koadjutor des Erzbischofs von Paris, der geistreiche und ränkevolle Kardinal Retz, durch Mazarin, und Kondé, der die Regierungsgewalt an sich gerissen hatte, entging der Bastille nur durch die Flucht in seine Statthalterschaft Guyenne. Von Bordeaux eröffnete er einen förmlichen Krieg gegen die Regentschaft oder den König, der 14jährig (1651) zum Scheine die Regierung übernommen hatte. Es gelang Kondé sich nach Paris zu werfen, das noch immer unter den Waffen stand, aber gerade jetzt der Wirren müde wurde, als es einsah, daß die Prinzen nicht gegen die Steuern, sondern nur für die Vergrößerung der eigenen Gewalt zu den Waffen gegriffen hatten. Die Stadt verlangte von dem jungen Könige Mazarins Entfernung und allgemeine Amnestie, was bewilligt wurde. Kondé zog sich in die Champagne zurück, wo er sich mit lothringischer Hilfe halten wollte, und ging dann nach Spanien, in dessen Dienst er ruhmlose Waffen gegen sein Vaterland führte und endlich froh war, als ihm der König verzieh und seine Güter zurückgab. Im Jahre 1653 durfte Mazarin wieder nach Paris zurückkehren und wurde nun der allgewaltige Minister, wie Richelieu lange gewesen war. Adel und Parlament mußten schweigen, und während das Gerichtswesen, die Finanzen, die Seemacht und der Handel unter ihm tiefer sanken, hob er Frankreichs Macht durch einen glücklichen Krieg mit Spanien. Dieser dauerte bereits mit einigen Unterbrechungen seit 1635; Mazarin machte selbst mit dem Königsmörder Kromwell gegen Spanien Bündniß, und da dieses von England, Frankreich, Savoyen angegriffen wurde, Portugal abfiel, Katalonien, Aragonien, Andalusien und Neapel revoltierten, so mußte sich König Philipp IV. von Spanien wohl zu einem Friedensschlusse bequemen. Er wurde auf der Fasaneninsel im Bidassoaflusse unterzeichnet und wird der pyrenäische Friede genannt. Spanien trat vollends ab, was es noch jenseits der Pyrenäen besaß (Perpignan, Konflans), wodurch dies Gebirge die Gränze beider Reiche wurde. In den Niederlanden verlor Spanien Artois, Theile von Flandern, Hennegau und Luxemburg, mit den festen Städten: Arras, Hesdin, Gravelingen, Landrecy, Quesnoi, Thionville, Montmedy, Marienburg und Philippeville (1659); Ludwig aber heirathete die Infantin Maria Theresia, die zuvor allen Ansprüchen auf die spanische Thronfolge entsagte. Im Jahre 1661 starb Mazarin und hinterließ seinen Verwandten ein ungeheures Vermögen in Geld und Gütern. Mit seinem Tode beginnt die Selbstherrlichkeit Ludwigs XIV.

Ludwigs XIV. glückliche Kriege.

Der junge König bewies seinen Beruf zur Herrschaft dadurch, daß er unter seinen Dienern die brauchbarsten für jedes Geschäft auswählte. Der Finanzminister Kolbert (1661—1683) verwaltete sein Amt so vortrefflich, daß er ohne großen Steuerzwang die ungeheuren Summen für den Krieg, für die Bestechung der fremden Minister und für die Pracht des Hofes aufbrachte, und doch gleichzeitig der Industrie und dem Handel Frankreichs einen Aufschwung gab, daß es auch hierin in die Vorderreihe der Nationen trat. Der Kriegsminister Louvois organisierte das Heerwesen und schuf dem Könige stehende, gut ausgerüstete und schlagfertige Armeen, was die anderen Staaten nachahmen mußten; aber Frankreich hatte den Vortheil, welcher demjenigen immer zufällt, der eine passende Einrichtung zuerst trifft. Die Marschälle Kondé, Turenne und Luxemburg vervollkommneten die Taktik Gustav Adolfs und gaben der französischen Kriegskunst eine lang dauernde Ueberlegenheit; Vauban aber war der Meister in der Kunst, Plätze zu befestigen und befestigte zu belagern. Mazarin hatte die französischen Kriegsschiffe in den Häfen verfaulen lassen, unter Ludwig erschienen Flotten von zahlreichen Linienschiffen in allen Meeren, und Admirale wie Du Quesne, Tourville und Bart kämpften mit den Engländern und Holländern um die Herrschaft der Meere.

Mazarin wollte, als Ferdinand III. den 30. Mai 1657 starb, seinen jugendlichen Herrscher zum Kaiser erheben lassen, damit er mit dem Titel des ersten Herrn der Christenheit die Ansprüche desselben erneuern könnte. Mit 110,000 Thalern und 40,000 Thalern jährlicher Pension erkaufte er Kurpfalz; auch Köln, Mainz und Bayern waren auf der Seite der Franzosen, aber die anderen Kurfürsten waren gegen eine solche Wahl, die nothwendig zu einem Kriege zwischen Frankreich und Habsburg geführt hätte. Nur damit Habsburg die Kaiserwürde nicht erhalte, bot Mazarin dem Kurfürsten von Bayern 4 Millionen Thaler an, wenn er sich selbst zum Kaiser wählen lasse, was Bayern jedoch zu niederträchtig fand, und so wurde den 18. Juli 1658 Leopold I. gewählt. Wie sehr aber der französische Einfluß überall herrschte und wie es im heiligen römischen Reich aussah, beweist Artikel 13 der Wahlkapitulation; dieser schreibt nämlich dem Kaiser vor: ohne den Willen der Fürsten keinen Krieg anzufangen; keinen Feind der Krone Frankreich zu unterstützen; in den Ländern der Kurfürsten keine Festung zu bauen und alte nicht wieder herzustellen; kein Hilfsheer nach Burgund oder Italien zu schicken, dagegen darf die Krone Frankreich deutschen Reichsständen Hilfe leisten, welche sie darum angehen. Im gleichen Jahre noch wurde ein rheinischer Bund zwischen den drei geistlichen Kurfürsten, dem Bischof von Münster, dem König von Schweden als Herzog von Bre-

men und Verden, Pfalzneuburg, beiden Hessen und Braunschweig „zur Erhaltung des westfälischen Friedens und gegenseitiger Vertheidigung" abgeschlossen. Warum Deutschland nicht einschreitet, wenn Ludwig die Niederlande wegnimmt, läßt sich aus diesen Aktenstücken recht wohl begreifen.

Erster spanischer Krieg (1667—1668). Aachener Friede (1668).

Als Philipp IV. (1621—1665) gestorben war, sprach Ludwig im Namen seiner spanischen Gemahlin die Niederlande an nach dem in denselben geltenden Devolutionsrechte (bei Privaterbschaften). Fast ohne Schwertstreich eroberte der König in eigener Person die Franche-komté, nach der es Ludwig XI. 1477 so sehr gelüstet hatte, seine Marschälle aber drangen in die spanischen Niederlande ein und nahmen eine feste Stadt nach der andern weg; denn das heruntergekommene Spanien konnte keine Heere mehr aufstellen, und die Holländer waren ebenso wenig gerüstet und suchten vorerst Zeit zu gewinnen, daher der Großpensionär (der Präsident der Republik) Johann de Witt mit Ludwig einen Vertrag zur Theilung der spanischen Niederlande unterhandelte. Aber in der Stille arbeitete er an einem andern Werke, wobei ihn der englische Gesandte William Temple getreu unterstützte: England und Holland schloßen mit Schweden die sogenannte Tripelallianz, welche den französischen König zum Frieden nöthigte. Er gab die Franche-komté heraus, behielt aber den bereits eroberten Theil von Flandern mit Charleroi, Ath, Oudenarde, Douay, Tournai und Lille, das von Vauban zu einer Hauptfestung umgeschaffen wurde (Aachener Friede vom 2. Mai 1668).

Krieg gegen Holland (1672).

Wie einst der König der Könige, Darius Hystaspis, es den Atheneru nicht verzeihen konnte, daß sie ihm Sardes verbrannt hatten, ebenso erzürnt war Ludwig XIV., der den Beinamen des Großen angenommen hatte, gegen die Republik Holland, weil sie es gewagt hatte, seinen Siegeslauf zu hemmen; aber vorsichtiger als der asiatische Großkönig bereitete Ludwig Alles so vor, daß ihm nach menschlicher Berechnung die ausersehene Beute nicht entgehen konnte. Unter den deutschen Herren mißtraute er dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, daher schloß er einen Bund mit Schweden, das mit dem Brandenburger wegen Pommern in gespannten Verhältnissen war, um es gegen ihn loszulassen, sofern er sich gegen Frankreich rühren würde. Den König Karl von England erkaufte er mit einigen Millionen, so daß dieser nicht nur für den ehemaligen Tripelalliierten nicht einschritt, sondern sich selbst zum Kriege rüstete. Spanien war nicht zu fürchten und Deutschland war bereits geködert. In Wien nämlich hatte er den

ersten Minister des Kaisers, den Fürsten Lobkowitz, gewonnen, der fortan einen Krieg gegen Frankreich um jeden Preis zu verhindern suchte. Den 1. Novbr. 1671 schloß Ludwig mit dem Kaiser einen Vertrag, keinen der beiderseitigen Feinde zu unterstützen, Streitigkeiten friedlich auszugleichen, und der Kaiser versprach überdies sich nicht einzumischen, wenn wegen des Aachener Friedens außerhalb Deutschland Krieg entstände. Der Erzbischof von Köln, der Bischof von Münster, ein kriegerischer Herr van Galen, der Bischof von Osnabrück, Johann Friedrich von Hannover, Christian von Mecklenburg-Schwerin machten mit Frankreich förmliches Bündniß; Sachsen, Bayern, Wirtenberg, Mainz, Trier u. s. w. versprachen Neutralität. Die Unterhändler Frankreichs waren die drei Brüder Wilhelm, Hermann und Franz Egon von Fürstenberg (dieser zugleich Bischof von Straßburg), welche Leopold 1664 in den Reichsfürstenstand erhoben hatte. Es kümmerte daher Deutschland nicht im mindesten, als Ludwig 1670 den Herzog Karl von Lothringen verjagte und dessen Land besetzte; was sollte es sich der Holländer annehmen, die sich längst von Deutschland getrennt und demselben möglichst vielen Schaden gethan hatten? Allerdings hatten die Holländer nichts besseres um Deutschland verdient, aber sie den Franzosen überlassen — hieß eine Mauer des eigenen Hauses einreißen. In der guten Jahreszeit ging der König persönlich zu der großen Armee, welche unter Kondé, Turenne und Vauban gegen Holland vorrückte. Dieselbe umging die spanischen Niederlande und marschierte über kölnischen Stiftsboden gegen Holland, indem Ludwig sich als Rächer der von den Republikanern beleidigten Majestät der Könige proklamierte. Durch kölnische und münstersche Truppen verstärkt erzwang er den Uebergang über den Rhein bei Tollhuis, den die französischen Dichter besangen, und drang in das Herz der Generalstaaten ein. Wesel und Rheinsberg (brandenburgische Festungen, in denen Holland das Besatzungsrecht hatte) wurden von ihren Kommandanten feige übergeben, Nymwegen, Deventer, Bommel u. s. w. hatten das gleiche Loos, der Großpensionär Johann de Witt rieth zu Unterhandlungen mit Frankreich, und die Deputierten, welche dagegen sprachen, blieben in der Minderheit. Aber die Stände der Provinz Seeland faßten den Entschluß, ihre Religion und Freiheit mit Gut und Blut zu vertheidigen, an keinem Vertrage mit Frankreich Theil zu nehmen, den Prinzen von Oranien herbeizurufen und im Nothfalle sich eher an den König von England zu ergeben. Denn auch dieser hatte angegriffen; die Holländer unter dem ergrauten Seehelden Ruyter und Kornelius de Witt schlugen sich in heißen aber unentschiedenen Schlachten mit der englisch-französischen Flotte, und erst im folgenden Jahre gelang es Ruyter, die Engländer zu besiegen und von der offenen See zu vertreiben. Zum Glücke für Holland

folgte Ludwig dem Vorschlage des Ministers Louvois, zuerst die holländischen Festungen wegzunehmen, statt dem des kühnen Kondé, der gerade auf Amsterdam losgehen wollte, und so gewannen die Holländer allmählig Fassung und Muth. Der 22jährige Wilhelm von Oranien folgte Seelands Rufe augenblicklich und ermunterte das Volk, indem er die Vertheidigung anordnete. Er trug aber einen tödtlichen Haß gegen Johann de Witt und dessen Bruder in sich; denn sie waren das Haupt der aristokratisch-republikanischen Partei, welche das Haus Oranien, dessen monarchisches Gelüsten kein Geheimniß war, von der Statthalterwürde ausschloß, und 1667 hatte de Witt das sogenannte ewige Edikt durchgesetzt, durch welches die Statthalterwürde für immer aufgehoben wurde. Die Partei de Witts, welche die letzte Zeit die Generalstaaten geleitet hatte, war von dem französischen Kriege überrascht worden, die Festungen waren nicht im Vertheidigungszustande, die Zeughäuser schlecht versehen und wenig geworbene Soldaten in den vielen Gränzplätzen. Unter dem Volke wurde nun verbreitet, die Brüder de Witt hätten Holland an den König von Frankreich verkauft, und ein Pöbelaufstand im Haag raubte beiden das Leben. Sie wurden niedergeschlagen und dann buchstäblich in tausend Stücke zerrissen; es geschah dies nach der alten Taktik der Oranier: die Volkswuth loszulassen und gegen ihre Feinde zu richten. Oranien hoch! war jetzt das Losungswort der Holländer, die seitdem auch besser Stand hielten. Aardenburg wurde gegen den Marschall d'Ankre behauptet, die 20,000 Münsterer und Kölner konnten Gröningen nicht erobern, obwohl sie es mit Kugeln überschütteten, und bei Köverden verlor der Bischof von Münster über 1000 Mann, welche bei einem Dammbruche ertranken. Nun kehrte Ludwig nach Frankreich zurück zu seinen Festen und Buhlerinen, denn im Kriegslager gefiel es ihm in die Länge nicht.

Allgemeiner Krieg (1673—1678). Friede von Nymwegen (1679).

Allmählig erhielten die Holländer Bundesgenossen; der Kurfürst von Brandenburg zog zuerst aus, weil er seine klevische Erbschaft zu verlieren fürchtete, und endlich schickte der Kaiser seinen trefflichen Feldherrn Montekukkuli mit einem Heere an den Rhein; der Minister Lobkowitz lähmte aber seine Thätigkeit fortwährend, so daß Montekukkuli äußerte, er wolle sich seine Befehle lieber gerade aus Paris statt auf dem langen Umwege über Wien kommen lassen. Als er trotz Turennes Manövern die Vereinigung mit dem Kurfürsten bewirkt hatte, erhielt er den Befehl nach Frankfurt zu marschieren und unthätig zu bleiben; er ging aber bei Mainz über den Rhein und machte Miene in Frankreich einzufallen. Turenne eilte nun an den Mittelrhein, aber der Kurfürst schloß Frieden mit Frankreich, dessen König abermals in einer Anwandlung kriegerischer

Laune nach Holland zur Armee ging, um dem Schauspiele der Eroberung zuzusehen. Doch die Holländer schlugen die Flotte Karls II. mehrmal nacheinander und das englische Parlament nöthigte denselben zum Frieden; bei Senef hielt Wilhelm von Oranien dem Prinzen Kondé Stand und Montekukkuli entfaltete am Unterrhein seine Feldherrnthätigkeit, seit Lobkowitz entlassen war. Am 30. August 1673 verbündete sich Leopold I. mit Holland und Spanien; ebenso that Lothringen, im März 1674 folgte das heilige römisch-deutsche Reich nach, im Juli Brandenburg und Dänemark. Ludwig entsandte nun Turenne an den Oberrhein, der in Lothringen und der Pfalz wie ein Türke brannte, während der Marschall Luxemburg in den Niederlanden womöglich noch barbarischer hauste. Die Franzosen trieben Mordbrennerei und Schinderei mit einer wahren Virtuosität und zeigten eine Zerstörungslust, welche vandalische Raserei mitunter überbot; Belgien hatte dies zuerst erfahren, wo sie nur in der Stadt Brüssel 4000 Häuser, 13 Kirchen mit schönen Thürmen und 7 Klöster zerstörten; nun kam die Reihe an Deutschland, wie wenn es die Franzosen versuchen wollten, den nationalen Stumpfsinn mit Feuer zu kurieren. Am Oberrhein befehligten zwei Fremde die Reichsarmee, Bournonville und Des Souches, welche sich bei Ensisheim von Turenne schlagen ließen; die Soldaten waren der Ueberzeugung, daß sie von Verräthern kommandiert seien. In Folge dieser Niederlage ging die Franchekomté verloren, deren Hauptstadt Besançon der spanische Gouverneur Vaudemont tapfer vertheidigte, aber aufgeben mußte, weil er ohne Hilfe gelassen wurde; ebenso bat der alte Herzog von Lothringen vergebens um Beistand. Dafür ließ sich in dem folgenden Winter Bournonville von Turenne überfallen und über den Rhein jagen; erst Montekukkuli that dem Siegeslauf der Franzosen Einhalt, und vier Monate manövrierten er und Turenne (aber bereits auf dem rechten Rheinufer) gegen einander, ohne daß sie einander einen Vortheil abzugewinnen vermochten. Am 27. Juli 1675 wollte endlich Turenne bei Sasbach im Badischen eine Schlacht liefern, wurde aber in dem einleitenden Gefechte durch eine Kanonenkugel getödtet. Die Franzosen flohen hierauf in großer Unordnung über den Rhein, wurden an der Saar noch einmal geschlagen und verloren auch das lang vertheidigte Trier. Im gleichen Jahre bekämpfte die holländische Flotte unter Ruyter die ihr überlegene französische, in den Gewässern Siciliens, welches die Franzosen mit Hilfe des aufgestandenen Messina den Spaniern entreißen wollten; am 27. April lieferte er eine Seeschlacht unfern Katania, die unentschieden blieb, der greise Held aber verlor durch eine Kanonenkugel einen Fuß, an welcher Wunde er bald darauf starb.

Die Franzosen beschränkten sich nach Turennes Tod gegen Deutsch-

land größtentheils auf den Vertheidigungskrieg, machten aber gelegentlich Ausfälle und verbrannten Bergzabern, Bruchsal, die Dörfer den Neckar aufwärts bis Heilbronn, jenseits des Rheines St. Wendel, Saarbrück, Hagenau, Zweibrücken, Elsaßzabern, Buschweiler, Ottweiler, Lützelstein, Veldenz, Weißenburg und 400 Dörfer. Im November 1677 gingen sie in der Nähe von Straßburg über den Rhein, verbrannten im Breisgau 30 Dörfer, eroberten am 17. das feste Freiburg, das sie auch behaupteten, und im folgenden Jahre erstürmten sie dazu die Rheinschanze bei Kehl; in den Niederlanden eroberten sie Ypern, schugen den Oranier bei St. Omer und bemächtigten sich Gents. Nun schloßen die Holländer einen Separatfrieden, dem bald der allgemeine von Nymwegen folgte (5. Febr. 1679). Spanien verlor die Franchekomté, die Festungen von Valenciennes bis Maubeuge, das Reich aber Freiburg im Breisgau, das Vauban befestigte, Holland erhielt alles zurück, aber der Kurfürst von Brandenburg mußte alle seine Eroberungen über Schweden zurückgeben; deutscher Bauernwitz nannte den Frieden „nimmweg".

Die Schweden fallen in Deutschland ein.

Schlacht bei Fehrbellin (28. Juni 1675).

Dem thatkräftigen Brandenburger Kurfürsten hatte Ludwig die Schweden auf den Hals geschickt; diese fielen in Brandenburg ein und hausten dort, wie sie es im dreißigjährigen Kriege gelernt hatten. Der Kurfürst überfiel eine Abtheilung derselben in Rathenow und ließ sie über die Klinge springen; der junge Landgraf von Hessen-Homburg griff gegen den Befehl das schwedische Heer bei Fehrbellin an, und der Kurfürst konnte in der Eile nur seine Reiterei in die Schlacht bringen, schlug aber dennoch die Schweden unter Wrangel (einem Bruder des Verwüsters aus dem dreißigjährigen Kriege) vollständig und hieb ihre besten Infanterieregimenter zusammen; sein Feldmarschall Derflinger, ehemals ein Schneidergeselle, hatte das brandenburgische Heer so trefflich geschult. Der Kurfürst schlug die Schweden noch einmal bei Wolgast, eroberte Stettin, Stralsund und Greifswalde und drang bis Riga vor, während der Holländer Tromp die schwedische Flotte besiegte und die Dänen Wismar eroberten. Doch gewann der Kurfürst im Frieden kein Dorf, wie schon oben bemerkt wurde, sondern mußte sich mit seinem Waffenruhm begnügen.

Ludwigs Uebermuth gegen Deutschland.

Die Reunionskammern.

Sobald Ludwig seine Feinde getrennt hatte, erholte er sich wieder an dem armen Deutschland. Da hatte er nichts zu fürchten; denn die

Fürsten waren zu keiner ernsthaften Rüstung zu bewegen, sondern beschäftigten sich damit, den Städten, Brandenburg voran, ihre alten Freiheiten zu nehmen; Königsberg, Magdeburg, Münster, Erfurt, Köln, Lüttich u. s. w. verloren damals die Rechte, welche ihnen vor Zeiten die Kaiser verliehen hatten. Braunschweig wurde von dem Herzoge von Wolfenbüttel zu einer Landstadt gemacht, Bremen von den Dänen bombardiert, Hamburg angegriffen und nur mit Noth erhalten. Ludwig aber erfand die Reunionskammern, von denen er vier niedersetzte: in Breisach, Besançon, Metz und Tournai; diese sollten mit seinen von Deutschland eroberten Herrschaften wieder vereinigen, was einmal zu ihnen gehört hatte, und diese Kammern griffen nun bis in das Zeitalter der Merowinger und Karolinger zurück. In den spanischen Niederlanden, in der Pfalz und im Elsaß wurden Städte und Stifte eingenommen, ungeheure Geldsummen erpreßt und die französischen Wappen aufgepflanzt; die so gewonnenen Unterthanen mußten Freudenfeste feiern.

1681 am 31. September bemächtigte sich der König mitten im Frieden der Stadt Straßburg, des Thores zu Süddeutschland, eines Hauptsitzes deutscher Wissenschaft und Gewerbsamkeit. Seit dem dreißigjährigen Kriege lebten die Bürger in beständiger Angst wegen der Franzosen; sie verstärkten die Festungswerke, hielten eine Garnison auf eigene Kosten und bewachten die Wälle durch Bürgerwehr. Aber Deutschland ließ Straßburg gänzlich im Stiche und duldete es auch, daß seine Kaufleute auf dem Wege nach Frankfurt durch Extrazölle gebrandschatzt wurden, während Frankreich alles that, um den Kredit der Stadt herunterzubringen. Mit vielem Gelde kaufte sich Ludwig eine kleine Partei, aber diese saß im Magistrate selbst. Die Hauptverräther waren: von Zedlitz, Stößer, Obrecht und besonders Günzer. In der Nacht wurde die Stadt umringt und die Vorwerke weggenommen; die Bürgerschaft konnte die Stadt nicht länger vertheidigen und unterwarf sich dem Könige, der die glänzendsten Versprechungen gemacht hatte. Der Bischof Franz Egon von Fürstenberg, der wie seine Vorgänger seit der Reformation in Zabern gewohnt hatte, kam selbst nach Straßburg, wo Ludwig triumphierend eingezogen war, und begrüßte den König unter dem Münsterportale mit den Worten Simeons: „Nun, Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren, da ich dein Heil gesehen habe.“ Mit großer Eile ließ Ludwig Straßburg durch Vauban zu einer der stärksten Festungen Europas machen und über ein Thor die Inschrift setzen: Germanis Gallia clausa (Gallien ist den Deutschen verschlossen); er hätte noch beifügen sollen: „und Deutschland ist den Galliern offen“, denn seit dieser Zeit zogen stets die französischen Armeen von dem Rhein an die obere Donau, daher das Volk in Schwaben diesen Strich die Franzo-

senstraße heißt. Was thaten aber der Kaiser und die deutschen Fürsten? Sie waren sehr bestürzt und deliberierten und protestierten; der Brandenburger Kurfürst unterschrieb aber nicht einmal die Protestation, sondern spann Ränke mit Ludwig, um Pommern zu gewinnen. Ludwig lachte der Deutschen und nahm den Spaniern zu derselben Zeit mitten im Frieden die starke Festung Luxemburg weg.

Die Türkenkriege.

Johannes Sobiesky, der Polenkönig, rettet Wien (12. Sept. 1683). Ungarn und Siebenbürgen befreit.

Ludwig XIV. benutzte gegen den Kaiser auch die Türken, wie sein gepriesener Vorfahr Franz I. schon gethan hatte, und die Zustände in Ungarn sowie in Siebenbürgen begünstigten die Absichten der Oesterreich feindseligen Mächte nur zu sehr. Nach Bethlen Gabors Tod (1629) wurde Georg I. Rakoczy von den Ständen zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt, der sich mit den Türken abfand, 1644 aber mit Frankreich und Schweden gegen den Kaiser Bündniß schloß und denselben zur Abtretung mehrerer Bezirke in Ungarn zwang. Sein Sohn Georg II. machte sich mit den Fürsten der Moldau und Walachei zu schaffen, die gleich ihm Vasallen des Sultans waren, und wurde dadurch diesem sehr verdächtig; als er vollends im Bunde mit Schweden 1657 Polen angriff, erlitt er durch die Tataren eine schwere Niederlage, wurde auf Befehl des Sultans von den Ständen abgesetzt, und als er sich mit Waffengewalt behaupten wollte, erlag er trotz seines Heldenmuthes der türkischen Uebermacht und starb 1660 an seinen bei Klausenburg empfangenen Wunden. Weil der Kaiser gegen den von den Türken eingesetzten Fürsten Michael Apafi einen andern, Kemeny, begünstigte, eröffnete der Großwesir Achmed Kiuprili, einer der letzten großen Feldherren der Türken, den Krieg gegen den Kaiser, schlug dessen Heer am 7. August 1663 bei Gran, nahm die wichtige Festung Neuhäusel an der Neitra und ließ durch seine Tartaren Verwüstungszüge bis über die mährische und steyerische Gränze ausführen. Doch am 10. August des folgenden Jahres erfocht der kaiserliche Feldherr Montekukkuli mit 37,000 Mann (zu denen Ludwig XIV. vielleicht in chevaleresker Aufwallung 6000 Franzosen gestellt hatte) bei St. Gotthard an der Raab einen großen Sieg über das viel stärkere Heer Kiuprilis, worauf dieser einen 20jährigen Waffenstillstand auf die Bedingung des status quo mit dem Kaiser abschloß und sich gegen Venedig wandte, dem er 1669 die Insel Kreta entriß.

Dessenungeachtet erhielt Ungarn keine Ruhe, denn nach dem Friedensschlusse mit den Türken stifteten ungarische Edelleute eine große Verschwörung gegen den Kaiser an, die zwar entdeckt und durch zahlreiche

Hinrichtungen bestraft wurde, aber Graf Emmerich Tököly entkam nach Siebenbürgen und bot alles auf, um den Sultan zum Kriege gegen den Kaiser zu bewegen. Als dieser 1673 mit Ludwig in einen neuen Krieg verwickelt den größten Theil seiner Streitkräfte an den Rhein schicken mußte, gelang es Tököly die Unzufriedenen in Ungarn zum offenen Aufstande zu bewegen; auch nach dem Frieden zu Nymwegen unterstützte Ludwig XIV. den Tököly mit Offizieren und Subsidiengeldern und that überdies durch seinen Gesandten in Konstantinopel alles mögliche, um den Sultan Mohammed II. zum Kriege gegen Oesterreich zu bewegen. Derselbe ernannte den Tököly wirklich zum König in Ungarn und dieser empfing von ihm die türkischen Insignien der Belehnung (Streitkolben, Säbel, Mütze). Nur zögernd und von den Janitscharen, welche durch das Geld fremder Agenten aufgewiegelt waren, unablässig bestürmt, entschloß sich der Sultan zum Kriege gegen Leopold I., der das von Osten heranziehende Gewitter vergebens durch einen außerordentlichen Gesandten zu beschwören versuchte. Der Großwesier Kara Mustafa brach 1683 im Frühjahre mit 300,000 Mann auf und marschierte, von den Heerhaufen Apafis und Tökölys begleitet, gerade auf Wien los, ohne sich mit der Belagerung der festen Plätze lange aufzuhalten; er bewies dadurch, daß er von den Franzosen gut instruiert war. Der Kaiser flüchtete nach Linz und rief die Hilfe des Reiches an, während die Türken Wien umlagerten (17. Juli) und auf ihren Streifzügen mehr als 80,000 Menschen in die Sklaverei fortschleppten. In Wien kommandierte der tapfere General Rüdiger von Stahremberg die 14,000 Mann starke Besatzung, und Soldaten, Bürger und Studenten wetteiferten im Heldenmuth mit einander. Die Türken untergruben die Mauern und legten Minen, die Wiener gruben ihnen entgegen und oft kam es unter der Erde zum Kampfe. Wenn eine Miene aufflog, stürmten die Türken mit Wuth, wurden aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Doch verwandelten sie allmählig die Festungswerke durch ihre Minen in Trümmerhaufen, in denen sie sich festsetzten und so rückten sie, wenn auch langsam und mit großem Verluste, doch immer vorwärts. Die Stadt wurde aufs äußerste gebracht; die Besatzung verminderte sich mit jedem Tage durch Tod und Wunden, die Dienstfähigen ermatteten durch die unaufhörliche Anstrengung und nun kam auch noch der Hunger den Türken zu Hilfe, denn die Belagerung dauerte bereits zwei Monate. Jede Nacht ließ Stahremberg Feuerzeichen geben, welche die drängende Noth den fernen christlichen Wachen verkündeten und ließ zuletzt (10. September) vom Stephansthurme eine Garbe von Raketen aufsteigen, zum Zeichen, daß es die höchste Zeit sei; ferne Raketen gaben endlich Antwort. Das christliche Heer nahte; 20,000 Mann stark waren die Kaiserlichen unter Karl von Lothringen, 12,000 Mann schickte

Bayern und ebenso viel Sachsen, Schwaben und Franken 9000 Mann; 18,000 Polen zogen unter ihrem heldenmüthigen König Johannes Sobiesky der bedrängten Stadt zu Hilfe. Ihm wurde von den deutschen Fürsten das Oberkommando überlassen. Sonntag den 12. September 1683 stieg das christliche Heer vom Kalenberg nieder und schlug das türkische Heer nach kurzem, aber blutigen Kampfe in die Flucht; der Großwesier schien den Verstand verloren zu haben und ordnete das Heer nicht einmal zur Schlacht; nur 30,000 gefangene Christen ließ er in der Wuth umbringen, als die Christen anrückten. Er selbst war einer der ersten, die flohen, und wurde später auf Befehl des Sultans erdrosselt. In dem eroberten Lager wurde reiche Beute gemacht; das Prachtzelt des Großwesiers mit seinen Goldstücken und Prachtrüstungen erhielt der Polenkönig; 370 schwere Kanonen, 5000 bepackte Kamele, eine Unzahl Pferde und unermeßliche Vorräthe aller Art waren die Siegesbeute. Zu dieser gehörte aber auch der Briefwechsel Ludwigs XIV. mit der türkischen Regierung; dieser edle Herr wurde durch die Nachricht von dem Entsatze Wiens wie vom Donner getroffen und verschloß sich aus Verdruß drei Tage lang; er hatte gehofft, nach dem Falle Wiens von Deutschland als Schirmherr angerufen zu werden; dann wäre er gegen die Türken gezogen und hätte als Retter Deutschlands den Kaiserthron bestiegen.

Der Türkenkrieg dauerte jedoch noch lange fort; der Polenkönig siegte noch einmal über die Türken bei Parkany (10. Oktober) und zog nach Hause, da alle Gefahr für Wien vorbei war. Dann kommandierte Karl von Lothringen und schlug die Türken in mehreren Treffen, in den Festungen aber leisteten sie den tapfersten Widerstand; so namentlich in Ofen, vor welchem die Christen über 20,000 Mann verloren. Erst 1686 den 2. September wurde Ofen von den Reichstruppen unter dem Kurfürsten von Bayern erstürmt; die Türken wehrten sich verzweifelt; die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, unterstützten die 10,000 Mann starke Besatzung, denn Ofen war eine völlig türkische Stadt (146 Jahre waren es, seit Solyman daselbst den Halbmond aufgepflanzt hatte), sogar ein türkischer Wallfahrtsort; alles wurde niedergehauen, nur 2000 Menschen, die sich in einen Hof des alten Schlosses geflüchtet hatten, erhielten Gnade. Am 12. August 1687 gewann das christliche Heer bei Mohacz eine Hauptschlacht; Tököly wurde von den Türken in Ketten geworfen und fortgeschleppt; seine Parteigänger kehrten meistens zu der kaiserlichen Fahne zurück, aber der General Karaffa hielt nun zu Eperies ein Blutgericht über die Abgefallenen und Verdächtigen, das durch seine grausame Strenge den Namen der Fleischbank von Eperies erhielt. Der Reichstag zu Preßburg erklärte zu derselben Zeit die ungarische Königskrone erblich im

Hause Habsburg, so daß es in Europa nur noch zwei Wahlreiche gab, Polen, das an dieser Freiheit zu Grunde ging, und Deutschland, das darüber seine nationale Einheit verlor. Unterdessen wurde auch Siebenbürgen befreit und Michael Apafi huldigte dem Kaiser als Schirmherrn; 1688 den 6. September fiel Belgrad durch einen fürchterlichen Sturm in die Gewalt des christlichen Heeres, wobei sich der bayerische Kurfürst wieder besonders auszeichnete. Nach Karl von Lothringen führte den Oberbefehl der wackere Markgraf Ludwig von Baden, der 1689 die Türken bei Patasch und Nissa schlug, diese Stadt sowie Semendria und Widdin eroberte und 1691 den großen Sieg bei Salankemen erfocht, in welchem Mustafa Kiuprili blieb, der 1690 den Christen Belgrad und Serbien wieder entrissen hatte. Zuletzt befehligte Prinz Eugenius und vertrieb die Türken durch die Schlacht bei Zenta (11. Septb. 1697) aus Ungarn. Im Frieden von Karlowitz (1699) trat der Sultan Ungarn bis auf das Banat von Temeswar und Siebenbürgen (der junge Michael II. Apafi legte 1690 die fürstliche Würde in die Hände des Kaisers nieder) an Oesterreich ab, an die Venetianer Morea und einige Inseln, denn auch Venedig half die Roßschweife rupfen, seit die kaiserlichen Waffen siegreich waren. So wurde Ungarn größtentheils durch deutsches Blut den Türken entrissen und die Magyaren sollten es nie vergessen, daß sie ohne deutsche Hilfe die Sklaven türkischer Paschen wären.

Viertes Kapitel.

Ludwig XIV. und die Kirche.

Die vier Artikel des gallikanischen Klerus (1682). Aufhebung des Ediktes von Nantes (22. Oktober 1665).

Während der französische König Eroberungen über seine Nachbarn machte und auf neue sann, setzte er den Uebergriffen seiner Vorfahren gegen die Kirche die Krone auf, und die Päpste mußten es bereuen, daß sie in ihrem Kampfe gegen die deutschen Kaiser den französischen Königen zu gefällig gewesen waren. Wie Philipp der Schöne Bonifacius VIII. lohnte, wissen wir, und von dieser Zeit an geht ein Widerstreben gegen den päpstlichen Stuhl durch die Geschichte Frankreichs, dem auch der hohe Klerus nicht fremd blieb, der sich auf die alten Rechte der „gallikanischen Kirche" berief und die Bestimmungen des Konstanzer und Basler Koncils über das Verhältniß der Päpste zu den Koncilien anführte; keine Rede davon, daß Rom gegen den französischen Klerus jene Reservationen von Beneficien, Exspektationen und Annaten geltend machen durfte, über welche in Deutschland so viel geklagt wurde Papst Leo X.

ging dennoch in seinem Argwohne gegen Kaiser Karl V. so weit, daß er 1517 dem Könige Franz I. die Besetzung der Pfründen einräumte, die sonst dem Papste zustand, eine Verfügung, welche das Parlament nicht einregistrieren und der Klerus nicht anerkennen wollte; Ludwig XIV. aber dehnte dieses Recht auf alle Kirchen Frankreichs aus und verhöhnte die Einsprache des Papstes. In einem Rechtsstreite des Klosters Charonne mit dem Erzbischof von Paris hatte das Parlament einen ungerechten Beschluß zum Nachtheile des Klosters gefaßt; der Papst Innocenz XI. verbot dem Klerus die Anerkennung des Parlamentsbeschlusses, fand aber kein Gehör, so daß also die Gerichtsbarkeit des Papstes in kirchlichen Dingen zurückgewiesen war. Endlich ließ der König 1682 durch eine Synode eine Deklaration des gallikanischen Klerus aufsetzen, die vier Artikel enthielt: 1) dem Papste als Nachfolger des hl. Petrus ist bloß Gewalt über geistliche und das Seelenheil betreffende Dinge, aber nicht über bürgerliche gegeben. 2) Die geistliche Gewalt des Papstes ist der Art, daß die Dekrete des Konstanzer Koncils („das allgemeine Koncil steht über dem Papste") allgemeine Giltigkeit haben, nicht bloß im Falle eines Schismas. 3) Der Papst muß seine Gewalt innerhalb der Canones der allgemeinen Koncilien ausüben und mit Beachtung der Gebräuche, Sitten und Einrichtungen, welche in Frankreich und in der Kirche dieses Reiches bestehen. 4) Auch in Glaubenssachen ist der Ausspruch des Papstes nicht unfehlbar und unabänderlich, er bedarf noch der Zustimmung der ganzen Kirche. — Aus diesen vier Artikeln kann man machen, was man nur will, und jede Anordnung des Papstes, jeden Ausspruch desselben, mag er was immer betreffen, so lange beseitigen, als es für gut gefunden wird; es fehlte nur noch eines, daß sich Frankreich förmlich von dem päpstlichen Stuhle lossagte; so weit nun freilich trieb es der König nicht, er begnügte sich mit seiner Allgewalt über die französische Kirche.

Nach seinen Begriffen von dem Staate und der königlichen Gewalt konnte er es nicht dulden, daß die Hugenotten nicht der königlichen Religion angehörten und gleichsam einen eigenmächtigen Glauben dem Könige gegenüber behaupten sollten, und nebenher wollte er zugleich den Ruhm eines Eiferers für die Kirche erwerben. Zuerst versuchte er es mit gütlichen Mitteln gegen die Hugenotten; aber als diese nichts oder nur sehr wenig halfen, entzog er ihnen allmählig einige Rechte. Da die meisten trotzdem beharrlich blieben, so gab er den Missionären Dragoner mit, welche durch brutale Gewalt und die Last der Einquartierung den Predigten in ihrer Weise nachhalfen (Dragonaden), so daß wirklich eine große Anzahl Hugenotten, gegen 200,000, zur Rettung ihrer Habe und Existenz katholisch wurde. „Mein Großvater hat euch geliebt," sagte der König zu den um Gnade bittenden Hugenotten, „und mein

Vater hat euch gefürchtet, darum haben sie euch so vieles zugegeben; ich aber liebe euch nicht und fürchte euch nicht." Den 22. Oktober 1685 hob der König das Edikt von Nantes förmlich auf, entzog den Hugenotten alle Privilegien, jede Ausübung ihres Gottesdienstes, gebot ihnen ihre Kinder katholisch zu erziehen, eröffnete also mit einem Worte eine Hugenottenverfolgung, wie die Nachbarn jenseits des Kanals, nur noch wilder, die Katholiken verfolgten. Obwohl ihnen die Auswanderung bei strenger Strafe verboten war, so entflohen doch 230,000 Menschen der französischen Heimath und ließen sich in England, Holland, Hessen Wirtenberg und Brandenburg nieder; von ihnen stammen größtentheils die französischen Namen her, welche uns seitdem in der deutschen Geschichte, auf dem wissenschaftlichen Felde wie auf dem Schlachtfelde und in den Fürstenräthen begegnen. Ludwig schlug Frankreich dadurch eine tiefe Wunde; denn die Auswanderer entzogen dem Lande neben einer Masse baaren Geldes eine tüchtige Arbeitskraft, indem Tausende von thätigen Gewerbsleuten ihre Kunstfertigkeit in andere Länder trugen. Zudem empörten sich die Hugenotten im Sevennengebirge (von ihrem Ueberhemde Kamisarden genannt) und leisteten jahrelangen und so hartnäckigen Widerstand, daß ihnen zuletzt doch Religionsfreiheit gestattet werden mußte. Auch trug die Hugenottenverfolgung wesentlich zu dem Sturze von Ludwigs nützlichstem Bundesgenossen, Jakob II. von England, bei.

Fünftes Kapitel.

Jakob II. (1685—1688).

Obwohl Jakob II. Katholik war, folgte er seinem Bruder Karl II. doch ohne Widerspruch auf dem Throne, und als er erklärte, er werde die durch das Gesetz begründete Verfassung des Staats und der anglikanischen Kirche aufrecht erhalten, sich die Vertheidigung derselben angelegen sein lassen und wie er nie etwas von den Gerechtsamen der Krone vergeben werde, so werde er auch niemals Rechte und Eigenthum anderer antasten, gab sich allgemeine Zufriedenheit zu erkennen. Diese dauerte jedoch nur sehr kurze Zeit; Jakob hörte nicht nur öffentlich Messe, sondern begab sich mit königlichem Gepränge in die Kirche, als ob er geflissentlich Aufsehen erregen und den fanatischen Haß gegen den katholischen Gottesdienst entzünden wollte; noch weniger gefiel es, daß er die wegen Eidweigerung gefangenen Katholiken frei ließ, und daß 1200 Quäker (so nannte das Volk die von einem Schuster Georg For gestiftete Gesellschaft der „Freunde") die gleiche Gnade erhielten, steigerte

nur das Mißvergnügen der Männer der Hochkirche. Dennoch ließ er sich nach dem englischen Rituale krönen, gab aber bei der Eröffnung des Parlaments am 22. Mai Anlaß ihn der Abneigung gegen die parlamentarische Regierung zu verdächtigen, indem er das Einkommen der Krone auf Lebenszeit zugesichert haben wollte und auch erhielt. Bald darauf landete der Herzog von Monmouth mit einer Schaar englischer Flüchtlinge und warf sich selbst zum Könige und Vertheidiger des protestantischen Glaubens auf. Er fand Anhang, wurde aber bei Sedgemour geschlagen und auf der Flucht gefangen. Monmouth wurde hingerichtet, von den Theilnehmern an dem Aufstande hatten 330 dasselbe Schicksal und 800 wurden in die Plantagen Jamaikas geschickt. Dieser Aufstand gab dem Könige Gelegenheit, eine stehende Armee aufzustellen, welche er unumgänglich nothwendig brauchte, um eine Monarchie nach französischem Muster aufzurichten. Letztere wollten aber die Engländer durchaus nicht und eben darum war ihnen die Vermehrung des stehenden Heeres die bedenklichste Unternehmung des Königs; ihr Mißtrauen steigerte sich, als Jakob besonders auf die Anstellung katholischer Offiziere bedacht war und das Heer in Irland allmählig von protestantischen Elementen frei zu machen strebte. Gegen die Habeaskorpusakte gab er seine Abneigung unverhohlen kund und äußerte, daß mit ihr nicht zu regieren sei, aber gerade diese Akte betrachteten die Engländer als einen Grundstein ihrer bürgerlichen Freiheit. Den Katholiken wollte Jakob Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte verschaffen; zu diesem Zwecke sollten die blutigen Gesetze gegen die katholische Gottesverehrung sowie der Testeid abgeschafft werden. Vorsichtige Katholiken, auch der Papst, warnten den König vor unbesonnenen Schritten, indem sie ihn auf die Stimmung der Protestanten aufmerksam machten und sich hinlänglich befriedigt erklärten, wenn den Katholiken nur die Privatübung ihres Gottesdienstes erlaubt würde; andere aber, vorzüglich der Jesuit Petre, ein eifriger aber beschränkter Mann, beredeten den König frisch voranzugehen und die Gewalt zu benützen, die ihm zu Gebote stehe. So ging der König auf dem betretenen Wege weiter; er dispensierte katholische Offiziere von den Bestimmungen der Testakte, und als zwei Mitglieder des Obergerichts dies nicht gleich ihren Kollegen gut hießen, entsetzte sie der König, und den Bischof von London suspendierte er, weil er die Aeußerungen der Unzufriedenheit billigte. Als mehrere hochkirchliche Geistliche katholisch wurden, dispensierte sie der König und ließ ihnen den Fortgenuß ihrer Einkünfte; ebenso besetzte er viele Stellen in den Universitätskollegien mit Katholiken. Zu gleicher Zeit wurden mehrere Kirchen wieder für den katholischen Gottesdienst eingerichtet; Karmeliter, Franziskaner und Benediktiner ließen sich in England nieder und die Jesuiten errichteten ein Kollegium, welches selbst von protestantischen Schülern besucht

wurde. In Schottland glaubte der König bei dem Parlamente mehr Bereitwilligkeit zur Milde gegen die Katholiken zu finden, aber er täuschte sich; das schottische Parlament wies seine Anträge zurück, weßwegen es der König auflöste und nun auch in Schottland von der Testakte dispensierte und Unzufriedenheit erregte, die sich noch mehr steigerte, als er allgemeine Gewissensfreiheit durch zwei Edikte einführte; selbst die Presbyterianer dankten ihm nicht, weil sie die königliche Gnade mit den Katholiken theilen sollten. Seine Bemühungen, ein englisches Parlament wählen zu lassen, das in seinen Wunsch einginge, blieben trotz aller Mühe fruchtlos, und Jakob fuhr fort, katholische Geistliche mit englischen Kirchenpfründen oder Plätzen in den Universitätskollegien zu versorgen. Endlich ließ er eine Erklärung abfassen, in welcher er versicherte, es sei sein Wille, allen Unterthanen der englischen Krone die Gewissensfreiheit für immer zu gewähren. Diese königliche Erklärung sollte in allen Kirchen verlesen werden, aber sieben Bischöfe reichten dagegen eine Bittschrift ein. Als diese gedruckt und an den Straßenecken der Hauptstadt angeschlagen wurde, ließ der König die Bischöfe verhaften, weil sie als Pairs keine Bürgschaft stellen wollten. Allein ganz London offenbarte laut seine Zustimmung zu der bischöflichen Adresse und selbst die Garnison bezeigte denselben Geist. Die Bischöfe wurden von den Geschworenen freigesprochen und alsbald loderten durch ganz England Freudenfeuer, in welchen der Papst im Bildniß verbrannt wurde. König Ludwig XIV. von Frankreich, der an Jakob II. wie an Karl II. fortwährend Millionen bezahlte, um England von der Theilnahme an dem Kampfe gegen Frankreichs Uebermacht abzuhalten, warnte den König zwar vor unbedachtsamen Schritten zu Gunsten der Katholiken, war aber dennoch eine Hauptursache seines Sturzes. Durch die Aufhebung des Edikts von Nantes nämlich versprengte Ludwig XIV. einige Tausend Hugenotten nach England, die mit ihren Klagen über den König und die katholischen Priester England erfüllten und bei dem protestantischen Volke den größten Anklang fanden; denn dieses hielt zwar die Katholikenverfolgung in England ganz in der Ordnung, die Protestantenverfolgung in Frankreich hingegen erschien ihm als eine gräuliche Tyrannei der Päpstlichen, und zu diesen gehörte auch Jakob II., von dem, wie es nun hieß, die gleiche Verfolgung über die englischen Protestanten ergehen werde, wenn er mit französischer Hilfe die unbeschränkte Königsgewalt in England hergestellt hätte. Der politische Verstand des englischen Volkes begriff es ferner ganz wohl, daß die französischen Eroberungen über Spanien und Deutschland auch für Großbritannien gefährlich waren, indem es früher oder später von dem gallischen Uebermuthe einen Angriff zu erwarten hatte; König Jakob II. aber sah dem Kriege gegen Ludwig zu, ja rief sogar die im holländischen Solde stehenden Regimenter zurück, als

Ludwigs schändlicher Angriff auf die Pfalz zu einem neuen Kriege führte. Bisher hatten die Engländer darauf gehofft, daß nach Jakobs Tode ein protestantischer Fürst auf dem Throne folgen werde, denn seine beiden Töchter erster Ehe waren protestantisch geblieben, und die eine, Maria, an den Prinzen Wilhelm von Oranien, die andere, Anna, an einen dänischen Prinzen verheirathet; aber am 10. Juni 1688 gebar die Königin, eine italienische Prinzessin von Este, einen Sohn und somit war eine katholische Thronfolge in gewisser Aussicht. Jetzt entwickelte sich der Plan von Jakobs Gegnern sehr rasch. In dem Volke wurde verbreitet, der Kronprinz sei unterschoben, an den Oranier aber erließen sieben der vornehmsten Herren eine Adresse, in welcher sie ihn nach England einluden, wo der größte Theil des Volkes, Vornehme und Geringe, mit Sehnsucht einer Regierungsänderung entgegensehe. Als sich Wilhelm des Abfalls der vornehmsten Land- und Seeoffiziere Jakobs versichert hatte, rüstete er eine Flotte aus (1688), während die Franzosen bereits in Deutschland eingefallen waren, und landete den 5. November an der Küste von Devonshire. Vergebens hatte Jakob alle seine Edikte zurückgenommen und auf den 15. Januar 1689 das Parlament zusammenberufen; zwar fand Wilhelm nicht sogleich die erwartete Unterstützung, aber Jakob getraute sich nicht mit dem mißmuthigen Heere seinem Schwiegersohne entgegenzurücken und wich auf London zurück. Nun entfernte sich der Generallieutenant Lord Churchill (Marlborough) mit mehreren Offizieren heimlich in das Lager des Prinzen, seine andere Tochter ging mit ihrem dänischen Gemahle zu Oranien über, und Jakob versprach umsonst allgemeine Amnestie; der schlaue Holländer hielt ihn mit Unterhandlungen hin, bis er es für Zeit hielt dieselben abzubrechen. Den 10. Dezember flüchtete Jakob seine Gemahlin mit dem jungen Prinzen, den folgenden Tag versuchte er ebenfalls die Flucht, wurde aber gefangen und zurückgebracht. Oranien gab ihm jedoch (2. Jan. 1689) Gelegenheit zu entwischen, denn er hielt mit Recht den König für einen gefährlichen Gegner, so lange er auf englischem Boden war. Nach einer zweitägigen stürmischen Ueberfahrt landete Jakob in Frankreich, wo ihn Ludwig XIV. großmüthig aufnahm; dagegen verspotteten ihn die Franzosen, weil er für eine Messe drei Kronen hergegeben habe. Mit französischer Unterstützung landete er den 11. Mai 1689 an der irischen Küste bei Kinsale, und bald war auch der größte Theil der Insel in seinem Besitze; am 12. Juli 1690 wurde er aber von Wilhelm an der Boyne vollständig geschlagen und flüchtete nach Frankreich zurück; über Irland ergingen nun wieder die Gräuel wie zur Zeit Elisabeths und Kromwells.

Zögernd trat das englische Parlament auf Oraniens Seite, denn eine Abhängigkeit von den Holländern war den Engländern verhaßt.

Er wurde erst als Mitregent Marias, der ältern Tochter Jakobs II., anerkannt und als Wilhelm III. zum Könige ausgerufen, nachdem er „die Bill der Rechte" (bill of rights) beschworen hatte. Diese Bill lautete, daß gegen die Gesetze seien: die suspendierende oder dispensierende Gewalt der Krone; alle geistlichen Gerichtshöfe; alle Gelderhebung oder Aufstellung stehender Truppen zur Friedenszeit ohne Einwilligung des Parlaments; die Schenkungen von Geldstrafen oder verfallenen Gütern, ehe die Angeklagten ihrer Verbrechen überwiesen sind; Geschwornengerichte von Personen, welche die gehörigen Eigenschaften nicht besitzen oder nicht der Ordnung gemäß gewählt wurden, besonders die Ernennung bei Prozessen wegen Hochverraths von solchen, welche nicht Freisassen sind. Es sollen ferner nicht übermäßige Bürgschaften gefordert, noch dergleichen Geldstrafen auferlegt, noch grausame und unerhörte Leibesstrafen verhängt werden. Die Parlamentswahlen sollen frei sein; die Parlamentsglieder haben Freiheit der Rede, die Unterthanen haben das Recht Waffen zu tragen und dem Monarchen Bittschriften einzureichen; das Parlament muß öfters einberufen werden. Mit dieser Bill wurde das parlamentarische Regierungswesen Englands eigentlich geregelt, indem früher manche Rechte z. B. das der Steuererhebung, Bestrafung u. s. w. mehr nach den Umständen geübt wurden, je nachdem die Krone oder das Parlament sich mächtig fühlte. Für die öftere Berufung des Parlaments sorgte das Unterhaus selbst, indem es die Steuern immer nur terminweise bewilligte, und eben dadurch machte es auch das Recht des Monarchen, Krieg zu führen, von sich abhängig. Wilhelm von Oranien trat nun mit verdoppelter Macht gegen Frankreich auf; Englands Theilnahme an den Kriegen gegen Ludwig XIV. hatte dieselbe entscheidende Folge wie später sein Kampf gegen Napoleon I.

Sechstes Kapitel.

Neuer französischer Krieg (1689—1697). Französische Mordbrennereien.

Ludwigs Alliierter, der türkische Sultan, verlangte in seiner Bedrängniß durch die kaiserlichen Waffen, daß die Franzosen etwas für ihn thun sollten; mehr jedoch als die Rücksicht auf Solyman III. ermunterte Ludwig die Hoffnung, noch ein weiteres Stück der Rheingränze abzureißen. Im Jahre 1685 starb die pfälzische Linie Simmern aus; augenblicklich sprach Ludwig die Allodialgüter der Simmern als Erbe für den Herzog Philipp von Orleans an, weil dieser eine pfälzische Prinzessin aus dieser Linie geheirathet hatte. Solches Zugreifen war doch den deutschen Fürsten zu arg und sie schloßen 1686 in Augsburg den sogenannten großen Bund gegen Frankreich, welchem bis 1690

fast alle europäischen Mächte beitraten. Auch weiter unten am Rhein wollte Ludwig von seiner Aussaat ärnten; als der erzbischöfliche Stuhl von Köln durch Tod erledigt wurde, wählte das von Ludwig bestochene Domkapitel den alten Verräther Wilhelm von Fürstenberg zum Erzbischofe, der auch sogleich französische Truppen in Bonn einnahm. Doch Kaiser und Papst verwarfen die Wahl, die Stadt Köln wollte ebenfalls keinen solchen Erzbischof und wurde durch brandenburgische und bayerische Truppen beschützt. Bevor jedoch die große Allianz gerüstet dastand, hatte Ludwig schon angegriffen. Sein Heer nahm mit leichter Mühe alle Städte der Pfalz weg, ebenso Trier, Worms, Speyer, Offenburg und Mainz; nur Koblenz und das Heidelberger Schloß hielten sich einige Zeit. Zuerst (1688) wurden diese Länder ausgeplündert, vom Januar 1869 aber bis 1693 auf Ludwigs Befehl in eine Wüste verwandelt, damit kein feindliches Heer sich in der Nähe Frankreichs halten könne. Worms, Speyer, Frankenthal, Alzei, Oberwesel, Andernach, Kochem, Kreuznach, Mannheim, Oppenheim, Ladenburg, Weinheim, Heppenheim, Durlach, Bruchsal, Rastatt, Baden, Bretten, Pforzheim u. s. w., im Ganzen 1400 Ortschaften, wurden verbrannt, die Einwohner fortgetrieben, Weiber und Jungfrauen mißhandelt; nicht einmal die Kirchen wurden geschont; in Speyer erbrachen die Franzosen die Kaisergräber, warfen die Gebeine umher und zündeten den ehrwürdigen Dom an. Dennoch wurde von deutscher Seite der Krieg mit geringer Thätigkeit geführt, weil das kaiserliche Heer unter den besten Feldherren gegen die Türken focht. In den Niederlanden siegte 1690 der Marschall von Luxemburg über das holländische Heer unter dem Fürsten von Waldeck bei Fleurus, und 1692 über Wilhelm von Oranien bei Steenkerken; am Oberrhein gingen die Franzosen mehrmals über den Strom und verbrannten unter Melak (dessen Name bei den oberschwäbischen Bauern noch jetzt ein Schimpfwort ist) in Wirtenberg Städte und Dörfer oder trieben ungeheure Brandschatzungen ein. Zwar thaten ihnen Ludwig von Baden und der Reichsmarschall Thüngen etwas Einhalt, aber sie waren nicht stark genug, um den Krieg in das feindliche Land zu versetzen. Im Jahre 1693 siegten die Franzosen über Wilhelm von Oranien noch einmal bei Neerwinden, bombardierten Brüssel, belagerten Mainz und eroberten Darmstadt. Nur zur See wandte den Franzosen das Glück den Rücken; Admiral Tourville siegte 1690 über die Engländer und Holländer, aber 1692 schlug die englisch-holländische Flotte die französische in der großen Seeschlacht von La Hogue (29. Mai), durch welche die letzte Hoffnung des vertriebenen Königs Jakob von England vernichtet wurde. Die Alliierten erlahmten allmählig, die Holländer wollten keine Kriegssteuer mehr bezahlen, Ludwig selbst war zum Frieden geneigt, weil er seine Feinde auf diese Weise am leichtesten zu trennen vermochte. In den Friedens-

unterhandlungen von Ryswik, zwischen Haag und Delft, zeigte sich Ludwig nachgibiger als sonst. Er begnügte sich mit dem Raube Straßburgs und den Reunionen im Elsaß, gab Lothringen und die Pfalz zurück und räumte seine Eroberungen in Spanien und den Niederlanden; die Rheinpfalz kam an Philipp von Pfalz-Neuburg. Im Frieden bedungen die Franzosen noch aus, daß in den protestantischen Orten, die sie vorübergehend besessen hatten, der katholische Gottesdienst wieder geduldet werde! Dieser Friede hieß im Volksmunde der Friede „reißweg“ (1697).

Siebentes Kapitel.

Der spanische Erbfolgekrieg. (1701—1714).

Spanien seit Philipp II. (1598—1700).

Ludwig hatte mit dem Frieden von Ryswik geeilt, weil er bereits einen andern Plan betrieb, nämlich Spanien einen Bourbon zum Könige zu geben und dasselbe der französischen Politik zu unterwerfen. Spanien war noch eine herrliche Monarchie, obwohl es seit Philipp II. ein großes Ländergebiet verloren hatte, und auch seine Finanzen durch eine beispiellos schlechte Verwaltung zu Grunde gerichtet waren. Auf Philipp II. war Philipp III. gefolgt (1598—1621), der die Kriege seines Vaters erbte und auch an dem dreißigjährigen Kriege Theil nehmen mußte. Die spanischen Feldherren (Spinola, Kordova ꝛc.) bewiesen sich noch immer als würdige Schüler der großen Feldherren Karls V. und die spanischen Soldaten zeichneten sich vor allen andern durch ihre Unermüdlichkeit, Genügsamkeit sowie durch die Hartnäckigkeit aus, mit der sie feste Stellungen vertheidigten; der altspanische kriegerische Charakter, der sich in dem Heere Hannibals und in den mehrhundertjährigen Kämpfen gegen die Mauren bewährt hatte, wurzelte noch in den Neuspaniern und scheint nach den neuesten Erfahrungen unvertilgbar zu sein. Aber es fehlte immer an Geld, denn trotz der Gold- und Siberbergwerke in Amerika war in der Staatskasse beständige Ebbe; daran war der Aufwand des Hofes Ursache, sodann die Untreue der Beamten, die starke Auswanderung nach Amerika, welche Vernachlässigung des Ackerbaues, der Industrie und des Bergbaues im Mutterlande zur Folge hatte; so gerieth der spanische Handel trotz der ausschließenden spanischen Schifffahrtsgesetze in die Hände der Holländer und bereicherte diese Feinde Spaniens. Ein großer Nachtheil für diese Monarchie war die Zerstreutheit ihres Länderbesitzes. Sie begriff drei von dem Mutterlande und von einander selbst wieder abgetrennte Stücke; in Italien die Insel Sar-

dinien, Mailand und Neapel; die Franchekomté seit Ludwig XI. durch Burgund und Lothringen von den südlichen Niederlanden getrennt, die wieder als ein losgerissenes Stück des zerfallenen deutschen Reiches auf sich selbst verwiesen waren. Die Vertheidigung dieser getrennten Theile kostete unendlich viel Geld und wurde gegen das centralisierte massenhafte Frankreich in die Länge doch unmöglich, seitdem die Generalstaaten abgefallen und zum Feinde geworden waren, die deutschen Fürsten aber den Kaiser bekriegten oder im Stiche ließen und Frankreich in seinen Eroberungen unterstützten. Unter Philipp IV. (1621—1665) sank Spanien noch tiefer als unter Philipp III. Sein Minister, der Herzog von Olivarez, wollte Aragonien und Katalonien wie Kastilien besteuern und Mannschaft zum Kriegsdienste ausheben; aber diese beriefen sich auf ihre Privilegien, und als die Regierung Gewalt brauchte, empörten sie sich und riefen sogar Frankreich um Hilfe an, ein unerhörter Fall in der spanischen Geschichte. Daraus entstand ein zehnjähriger einheimischer Krieg und es fehlte nicht viel, so hätte Spanien das Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen verloren. Gleichzeitig revolutionierte Neapel (Masaniello 1647), das jedoch mit weniger Anstrengung zur Ruhe gebracht wurde; Portugal hingegen, das zur Ergänzung Spaniens so wesentlich nothwendige Land, riß sich los und verstärkte die Macht von Spaniens Feinden.

Portugal erringt seine Selbstständigkeit wieder (1640—1668).

Portugal hatte durch Jahrhunderte als eine eigene Monarchie gelebt, es hatte mit den Mauren auf Leben und Tod gerungen und Kastiliens Versuch, es mit sich zu vereinigen, siegreich abgeschlagen; es hatte unter dem Prinzen Heinrich, dem Seefahrer, die Bahn der großen Entdeckungen und Eroberungen zuerst beschritten und eine prachtvolle Blüte entwickelt: kein Wunder, wenn die Portugiesen sich als Nation fühlten und ungerne mit dem sinkenden Spanien vereinigt waren, das sie mit abwärts zog und sie durch seine unglücklichen Kriege mit den Holländern und Engländern um ihren Handel und werthvolle Kolonieen brachte. Die unkriegerische, den Staatsgeschäften abholde spanische Dynastie verfuhr in Portugal wie in ihren anderen Ländern; sie regierte Portugal durch spanische Statthalter und Beamte, vermied es, die Stände zu berufen und legte ohne deren Bewilligung Steuern und Abgaben auf. Schon längst herrschte durch das ganze Land eine alle Schichten des Volkes durchdringende Gährung und der Versuch des Ministers Olivarez, den Herzog von Braganza zu verhaften, brachte sie zum Ausbruche. Lissabon ging (1. Dezember 1640) mit dem Beispiele voran und überwältigte an einem Tage die Macht der spanischen Regierung; das ganze Land erhob sich dem Beispiele der Hauptstadt folgend und der Herzog von Braganza bestieg als Johann IV. den königlichen Thron.

Spanien konnte ihm während seiner ganzen Regierung (1640—1656) nicht viel anhaben. Sein Sohn Alfons VI. (1656—1667), ein entarteter Mensch, verlor Königin und Königreich an seinen Bruder Peter II. (1668—1705, zuerst Regent bis Alfons Tod 1683), der mit Holland Frieden schloß, das bereits Rio Janeiro erobert und durch einen Aufstand, den die Geistlichkeit leitete, wieder verloren hatte. Peter II. hatte jedoch mit Spanien einen schwereren Kampf zu bestehen, und nur der Unterstützung der Franzosen und Engländer verdankte er die Siege von Almerial und Villaviciosa (1665), durch die Spanien zum Lissaboner Frieden gezwungen wurde, in welchem es 1668 die Unabhängigkeit Portugals anerkannte.

Karl II., der letzte spanische Habsburger † 1700.

Auf Philipp IV. von Spanien folgte sein Sohn Karl II., ein Schwächling an Leib und Seele; er regierte von 1665—1700, und ihm entriß sein Vetter Ludwig XIV. das spanische Gebiet diesseits der Pyrenäen, einen Theil der Niederlande und die Franchekomté. Karl war kinderlos und auf sein Absterben hin hatten England, Holland und Frankreich bereits einen Vertrag über die Beraubung Spaniens abgeschlossen. Das erzürnte den König und er setzte durch ein Testament den bayerischen Prinzen Joseph Ferdinand, dessen Mutter die Tochter Leopolds I. aus seiner ersten Ehe mit einer spanischen Prinzessin war, zum Universalerben ein; aber dieser Prinz starb 1699 und nun testierte der König die ganze spanische Monarchie dem Enkel Ludwigs XIV., dem Herzog Philipp von Anjou, mit Umgehung des Hauses Habsburg. Ludwig bedachte sich einige Zeit, bevor er das Testament annahm, denn er mußte auf einen Krieg mit dem Kaiser gefaßt sein, der die Rechte seines Hauses (er war nicht nur Glied des habsburgischen Mannsstammes, sondern auch der Sohn einer spanischen Mutter) nicht so leichten Kaufes weggeben konnte; England und Holland aber konnten diesem Anwachsen der französischen Macht nicht ruhig zusehen, es war also auch der Krieg mit diesen Mächten unausbleiblich. Weil aber Ludwig nur die Wahl hatte, einen Habsburger oder seinen Enkel auf dem spanischen Throne zu sehen, entschloß er sich auf jede Gefahr hin für seinen Enkel einzutreten. Dadurch deckte er sich den Rücken für künftige Kriege und in dieser Voraussetzung sagte er: „es gibt keine Pyrenäen mehr.“ (Seiner Politik ist in unsern Tagen Louis Philipp von Frankreich gefolgt, indem er seinen Sohn, den Herzog von Montpensier, mit der spanischen Prinzessin Donna Luisa vermählte; die französischen demagogischen Politiker schrieen dies als schmutzige Familienpolitik aus, obwohl sie die verbissene Wuth der Engländer hätte überzeugen können, daß Louis Philipp einen Meisterstreich geführt hatte.)

Die ersten Kriegsjahre (1701—1704).

Ludwig hatte sich nicht verrechnet, wenn er auf die Uneinigkeit seiner zahlreichen Gegner und auf deutschen Beistand die Hoffnung eines endlichen Gelingens baute. Gegen ihn waren der Kaiser und der größte Theil des Reiches, England, Holland und Portugal; zu ihm hielten der Herzog von Wolfenbüttel-Braunschweig und der von Gotha (die aber beide entwaffnet wurden), der Kurfürst Max Emmanuel von Bayern, der Statthalter der spanischen Niederlande, welche ihm Ludwig als Lohn versprach, und Joseph Klemens, Erzbischof und Kurfürst von Köln, ein bayerischer Prinz, in Italien Herzog Viktor II. Amadeus von Savoyen, sowie der Herzog von Mantua. Sachsen war mit Polen beschäftigt und nützte dem Kaiser nicht viel; um so eifriger aber zeigten sich Hannover, dem Leopold die Kurwürde verliehen, und Brandenburg, dessen Kurfürsten er zum König von Preußen erhoben hatte.

Die Franzosen eröffneten den Krieg unter dem tüchtigen Feldherrn Katinat in Italien und besetzten die ganze Lombardei und den Ausgang der Alpenpässe. Aber Prinz Eugen führte sein Heer über die ungangbar geglaubten Felsen des Val Fredda, Hannibal nachahmend, als neues Vorbild für Napoleon I. Kanonen und Munitionswagen mußten auseinander gelegt und ihre Stücke von den Soldaten getragen oder geschleppt werden. Wie eine Wolke kam er durch die Sette Kommuni, jene räthselhaften deutschen Dörfer im wälschen Gebirge, in die lombardische Ebene herunter nach Vicenza. Katinat hatte durch den Marschall Villeroi Verstärkung, aber auch einen ungeschickten und anmaßlichen Mitfeldherrn erhalten; Eugen schlug beide in den Treffen von Karpi und Chiari. Er war jedoch zu schwach diese Vortheile mit Nachdruck zu verfolgen und als Ludwig den geschickten Marschall Vendome sandte, konnte er sich nur durch sein überlegenes Feldherrngenie in der Lombardei halten und seinen stärkeren Gegner in der blutigen Schlacht von Luzzara schlagen (1702). Doch hatte auch dieser Sieg keine Folgen; und als Eugen nach Ungarn geschickt wurde, wo Tökölys Stiefsohn Franz Rakoczy auf französische Anreizung die Fahne der Empörung aufpflanzte, drängte Vendome den Grafen Stahremberg, so tüchtig dieser war, doch aus der Lombardei nach Wälschtyrol zurück.

Unterdessen war auch der Krieg am Oberrhein entbrannt; dort kommandierte der alte „Türkenludwig" von Baden die schwache Reichsarmee, mit welcher er Landau eroberte, das der Mordbrenner Melak vertheidigte. An demselben Tage aber (9. September 1702) nahm der Kurfürst von Bayern Ulm durch Ueberfall weg und nach mehreren mißlungenen Versuchen glückte es dem Marschall Villars

durch den Schwarzwald vorzudringen und sich bei Tuttlingen mit dem bayerischen Heere zu vereinigen (im Mai 1703). Zum Glück für den Kaiser war der Bayer jetzt auf die Eroberung Tyrols zu sehr erpicht; während Villars an der obern Donau stehen blieb und Vendome im Etschthale gegen Trient vordrang, fiel der Kurfürst mit 16,000 Mann von Bayern her in das Land ein und bemächtigte sich Kufsteins, das mit vielen seiner Einwohner verbrannte. Auch Innsbruck fiel, und während General Nouvion das Innthal aufwärts zog, rückte Max Emmanuel gegen den Brenner. Aber nun erhoben sich die wackeren Tyroler; unter dem Landrichter Martin Sterzlinger schlugen sie die Bayern mit großem Verluste an der Brücke von Pontlaz, und General Nouvion mußte sich bei Zams mit dem Reste seiner Heeresabtheilung gefangen geben, weil auch dort die Brücke abgebrochen war. Der Kurfürst marschierte bereits den Brenner hinauf, als er die Nachricht erhielt, das Land hinter ihm sei im Aufstande, seine Besatzung in Hall niedergemacht, die Scharnitz, der feste Paß nach Bayern, von den Bauern besetzt. Augenblicklich kehrte er um und erzwang mit Mühe seinen Rückweg nach Bayern, ließ aber zwei Drittheile seines Heeres im Tyrol zurück. Dagegen brandschatzte Villars Schwaben, eroberte Tallard Landau und Breisach und schlug den kaiserlichen General Styrum bei Höchstädt, welche kleine Stadt für die Franzosen eine traurige Berühmtheit erlangen sollte.

Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704).

Das folgende Jahr eilte Marlborough, der in den Niederlanden kommandierte, wo der spanische Theil den Franzosen durch den Kurfürsten von Bayern, den Statthalter derselben, gleich im Anfange des Krieges in die Hände gespielt worden, nach Oberdeutschland und vereinigte sich dort mit dem aus Ungarn gekommenen Eugen und dem Markgrafen Ludwig bei Heilbronn. Hingegen zog auch Villeroi vom Unterrhein herauf, Tallard ging bei Straßburg über den Rhein und gelangte auf der Franzosenstraße glücklich zu dem Kurfürsten von Bayern, der auf dem Punkte gewesen war, sich mit den Alliierten zu verbünden. Marlborough und Ludwig warfen die Bayern aus ihrer Stellung am Schellenberge bei Donauwörth (2. Juli), und am 13. August 1704 lieferten Marlborough und Eugen dem Marschall Tallard und den Bayern die große Schlacht bei Höchstädt. Marlborough hatte die leichtere Arbeit, denn die Franzosen hatten die Reiterei in das Mitteltreffen gestellt, das er mit Geschütz und Fußvolk zersprengte; nun war der eine Flügel der Franzosen abgeschnitten und warf sich bei 15,000 Mann stark in das Dorf Blenheim; der Knäuel konnte sich nicht mehr entwickeln und wurde von Marlborough so tüchtig beschossen,

daß er sich gefangen gab. Viel hartnäckiger kämpften die Bayern auf dem anderen Flügel; Eugen mußte seine Leute durch Sumpf und Morast, über Bäche und Gräben ins Feuer führen und konnte die Bayern nur mit der äußersten Anstrengung überwältigen. Ueber 15,000 Franzosen waren in der Schlacht gefallen, ebenso viele wurden mit dem Marschall Tallard gefangen, Ludwigs Glanz war verblichen. Der Kurfürst entfloh nach Frankreich, sein Land aber, von Oesterreich besetzt, wurde von Soldaten und Beamten furchtbar mitgenommen. Da brach die Geduld des kräftigen Volksstammes; Bauern und Bürger standen auf, verjagten unter Anführung zweier Studenten, Plinganser und Meindl, die österreichischen Besatzungen, aber sie unterlagen bei Sendling und Aitenbach; viele tausend wurden niedergemacht, die gefangenen Anführer starben durch Henkershand, Bayern wurde mit vierfacher Steuer belegt. So unklug und ungerecht handelten die kaiserlichen Beamten in Bayern, daß es fast für die Oesterreicher geworden wäre, was Tyrol für den bayerischen Kurfürsten.

Schlachten bei Ramillies, Turin, Oudenarde, Malplaquet (1707—1709).

Die Kraft Frankreichs war durch die Höchstädter Niederlage nicht erschöpft; in Italien behauptete Vendome seine Ueberlegenheit, Villeroi wurde mit einem zweiten Heere in die Niederlande geschickt und mit einem dritten stand Villars am Rheine. Dieser siegte über den alten Markgrafen von Baireuth bei Stollhofen (Ludwig von Baden war gestorben) und brandschatzte weit und breit, aber Marlborough brachte in den Niederlanden dem prächtigen Heere, das Villeroi mit musterhafter Ungeschicklichkeit geführt hatte, eine furchtbare Schlappe bei; dies geschah bei Ramillies den 6. Mai 1706 und kostete die Franzosen die Niederlande. Noch größeres vollbrachte Eugen in Italien; nachdem Vendome abgerufen war und statt seiner der Herzog von Orleans das 80,000 Mann starke Heer kommandierte, eilte Eugen in einem meisterhaften Marsche nach Piemont, wo die Franzosen Turin belagerten, denn der Herzog von Savoyen war schon im Oktober 1703 zu den Alliierten übergegangen, weil ihm diese mehr versprachen als Ludwig XIV. Eugen ließ ihnen keine Zeit sich zu besinnen, stürmte ihr festes Lager und in wenigen Stunden war es in seiner Gewalt, die feindliche Armee zersprengt, ihr ganzes Geschütz erobert (7. September 1706). Sie räumten nun Oberitalien vollständig, und Neapel wurde für Oesterreich durch den Grafen Daun ohne Schwertstreich gewonnen, da die Einwohner die Spanier und Franzosen gleich sehr haßten. Das folgende Jahr verlief ohne bedeutende Kriegsereignisse, weil die Uneinigkeit der Alliierten die Thätigkeit der Feldherrn lähmte. Erst 1708 standen Eugen und Marlborough vereinigt in den Niederlanden und er-

rangen den 11. Juli bei Oudenarde über Vendome einen glänzenden Sieg. Der folgende Winter war grimmig kalt; die Oelbäume und Reben erfroren im südlichen Frankreich, zum Kriegsunglück gesellte sich Hungersnoth, die Minister Ludwigs erklärten die Fortsetzung des Krieges für eine Unmöglichkeit, daher unterhandelte Ludwig um den Frieden. Er willigte in die Entsagung auf die spanische Erbschaft, in die Abtretung Straßburgs und des Elsaßes; als aber Eugen, Marlborough und der niederländische Großpensionär Heinsius von ihm verlangten, daß er mit einem französischen Heere seinen Enkel aus Spanien treiben helfe, brach Ludwig ab und rief den Nationalstolz der Franzosen an. Er brachte noch einmal ein starkes Heer zusammen, das der nie besiegte Villars gegen die Niederlande führte. Aber in der Schlacht von Malplaquet, der blutigsten des ganzen Krieges (sie kostete beide Parteien 45,000 Todte und Verwundete), wurde auch dieses Heer zertrümmert (11. September 1709). Ludwig bot abermals Frieden an und hätte ihn unter jeder Bedingung annehmen müssen, als plötzlich ein Umschwung erfolgte, nicht durch Waffenthaten, sondern durch das Schicksal und die Ränke an den Höfen.

Auflösung der Allianz gegen Frankreich. Friede von Utrecht (1713), von Baden (1714).

Leopold, dem in seinen letzten Regierungsjahren das Kriegsglück doch auch einmal gegen Ludwig XIV. gelächelt hatte, starb 1705, und ihm folgte sein Sohn Joseph I., ein wackerer Kaiser, obwohl auch er die Unthätigkeit des Reichs und die Trägheit, den Neid auf Verdienst und die Unehrlichkeit mancher Glieder seines höheren Beamtenstandes nicht ganz bemeistern konnte. Aber er starb leider schon 1711 ohne männliche Erben, als er gerade das durch Rebellion und Pest verwüstete Ungarn durch den Vergleich zu Szathmar beruhigt hatte, und ihm folgte nun auch in den österreichischen Erblanden sein Bruder Karl, welchem die Allianz das spanische Erbe erobern wollte. Die verbündeten Mächte konnten aber nicht wünschen, Holland am wenigsten, daß die großen Ländermassen der spanischen und österreichischen Monarchie abermals unter einer Krone vereinigt wurden, wie es sich unter Karl V. getroffen hatte. Zufälliger Weise war Marlborough bei der englischen Königin Anna, die (1702) auf ihre kinderlose Schwester Maria gefolgt war, durch das stolze Wesen seines Weibes in Ungnade gefallen; dies benutzte Marlboroughs Gegenpartei (die Torys), und Marlborough verlor den Oberbefehl, während gleichzeitig Unterhandlungen mit dem französischen Hofe angeknüpft wurden. Dieselben führten zu dem Frieden von Utrecht (1713), in welchem England den Enkel Ludwigs als König von Spanien anerkannte und für sich nur Gibraltar behielt, den Schlüssel des mittelländischen Meeres, desgleichen Minorka, das die

Kommunikation im westlichen Becken dieses Meeres ebenso beherrscht, wie Malta die im östlichen. Holland, Preußen, Savoyen und Portugal beeilten sich beizutreten, und jetzt stand der Kaiser mit einem Theile des Reiches wieder allein. Auf Spanien durfte Karl VI. jedenfalls verzichten; man hatte die spanische Nation bei dem Werben um ihre Königskrone nicht in Rechnung gezogen, sie machte sich aber selbst geltend. Der politische Naturtrieb sagte es ihr, daß sie von Portugiesen, Holländern und Engländern, welche den Habsburger Karl beschützten, nicht bloß einen König zu erwarten habe, sondern daß diese, die Freunde Karls, aber die Nationalfeinde Spaniens, sich nicht ohne Lohn für ihre treue Hilfe begnügen würden. Frankreich hatte zwar der spanischen Monarchie viel entrissen, aber die Niederlande und die Franchekomté gehörten doch nicht zum Fleisch und Blut von Spanien, wohl aber die Kolonieen in Amerika und Asien, auf welche es die Holländer, Engländer und Portugiesen abgesehen hatten. Daher nahm der größte Theil der Nation für Philipp Partei und erhob sich für ihn; nur Aragonien, Katalonien und Valencia erklärten sich aus Haß gegen Kastilien für den habsburgischen Thronbewerber. Die französischen Heerführer Berwik und Vendome siegten von den Spaniern unterstützt bei Almanza 1707 und Villaviciosa 1710; Aragonien, Katalonien und Valencia, die sich mit spanischer Hartnäckigkeit wehrten, wurden unterworfen, blutig bestraft und verloren den Rest ihrer alten Freiheiten. Aber wenn nun auch Spanien von dem Kaiser Karl VI. aufgegeben wurde, so blieb doch ihm und dem Reiche alle Ursache den Krieg mit ganzem Ernste fortzusetzen, denn Straßburg und der durch die Reunionen verübte Raub war noch immer in der Gewalt Frankreichs. Allein das Reich konnte sich zu keiner ernsthaften Anstrengung verstehen; vergebens weissagte den deutschen Ständen der edle Eugen, der ächteste deutsche Patriot, den es je gegeben, alles kommende Unheil, sie ließen sich lieber von den Franzosen ausplündern, als daß sie für das kaiserliche Heer bezahlten. Eugen konnte mit seinen geringen Streitkräften nichts mehr ausrichten, mußte sogar Freiburg, Landau und Mannheim in die Hände der Franzosen fallen lassen, der französische Uebermuth kehrte sich wieder gegen die „dummen" Deutschen, und Eugen unterzeichnete den 7. September 1714 den Frieden zu Baden, durch welchen die Bedingungen des Utrechter angenommen wurden.

Philipp von Anjou erhielt Spanien mit seinen großen Besitzungen in den andern Erdtheilen, verlor aber Gibraltar und Minorka an die Engländer, die zugleich das Recht erhielten, jährlich 5000 Neger und eine Schiffsladung von 500 Tonnen britischer Fabrikate in die spanischen Kolonieen einzuführen (Assientotraktat). Spanien hatte nun eine Bourbonendynastie, die sich durch ihre Unfähigkeit auszeichnete und

es noch weiter heruntergebracht hätte, wenn dies bei der kerngesunden Nation möglich gewesen wäre.

Oesterreich erhielt die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien, das es später gegen Sicilien austauschte. Durch diesen Erwerb wuchs aber die Macht des Hauses Habsburg nicht; denn diese entfernten, abgetrennten Länder waren schwer zu vertheidigen, und von jetzt an wurden die österreichischen Niederlande das Ziel der französischen Eroberungsplane.

Holland erhielt Handelsvortheile, das Besatzungsrecht in den Gränzfestungen der österreichischen Niederlande (Barrierentraktat) und damit die Verpflichtung einen Beitrag zu bezahlen, damit die Festungen im Stande erhalten würden.

Frankreich verlor an England Akadien (Neuschottland), Neufundland und die Hudsonsbai.

Savoyen bekam einige Stücke des Mailändischen, die Insel Sicilien, die es sieben Jahre nachher für Sardinien austauschen mußte, und den Königstitel von „Sardinien".

Preußen erhielt die Anerkennung seines Königstitels, ein Stück von Geldern und die Bestätigung des Besitzes von Neuenburg, das ihm 1707 als Erbe zugefallen war.

Der Kurfürst von Bayern erhielt sein Land zurück, ebenso der von Köln.

Das heilige römische Reich bekam nichts und ließ Landau und Straßburg in den Händen der Franzosen, welche nur die Festungen diesseits des Rheines wieder abtraten.

Achtes Kapitel.

Das Jahrhundert Ludwigs XIV.

Lugwig starb den 1. September 1715 nach einer unerhört langen Regierung; er erlebte den Tod seines Sohnes, seines Enkels und ältesten Urenkels, so daß der Thron auf seinen fünfjährigen Urenkel (Ludwig XV.) erbte, für den der Herzog von Orleans die Regentschaft führte.

Aber mit dem Tode Ludwigs XIV. hörten die Folgen seines monarchischen Waltens nicht auf; sein Geist blieb in seiner schlimmsten Seite bei den Höfen Europas bis 1789. Denn er galt als das Muster eines großen Herrschers, und große und kleine Fürsten, mit alleiniger Ausnahme des Hauses Habsburg, suchten es ihm gleich zu thun oder ahmten ihm wenigstens nach, so weit es möglich war.

Ludwig erschien im Parlamente mit der Reitpeitsche, und dasselbe bezeigte auch ferner keine Lust mehr ein Veto gegen königliche Verordnungen einzulegen. Er sprach: l'état c'est moi (ich bin der Staat), und handelte auch so, als ob ganz Frankreich für ihn da wäre. Hunderte und abermals Hunderte von Millionen verschwendete er für Hoffeste und Bauten, für Wollüste und deren Werkzeuge. So baute er das Schloß in Versailles, das nach seiner Idee alles übertreffen sollte, was jemals von einem Könige gebaut worden. Der ungeheure Palast wurde mit einem riesenmäßigen Parke umgeben; die Gegend ist wasserarm, aber mehr als 20,000 Menschen wurden nun aufgeboten, die aus fernen Flüssen Kanäle herleiteten; denn im Parke sollten Wasserkünste springen, die ihresgleichen nicht in der Welt hätten. Wie viel Versailles gekostet hat, läßt sich nicht leicht bestimmen, nach einer Angabe 183 Millionen Franken. In den Tuilerien mochte sich der König nicht aufhalten, weil er von dort St. Denis vor Augen hatte, wo die französischen Könige begraben wurden; er thronte in Versailles in seiner Allmacht, umgeben von einem Heere adeliger und unadeliger Männer und Frauen, Prälaten und Soldaten, von Dichtern und Geschichtschreibern, Malern und Bildhauern, die ihn wetteifernd verherrlichten. Er hieß der Große, Cäsar und Augustus in einer Person, und was sonst die Schmeichelei der Franzosen alles erfinden mochte.

Ludwig hielt auch zuerst g r o ß e s t e h e n d e H e e r e, welche er aus seinem Volke aushob; er stellte Heermassen in das Feld, wie man früher nie gesehen hatte, und darum behauptete er in seinen Kriegen so lange das Uebergewicht. Dadurch zwang er die andern Mächte, stehende Heere zu halten, wenn sie nicht immer in Gefahr sein wollten, von dem gerüsteten Nachbar wehrlos überfallen zu werden. So wurden durch ihn die stehenden Heere in Europa allgemein; bald suchte es jeder Fürst dem andern zuvorzuthun, und kleine Staaten hielten in Friedenszeiten Heere, wie man sie sonst kaum im Kriege gesehen hatte; Soldaten wurden zur fürstlichen Liebhaberei, welche das Mark der Länder verzehrte.

Ludwig erschöpfte durch seinen Luxus, durch seine Kriege und Heere das große und reiche Frankreich in der Weise, daß er mehr als 2000 Millionen Franken Schulden zurückließ, während der Wohlstand ganzer Provinzen vernichtet war. Mehr noch als die hartgedrückten Bürger litten die Bauern, die mit Steuern überbürdet wurden, und als 1709 zu dem Kriegselende noch ein so strenger Winter einfiel, daß Wild und Vögel erfroren, Weinreben, Oel- und Nußbäume erstarben und die Saat durch den Frost zu Grunde ging, so folgte eine Hungersnoth, in welcher das gemeine Volk fast verschmachtete. Doch blieb es ruhig, denn es glaubte selbst, daß es für des Königs Majestät da sei.

Indessen war Ludwig doch kein verächtlicher Despot, der einzig für Pracht, Verschwendung und Wollust Sinn hatte. Er that durch seinen Minister **Kolbert** viel für Gewerbe und Handel, wenn auch zunächst nur in der Absicht, dadurch für sich selbst eine Goldgrube zu öffnen. Die französischen Uhrenmacher, Goldarbeiter, Seidenweber, Hutmacher u. s. w. waren wohl die ausgezeichnetsten in ganz Europa, und der König ermunterte und beschützte ihre Betriebsamkeit. So schützte er auch den französischen Seehandel; unter ihm bildete sich eine ost- und westindische Handelsgesellschaft, und einige Zeit überflügelten die Franzosen die Engländer und Holländer auf dem Meere; erst der Sieg von La Hugue stellte das Uebergewicht der letzteren wieder her; der Gewerbsamkeit aber that Ludwig selbst durch die Aufhebung des Edikts von Nantes großen Abbruch.

Ludwig unterstützte auch Kunst und Wissenschaft mit königlicher Freigebigkeit, und brachte der französischen Literatur ihr goldenes Zeitalter. Unter ihm dichteten **Korneille**, **Racine**, **Moliere**, **Lafontaine**, **Boileau**; es blühten **Bossuet**, **Fenelon**, **Paskal**. Der König hob die Pariser Akademie, baute eine Sternwarte, welcher der große **Kassini** vorstand, und die Franzosen nahmen mit den Engländern ohne Frage den ersten Rang in wissenschaftlichen Leistungen ein. Darum ist auch Ludwig XIV. bei den Franzosen noch immer ein geehrter Name; er machte Frankreich durch seine Eroberungen nicht nur zum mächtigsten Reiche, sondern auch die französische Kultur zur vorherrschenden in Europa, die französische Sprache aber zur europäischen Hauptsprache, zur Sprache der Vornehmen und Gebildeten.

Am wenigsten Nutzen hatte Deutschland von diesem Ueberwuchern des Franzosenthums über seine Gränzen; dies hat unserm Vaterlande unendlich mehr geschadet als die Siege, Mordbrennereien und Eroberungen eines Turenne, Luxemburg und Villars, denn es verdarb die höheren Stände, von denen die Ansteckung in die unteren, noch kerndeutschen Volksklassen drang. In Deutschland äffte man nämlich den Franzosen alles nach; da sprach man an den Höfen nur französisch, und wer noch deutsch sprechen wollte oder mußte, untermengte wenigstens möglichst viele französische, lateinische und etwa auch italienische Ausdrücke, so daß unsere edle Muttersprache zu dem abgeschmacktesten Mischmasch wurde, das je auf Gottes Erdboden geredet oder geschrieben worden ist. Die Deutschen machten sich dadurch vor der ganzen Welt verächtlich, und Italiener und Franzosen verspotteten sie wetteifernd als Dummköpfe.

Und wenn es nur bei der Dummheit der Nachäfferei geblieben wäre, aber leider wurde auch die französische Sittenlosigkeit zum guten Tone. Nur wenige deutsche Fürsten, namentlich Haus Habsburg, machten eine Ausnahme; die meisten lebten in allen Lüsten und verschleuder-

ten ungeheure Summen an Buhlerinen und die willigen Diener ihrer Schlechtigkeit. Kleine Fürsten bauten Lustschlösser und Theater für Millionen, die den Unterthanen abgepreßt wurden; ein Hoffest löste das andere ab und eines war kostspieliger als das andere. Alles mußte nach französischem Schnitte sein: Theater, Tanz, Jagd, Musik, Bauten, nichts war schön, wenn es nicht von Franzosen oder wenigstens Italienern angegeben wurde. Für solche Leute war Deutschland ein Bergwerk edlen Metalles, das weidlich ausgebeutet wurde. Statt vieler Beispiele, wie es damals in Deutschland herging, nur eines:

Der Kurfürst August von Sachsen, ein riesenstarker Mann, ahmte den großen König in Versailles am besten nach; nach dem Muster des Königsbaues schuf er die Morizburg und gab dort Feste, wo jede Pracht aufgeboten und jede Lust zügellos geübt wurde. Gemälde, Statuen und andere Werke der Kunst wurden um ungeheure Summen angekauft und nach Dresden gebracht, eine Menge Kostbarkeiten wurden in dem „grünen Gewölbe“ aufgehäuft. Als er König von Polen wurde (er erfüllte die polnische Bedingung katholisch zu werden), hob er die sächsischen Landeskinder mit Gewalt aus und führte sie gegen die Schweden und Polen, welche Sachsen gar nichts angingen. Sein Minister Flemming soll 16 Millionen Thaler hinterlassen, die Buhlerin Gräfin Kosel 20 Millionen erworben haben; Flemming war aber nicht der einzige Minister dieser Art und die Kosel nicht die einzige Buhlerin. Die Einkünfte reichten natürlich zu einem solchen wahnsinnigen Aufwande nicht hin, es mußten Schulden gemacht werden; zuletzt ließ der Kurfürst falsches Geld schlagen und als alles nicht reichte, ging er selbst auf die Thorheiten der Alchymisten ein, welche aus unedlen Stoffen Gold bereiten wollten; einer brauchte zu lange Zeit und August ließ ihn köpfen; ein anderer aber, Böttiger, erfand das Porzellan, und die Porzellanfabrik in Meißen trug dem Kurfürsten große Summen ein.

Die deutschen Fürsten fragten ihren Landständen gerade so viel nach als der französische König seinem Parlamente; wehe dem, der es wagte, sich auf landständisches Recht zu berufen; ein langjähriger Kerker, oft mit allen Qualen erfinderischer Grausamkeit, war das sichere Loos.

So führten in dem größeren Theile Europas Tyrannei und Wollust den Scepter und bereiteten den Nachkommen ein hartes Gericht. Zu Ludwigs Zeit öffneten die deutschen Fürsten dem französischen Geiste die Schleußen; durch dieselben strömte zuerst die vornehme Lüderlichkeit nach Deutschland, die Verachtung deutscher Sitte und deutschen Rechts; später zog ein anderer Strom durch das im Zeitalter Ludwigs XIV. ausgewühlte Bett, er kam aber nicht vom Throne, sondern aus dem Lavaschlunde der Revolution.

Neuntes Kapitel.

Der große nordische Krieg (1700—1718).

Rußland von der Mongolenherrschaft bis auf Peter den Großen (1477—1689).

Zu gleicher Zeit, als Eugen und Marlborough den Herrscher in Versailles so sehr demüthigten, verdiente ein Fürst im äußersten Europa den Namen des Großen, Zar Peter von Rußland, denn er machte sein Volk groß, das bisher kaum beachtet war.

Rußland litt durch die Mongolenstürme unter allen europäischen Staaten am meisten und längsten; denn die Herrschaft der asiatischen Horden dauerte bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus, während die Großchane der goldenen Horde (Reich Kiptschak) es nicht hinderten, wenn ihre russischen Vasallenfürsten unter einander selbst Krieg führten oder an den Lithauern, den Schwertbrüdern rc. ihre Kraft versuchten. Im 14. Jahrhundert erhob sich der Fürst von Moskau allmählig zum Range des Großfürsten, wodurch Moskau zum nationalen Mittelpunkte des russischen Volkes wurde. Mehr als einmal wagten es die Großfürsten, dem Großchane zu trotzen, dem andererseits die Chane der Krim, von Astrachan, Kasan und Sibirien manchmal feindlich gegenüberstanden, aber erst Iwan III., Wasiljewitsch, verweigerte 1477 den Tribut geradezu und schlug den Angriff der letzten Großchane 1480 zurück. Er vereinigte das Fürstenthum Twer mit Rußland, unterwarf die Handelsrepublik Nowgorod mit ihrem großen Gebiete, deßgleichen Pskow (Pleskow) und Wjätka, eroberte das nördliche Sibirien bis an den Obi, entriß den Lithauern und Polen mehrere Landschaften, die ehemals zu Rußland gehörten, wurde aber bei seinem Angriffe auf Livland von den Schwertbrüdern gänzlich geschlagen. Er zuerst nannte sich Selbstherrscher aller Reußen (den byzantinischen Kaisertitel „Autokrator" nachahmend), nahm den gekrönten byzantinischen Doppeladler als Wappen und betrachtete sich als eigentlichen Erben des byzantinischen Reichs, weil seine Gemahlin Sophia eine byzantinische Prinzessin war. Dieser zweite Gründer der russischen Macht starb 1505; sein Sohn Wasiljei (Basilius) IV. (1505—1534) vereinigte das Fürstenthum Rjäsan mit Rußland, entriß den Polen Smolensk und Severien (südlich von Smolensk) und machte das Chanat Kasan tributpflichtig. Iwan IV., Wasiljewitsch, der Schreckliche (1534—1584), war bei dem Tode seines Vaters erst drei Jahre alt, und während der eilfjährigen vormundschaftlichen Regierung wurde das Reich durch Aufstände und Bürgerkrieg zerrüttet und von den Tataren und Polen angegriffen. Als Iwan IV. die Zügel der Regierung mit eigener Hand ergriff, ver-

diente er seinen Beinamen durch die grausame Strenge, mit welcher er die Großen bändigte, Aufstände unterdrückte und besonders in dem ungehorsamen Nowgorod wüthete, dessen Blüte durch ihn für immer vernichtet wurde. Er erreichte ein stehendes Heer, die Strelitzen (d. h. Schützen), durch welche er sich im Innern Gehorsam erzwang, während sie in seinen auswärtigen Kriegen den Kern der Heeresmacht bildeten. Er bezwang die Chanate Kasan und Astrachan, unterwarf die nogaischen Tataren bis an den Terek, einen Theil der donischen Kosaken, die Baschkiren, das sibirische Chanat (am mittleren Irtisch und Obi), bekriegte Schweden, Polen und die Schwertbrüder, erlitt manche Niederlage, schloß aber dennoch 1582 ohne Nachtheil Frieden. Mit seinem Sohne Feodor I. (Friedrich) erlosch 1598 der männliche Stamm Ruriks und darauf regierte Feodors Schwager Boris Godunow nicht unrühmlich; allein er stand im Verdachte, den Erbprinzen Demetrius beseitigt zu haben, und war weder bei den Großen noch bei dem gemeinen Volke beliebt. Er dehnte die Leibeigenschaft auch auf die Bauern aus, welche bisher freies Zugrecht gehabt hatten und drückte damit den Bauernstand auf Jahrhunderte zu Boden. Gegen ihn trat ein Mönch aus Jaroslaw, Jakob Otrepiew, der in Polen katholisch geworden war, als Thronprätendent auf, indem er sich für den todtgeglaubten Demetrius ausgab. Die Polen unterstützten den Betrüger, der in Rußland solchen Anhang fand, daß Boris 1605 Gift nahm und der Exmönch als russischer Zar in Moskau einziehen konnte. Allein er behielt viele Polen um sich, wodurch er das russische Volk und noch mehr die Großen erbitterte, und als er vollends die römisch-katholische Kirche begünstigte, machte er sich die russische Geistlichkeit zum Todfeinde. Er wurde 1606 in einem Volksaufstand umgebracht; aber nun entzweiten sich die russischen Großen über die Zarenwahl, drei falsche Demetrius traten nacheinander auf und vermehrten die Verwirrung, während die Polen bis Moskau vordrangen und die Tataren sich empörten. Eine allgemeine nationale Erhebung der Russen nöthigte die Polen und Tataren zwar zum Abzuge aus dem innern Rußland, die Polen behielten aber die westlichen Gränzprovinzen besetzt; Schweden unterstützte Rußland zuerst, doch fand es Gustav Adolfs Vater bei der zunehmenden Unordnung in Rußland vortheilhafter, Rußland anzugreifen als es zu vertheidigen, überfiel Nowgorod und eroberte die Gestade am Ladogasee und der Newa. Gustav Adolfs weitschauender Blick erkannte die Wichtigkeit der Positionen an der Newa und dem finnischen Meerbusen vollständig und behauptete sie (Ingermanland, Karelien) in dem Frieden von Stolbowa (1617). Auf den Gränzstein ließ er die Inschrift setzen: Huc regni fines posuit Gustavus Adolfus, rex Sueonum; fausto numine duret opus.

Diese Abtretungen hatte der neugewählte (1613) Zar Michael

aus dem Hause Romanow, mütterlicherseits von Rurik stammend, bewilligen müssen; überdies mußte er den Polen Smolensk, Severien und Tschernigow überlassen. Dessen Sohn Alexei I. (1646—1676) eroberte in dem polnischen Kriege 1667 Smolensk und Severien wieder und zwang die Kosaken in der Ukraine zur Anerkennung der russischen Oberherrlichkeit. Sein Sohn Feodor III. (1676—1682) vernichtete die Geschlechtsregister, aus welchen die Bojaren ihre Ansprüche auf Dienstrang herleiteten, und unterwarf sie der kaiserlichen Allgewalt.

Peters Reformen, Plane und erste Erfolge.

Ihm folgte (1682) sein blödsinniger Bruder Iwan und als Mitregent der designierte Thronerbe Peter, ein Sohn aus Alexeis I. zweiter Ehe; aber durch die Strelitzen, welche in Rußland die Rolle der Prätorianer und Janitscharen spielten, bemächtigte sich Peters ältere Halbschwester Sophia der Gewalt. Allein schon in seinem siebenzehnten Jahre (1689) wagte es Peter, das ihm entrissene Recht wieder mit Gewalt sich anzueignen; es gelang ihm und er sperrte seine Schwester in ein Kloster; Iwan führte jedoch bis zu seinem Tode (1696) den Titel Zar. Durch den Genfer Le-Fort hatte Zar Peter als Prinz von der Kultur Europas erfahren; in seinem Herzen wurde eine brennende Sehnsucht rege, diese Kultur mit eigenen Augen zu schauen und sie nach Rußland zu verpflanzen. So wenig es seinen Russen gefiel, beförderte er doch die Einwanderung fremder, besonders deutscher Handwerker, um den Gewerbsfleiß in Rußland einheimisch zu machen, berief auch viele Seeleute und Offiziere, die er zur Bildung einer geregelten Militärmacht zu benutzen gedachte. Dann ging er auf Reisen, indem er sich einer Gesandtschaft anschloß, die er an mehrere Höfe abgeschickt hatte (1697). Aber er war erst bis Wien gekommen, als ein neuer Aufstand der Strelitzen, den die mit Peters Neuerungen unzufriedenen Großen erregt hatten, ihn heimrief. Die Empörung wurde mit leichter Mühe unterdrückt und die vornehmen wie die geringen Schuldigen gepfählt, gerädert, gehenkt, geköpft, zu Tode geknutet oder verstümmelt, wobei der Zar an 84 persönlich den Henkerdienst übte. Hierauf errichtete er statt der Strelitzen eine reguläre Garde, einige Reiterregimenter, und ging dann wieder in das Ausland. Er besuchte Deutschland, Holland, England und Frankreich; da sah er Fabriken, Ackerbau, Seehäfen und Kriegsheere. In Holland arbeitete er als Zimmermann, erlernte den Schiffsbau und zimmerte selbst ein kleines Haus in Saardam, das man den Reisenden noch heute zeigt. Von seinen Erfahrungen machte er für Rußland den besten Gebrauch. Er baute auf dem Don eine Kriegsflotte, errichtete ein Heer nach europäischem Muster, das größtentheils von deutschen Offizieren kommandiert wurde, und fuhr fort Fremde nach Rußland zu ziehen, die

seinen Landsleuten als Muster in den Künsten des Friedens und Krieges dienen sollten. Durch strenge Gesetze wollte er den Russen ihre barbarischen Gewohnheiten abthun; allein er richtete nicht viel aus, weil Gesittung nicht geboten werden kann, sondern nur als eine Frucht der Jahrhunderte reift. Peter selbst blieb Zeitlebens ein Barbar, der seine Minister eigenhändig durchprügelte, die Gesandten und Räthe betrunken machte und sich selbst lästerlich berauschte, seiner Wollust mit thierischer Schamlosigkeit fröhnte, das Leben anderer für nichts achtete und zu seinem Zeitvertreibe aufzuopfern geneigt war und bei den Hinrichtungen selbst Hand anlegte. Aber dieser Barbar war ein genialer Mann und hatte einen politischen Scharfblick, der ihn das nahe und ferne Ziel klar erkennen und jeden Schritt abmessen ließ; bei seiner starken Willenskraft war er dennoch seiner Eroberungslust ganz mächtig und gab ihr nur in so weit nach als nothwendig war, um zu der Macht Rußlands und dessen künftiger Weltherrschaft die Fundamente zu legen und die Grundmauern zu bauen.

Als er die Regierung übernahm hatte das weitausgedehnte Rußland noch keine Küsten in seinem Besitze als die des Eismeeres mit dem Seehafen Archangel, welcher die Hälfte des Jahres durch Eis geschlossen ist, und die sibirische Küste bis Kamtschatka, bis wohin die Russen im Laufe des 17. Jahrhunderts vordrangen. Die Mündungen der andern russischen Flüsse waren in den Händen der Türken und Schweden. Rußland hatte noch keinen selbstständigen Handel, war also auch ein geldarmes Land. Peter erkannte, daß ohne Seehandel und Seemacht die Stärke eines Staates keine nachhaltige ist, darum suchte er an dem baltischen und asowischen Meere festen Fuß zu fassen, und fing mit den Türken Krieg an, als sie gerade an Prinz Eugen die neue Kriegskunst kennen lernten. Es gelang ihm mit den Schiffen, die er auf dem Don gebaut hatte, die türkische Flotte zu überfallen und zu schlagen; die Stadt Asow, von welcher die Palus Mäotis der Alten den heutigen Namen des asowischen Meeres trägt, fiel in seine Gewalt und wurde ihm von den Türken im Frieden von 1699 abgetreten. So öffnete Peter seinem Volke das bisher verschlossene Meer.

Schweden von Gustav Adolf bis Karl XII. (1631—1699).

Seine Hauptanstrengung richtete Peter aber gegen Schweden, welches das baltische Meer beherrschte, dessen Herrschaft er als die erste Bedingung der russischen Größe ansah. Gustav Adolf und die Eroberungen der schwedischen Feldherren im dreißigjährigen Kriege hatten das schwachbevölkerte und arme Schweden in den Rang der Großmächte vorgeschoben, und nur auf Schwedens Kosten konnte Rußland zunächst Einfluß auf Europa gewinnen.

Auf Gustav Adolf folgte seine minderjährige Tochter Christine, für die während zwölf Jahren ein Reichsrath von fünf Mitgliedern,

unter ihnen Axel Oxenstierna, regierte. Diese Zeit benutzte der schwedische Adel, um seine durch Gustav Adolf geschmälerten aber noch immer sehr großen Vorrechte wieder zu erringen und zu erweitern. Er befreite sich von allen Steuern und Zöllen, verschaffte sich Jagd- und Fischereirechte sowie den beinahe ausschließlichen Besitz aller höheren bürgerlichen und militärischen Aemter, und drohte den Bauern mit Kopfabhauen, als sie Einsprache thun wollten.

Als Christine selbst regierte (1644—1654), veräußerte sie viele Krongüter und schwächte dadurch das königliche Einkommen; sie liebte nämlich Künste und Wissenschaften, zog viele Gelehrte nach Schweden und machte Stockholm zu einem nordischen Athen, wie man jetzt sagen würde. Die klassisch-gebildete Königin fand sich in dem armen kalten Norden nicht heimisch, und die Regierungsgeschäfte waren auch nicht nach ihrem Geschmacke; sie entsagte daher in ihrer genialen Laune dem Throne zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken (er war der Sohn Johann Kasimirs von Zweibrücken und Katharinas, einer Schwester Gustav Adolfs), indem sie für sich nur eine ansehnliche Leibrente ausbedung. Sie verließ Schweden nach ihrer Thronentsagung und sah es nie wieder. In Innsbruck trat sie feierlich zum katholischen Glauben über, durchreiste die Niederlande, Frankreich und Italien und wählte endlich Rom zum bleibenden Aufenthalte. Sie starb 1689 und liegt in der Peterskirche begraben.

Karl X. (Gustav) (1654—1660) zwang den Adel zur Herausgabe vieler Krongüter, welche derselbe erlistet, gekauft oder als Geschenk erhalten hatte, und fing dann Krieg an, weil er diesen als das beste Mittel zur Hebung der königlichen Macht betrachtete. Polen war durch Bürgerkriege zerrissen, mit Rußland und den Kosaken im Kampfe und Verräther vom hohen Adel luden Karl in das unglückliche Land (1655). Die Starosten von Posen und Kalisch übergaben den Schweden die ihnen anvertrauten Städte, Karl eroberte Warschau und Krakau, das von den barbarischen Russen bedrohte Lithauen unterwarf sich ihm ebenfalls, der Polenkönig Johann Kasimir entfloh nach Schlesien, der Schwede war Herr über Polen und bedrückte es, wie wenn es deutsch wäre. Aber nun stieg der polnische Adel, noch immer der Kriegerstand der Nation, zu Pferd und das gemeine Volk schloß sich der Erhebung an. Mit Karl war jedoch Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Kurfürst, verbündet, dem Karl für Preußen die Freiheit von der polnischen Oberlehensherrlichkeit zugesagt hatte, und mit dem brandenburgischen Heere vereinigt gewann er Ende Juli 1656 die dreitägige Schlacht bei Warschau gegen die polnische Uebermacht, in Folge der er wieder über den größten Theil des polnischen Landes gebot. Zum Glück für Polen nahm der Kaiser eine drohende Haltung gegen Schwe-

den an und erneuerten die Dänen den Krieg. Karl mußte abziehen, die schwedischen Besatzungen konnten sich in den binnenländischen Plätzen nicht lange halten, und so errang Polen einen noch immer erträglichen Frieden. Es anerkannte im Welauer Vertrag 1657 die Unabhängigkeit Preußens, im Frieden von Oliva 1660 entsagte Johann Kasimir allen Ansprüchen auf die schwedische Krone (er war Sohn Sigismunds, der mit Karl IX. und Gustav Adolf um die schwedische Krone gestritten) und trat Livland und Esthland vollständig ab.

Karl X. hatte sich mit seinem kleinen Heere aus den polnischen Wäldern und Sümpfen in Eilmärschen gegen die Dänen gewandt, die seine deutschen Besitzungen angriffen. Schon 1657 nahm er Holstein, Schleswig und Jütland weg bis auf die Festung Friedericia, welche sein General Wrangel bald darauf ohne alle Belagerung geradezu mit Sturm eroberte. Nun führte aber der König eine That von noch größerer Kühnheit aus. Im Januar marschierte er mit seinem Heere über das Eis des zugefrorenen kleinen Belt nach der Insel Fünen, und, nachdem er diese erobert, über den großen Belt, in dessen brechendem Eise zwei Kompagnieen verunglückten, nach Seeland hinüber gegen die feindliche Hauptstadt Kopenhagen. Dort erschrack König Friedrich III. so sehr, daß er in dem Roeskilder Frieden (26. Februar) die Provinzen Schonen, Bleckingen und Halland, die Dänemark noch im südlichen Schweden besessen hatte, das norwegische Stift Drontheim und die Insel Bornholm abtrat. Dies genügte Karln nicht, der ganz Skandinavien unter eine Krone bringen wollte; er fing im August von neuem Krieg an und belagerte Kopenhagen. Der dänische Adel rieth zur Unterwerfung, aber die Bürgerschaft unterstützte den König aufs wackerste; Kopenhagen hielt die Schrecken einer einjährigen Belagerung aus, während welcher eine holländische Flotte Zufuhr brachte und eine durch Hungersnoth erzwungene Uebergabe verhinderte. Da starb Karl X. plötzlich (1660), und Frankreich, England und die Niederlande vermittelten den Kopenhagener Frieden, in welchem Schweden Drontheim und Bornholm fahren ließ, aber die südlichen Provinzen behauptete.

Nach dem Kriege suchte der dänische Adel dem Bürgerstande alle Lasten zuzuwälzen; dies benutzte der König zum Sturze der bisherigen Verfassung, in welcher der Adel große Vorrechte gehabt hatte. Die Hauptstadt unterstützte ihn und Dänemark wurde 1661 eine unumschränkte Monarchie. In Schweden aber zog Karl XI. (1660—1697) das entfremdete Krongut vollständig und mit solcher Härte ein, daß viele adelige Familien verarmten, bekriegte (1675—1679) als Bundesgenosse Ludwigs XIV. Brandenburg und Dänemark, hatte aber kein Glück und verdankte es nur der Uebermacht des Franzosenkönigs, daß er im Friedensschlusse zu St. Germain en Laye die verlorenen Provinzen zu-

rückerhielt; hierauf regierte er friedlich, sparsam und kräftig, wies den Reichsrath wieder in seine berathende Stellung zurück und anerkannte nur das Steuerbewilligungsrecht der Stände. Er starb 1697 und ihm folgte sein 16jähriger Sohn **Karl XII.**

Dänischer, polnisch-sächsischer und russischer Krieg gegen Schweden (1700–1706).

Wider **Karl XII.** verbanden sich Zar **Peter** von **Rußland**, **Friedrich August** von **Sachsen-Polen** und **Friedrich IV.** von **Dänemark**. Zar Peter wollte am finnischen Meerbusen Posto fassen und deßwegen Ingermanland und Esthland erobern; Friedrich August hatte es auf Livland abgesehen, dessen Adel durch die schwedischen Könige sich in seinen Rechten gekränkt fühlte und große Lust nach der polnischen Adelsfreiheit bezeigte; ein livländischer Edelmann, **Patkul**, der vor dem Zorne Karls XI. geflohen und in russische Dienste getreten war, betrieb den Bund gegen Schweden am eifrigsten. Der König von Dänemark endlich war erbittert über Schleswig-Holstein, sein eigenes Stammland, dessen Herzog Friedrich Karls XII. Schwester geheirathet und schwedische Besatzungen aufgenommen hatte. Die drei verbündeten Monarchen stellten (1699) ihre Forderungen an Schweden und begannen gleichzeitig den Krieg; die Dänen fielen in Schleswig ein, die Russen belagerten Narwa in Esthland und Friedrich August das livländische Riga. Der eingeschüchterte schwedische Reichstag wollte unterhandeln und nachgeben, aber der junge König erklärte, er werde nie einen ungerechten Krieg anfangen, aber auch die Waffen nicht eher niederlegen, bis er seine Angreifer besiegt hätte. Von einer holländischen Flotte unterstützt schiffte er sein Heer ein, landete bei Kopenhagen, bombardierte die Stadt, worauf der erschrockene Dänenkönig im **Travendaler Frieden** (August 1700) dem Bündnisse mit Rußland und Polen entsagte und den Herzog von Holstein zu entschädigen versprach. Hierauf wandte sich Karl XII. ebenso schnell gegen die Russen, welche vor **Narwa** lagen. Während eines Schneegestöbers stürmte er mit 9000 Schweden das verschanzte Lager der 60,000 Mann starken Feinde und schlug sie gänzlich (20. November). Hierauf ging es gegen die Polen und Sachsen, die Riga vergeblich belagert hatten; er erreichte sie an der Düna und schlug sie, entscheidend aber erst 9. Juli 1702 bei **Klissow**, wo er Augusts Damen fing, ihm dieselben jedoch sogleich wieder zuschickte. August hätte gerne Frieden gemacht, aber Karl verlangte seine Entthronung und setzte sie endlich auch durch. Warschau, Krakau, Lublin, Pultusk, Thorn, Danzig und Elbing waren in Karls Gewalt, und 1704 erklärte der Reichstag oder vielmehr die dem Könige August feindliche Partei, an deren Spitze der Kardinalprimas stand, Augusten abgesetzt, weil er gegen Schweden einen ungerechten Krieg angefangen

und gegen die Wahlkapitulation sächsische Truppen nach Polen gebracht habe. Statt seiner wurde ein polnischer Edelmann, Stanislaus Lesczinsky, der Woiwode von Posen, zum Könige gewählt, Karls Schützling und treuer Freund, der jedoch trotz seiner Tapferkeit und Herzensgüte bei den von Sachsen und Rußland erkauften Edelleuten nur wenige treue Anhänger fand. Karl XII. jagte die Russen aus Lithauen, erstürmte Lemberg in Galizien, aber August benutzte seine Abwesenheit, errang bei Kalisch mit seinem russisch-sächsischen Heere einen kleinen Vortheil und kam wieder in Besitz von Warschau. Doch Karls Feldherr Rhenskiöld schlug das russisch-sächsische Heer unter Schulenburg den 13. Februar 1706 bei Fraustadt vollständig und ließ nach der Schlacht 6000 gefangene Russen niederstoßen, und Karl selbst marschierte nun durch das österreichische Schlesien, ohne bei Kaiser Joseph I. nur anzufragen, nach Sachsen, um August in seiner Heimath zum Frieden zu nöthigen. Damals kämpfte Deutschland mit Frankreich, und obwohl die Schlacht bei Höchstädt schon geschlagen war, ermattete gerade um diese Zeit der Krieg auf deutschem und niederländischem Boden. Hätte sich Karl XII. mit Ludwig XIV. verbündet, so wäre die Lage des Kaisers eine verzweifelte geworden; deßwegen eilte der Herzog von Marlborough zu dem Schweden und brachte ihn auch glücklich von jedem Gedanken an ein französisches Bündniß ab; Karl konnte ohnehin die Franzosen nicht leiden, deren Sprache er vermied, und dem keuschen, mäßigen nordischen König war das schwelgerische, sittenlose Leben des französischen Königs ein Gräuel. Außerdem war Karl eifriger Protestant und durch die Vertreibung der Hugenotten erbittert; der Kaiser hingegen willigte in Karls Forderung, den schlesischen Protestanten 125 Kirchen herauszugeben, weil er sich keinen neuen und furchtbaren Feind machen wollte. In Sachsen erholten sich die ermüdeten Schweden wieder und thaten sich trefflich zu gute; Karl zog aus dem Kurfürstenthum Geld und Kriegsvorräthe und steckte endlich auch einige tausend sächsische Rekruten unter sein Heer. Die Noth zwang August zum Frieden von Altranstädt (1706 den 24. September), in welchem er für sich und seine Nachkommen der polnischen Krone entsagte, das Bündniß mit dem Zaren aufgab und den Livländer Patkul auslieferte; diesen ließ Karl von unten auf rädern.

Karls XII. russischer Feldzug. Schlacht bei Pultawa (8. Juli 1709).

Zar Peter hatte die lange Frist gut benutzt; seine bei Narwa verlorene Artillerie war wieder ersetzt, sein Heer durch deutsche Offiziere geschult und kommandiert, Ingermanland, ein Theil von Esthland und Livland war erobert, seine Flotte auf der Ostsee der schwedischen bereits gewachsen. Gegen diesen Feind richtete nun Karl seinen Angriff, aber er bekämpfte die Russen nicht in den Ostseeländern, wie Karl IX. und

Gustav Adolf gethan hatten, sondern er wollte den Feind im Innern des Landes aufsuchen und die Macht des Zaren im Marke brechen. Er rückte aus Lithauen in Rußland ein, nahm Grodno und Wilna, ging bei Borissow über die Beresina, warf alle russischen Heeresabtheilungen über den Haufen, erstürmte die verschanzten Lager, durchwatete Sümpfe und Moräste, stürzte sich selbst ins Handgemenge wie ein gemeiner Soldat und theilte mit diesem auch die Nahrungsmittel. Aber nun beging er einen großen Fehler. Sein Heer litt Mangel, denn die Russen ließen überall eine Einöde hinter sich; Schuhe und Kleider waren zerrissen, aber statt auf seinen Feldherrn Löwenhaupt zu warten, der 12,000 Mann und alle Heeresbedürfnisse herbeiführte, wandte sich Karl zwischen Smolensk und Moskau gegen Süden und befahl Löwenhaupt ihm nachzufolgen. Der Kosakenhetman Mazeppa nämlich forderte Karl auf in die Ukraine zu marschieren, indem seine Kosaken nur die Ankunft der Schweden erwarteten, um das Joch der verhaßten Russen abzuschütteln. Aber die Russen waren Karl schon zuvorgekommen; sie zerstörten Baturin, den Hauptort der Kosaken, und Mazeppa kam als Flüchtling mit einigen hundert Reitern zu dem Schwedenkönig. Dieser wartete seine Schweden unter Löwenhaupt nicht ab, und gab dadurch dem Zaren Gelegenheit dieselben mit Uebermacht anzugreifen. Drei Tage lang (September 1708) schlugen sich die Schweden mit den Russen, die der Zar schonungslos in den Kampf trieb, weil er wohl einsah, daß er verloren sei, wenn sich die beiden schwedischen Heere vereinigen konnten. Die unverhältnißmäßige Uebermacht gewann den Sieg, Löwenhaupt verlor alles Geschütz und Heergeräthe und schlug sich mit nur 6000 Mann zu seinem Könige durch. Karl zog immer noch südwärts; die Herbstregen erzeugten bei den schlechtgenährten und schlechtgekleideten Soldaten verheerende Krankheiten, und der schreckliche Winter von 1708—1709 raffte tausende der braven Krieger weg, einer fast noch größeren Zahl erfroren Hände und Füße und sie kamen elend als Krüppel um ihr Leben. Endlich hielt Karl in der Ukraine; aber da waren keine Winterquartiere; die armen Soldaten mußten sich vor der Kälte schützen, so gut es gehen mochte, und mit einer Nahrung vorlieb nehmen, welche nur die höchste Noth genießbar macht. Im Mai 1709 belagerte Karl Pultawa, konnte aber entweder bei dem Mangel an Belagerungsgeschützen die schlecht befestigte Stadt nicht nehmen oder wollte den Zaren herbeilocken und zu einer Schlacht zwingen. Dieser erschien auch wirklich an der Spitze eines vierfach überlegenen Heeres, das seine Kriegsschule durchgemacht hatte. Am 8. Juli kam es zum entscheidenden Treffen; Karl war von Pultawa aus durch einen Schuß am Beine verwundet worden und mußte in einer hölzernen Tragbahre in die Schlacht getragen werden; die russischen Kanonenkugeln zerschmetterten die Tragbahre; die Schweden wurden trotz

der tapfersten Gegenwehr übermannt und Karl konnte sich nur dadurch retten, daß er mit 2000 Mann an den Dniepr jagte und auf das türkische Gebiet übertrat. Sein tapferes Heer ging zu Grunde; Löwenhaupt hatte 16,000 Mann gesammelt, aber unfähig dem Feinde länger Widerstand zu leisten, ergab er sich; die Soldaten wurden als Sklaven in Rußland vertheilt oder in die sibirischen Bergwerke geschickt; nicht einer von diesen wackeren Männern sah die Heimath wieder.

Karl XII. in der Türkei (1709—1714).

Karl wurde in der Türkei mit Ehren aufgenommen und ihm als Aufenthaltsort die Festung Bender angewiesen, von wo aus er sich alle Mühe gab, die Türken zu einem Kriege gegen den Zaren aufzureizen. Dies war auch im Interesse der Türkei, deren Besitzungen am schwarzen Meere durch Rußland bedroht waren, wie der Verlust Asows deutlich genug zeigte. Es gelang ihm, trotz der Gegenwirkung des russischen Geldes, zwei Wesiere zu stürzen, und 1711 rückte ein türkisches Heer von 200,000 Mann in die Moldau ein, in welche Peter durch die Versprechen des Hospodaren Kantemir gelockt worden war. Allein Peter fand bei den Walachen keine Unterstützung, und er wurde mit seinem 40,000 Mann starken Heere am Pruth eingeschlossen. Er war rettungslos verloren, wenn der Großwesier von seiner Uebermacht Gebrauch zu machen für gut fand; dieser war aber ein geiziger und furchtsamer Mann, der mit Peter Frieden (23. Juli) schloß, als dieser die Herausgabe Asows und die Schleifung der Festungswerke von Taganrog versprach. Es wird auch erzählt, daß der Großwesier durch die Juwelen Katharinas, der Gemahlin Peters, bestochen worden sei; daß er sie angenommen, ist wahr, aber sonder Zweifel that die Gewißheit, ohne Krieg und Gefahr das verlorene Asow wieder zu gewinnen, bei dem indolenten Türken das meiste. Karl kam in das türkische Lager galoppiert, als der Friede bereits abgeschlossen war, und konnte seine Wuth nur durch Beleidigung des Großwesiers auslassen. Er kehrte nach Bender zurück und intriguierte in Konstantinopel fort, um einen Krieg gegen Rußland zu erregen; aber obwohl es ihm gelang, noch zwei Großwesiere zu stürzen, so erreichte er doch seine Hauptabsicht keineswegs, und zuletzt wollten die türkischen Großen des gefährlichen Gastes überhoben sein. Man gab ihm also zu verstehen, daß er nach Hause gehen möge; endlich wurde ihm die bisher gereichte Geldunterstützung entzogen, aber ein Reisegeld gegeben, welches Karl annahm und doch nicht ging. Zuletzt brauchten die Türken Gewalt, erstürmten sein Haus und nahmen ihn selbst gefangen. Dessenungeachtet harrte er noch 11 Monate in der Türkei aus und erst, als er jede Hoffnung auf türkische Hilfe zu einem Kriege gegen Rußland aufgeben mußte und die Nachrichten aus Schweden immer trauriger lauteten, entschloß

er sich zur Heimkehr. Nur von dem Obersten Düring begleitet ritt er fast ohne Unterbrechung in 16 Tagen durch Ungarn, Oesterreich, Bayern, Pfalz, Hessen, Niedersachsen und Mecklenburg nach Stralsund, das von dem Feinde belagert wurde. Den 17. Oktober 1714 kam er in dunkler Nacht dort an.

Schweden gegen Dänemark, Polen, Rußland, Brandenburg, Hannover.

Nach der Niederlage bei Pultawa eroberten die Russen Livland, wo Riga nach heldenmüthiger Gegenwehr fiel, Esthland und Kurland; dieses behielt der Zar zwar nicht, sondern verheirathete den letzten Herzog Wilhelm mit seiner Nichte Anna, tödtete ihn aber durch die Nöthigung zum Trunke. Dann rückte er durch Polen, wo August wieder König war, von hier nach Pommern, und Dänemark und Polen erneuerten mit dem Zaren den früheren Bund zur Beraubung Schwedens. Zwar schloßen der Kaiser, England und Holland einen Gegenbund, thaten aber nichts für Schweden. Dieses vertheidigte sich jedoch mit einer Kraft, wie die Geschichte nur wenige Beispiele aufweist. Die Dänen landeten im südlichen Schweden, aber der General Stenbock schlug ihr Heer mit dem Aufgebot der Bauern, die in aller Eile bewaffnet und fast gar nicht eingeübt waren; die Dänen mußten sich so eilig einschiffen, daß sie die Pferde ihrer Reiterei nicht mitnehmen konnten und deßhalb niederstachen. Dagegen eroberten sie in Deutschland die schwedischen Herzogthümer Bremen und Verden und verbrannten Stade, die Sachsen und Russen bemächtigten sich des schwedischen Pommern bis auf Wismar und Stralsund (1712). Nun kam aber der Dänenbesieger Stenbock mit 16,000 Schweden herüber und schlug das überlegene dänisch-russisch-sächsische Heer bei Gadebusch in blutiger Schlacht (20. Dez. 1712), schändete aber seinen Ruhm durch die Verbrennung Altonas, dessen 10,000 Einwohner mittellos in den strengen Winter hinausgetrieben wurden; das sollte die Rache für Stade sein. Stenbock selbst, der in Schleswig Winterquartier genommen hatte, wurde eingeschlossen und mußte kapitulieren (in Oldenwoth); er starb in einem Kerker zu Kopenhagen. Zur Rache für Altona verbrannte der Zar Peter die schwedisch-pommerischen Städte Garz und Wolgast! Nun schloß sich auch Hannover und Brandenburg dem Bunde gegen Schweden an, und die brandenburgischen Truppen belagerten eben Stralsund, als Karl XII. nach seinem Ritte aus der Türkei ankam.

Karls XII. letzte Thaten und Ende (11. Dez. 1718).

Karl hatte früher geäußert, er begreife nicht, wie ein tüchtiger Kommandant anders als durch Hunger zur Uebergabe einer Festung gezwungen werden könne; in Stralsund aber lernte er, daß gegen die Uebermacht an Geschütz und Mannschaft keine Festung haltbar ist. Nachdem

er die Stadt aufs tapferste vertheidigt hatte, sah er sich doch gezwungen, (20. Dezember) zur See zu entfliehen, wenn er nicht gefangen werden wollte; auch die Insel Rügen ging an die brandenburgischen Truppen verloren. Der Krieg wurde seitdem, obwohl nicht besonders lebhaft, zur See geführt und auch da zum Nachtheile Schwedens, während Karl selbst einige erfolglose Einfälle in Norwegen machte. Von einem Frieden, der Schweden seine schönsten Länder gekostet hätte, wollte Karl nichts wissen, und der holsteinische Baron Görz, als Staatsmann ebenso kühn, wie Karl als Feldherr, entwarf Plane, deren ungeheure und doch wohlberechnete Tragweite den König gewann. Zuerst wurde Frieden und Bündniß mit dem gefährlichen Zaren eingeleitet. Diesem wollte Karl Ingermanland und Esthland abtreten, Peter hingegen Karln gegen seine Feinde unterstützen und Stanislaus Leszinsky wieder zum Könige von Polen erheben. Karl selbst sollte Norwegen erobern und von dort eine Expedition nach Schottland unternehmen, durch welche der Hannoveraner Georg vom englischen Throne, den er als Sohn Sophiens, der Enkelin Jakobs I., durch die protestantische Successionsakte bestiegen hatte, zu Gunsten des Eduard Stuart, Jakobs II. Enkel, vertrieben werden sollte. Der spanische Minister, Kardinal Alberoni, ebenso unternehmend wie Görz, war mit diesem Plane einverstanden. Zar Peter war auf Dänemark erbittert, weil dieses die russische Seemacht mit unverhohlenem Aerger betrachtete, und ging auf Görzens Plane vollständig ein; hatte er ja doch das errungen, was er anfänglich gewollt hatte, und noch so vieles für sein Reich auf anderer Seite zu schaffen! Schon waren die Verträge von dem Zaren unterzeichnet, Karl in Norwegen eingefallen, wo er Friedrichshall bei strenger Winterkälte belagerte, als er am 11. Dezember (1718) im Laufgraben durch die Schläfe geschossen wurde und augenblicklich todt blieb. Schon damals glaubte man in Schweden, der König sei durch Mörderhand gefallen, und die neuen Forschungen haben jedenfalls dargethan, daß eine Verschwörung gegen das Leben des Königs bestand. Eine aufgefangene Depesche hatte den Dänen und ihren Verbündeten Görzens Plane und ihre Gefahr enthüllt; zu diesen Verbündeten gehörte aber bereits eine beträchtliche Anzahl schwedischer Adeliger, welche um jeden Preis den Frieden und die Wiederherstellung ihrer alten Vorrechte wollten, die sie von Karl nie zu erwarten hatten, wenn er nicht gedemüthigt wurde; Karls Bund mit dem Zaren vernichtete aber ihre Hoffnung. Wie der Mord verabredet und vollbracht wurde, ist nicht bekannt; der erschossene König hatte im letzten Augenblicke die Hand an den Griff seines Degens gelegt, in seiner Tasche fand man ein Gebetbuch und das Bildniß Gustav Adolfs. (Neuere Untersuchungen sollen erwiesen haben, daß er durch eine aus der Festung kommende Kugel getödtet wurde.) Er hatte in seinen letz-

ten Jahren viel von seinem Starrsinne abgelegt und war in die nationalwirthschaftlichen Ideen seines Vorbildes eingegangen. Er war nichts weniger als roh, sondern freundlich mit jedermann und dankbar für geleistete Dienste; auch Kunst und Wissenschaft verachtete er nicht und unterhielt sich gerne mit Gelehrten. Seine Soldaten opferten sich für ihn, sie scheuten keine Gefahr und trugen alles Ungemach ohne Murren, denn er theilte Gefahr und Noth mit ihnen; noch heute ist Karl den Schweden ein Gegenstand der Bewunderung und Liebe.

Nach seinem Tode wurde die Belagerung von Friedrichshall aufgehoben und die Kriegskasse unter die höheren Offiziere vertheilt, das Heer kehrte mit der Leiche des Königs heim; eine andere Heeresabtheilung aber, die Karl unter dem General Armfeld gegen Drontheim geschickt hatte, erfror auf ihrem Rückzuge im Gebirge.

Der Adel benutzte den Tod des Königs augenblicklich und in der umfassendsten Weise. Die Reichsstände eigneten sich das Wahlrecht wieder an, umgingen den zur Krone berechtigten Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, den Sohn von Karls XII. ältester Schwester und erhoben dessen jüngere Schwester Ulrike Eleonore und ihren Gemahl Friedrich von Hessen-Kassel auf den Thron. Diese mußten aber vorher die alte Verfassung wieder anerkennen und dem Reichsrathe noch mehr Rechte einräumen als er früher gehabt hatte, so daß Schweden zu einer eigentlichen Oligarchie wurde. Der Reichsrath nämlich hatte die Regierungsgewalt und entschied nach Stimmenmehrheit, dem Könige waren aber nur zwei Stimmen bewilligt. Alle höheren Aemter wurden nun wieder ausschließlich mit Adeligen besetzt, und von diesen standen immer mehrere im russischen Solde; sie verriethen die Geheimnisse der Regierung und als Kommandanten die stärksten Festungen. Karls XII. Freund und Minister, der holsteinische Görz, wurde durch ein unordentliches Gericht zum Tode verurtheilt und mußte durch Henkershand sterben, weil er es gewagt hatte, dem Könige treu zu dienen und den Planen der Oligarchie Gefahren zu bereiten.

Dann wurden von 1719—1721 mit den feindlichen Mächten Friedensverträge abgeschlossen. Dänemark durfte dem Herzog von Holstein-Gottorp Schleswig entreißen, gab aber die anderen Eroberungen zurück, wogegen Schweden hinwieder auf die Freiheit vom Sundzolle verzichten mußte.

Georg I. von Hannover erhielt gegen eine Entschädigung von einer Million Thaler Bremen und Verden abgetreten; Friedrich Wilhelm I. von Preußen gegen zwei Millionen Thaler Stettin und Vorpommern bis an die Peene sammt den Inseln Usedom und Wollin. August wurde als König von Polen anerkannt, Stanislaus Leszinsky preisgegeben. Gegen den Zaren sperrte sich der Reichsrath bis 1721 und trat dann

Ingermanland, Esthland, Livland und den größten Theil von Karelien ab gegen zwei Millionen Thaler Entschädigung.

So mußte Schweden von seiner hohen Stellung, auf die es Gustav Adolf, Karl X. und XI. erhoben hatten, heruntersteigen, aber es bewies sich dabei als eine achtungswerthe Nation. Man berechnet, daß über 400,000 Jünglinge und Männer von 1700—1719 durch den Krieg hinweggerafft wurden und doch konnte Karl XII. noch bei seinen letzten Anstrengungen 70,000 Streiter gegen seine Feinde verwenden. So aufopfernd zeigte sich die Nation und so ergeben war sie ihrem Könige, daß nirgends von einem Volksaufstande die Rede ist, obwohl in weiten Bezirken nur Weiber, Kinder und Greise das Feld bebauten, weil alle waffenfähige Mannschaft unter die Fahne gerufen war.

Rußland unter Peter dem Großen. Eroberungspolitik.

Seit Karl XII. den Zaren über Polen und Sachsen aus den Augen gelassen hatte und endlich nach kurzem Kampfe unterlegen war, baute dieser rastlos aber nach einem sichern Plane an der Größe der russischen Monarchie weiter. Das baltische Meer betrachtete er als die Pforte Rußlands gegen Europa; wenn er sich der Herrschaft über dasselbe bemächtigte, so wurden Schweden und Dänemark der russischen Politik dienstbar und sein Einfluß auf Polen und das nordöstliche Deutschland maßgebend. Darum baute Peter eine Flotte von 41 Kriegsschiffen und legte in Kronstadt einen unangreifbaren Kriegshafen an. Seine folgenreichste Schöpfung ist aber die Stadt St. Petersburg. Auf einem morastigen Boden gründete er diese Residenz; von mehr als 100 Stunden weit zog er Leibeigene herbei, welche in harter Frohne den sumpfigen Boden austrocknen und gewaltige Granitdämme gegen die Ueberschwemmungen der Newa aufführen mußten; seine Bojaren aber verpflichtete er zum Häuserbau und zum zeitweiligen Aufenthalt in der neuen Residenz. Denn Moskau blieb wohl die Hauptstadt, in Petersburg aber wohnte der Zar und zeichnete damit seinen Nachfolgern die Bahn vor, die sie gehen mußten. Aus den Fenstern des Palastes sahen diese die Küsten von Finnland, das noch schwedisch war, und Kurland, welches noch seine eigenen Herzoge hatte; wollten sie in ihrem Schlosse sicher wohnen, so mußten sie sich Finnlands bemächtigen und durch ihre Kriegsflotte das baltische Meer beherrschen. Dies ist seitdem geschehen; noch Katharina II. hörte im Kriege mit Gustav III. in ihrem Palaste jeden Kanonenschuß der fechtenden schwedischen und russischen Flotten, aber heute ist Rußland die einzige Seemacht in jenen Gewässern, und muß so lange in Peters Sinne fortfahren, bis es mit dem Sunde die Schlüssel des baltischen Meeres besitzt und dadurch Petersburg und seine Städte an der Ostsee gegen jeden Angriff sicher stellt und kein englischer Admiral mehr Petersburg in Grund zu schießen droht.

Andererseits wies Peter seine Nachfolger an das schwarze Meer. Asow war ein zu kümmerlicher Antheil, als daß sich das russische Reich damit begnügen konnte, und die zunehmende Schwäche der Pforte erleichterte die Eroberungen der Küsten des schwarzen Meeres auf eine sehr einladende Weise. Seitdem ist das schwarze Meer bereits zu einem russischen Landsee geworden, und wenn Rußland vollends die Meerenge von Konstantinopel und die Dardanellen besitzt, so hat es ein zweites geschlossenes Meer und ist auch im Süden unangreifbar.

Auch nach dem innern Asien richtete Peter seinen Blick. Auf dem kaspischen See baute er Schiffe und fing darauf mit Persien Krieg an, das ihm drei Provinzen: Masanderan, Asterabad und das seidenreiche Ghilan abtreten mußte. Jetzt befahren russische Dampfschiffe das hyrkanische Meer der Alten und dringen den Oxus und Jaxartes hinauf in das Innere vor; der Handel mit dem Turan der alten Perser ist in russischen Händen, Persien selbst an die russische Politik gekettet.

Autokratie.

Peter war es aber auch, welcher die unbeschränkte Macht der russischen Herrscher seinen Nachfolgern fertig hinterließ. Nach dem Frieden von Nystädt, den Schweden 1721 eingehen mußte, legte er sich mit gegründetem Stolze den Kaisertitel und den Beinamen des Großen bei. Er nahm dem Adel seinen Einfluß auf die Regierung des Landes, errichtete statt des Bojarenhofes einen Senat, dessen Mitglieder der Kaiser ernennt, als obersten Gerichtshof des Reiches, für die Provinzen aber Regierungskollegien. Die kaiserlichen Erlasse, Ukase, hatten auch gesetzliche Geltung ohne die Beistimmung der Bojaren, und eine europäisch-organisierte Polizei mit der geheimen Inquisitionskanzlei wachte über die öffentliche Sicherheit und über das Treiben unzufriedener Russen. Der russisch-griechischen Kirche war bisher ein Patriarch mit so großen Rechten vorgestanden, daß er mit dem Kaiser die erste Person der Reiches war; letzteres wurde besonders durch den Gebrauch angedeutet, daß der Zar und der Patriarch am Neujahrstage sich öffentlich umarmten und küßten. Als (1700) der Patriarch Adrian starb, ließ Peter keinen neuen mehr wählen und ernannte während 20 Jahren nur Stellvertreter, so daß das Volk allmählig des sonst so hoch angesehenen Patriarchen vergaß; dann setzte er 1720 eine heilige dirigierende Synode ein, welche von ihm ihre Verhaltungsbefehle erhielt und wurde so auch das Haupt der russischen Kirche. Ausdrücklich bemerkte er der Geistlichkeit, er wolle nicht, daß das Volk neben dem Kaiser einen Patriarchen sehe, dessen Worte es wie eine Stimme Gottes anhöre und ihm vielleicht gehorche, wenn er gegen die Verordnungen des Kaisers spreche. Peter ließ auch alle Erzbisthümer bis auf Kiew und Nowgorod ein-

ziehen und besetzte die erledigten Stühle mit Bischöfen, indem er sich vorbehielt, verdienstvolle Männer mit dem Titel eines Erzbischofs und Metropoliten zu schmücken. Die Bischöfe theilte er dann den hohen militärischen Rangklassen zu und gab ihnen Orden, was um so besser auf sie wirkte, da die Bischöfe aus den Mönchen genommen wurden, welche aus den unteren Volksklassen hervorgehen. Den alten Adel theilte er in 3 Klassen (Fürsten, Grafen, Barone), den Rangadel in 14, von denen 8 mit dem erblichen, 6 mit dem persönlichen Adel, alle mit Privilegien verbunden sind, den Bürgerstand in 6 Klassen mit entsprechenden Privilegien; die Beamten erhielten einen den Militärgraden entsprechenden Rang. Seine Bemühungen für die Belebung der Gewerbe und des Handelsverkehrs setzte er unermüdlich fort bis an sein Lebensende; er legte Kanäle an, baute Straßen, schloß Handelsverträge, zog Ausländer in das Reich und gab denselben Gewerbefreiheit und Schutz für ihre Personen und das erworbene Eigenthum; auch ließ er Bergwerke im Ural und Sibirien anlegen. Der Eröffnung so vieler neuer Hilfsquellen und seinem verständigen Staatshaushalte verdankte es Peter, daß Rußland den Schwedenkrieg beendigen konnte, ohne daß eine Staatsschuld entstand.

Peters Familie.

So Gewaltiges that Peter in Krieg und Frieden, durch Waffen und Gesetze; nichtsdestoweniger blieb er ein Barbar und besonders in der Trunkenheit und im Jähzorne jeder Unthat fähig. Er hatte seine erste Gemahlin verstoßen und liebte seinen Sohn Alexei so wenig als die Mutter desselben. Er ließ ihn fast ohne Erziehung heranwachsen und behandelte ihn bei jeder Gelegenheit mit liebloser Strenge. Dieser vergalt mit unkindlicher Kälte und äußerte Unzufriedenheit mit den Neuerungen seines Vaters, durch welche derselbe das alte Russenthum umgestalten wollte. Peter vermählte ihn mit einer Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, aber Alexei behandelte sie roh und zog ihr eine russische Buhlerin vor. Endlich entfloh er aus Rußland nach Wien und dann nach Neapel, wurde aber durch verstellte Freunde und falsche Zusicherungen zur Rückkehr bewogen. Der Kaiser erklärte darauf Alexeis Flucht als ein Majestätsverbrechen, enterbte ihn, und als eine Untersuchung herausstellte, daß Alexei dennoch die Thronfolge erlangen wollte, so ließ er dessen Freunde hinrichten oder sonst hart strafen, den Sohn aber durch ein Gericht zum Tode verurtheilen. Dieses Urtheil wurde dem unglücklichen Prinzen angekündigt, welcher darüber so erschrack, daß er in eine tödtliche Krankheit verfiel. Die ausgesprochene Begnadigung hob die Folgen des Schreckens nicht mehr, er starb den 7. Juli 1718, nachdem er die Verzeihung seines Vaters angefleht und erhalten hatte. Peter selbst starb am 8. Februar 1725; er hinterließ zwei Töchter,

Anna, die Gemahlin Karl Friedrichs von Holstein-Gottorp, und die erst dreizehnjährige Elisabeth, von seinem Sohne Alexei aber einen Enkel Peter; von seinem Bruder Iwan stammte Anna, die Wittwe des Herzogs von Kurland, und als Enkelin Anna, die Gemahlin Anton Ulrichs von Braunschweig; deren Sohn hieß Iwan. Diese Glieder der kaiserlichen Familie waren bald darauf Ursache oder Vorwand von Palastrevolutionen, wie solche an den morgenländischen Höfen vorzukommen pflegen. Auf Peter I. folgte unmittelbar Katharina I., eine Livländerin, die zuerst das Weib eines schwedischen Dragoners, dann als Kriegsgefangene an den General Tscheremetew, hierauf an den Fürsten Menzikow, zuletzt an den Kaiser selbst übergegangen war; Peter erhob sie zu seiner Gemahlin und ernannte sie zur Nachfolgerin; sie regierte aber nur von 1725—1727.

Zehntes Kapitel.

Karl VI., der letzte Kaiser aus dem habsburgischen Mannsstamme (1711—1740).

Der glückliche Türkenkrieg (1716—1718). Friede von Passarowitz.

Als der Friede mit Frankreich kaum abgeschlossen war und der nordische Krieg noch fortdauerte, griffen die Türken Ungarn an, welches sie für die Behauptung ihrer Provinzen jenseits des Balkans mit Recht für unentbehrlich hielten. Ihr Muth war gewaltig gewachsen, weil es ihnen (1715) gelungen war, den Venetianern Morea und alle Besitzungen auf dem griechischen Festlande zu entreißen. Aber Prinz Eugen schlug am 5. August 1716 bei Peterwardein 180,000 Türken, eroberte im folgenden Jahre die wichtige Festung Temeswar, schlug die Türken in der blutigen Schlacht bei Belgrad und erwarb dieses Bollwerk Ungarns wieder. Im Jahre 1521 hatte Sultan Solyman Belgrad erobert; dasselbe hieß bei den Türken Darol Dschihad, Haus des heiligen Krieges, weil es ihr Hauptwaffenplatz gegen die abendländische Christenheit und die Zwingburg für die Christen in Serbien und Bosnien war. 1688 hatte Kurfürst Max Emmanuel von Bayern Belgrad erstürmt, aber schon 1690 fiel es wieder in die Hände der Türken. Eugen belagerte die Festung und sie ergab sich, als er die 150,000 Türken, welche zum Entsatze anstürmten, am 16. August bis zur Vernichtung geschlagen hatte. Den 21. Juli 1718 schloß der Kaiser unter Vermittlung Englands und Hollands, aber gegen Eugens Rath, den Frieden von Passarowitz, in welchem die Pforte das Banat, die Walachei bis an die Aluta, Belgrad nebst einem Stücke von Serbien und Bosnien abtrat.

Spanischer Krieg (1717—1720).

Ganz unerwartet hatte König Philipp V. von Spanien 1717 Oesterreich die Insel Sardinien weggenommen und Sicilien bis auf wenige Plätze erobert; allein Frankreich, England und Holland schloßen mit dem Kaiser Bündniß, der englische Admiral Byng vernichtete am 11. Aug. 1718 die spanische Flotte beim Kap Passaro, der kaiserliche General Mercy eroberte Sicilien wieder, und schon 1720 den 17. Februar wurde zu Haag Friede geschlossen, in welchem der Herzog von Savoyen für Sicilien, welches an Habsburg kam, die Insel Sardinien mit dem königlichen Titel, der Infant Karlos aber die Anwartschaft auf Toskana, so wie auf Parma und Piacenza beim Aussterben des Mannsstammes der Medici und Farnese erhielt.

Die pragmatische Sanktion und der polnische Thronfolgekrieg (1733 und 1734).

Karl VI. zeigte sich so friedliebend und für die englisch-holländische Vermittlung so geneigt, weil er seiner Tochter Maria Theresia, seinem einzigen Kinde, gerne die ruhige Nachfolge in dem österreichischen Erbe gesichert hätte. Darum unterhandelte er mit den großen Mächten die sogenannte pragmatische Sanktion, einen Vertrag, in welchem diese Maria Theresias Nachfolge in den Besitzungen ihres Vaters verbürgen sollten. Er bekam auch die besten Zusicherungen, mußte aber bald erfahren, daß England, Frankreich, Spanien und Sachsen-Polen einen Vertrag zur Zerstückelung des österreichischen Erbes geschlossen hatten. Nun versprach er Frankreich Lothringen, Spanien Toskana, Parma und Piacenza, England und Holland die Aufhebung der Handelskompagnie in Ostende, dem starken August von Sachsen-Polen die Nachfolge seines Sohnes auf dem polnischen Throne. Als August 1733 starb, wollte der polnische Adel keinen fremden Fürsten mehr wählen und berief den Stanislaus Lesczinsky, den ehemaligen Schützling Karls XII., der in der Pfalz lebte und seine Tochter mit König Ludwig XV. von Frankreich verheirathet hatte. Allein die russische Kaiserin Anna und Karl VI. nahmen für Augusts gleichnamigen Sohn Partei, und ein russisches Heer unter Münnich vertrieb den Stanislaus abermals aus Polen, ohne daß Frankreich sich zu dessen Unterstützung ernstlich anstrengte. Dagegen erklärten Frankreich, Spanien und Sardinien an Karl VI. den Krieg, weil er den sächsischen August unterstützt habe; an Sachsen und Rußland aber wurde der Krieg nicht erklärt. In Italien gewannen die Franzosen durch ihre Uebermacht die Schlachten bei Parma, wo der kaiserliche Feldherr Mercy blieb, und bei Guastalla über den General Königsegg; der spanische Infant Don Karlos aber nahm Neapel fast ohne Schwertstreich weg, weil in diesem Königreiche gar kein kaiserliches Heer stand. Am Rheine kommandierte der alte Eugen, hielt

sich aber nur mit Mühe, denn seine Armee war unbedeutend und er selbst altersschwach; der König von Preußen hatte ihm eine Heeresabtheilung und mit derselben seinen Sohn Friedrich zugeschickt. Er habe noch den Schatten des großen Eugen gesehen, äußerte später der große Fritz; der alte Held aber erkannte das Genie des jungen Prinzen und versicherte dessen Vater, daß sein Sohn ein großer Feldherr sein werde. Die russische Kaiserin entsandte 30,000 Mann, die ankamen, als alles vorbei war. Die kriegführenden Mächte schloßen nämlich bald (1735 Präliminarfriede zu Wien, der 1738 und 39 zu einem allseitigen definitiven wurde) Frieden; Don Karlos behielt Neapel mit Sicilien, dessen Könige seitdem aus dem Hause Bourbon sind; Lothringen gab man dem Stanislaus Leszinsky (der es noch 29 Jahre lang behielt und als milder Fürst regierte), nach dessen Tod aber sollte es an Frankreich fallen, welches damit in diesem muthwilligen Kriege erreichte, was es unter den alten Kaisern so oft versucht hatte; dagegen fiel Toskana, wo das mediceische Haus 1737 erlosch, an den Herzog von Lothringen, Franz Stephan, des Kaisers Schwiegersohn. In Polen wurde August III. König, das unter ihm noch tiefer herab kam; die Gesetze gegen die Dissidenten wurden verschärft und dieselben von den Reichstagen und allen Aemtern ausgeschlossen.

Es versteht sich, daß die pragmatische Sanktion von den Mächten anerkannt wurde. Der alte Eugen sagte: „ein schlagfertiges starkes Heer ist die beste pragmatische Sanktion", aber man hörte ihn nicht. Er starb den 21. April 1736, nachdem er so lange der Wächter und Rächer Deutschlands gewesen war, welches neue Vaterland er mehr liebte, als die meisten gebornen Söhne desselben zu thun pflegen. Von Person war Eugen klein und schwächlich, er war nachlässig in seiner Kleidung und ein starker Schnupfer. Seinem Feldherrnberufe lebte er mit ganzer Seele; er hielt die Soldaten in strenger Zucht, und in den Schlachten schoß er Flüchtlinge mit eigener Hand nieder. Dies war jedoch selten nöthig, denn die Soldaten vertrauten seinem Genie und seinem Glücke, und wagten und ertrugen unter ihm Unglaubliches. Sie liebten ihn wie einen Vater, denn er sorgte für ihre Bedürfnisse angelegentlicher als alle gleichzeitigen Feldherrn. Er war der Stolz und die Seele des deutschen Heeres und selbst das deutsche Nationalgefühl erwachte durch den Siegesdonner seiner Schlachten, und es hätte so Großes gethan als 1813 und 14 geschah, wenn es Eugen erlaubt gewesen wäre, dasselbe in Bewegung zu setzen. „Prinz Eugenius, der edle Ritter", der im Felde dreizehn Wunden erhalten hatte, war zudem ein eben so großer Staatsmann als Feldherr, der Schutzgeist Oesterreichs, wie ihn Friedrich der Große nennt; dabei war er Feind aller Ränke, ohne Neid gegen fremdes Verdienst, treu in der Freundschaft, religiös ohne Fanatismus.

Neuer Türkenkrieg (1737—1739).

Mit Rußland verbündet griff Karl VI. die Türken an; aber er ahnte nicht, wie sehr sein Heerwesen zerfiel, als Eugen kaum die Augen geschlossen hatte. Statt 120,000 Mann zählte das Heer kaum 40,000, und diese wurden schlecht genährt und gekleidet; viele Angestellten trieben Unterschleif auf Kosten der armen Soldaten; Marschälle und Generale gab es mehr als genug, aber nur wenige verstanden etwas vom Kriege. Weil den Türken der Angriff unerwartet kam, konnte der kaiserliche Feldherr Seckendorf in Servien vordringen und die wichtige Festung Nissa erobern. Aber diese Fortschritte dauerten nur kurze Zeit; bald geriethen die Operationen durch Mangel an Lebensmitteln, Ungehorsam und Ungeschicklichkeit der Generale in die vollständigste Unordnung, und einer derselben, Dorat, übergab Nissa ohne einen Schuß an die Türken. Seckendorf wurde nun zurückgerufen und gefangen gesetzt, dem General Königsegg der Oberbefehl übergeben. Dieser erfocht 1738 einen Sieg über die Türken bei Kornia, erhielt aber die verlangten Verstärkungen nicht und wurde abberufen. Ihn ersetzte Wallis, der sich bei Kruzka (7. Juli 1739) von den Türken so schlagen ließ, daß er 20,000 Mann einbüßte und hinter Belgrad hinaus retirierte. Vergebens bot sich General Schmettau zur Vertheidigung Belgrads an, ein Feigling, Sukkow, erhielt den Befehl in der wichtigen Festung, Wallis aber Vollmacht zu unterhandeln und im Nothfalle Belgrad herauszugeben. Ein anderer General, Neipperg, wurde als Unterhändler von Wien zu den Türken geschickt, ohne daß Wallis davon unterrichtet wurde; Neipperg sollte Belgrad nicht herausgeben, wurde aber von den Türken als Spion gefangen gesetzt und mit dem Tode bedroht. Da vermittelte der französische Gesandte Villeneuve dienstfertig den Frieden, in welchem die Eroberungen Eugens mit alleiniger Ausnahme des Banats wieder herausgegeben wurden; dieser unselige Friede heißt der Friede von Belgrad (18. September 1739). Wallis und Neipperg wurden kurze Zeit gefangen gesetzt, bekamen jedoch bald ihre Ehren und Aemter wieder, Schmettau aber ging später in preußische Dienste.

Eilftes Kapitel.

Preußen kommt empor.

Deutschland hatte durch Eugens und Marlboroughs Siege seine Gränze nicht wieder erhalten, und an der unteren Donau litt die blutig errungene Waffenehre sogar gegen die Türken neuen Schimpf; doch sollte den Deutschen wenigstens der Trost werden, mit eigenen Augen zu

schauen, was ein kleiner Theil ihrer Nation vermag, wenn ein großer Mann an der Spitze steht; dieses Schauspiel gab Preußen.

Der große Kurfürst hatte durch seinen Sieg über die gefürchteten Schweden bei Fehrbellin (1660) zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß Brandenburg-Preußen den Großmächten gegenüber etwas bedeute, und die Franzosen begriffen dies auch am schnellsten, daher sie ihn mit ihrem Hasse verfolgten, wenn sie ihn nicht in ihr Gewebe verstricken konnten. Doch hätte der große Kurfürst die keimende Größe seines Hauses bald durch eine Thorheit in seinen alten Tagen unterdrückt, indem er die Kinder aus seiner zweiten Ehe mit fürstlichem Besitze bedachte und die Untheilbarkeit der brandenburgischen Länder aufhob. Nach seinem Tode (1688) stürzte aber sein Sohn Friedrich das väterliche Testament um und behauptete sich mit kaiserlicher Einwilligung in dem Alleinbesitze. Er war seinem Vater zwar wenig ähnlich, doch fehlte es ihm nicht an Ehrgeiz. Als sein Vetter Wilhelm von Oranien König von England sein Nachbar August von Sachsen König von Polen wurde,| hatte Friedrich keine Ruhe, bis er auch König war. Als Reichsfürst konnte er diesen Titel nicht von Brandenburg annehmen, es blieb ihm also nur Preußen, welches sein Vater durch den Vertrag zu Welau (1657) von der polnischen Oberherrlichkeit losgemacht hatte. Es soll ihn 6 Mill. Thaler gekostet haben, bis er sehr gegen des Prinzen Eugen Rath die Anerkennung dieses Titels durch den Kaiser erhalten konnte; 1701 fand die Krönung in Königsberg statt und gleichzeitig stiftete er den Schwarzen Adlerorden, wogegen August in Polen den Weißen Adlerorden schuf und mit demselben die polnischen Edelleute zu födern suchte. Friedrich I. führte dann auch ein feierliches Ceremoniell ein nach dem Muster des unübertrefflichen spanischen; doch hatte er schon eine heimliche Tabaksstube, wo er seine Pfeife in Gesellschaft schmauchte. Sein königlicher Aufwand kostete schweres Geld; auch wurde der König von seinem Günstlinge Kolbe, den er zum Grafen Wartenberg erhoben hatte, vielfach mißbraucht; dieser that der Eitelkeit des Königs allen Vorschub, und indem er durch neuerfundene Steuern die Ausgaben seines Herrn deckte, vergaß er sich dabei so wenig, als die andern Günstlinge an den deutschen Höfen es thaten. Im spanischen Erbfolgekrieg hielt übrigens Friedrich I. treu bei dem Kaiser aus und seine Soldaten fochten mit großer Auszeichnung bei Höchstädt und Turin unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau, der unter dem Namen des alten Dessauers bekannt ist.

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) machte wieder gut, was sein Vater verdorben hatte. Er führte die größte Sparsamkeit in dem königlichen Haushalte wie in dem Staatshaushalte ein, entließ die überflüssigen Beamten seines Vaters und setzte die hohen Gehalte herab. Auf gute Sitte hielt er strenge und gab selbst das beste Beispiel; ebenso

mußte die genaueste Ordnung beobachtet werden; Trägheit duldete er nicht, bei seinen Angestellten so wenig als bei Bürgern und Bauern, und machte sich nichts daraus, persönlich mit dem Stocke einzuschreiten. Der eingerissenen Kleiderpracht und Modewuth kündigte er einen unversöhnlichen Krieg an und ließ die verbotenen Kleider, wenn sie trotzdem jemand trug, an dem Leibe zerreißen. Die Franzosen konnte er nicht ausstehen, ihr Hochmuth, ihre Lüderlichkeit und Arglist waren ihm gleichsehr zuwider. Auch auf die Gelehrten hielt er nicht viel; dem Philosophen Wolf in Halle befahl er bei Strafe des Galgens die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen, denn er hatte den Philosophen im Verdachte des Unglaubens und war ein sehr eifriger Protestant, ohne sich jedoch mit theologischen Fragen nur im mindesten abzugeben. Um so mehr respektierte Friedrich Wilhelm I. die sogenannten praktischen Künstler und Gewerbsleute; ein fleißiger Bürger wurde belobt, wenn er dem Könige unter die Augen kam, sowie er unfleißige strafte und sogar, wie es mehrmals in Berlin auf öffentlicher Straße geschah, abprügelte. In dieser Hinsicht glich er demnach Peter dem Großen, und in der Rohheit seiner Späße mahnte er gleichfalls an den nordischen Herrscher; auch er liebte es fremde Prinzen betrunken zu machen oder ihnen durch Nöthigung zum Tabakrauchen die übelsten Zustände zu bereiten. Er war eigentlich der Zuchtmeister seiner Unterthanen, der vornehmen wie der geringen, denn er prügelte und ließ aufhenken ohne auf Standesunterschied zu sehen. Widerspruch duldete er keinen; als er Berlin zu einer großen Stadt machte, befahl er manchem Unterthanen einfach: „der Kerl hat Geld, er soll bauen."

Friedrich Wilhelm war ein großer Freund des Militärs und hielt immer ein zahlreiches, wohlausgerüstetes Heer bereit, indem er darin die beste Bürgschaft der Ruhe und des Respekts von Seiten anderer Staaten erblickte. Doch suchte er keinen Krieg; er nahm zögernd an dem gegen Schweden 1715 Theil und erwarb Stettin mit einem Theile von Pommern; die Grafschaft Limburg erbte er. Seine Soldaten wurden von ihm und dem alten Dessauer mit unerhörter Strenge eingeschult. Da mußte der Soldat in Haltung, Rüstung und Kleidung bis auf Zopf und Knopf im tadellosesten Zustande sein, wenn er nicht tüchtige Prügel wollte. Doch wurde darüber die Hauptsache keineswegs vergessen; die Soldaten waren auch in jeder kriegerischen Uebung vortrefflich unterrichtet und handhabten besonders die Muskete mit ausgezeichneter Gewandtheit; der alte Dessauer führte damals die eisernen Ladstöcke ein. Lächerlich war jedoch des Königs Vorliebe für recht große Soldaten; zu seiner Riesengarde warb er Leute aus ganz Europa zusammen und ließ sie auch mit Gewalt wegholen. Fürsten und Grafen schenkten ihm einen „großen Kerl", wenn sie ihm eine rechte Freude machen wollten. In dieser Hinsicht scheute er keine Kosten; sonst war er aber so spar-

sam, daß er sich den Genuß von Lieblingsspeisen versagte, weil sie ihm zu theuer schienen.

Bei dieser Sinnes- und Lebensweise des Königs ist es wohl begreiflich, daß seine Familie kein besonders angenehmes Leben hatte. Für die königlichen Oefen wurde das Holz gespart und der Tisch weder reichlich noch ausgesucht versehen. Die Königin und die Prinzessinnen mußten weibliche Arbeiten verrichten und fleißig in die Kirche gehen; zu letzterem wurden auch die Prinzen angehalten, welche der König gleich gemeinen Soldaten exerzieren ließ, denn sie sollten wie er das Militärwesen verstehen und hochhalten. Sein ältester Sohn Friedrich machte ihm aber viel Verdruß, denn die Neigungen desselben waren den väterlichen vielfach entgegengesetzt. Der Vater haßte die Franzosen, hielt nichts oder nicht viel auf Wissenschaft und Kunst, am allerwenigsten auf die Musik; sein Sohn dagegen liebte die Franzosen und geistreiche Männer, las am liebsten französische Bücher und schien seines Vaters Thun und Streben zu verachten. Darum verfuhr dieser streng, oft tyrannisch gegen ihn und ging damit um, ihn als einen Feigling und unfähigen Kopf von der Thronfolge auszuschließen. Alles dies brachte den Prinzen so weit, daß er mit dem Lieutenant Katt, seinem Freunde, nach Holland entfliehen wollte. Allein es wurde entdeckt und Friedrich von seinem Vater mißhandelt; dann ließ er ihn nach der Festung Küstrin bringen und mit eigenen Augen zuschauen, wie Lieutenant Katt enthauptet wurde. Nur sehr allmählig gewann Friedrich die Gunst seines Vaters; jene Versicherung des Prinzen Eugen über die militärische Tüchtigkeit seines Sohnes trug vorzüglich dazu bei, und 1740 den letzten Mai starb Friedrich Wilhelm mit der Ueberzeugung, daß er einen tüchtigen Nachfolger hinterlasse. Friedrich erbte ein an Ordnung, Zucht und Thätigkeit gewöhntes Volk, ein trefflich geschultes Heer von 70,000 Mann, keine Schulden, aber in dem Schatze baare neun Millionen Thaler und vielleicht ebenso viel an Silbergeschirr; denn an derlei solider Pracht, die sich jeden Augenblick in Geld verwandeln ließ, hatte der verstorbene König sein Wohlgefallen und damit wollte er andern Fürsten gegenüber zeigen, daß der König von Preußen auch glänzen könne.

Was Friedrich Wilhelm besonders auszeichnete, war seine treue Gesinnung gegen Kaiser und Reich, sein unverbrüchliches Festhalten an der bestehenden Rechtsordnung, die er zugleich als die beste Grundlage seines eigenen Staates erkannte. Dies änderte sich durch seinen Sohn Friedrich II. Dieser griff willkürlicher, als bisher jemals einer der deutschen Fürsten gethan, in die vorhandene Rechtsordnung ein und erweiterte den bereits vorhandenen confessionellen Riß Deutschlands durch den politischen Dualismus, als dessen eigentlichen Gründer er zu betrachten ist. Wie sehr wir deßhalb auch seine hohen geistigen Fähigkeiten, seine unge-

wöhnliche Arbeitskraft, seine militärischen Erfolge und seinen auch im Unglück ungebrochenen Sinn hervorheben und rühmen mögen, so müssen wir doch besonders betonen, daß er Deutschland gespalten und in das unsägliche Unglück eines jahrelangen Bürgerkrieges gestürzt, sowie durch seine Verachtung bestehender Verträge und Rechtsverhältnisse die spätere revolutionäre Richtung der Zeit vielfach verschuldet hat.

Zwölftes Kapitel.

Der österreichische Erbfolgekrieg.

Am 20. Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI. und seine Tochter Maria Theresia (geboren den 3. Mai 1717) folgte ihm in dem Besitze der österreichischen Erblande, die er derselben durch die pragmatische Sanktion gesichert zu haben glaubte. Doch zeigte es sich gleich nach seinem Tode, daß die Mächte einen andern Vertrag neben der pragmatischen Sanktion geschlossen hatten, den von Nymphenburg, der auf die Zerstückelung der österreichischen Monarchie, auf den Sturz des Hauses Habsburg, gerichtet war. Karl Albert von Bayern sprach die österreichische Erbfolge an als Nachkomme einer Tochter Ferdinands I. und in Folge eines angeblichen Testaments dieses Kaisers, in welchem den Nachkommen der nach Bayern verheiratheten Prinzessin die Erbfolge in Oesterreich zugesichert sei im Falle des Aussterbens des männlichen Stammes der Habsburger (im Testament aber heißt es: des ehelichen Stammes). Sein Bundesgenosse war 1) Frankreich; diesem versprach der Kurfürst, wenn es ihn bei seinen Ansprüchen unterstütze und ihm zur Kaiserkrone behilflich sei, es nicht an der Eroberung der Niederlande und des linken Rheinufers zu hindern. 2) Spanien; dieses sollte in Italien nehmen dürfen, so viel ihm beliebe. 3) Preußen, dem Schlesien zugesagt ward. 4) Sachsen wollte sich mit Mähren und Oberschlesien begnügen. Oesterreichs einziger Bundesgenosse, Rußland, wurde durch die Schweden beschäftigt, welche sich durch Frankreich hetzen ließen. Schon im Dezember fiel das preußische Heer unter Friedrich II. in Schlesien ein und besetzte den größten Theil des Landes; er bot der Kaisertochter zwei Millionen Thaler, seine Stimme zur Wahl ihres Gemahls, des Herzogs Franz, und seine Unterstützung an, wenn sie ihm das Herzogthum Schlesien abtrete. Maria Theresia verweigerte es und schickte ihr Heer unter dem ungeschickten Neipperg gegen die Preußen, welche von dem jungen König und Eugens Schülern, Schwerin und dem alten Dessauer, befehligt wurden. Neipperg ließ sich den 10. April 1741 bei Molwiz unweit Brieg vollständig schlagen. Unterdessen eröffnete der Kurfürst von Bayern den Krieg durch die Ueberrumpelung

Passaus, zwei französische Heere gingen über den Rhein, von denen ein Theil Vorderösterreich besetzte, während der andere unter Belleisle mit den Bayern vereinigt gegen Oesterreich vordrang, wo sich der Kurfürst in Linz von den Ständen huldigen ließ. Von da wandte er sich nach Böhmen, in das bereits 20,000 Sachsen eingefallen waren; durch einen nächtlichen Ueberfall bemächtigte sich das französisch-bayerisch-sächsische Heer der Stadt Prag, und Karl Albert ließ sich mit großem Pompe als Böhmenkönig huldigen und die Königskrone aufsetzen. Fast gleichzeitig wurde er auch Kaiser; die Kurfürsten gaben ihm freiwillig ihre Stimme, und Georg II. von Hannover (England), der Maria Theresia unterstützen wollte, sah sich durch ein französisch-preußisches Heer nicht allein zur Unthätigkeit, sondern auch zu dem Versprechen gezwungen, dem Bayer seine Kurstimme zu geben.

Maria Theresia schien verloren; sie verließ sich aber auf ihr gutes Recht und rief ihre Völker zu den Waffen; noch waren die Provinzen in dem Alpengebirge nicht von den Feinden besetzt und stellten ihre kräftigen Söhne; aus Ungarn, Kroatien und Slavonien ergoßen sich die Schaaren leichter Reiter und Fußgänger, und die gewaltigen magyarischen Grenadiere. Bald war Oesterreich von Bayern und Franzosen gesäubert, das bayerische Land selbst überschwemmt und an demselben Tage (24. Januar 1742), an welchem Karl Albert von der französischen Gnade in Frankfurt die Kaiserkrone als Karl VII. empfing, wurde seine Hauptstadt München von den Oesterreichern besetzt. Diese hausten in Bayern unter Bärenklau, Trenk und Menzel nicht viel besser als die Franzosen Ludwigs XIV. am Rhein gethan hatten, denn sie waren über die Einmischung der Franzosen und die Anmaßung der Bayern gleich sehr erbittert, und das Landvolk mußte einmal wieder leiden, was die treulose Politik der Höfe verschuldet hatte. General Khevenhüller schloß 16,000 Franzosen unter Segür in Linz ein und zwang sie zur Uebergabe, ehe ihnen Friedrich II. zu Hilfe kommen konnte; dieser schlug aber das österreichische Heer unter Brown bei Chotusiz oder Czaslau den 17. Mai, was Maria Theresia zu einem Friedensschlusse mit dem gefährlichen Feinde bewog (28. Juli 1742 zu Breslau). Darauf schloß ein österreichisches Heer die Franzosen unter Belleisle in Prag ein; der Marschall Maillebois, der ihm zu Hilfe kommen sollte, verlor in Bayern viele Leute durch Kälte und Hunger und wagte nichts zu unternehmen. Vom Hunger auf das Aeußerste gebracht fiel Belleisle aus Prag und schlug sich mit großem Verluste über Eger nach Bayern durch. Ein bayerisch-französisches Heer, das Belleisle an sich ziehen sollte, wurde von Khevenhüller bei Braunau geschlagen. Das folgende Jahr war für Maria Theresia noch glücklicher; der König Georg II. von England erhielt von dem englischen Parlamente solche Geldverwilligungen, daß er eine aus Hannoveranern, geworbenen Schweizern und Hessen bestehende

sogenannte pragmatische Armee nach Mitteldeutschland führen konnte, wo das französische Hauptheer unter dem Marschall Noailles stand. Am 27. Juli 1743 siegte Georg II. bei Dettingen unweit Aschaffenburg über die Franzosen; die österreichisch-hannöverische Armee verfolgte diese über den Rhein und verheerte Elsaß und Lothringen. Dieses Glück erwarb Maria Theresia neue Bundesgenossen; zu Worms wurde den 23. September 1743 zwischen Oesterreich, England, den Generalstaaten und Sardinien, dem einiges in der Lombardei versprochen wurde, ein Bündniß abgeschlossen, welches die pragmatische Sanktion verbürgte; diesem Bündnisse trat bald darauf auch Sachsen bei, dem das Wachsthum des ehemaligen Brandenburg verdächtig wurde. Friedrich II. konnte natürlich nichts anderes erwarten, als daß Maria Theresia endlich ihm seinen schlesischen Raub wieder abnehmen würde, daher ergriff er wieder bei Zeiten die Waffen, so lange noch andere Gegner Oesterreichs das Feld hielten. Er begann den zweiten schlesischen Krieg (1744 und 45) und nahm mit seinen „kaiserlichen Hilfsvölkern" im raschen Ueberfalle Böhmen weg; doch manövrierte ihn der österreichische Feldmarschall Traun mit großem Verluste aus Böhmen und einem Theile Schlesiens hinaus. Friedrichs Glück wollte es aber, daß der Herzog Karl von Lothringen das österreichisch-sächsische Heer bei Hohenfriedberg den 4. Juni, und ebenso bei Sorr den 30. September in ungünstiger Stellung zur Schlacht zwingen und schlagen ließ. Am 15. Dezember siegte überdies der alte Dessauer in der blutigen nächtlichen Schlacht bei Kesselsdorf, und die Vermittlung Englands brachte den Frieden von Dresden zu Stande, in welchem Friedrich Schlesien behielt, für eine Million Thaler Sachsen räumte und Maria Theresias Gemahl, Franz, als Kaiser anerkannte (25. Dezember). Karl Albert von Bayern oder Karl VII. war bereits am 20. Januar 1745 gestorben und sein Sohn Max Joseph reichte die Hand zum Frieden; Oesterreich gab ihm seine Besitzungen zurück und er seine Kurstimme Franz, der auch im Oktober in Frankfurt gewählt und gekrönt wurde.

Durch den Dresdener Frieden und den zu Füßen mit Bayern war der Krieg zwischen den deutschen Mächten beendigt und es blieb nur der französische übrig, welchen der Kaiser, England, Holland und Sardinien führten. Ludwig XV. war 1744 persönlich mit 100,000 Mann, unter denen sich 20,000 Schweizer befanden, über den Oberrhein gezogen; er belagerte Freiburg im Breisgau, das nach tapferer Gegenwehr fiel, die französischen Streifkorps wurden aber in Bayern und Schwaben geschlagen, und als Max Joseph von Bayern den Füßener Frieden schloß, gab Frankreich den Krieg am Oberrhein auf, setzte ihn aber in Italien, wo die Oesterreicher unter dem Fürsten Lichtenstein bei Piacenza und Rottofredo (Sommer 1746) siegten und

bis in die Provence vordrangen, und mit allem Nachdrucke in den Niederlanden fort. Hier befehligte die Franzosen der Marschall Moriz von Sachsen, ein natürlicher Sohn des starken Kurfürsten August, seinem Vater an Sittenlosigkeit und Körperkraft ähnlich, aber zugleich ein ausgezeichneter Feldherr. Er siegte den 12. Mai 1745 bei Fontenoi, 11. Oktober 1746 bei Raukour und den 12. Juli des folgenden Jahres bei Lawfelden; in Folge dieser Siege eroberte er bis auf Luxemburg und Limburg die ganzen österreichischen Niederlande und bedrohte Holland. Dieses war wie bei dem Angriffe Ludwigs XIV. in die aristokratische und oranische Partei gespalten; die aristokratische hatte viele Jahre die Gewalt in Händen gehabt; sie ließ die Statthalterwürde unbesetzt, dabei aber das Kriegswesen verkommen und die Barrierenplätze zerfallen. Als nun der Krieg unglücklich verlief und die Franzosen wieder das Land bedrohten, so erhob sich das Volk gegen die Aristokratie und rief den Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien zum Generalkapitän und erblichen Statthalter aus, wodurch Holland dem Wesen nach eine Monarchie wurde (1747). Da alle Mächte erschöpft waren und Rußland eine Armee an den Rhein zur Unterstützung Oesterreichs abschickte, kam der Achener Friede (Oktober 1748) zu Stande. In diesem gab Frankreich alle Eroberungen heraus, aber auch die Engländer die ihrigen; Maria Theresia trat an den spanischen Prinzen Philipp Parma, Piacenza und Guastalla ab mit dem Vorbehalte des Rückfalls, wenn diese Bourbonenlinie erlösche. Maria Theresias Gemahl Franz I. wurde nun allgemein als Kaiser anerkannt, aber die ebenso geistreiche als tugendhafte Frau führte eigentlich die Zügel der Regierung, während Franz die kaiserliche Hofhaltung ordnete und große Geldgeschäfte mit vielem Glücke leitete; übrigens unterstützte er auch Künste und Wissenschaften und war wegen seiner Freundlichkeit bei dem Volke sehr beliebt.

Der Prätendent (1745 und 1746).

Das englische Heer unter dem Herzog von Kumberland hatte bald nach der Schlacht von Fontenoi den niederländischen Kriegsschauplatz verlassen; denn von Frankreich aus drohte der hannöverischen Dynastie eine Gefahr, die kaum möglich geschienen hatte. Königin Anna (1702 bis 1714), Tochter Jakobs II., unter welcher 1707 die Union zwischen England und Schottland bewerkstelligt wurde, hätte zwar die Thronfolge gerne ihrem verbannten Bruder Jakob Eduard zugewandt, allein die damals herrschende Partei der Whigs setzte 1708 eine Parlamentsakte durch, gemäß welcher die Krone nach Annas Tod auf das Haus Hannover, welches durch Elisabeth von der Pfalz, Tochter Jakobs I., von den Stuarts abstammte, übertragen wurde und der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover als Georg I. 1714 den englischen Thron be-

stieg. Der Enkel Jakobs II. von England, Eduard (1720 in Rom geboren), versuchte es mit französischer Hilfe den Thron seiner Väter wieder zu erobern. Das erste Unternehmen mißlang gänzlich; die von Dünkirchen mit 15,000 Mann Landungstruppen ausgelaufene französische Flotte wurde theils durch Stürme, theils durch den englischen Admiral Norris zerstört. Nun rüstete Eduard mit entlehntem Gelde eine kleine Fregatte aus, auf welcher er einige Offiziere und 1500 Musketen an die nordwestliche Küste Schottlands übersetzte (27. Juni). Die Bergschotten unter ihren Häuptlingen schloßen sich ihnen an; er schlug die Truppenabtheilung, welche die Regierung von Edinburgh gegen ihn ausschickte, und eroberte Perth. Am 19. September zog er in Edinburgh ein, ließ seinen Vater als König und sich selbst als Regenten der drei Königreiche ausrufen; den 21. September schlug er bei Prestonpans ein englisches Korps von 4000 Mann, eroberte Karlisle und drang in England bis Manchester vor. Vor den aus den Niederlanden herübergekommenen Truppen mußte er jedoch wieder nach Schottland zurückweichen, wo er am 23. Januar 1746 bei Falkirk noch einen Sieg errang. Eduard war jedoch nicht im Stande, die Einigkeit unter den schottischen Häuptlingen zu erhalten; die Folge waren Ungehorsam und schwankende Kriegsoperationen; auch besaß er nicht die Mittel, für die Bedürfnisse seines Heeres gehörig zu sorgen, Hunger und Mangel aber brachten Unzufriedenheit in dasselbe. Den 27. April 1746 nahm er die Schlacht bei Kulloden an; am Tage zuvor waren einige unzufriedene Häuptlinge mit ihren Schaaren beim Klingen der Sackpfeife abgezogen, und am Schlachttage selbst führte Eduard hungerige und ermüdete Soldaten in das Gefecht. Zwar kämpften sie mit großem Muthe, allein das englische Geschütz zerschmetterte ihre Reihen und die 6000 Hessen, welche in englischem Solde dienten, schlugen die Angriffe der Bergschotten ab. Eduard erlitt eine vollständige Niederlage; die Engländer verbrannten einige Scheunen, in welche gefangene Schotten eingesperrt waren; die gefangenen Häuptlinge und alle Anhänger der Stuarte von einiger Geltung wurden hingerichtet. Auf Eduards Kopf setzte Georg II. einen Preis von 30,000 Pfund Sterling; dennoch wurde Eduard von den Schotten nicht verrathen, obwohl er mehrere Monate in den Wildnissen der Hochlande umherirren mußte und englische Späher jeden Winkel des Gebirges untersuchten. Ein treuer Edelmann, Onell, brachte ihn an das Meer, und nun floh er von Insel zu Insel und Höhle zu Höhle unter unzähligen Gefahren, welche ihm die Wuth der Elemente und die Verfolgung seiner Feinde bereiteten; erst nach fünfmonatlichem Umherfliehen erreichte er eine französische Fregatte, die ihn nach Frankreich brachte. Er lebte forthin in Frankreich, wurde aber durch den Aachener Frieden ausgewiesen und begab sich nach Italien.

Später zerfiel er mit sich und der Welt und starb 1788 zu Rom. Sein Bruder, der Kardinal von York, folgte ihm 1807 zu Fraskati im Tode; dieser war der letzte männliche Stuart.

Dreizehntes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg (1756—1763).

Der achtjährige Friede wurde von Friedrich und Maria Theresia ganz in derselben Weise benützt: zur Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Gerichtswesens, das beide von der Barbarei der Folter befreiten, der Staatsverwaltung und von der Kaiserin besonders zur besseren Organisation ihrer Kriegsmacht, wobei ihr der General Daun treffliche Dienste leistete. Durch Maria Theresia entfaltete der österreichische Staat eigentlich erst seine Kraft; obgleich sie Schlesien und die italienischen Herzogthümer verloren hatte, verdoppelten sich unter ihr dennoch die Einkünfte des Reichs und erreichte das Heer eine vierfach größere Stärke, als es unter Karl VI. gehabt hatte. Und zudem konnte sie nicht frei walten, denn Ungarn und seine Nebenländer hatten ihre eigenen Verfassungen, in den anderen Ländern aber mußte sie die alten Rechte und Privilegien respektieren. Dagegen hatte Friedrich weit leichtere Arbeit; schon sein Vater hatte eine musterhafte Sparsamkeit eingeführt und alle Stände zum Gehorsam und zur Thätigkeit eingeschult; Friedrich hatte durch die Eroberung Schlesiens seine Mittel beinahe verdoppelt und verstand es, jede Hilfsquelle zum Fließen zu bringen; er konnte unumschränkt befehlen und übte es auch ebenso despotisch als sein Vater, nur daß er nicht persönlich exequierte, wenn jemand nicht nach seinem Wunsch und Willen that. Friedrich arbeitete in der Hauptsache alles selbst, seine Minister hatten bloß die Ausführung der königlichen Entwürfe und Befehle zu besorgen. Auch Maria Theresia regierte in eigener Person; sie konnte zwar als Frau nicht die allumfassenden Kenntnisse des Staats- und Kriegswesens besitzen gleich Friedrich, aber sie wußte sich die rechten Diener zu verschaffen, was ihren Beruf zum Herrschen beurkundet; ihr geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler, Graf und später Fürst von Kaunitz, leitete die auswärtigen Angelegenheiten und galt als der ausgezeichnetste Diplomate seiner Zeit. Daß sie Schlesien nicht verloren geben werde, darüber konnte sich Friedrich keine Täuschung machen, hatte ja doch die Kaiserin erklärt, eher ihren letzten Edelstein verkaufen zu wollen. Es gelang ihr auch, gegen Friedrich ein großes Bündniß zu errichten; am eifrigsten wurde das Bündniß mit Frankreich gesucht, und die stolze, sittenstrenge Kaiserin verstand

sich deßwegen sogar dazu, der Mätresse des lasterhaften Ludwig XV., der berüchtigten **Pompadour**, eigenhändig zu schreiben und sie ihre Base zu nennen. Aber Frankreich war auch die stärkste Landmacht, und wenn es zu Preußen hielt, wie es seine natürliche Politik verlangte, so durfte Maria Theresia an die Eroberung Schlesiens nicht ernstlich denken. Als Preis seiner Allianz hoffte Frankreich die österreichischen Niederlande mit Ausnahme Luxemburgs zu erwerben, Sachsen sollte Magdeburg, Polen Preußen, Rußland Semgallen und Kurland erhalten, Schweden aber Vorpommern. Sachsen und Polen waren noch nicht vollständig in diesen **Traktat von Versailles** eingeweiht, **Elisabeth von Rußland** hingegen, ein schändlich ausschweifendes Weib, folgte ihrem Hasse gegen Friedrich, der sie durch beißende Bemerkungen über ihre Lebensweise geärgert hatte. Die süddeutschen Höfe wurden durch französisches Geld gewonnen. Bevor sich aber die Wolken des von allen Seiten heranziehenden Ungewitters gesammelt hatten, und ehe die Armeen schlagfertig aufgestellt waren, brach Friedrich los; denn von den Planen seiner Feinde war er durch bestochene Sekretäre genau unterrichtet. Er konnte nicht abwarten, bis seine Feinde sich gerüstet haben; denn wie sollte er mit 70,000 Preußen den österreichischen, französischen, russischen, sächsischen und schwedischen Heeren widerstehen können? Friedrichs Plan war einfach: Sachsen mit Güte oder Gewalt für sich zu gewinnen, das ungerüstete Oesterreich zu überfallen, sich durch einige Schlachten den Weg nach Wien zu öffnen und die Kaiserin zum Frieden zu zwingen. War dies gelungen, so glaubte er die Hauptsache gethan, zumal in Frankreich und Rußland nur die gerade vorherrschenden Hofparteien den Krieg mit Preußen wollten, nicht die tüchtigsten Staatsmänner.

Das Bündniß Frankreichs mit Oesterreich führte zu einem englischen Bündnisse mit Preußen, denn England war mit Frankreich wegen der Gränzen in Nordamerika zerfallen und befolgte damals den Grundsatz Frankreich auf dem Festlande durch Bundesgenossen zu bekämpfen und dadurch an der Verwendung seiner vollen Kraft gegen England zu verhindern.

Friedrich nimmt Sachsen weg (Herbst 1756).

Ohne eine Kriegserklärung überfiel Friedrich im August Sachsen und besetzte außer dem Königssteine das ganze Land. Die 17,000 Sachsen, welche sich bei **Pirna** verschanzt hatten, schloß er ein und zwang sie zur Uebergabe, als das österreichische Heer unter **Brown** durch die Schlacht von **Lowosiz** (1. Oktober) zurückgetrieben war. Die sächsischen Soldaten steckte Friedrich unter sein Heer und rekrutierte überdies noch in Sachsen; das ganze Land ließ er preußisch verwalten oder vielmehr ausbeuten, denn er nahm es, wie er sich ausdrückte, in depôt (Verwahrung).

Schlachten bei Prag, Kollin, Hastenbeck, Großjägerndorf, Roßbach, Leuthen (Mai bis Dezember 1757).

Friedrichs Feinde waren durch seinen unerwarteten Streich auf Sachsen ebenso sehr überrascht als erbittert, und rüsteten sich mit aller Macht zum Kriege, der im Frühjahr 1757 erst recht anfing. Auf Friedrichs Seite standen England, Hannover, Braunschweig, Hessenkassel, Lippe und Gotha; wegen der Ueberrumpelung Sachsens wurde er aber in die Reichsacht erklärt und eine Reichsarmee unter dem Herzog von Hildburghausen gegen ihn aufgestellt. Immer schlagfertig und schneller als seine Feinde fiel Friedrich in Böhmen ein und traf das österreichische Heer bei Prag; ungesäumt wurde es angegriffen und in einer blutigen Schlacht besiegt (6. Mai). Hier fiel auf österreichischer Seite der alte Feldmarschall Brown, ein tapferer Schotte, auf preußischer Seite der alte Feldmarschall Schwerin, als er die Fahne in der Hand die wankenden Bataillone gegen die feindlichen Feuerschlünde führte. Das österreichische Heer hatte sich aus der Schlacht hinter die Wälle des schönen Prag geflüchtet, das Friedrich nun mit aller Anstrengung belagerte. Bevor jedoch der Hunger die 40,000 Eingeschlossenen zur Uebergabe zwang, rückte der Feldmarschall Daun mit einem neuen Heere zum Entsatze heran. Diesem lieferte der König bei Kollin ein Treffen (18. Juni); schon war der Sieg für die Preußen nahezu entschieden, als der König auf einmal seine Schlachtordnung änderte, wodurch einige preußische Regimenter in Unordnung geriethen; dies benutzten vier sächsische Reiterregimenter, die racheglühend einhieben und ein furchtbares Blutbad anrichteten; die Oesterreicher schritten nun auch zum Angriffe und Friedrich erlitt eine vollständige Niederlage. Durch diesen Sieg rettete Daun nicht blos Prag mit dem eingeschlossenen Heere, sondern auch Wien.

Friedrich mußte Böhmen räumen und erhielt auch von andern Seiten her Unglücksbotschaften. Das englisch-hannoverische Heer unter dem Herzog von Kumberland wurde von den Franzosen den 26. Juli bei Hastenbeck (unweit Hameln) geschlagen, und der englische Prinz unterzeichnete die Konvention von Kloster Seeven, laut welcher das Heer auseinander gehen sollte (8. September); der König Georg II. sanktionierte jedoch die Konvention nicht, der Herzog Ferdinand von Braunschweig bekam in diesen Gegenden den Oberbefehl und hielt die Franzosen mit seiner viel schwächeren Macht im Zaume.

Auf der andern Seite waren die Russen in Preußen eingefallen und hausten als wahre Wilde mit Brennen, Rauben und Morden; viele tausend Kinder schleppten sie nach Rußland in die Leibeigenschaft. Der preußische General Lewald griff sie bei Großjägerndorf mit nur 20,000 Mann an, wurde aber mit großem Verluste geschlagen.

So kam der Spätherbst, als die Reichsarmee und die Franzosen

unter dem Prinzen Soubise voll Zuversicht in Sachsen einrückten; die einzige Sorge war, der König möchte ihnen gar nicht Stand halten. Dieser war bei Roßbach, unfern Leipzig, gelagert; die Feinde umzogen ihn im Halbkreise; die Preußen regten sich nicht und schienen vom Schrecken gefesselt. Als aber die Franzosen sich in der besten Laune befanden, stürmte plötzlich der General Seidliz mit seiner Reiterei auf sie ein und sprengte sie auseinander, so daß das nacheilende Fußvolk fast nichts zu thun hatte als Gefangene zu machen; dies Schicksal traf 10,000 Franzosen; die ganze Schlacht soll die Preußen nur 160 Mann gekostet haben. Ueber diesen Sieg (5. November) frohlockte ganz Deutschland, weil sich der stolze Nationalfeind so entsetzlich lächerlich gemacht hatte.

Von Roßbach wandte sich Friedrich nach Schlesien; dort waren die Oesterreicher vorgedrungen und hatten den General Winterfeld, des Königs Liebling, bei Moys geschlagen und getödtet; die wichtige Festung Schweidniz und die Hauptstadt Breslau waren in ihre Hände gefallen. Er schlug sie bei Leuthen den 5. Dezember in der glänzendsten Schlacht des ganzen Krieges; 21,000 Oesterreicher wurden gefangen, und als sich auch Breslau mit 17,000 Mann ergab, konnte Friedrich seine Gefangenen kaum mehr bewachen und ernähren. Nach der Schlacht bei Leuthen legte der Herzog Karl von Lothringen endlich das Kommando nieder, für ihn trat Gideon Laudon ein, ein Livländer, den Friedrich wegen seines häßlichen Gesichtes nicht in Dienst genommen hatte.

Schlachten bei Krefeld, Zorndorf, Hochkirch, Minden, Kay, Kunnersdorf, Landshut, Liegniz, Torgau (1758—1762).

Der große Sieg bei Leuthen gab dem Könige nur kurze Erholung; bald drängten ihn die Feinde von allen Seiten, wobei sie aber äußerst vorsichtig zu Werke gingen wie Jäger, welche den Löwen angreifen. Im Westen rückten die Franzosen vor, wurden aber von dem Herzog von Braunschweig bei Krefeld geschlagen; sie gewannen zwar später noch einzelne Gefechte, erwarben jedoch in diesem Kriege keinen Ruhm, und die meisten ihrer Feldherren machten sich durch Erpressung und Lüderlichkeit berüchtigt. Gefährlicher waren die Russen; während der Krankheit der Kaiserin, die tödtlich schien, hatte ihr Kanzler Bestuchef die russische Armee zurückgezogen, weil er sich bei dem Thronerben Peter, der Preußenfreund war, beliebt machen wollte. Dafür wanderte er nach der Genesung der Kaiserin nach Sibirien, und die russische Armee rückte unter Fermor wieder in der Provinz Preußen vor; die Städte mußten der russischen Kaiserin huldigen, wodurch sich schon damals die russische Politik verrieth. Dann gingen die Russen über die Oder und drangen verwüstend in das Herz der preußischen Länder. Küstrin schoßen sie in Brand, aber die Festung ergab sich doch nicht.

Friedrich hatte sich im Frühjahre gegen Mähren gewandt und Olmütz belagert; diese Stadt aber vertheidigte sich trefflich, Laudon schnitt dem König die Zufuhr ab, nahm ihm auf einmal einen Transport mit 3000 Wagen und Friedrich mußte abziehen. Nun ging er auf die Russen los, welche ihn durch ihre Verwüstungen furchtbar aufgebracht hatten, darum wollte er sie nicht bloß schlagen, sondern vernichten. Bei Zorndorf war es, wo er befahl, ihnen keinen Pardon zu geben. „Wir geben auch keinen", schrieen sie und wehrten sich verzweifelt; sie verloren zwar 20,000 Mann in der Schlacht, aber der Sieg kostete die Preußen bei 11,000 (26. August). Dann bot Friedrich wieder den Oesterreichern die Stirne, welche in der Lausitz eingefallen waren. Gegen den Rath seiner erfahrenen Offiziere wählte er im Eigensinne einen schlechten Lagerplatz bei Hochkirch. „Man muß die Oesterreicher henken, wenn sie uns da nicht angreifen", sagte ein General; „sie fürchten uns mehr als den Galgen", antwortete lächelnd der König. Doch er hatte sich diesmal bitter verrechnet; Daun und Laudon überfielen in der Nacht vom 14. Okt. das preußische Lager; die Vorposten wurden durch österreichische Soldaten, die sich für Deserteure ausgaben, überwältigt und die Preußen durch ihre eigenen Kanonen aus dem Schlafe gedonnert. Ein anderes Heer wäre vernichtet worden, aber die preußischen Soldaten beseelte ein solcher Geist der Ordnung und ein solches Vertrauen auf ihren großen Führer, daß Friedrich noch einen geordneten Rückzug bewerkstelligen konnte; doch hatte er 9000 Mann, das ganze Geschütz und Lager verloren.

Das Jahr 1759 sah einen Sieg der Franzosen unter Broglie bei Bergen unweit Frankfurt (13. April), der aber keine großen Folgen hatte; am 1. August hingegen siegte der Herzog von Braunschweig glorreich in der Schlacht bei Minden, durch welche die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben wurden. Um so schlimmer dagegen war die Wendung des Krieges an der Oder. Bisher hatten die Russen ihre Streitkräfte noch nie mit den österreichischen vereinigt, aber in diesem Jahre zeigten sie etwas mehr Bereitwilligkeit. Während der König gegen die österreichische Hauptarmee unter Daun das Feld hielt, eilte Laudon mit 20,000 Mann den Russen entgegen. Friedrich schickte den General Wedell ab, um die Vereinigung zu hindern, aber dieser wurde durch die Russen bei Kay geschlagen und Laudon stieß zu ihrem Heere. Nun eilte der König selbst herbei, und abermals sollte der Feind nicht bloß geschlagen, sondern vernichtet werden. Den 12. August lieferte Friedrich die Schlacht bei Kunnersdorf; seine Preußen nahmen eine Batterie nach der andern weg, der eine Flügel der Russen war geschlagen, als es Abend wurde und die preußischen Generale die Schlacht abzubrechen riethen. Allein der König wollte mit dem verhaßten Feinde fertig werden; nun sollten seine ermatteten Soldaten den Spitzberg, eine Sand-

anhöhe, stürmen, die mit Kanonen bespickt war. Alle Anstrengungen waren vergebens, jeder neue Sturm vermehrte nur die Zahl der Geopferten, und gerade jetzt brach Laudon mit seinen Oesterreichern hervor, die noch gar nicht in das Gefecht gekommen waren. Dieser Angriff brachte die Preußen in Unordnung, die bald zur wilden Flucht wurde, als auch die Russen vorwärts gingen. Der König war einer der letzten auf dem Schlachtfelde; nur 100 Husaren unter dem Major Prittwiz begleiteten ihn und brachten ihn glücklich durch die Feinde. Am Tage nach der blutigen Schlacht konnte Friedrich kaum 4000 Mann zusammenbringen; die andern lagen auf dem Schlachtfelde (unter ihnen der Dichter Kleist) oder waren gefangen oder zersprengt; Friedrich selbst hielt alles verloren, und in der That wäre Kunnersdorf sein Waterloo geworden, wenn ihn die Russen nur verfolgt hätten. Diese thaten es aber nicht, zum Theil den Oesterreichern zum Verdrusse, zum Theil aus Rücksicht für den Thronfolger Peter, zumal Elisabeth nicht mehr lange leben konnte. Es gelang dem König, die Reste seines Heeres zu sammeln und durch Werbungen zu verstärken. Doch trafen ihn abermals neue Unfälle; 10,000 Mann unter General Fink wurden bei Maxen abgeschnitten und gefangen, Dresden wurde von General Schmettau übergeben, der dem Könige die drei Millionen Thaler in der Kriegskasse retten wollte. Friedrich belagerte Dresden vergebens, denn die Oesterreicher übergaben die Stadt nicht, obwohl sie Friedrich schonungslos bombardierte.

Auch das Jahr 1760 fing für ihn unglücklich an. Laudon vernichtete 8000 Mann unter Fouquet bei Landshut im Riesengebirge, nahm die wichtige Festung Glatz weg und belagerte Breslau. Nun eilte Friedrich aus Sachsen herbei und besiegte den 5. Juni den ihm allein ebenbürtigen Gegner bei Liegniz. Am 3. November lieferte er die Rettungsschlacht bei Torgau; denn wenn er diese nicht gewann, so vereinigte sich die russische Armee mit der österreichischen und dann war er verloren; sie war blutig und wurde erst bei hereinbrechender Nacht durch den Husarengeneral Ziethen zu Friedrichs Gunsten entschieden.

Die letzten Kriegsjahre.

Hubertsburger Friede (21. Febr. 1763). Pariser-Friede (10. Febr. 1763).

Doch hielt sich Friedrich die folgenden Jahre nur mit Mühe und mußte unterliegen, wenn der russische Oberbefehlshaber Butturlin hätte schlagen wollen. Trotzdem eroberte Laudon fast unter den Augen des Königs die wichtige Festung Schweidniz durch einen nächtlichen Sturm und Friedrich mußte hinter Breslau zurückweichen. Da rettete ihn der

Tod der russischen Kaiserin (5. Januar 1762); ihr Neffe und Nachfolger **Peter III.**, Herzog von Holstein-Gottorp, schon lange ein Bewunderer und Freund Friedrichs, verließ seine bisherigen Bundesgenossen, gab seine Eroberungen und die Kriegsgefangenen heraus und ließ das russische Heer zu den Preußen stoßen. Bevor jedoch Friedrich aus dieser Wendung Nutzen ziehen konnte, wurde Peter III. ermordet; seine Gemahlin, Mörderin und Nachfolgerin, **Katharina II.**, bekriegte zwar die Preußen nicht, befahl aber dem General **Czernitschef** augenblicklich mit dem Heere heimzukehren. Diese Nachricht traf ein, als Friedrich eben dem Marschall Daun bei **Burkersdorf** (unfern Schweidnitz) eine Schlacht liefern wollte; er bewog aber den russischen General, daß er seine Stellung während der Schlacht behielt, ohne selbst zu schlagen, und dieser wagte seinen Kopf dem Könige zu Liebe. Die Oesterreicher verloren das Treffen, bald auch die Festung Schweidnitz, und da auch die Franzosen am Rheine nichts ausrichteten und alle Parteien gleich sehr erschöpft waren, neigten sie sich zum Frieden. Dieser wurde den 21. Februar 1763 auf dem sächsischen Jagdschlosse **Hubertsburg** unterzeichnet; Friedrich behielt Schlesien und alle seine anderen Besitzungen, ging also glorreich aus dem Kampfe mit fast ganz Europa hervor. So wurde Preußen eine angesehene Macht; sein Heer galt als Muster und sein Volk wurde von einem stolzen Selbstgefühle belebt. Dadurch änderten sich die deutschen Verhältnisse wesentlich, besonders ging der letzte Rest eines einheitlichen Bundes verloren; niemand hatte je mit gleicher Kühnheit und gleichem Glücke dem Kaiser und Reich die Spitze geboten, und Friedrich that seinerseits alles, um in seinen Landen die noch von seinem Vater so eifrig gepflegte Anhänglichkeit an den Kaiser zu zerstören. War bisher Oesterreich die einzige deutsche Großmacht gewesen, welcher die deutschen kleineren Staaten durch Bündnisse unter sich und mit dem Auslande Schach geboten hatten, so stellte sich von nun an eine zweite Großmacht neben Oesterreich, nämlich Preußen, und damit ist jede Aussicht auf eine Einigung Deutschlands beseitigt, denn keine wird sich je der anderen freiwillig unterordnen, aber Deutschland wird auch vor jedem Angriffe durch das Ausland gesichert sein, sobald Preußen und Oesterreich mit einander gehen.

Mit Frankreich und Spanien schloß England den 10. Februar 1763 zu **Paris** Frieden, in welchem es von Spanien Minorka, in Amerika Florida, die Inseln Dominika, Tabago, St. Vincent, Granada, von Frankreich Kanada und Kap Breton gewann. (Karl III. von Spanien hatte mit Ludwig XV. den sogenannten bourbonischen Familientraktat (1761) geschlossen und gerieth in Folge davon mit England und dem mit England verbündeten Portugal in Krieg, den er ohne Glück führte.)

Friedrich II. während des Friedens.

Wegen seiner Siege erhielt Friedrich von Europa den Beinamen des Großen; man hieß ihn auch vorzugsweise den „König“; er zeigte aber auch in den Geschäften des Friedens eine ungewöhnliche Thätigkeit und Einsicht. Preußen war durch den langen Krieg schauerlich verwüstet worden und es war keine geringe Aufgabe, die Schäden des Landes zu heilen. Es gelang ihm durch gute Staatswirthschaft, zweckmäßige Gesetze und Verordnungen. Er handhabte strenge Gerechtigkeit, beschützte die ärmsten Unterthanen gegen Bedrückungen und ungerechte Urtheile und schirmte jede Religion bei ihrem Rechte. Er baute neue Dörfer, ließ unangebaute Gegenden urbar machen, grub Kanäle, ermunterte und unterstützte Gewerbe und Handel und zog fleißige Ausländer nach Preußen; den Anbau der Kartoffeln befahl er seinen Bauern bei Strafe, denn was er für gut und ausführbar fand, mußte geschehen, darauf bestand er rücksichtslos; von ihm ist das System des „erleuchteten Despotismus“ am besten durchgeführt worden.

Aber Friedrich, „Deutschlands größter Sohn“, welchem sein Volk so treu blieb in dem furchtbaren Glückswechsel des siebenjährigen Krieges, war kein deutscher Fürst wie sein Vater, sondern verachtete sein Volk beinahe und liebte besonders die Franzosen. Er umgab sich mit französischen Gelehrten, sprach, schrieb und dichtete französisch, deutsch dagegen sprach und schrieb er sehr fehlerhaft. Freilich war die deutsche Literatur damals in einem sehr traurigen Zustande, aber Friedrich bemerkte nicht einmal die herrlichen Anfänge einer neuen Epoche, als Lessing, Winckelmann, Göthe u. a. bereits auftraten. Ebenso verachtete Friedrich den frommen Glauben seines Volkes, und alle Franzosen, welche die Religion verspotteten, fanden bei ihm Zuflucht und Geldunterstützung; so berief er auch Voltaire, der mit dem Gifte seines Witzes gegen das Heiligste sprühte. Friedrich selbst verhöhnte in seinen Schriften die heiligsten Lehren des Christenthums und scheute sich nicht, sogar Blasphemieen gegen die Person des Erlösers unter das Volk zu bringen. Dem Beispiele des Königs ahmten nur zu viele Vornehme nach und es wurde auch bei uns Mode, über die Religion und Kirche zu spotten. Insofern war sein Einfluß sehr schädlich; noch verderblicher aber war sein Antheil an der Beraubung des unglücklichen Polen, zumal er diese politische Unthat so leicht hätte verhindern können.

Vierzehntes Kapitel.

Rußland. Katharina II. (1762—1796).

Auf Katharina I. folgte des unglücklichen Alexei Sohn Peter II. (1727—1730), diesem Iwans Tochter Anna, die Wittwe des kurländischen Herzogs Friedrich Kettler. Sie trat an den Schah Nadir, durch welchen Persien unerwartet zu einer erobernden Macht wurde, die von Peter I. gewonnenen persischen Provinzen ab (1734), und nahm entschiedenen Antheil an dem polnischen Thronfolgekrieg, wie oben erzählt ist; von 1736—1740 führte sie einen sehr blutigen Krieg mit den Türken, in welchem der oldenburgische Graf Münnich die russischen Heere anführte, der 1736 die Perekoper Linien, 1737 Otschakow erstürmte, 1739 die Schlachten bei Stawutschane und Choczim gewann, die Moldau eroberte und zuerst den Türken jenen Schrecken vor den russischen Waffen einflößte, der sie seitdem nie mehr verlassen hat; doch gewann Rußland im Frieden von 1740 nur das von Peter I. wieder aufgegebene Asow, weil Frankreich und England schon damals die Türkei gegen Rußland zu schützen versuchten. Die Kaiserin ernannte Iwan, den Sohn ihrer Nichte Anna, welche mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig vermählt war und nach dem Tode der Kaiserin (1740) und dem Sturze Birons (welchen Günstling Anna zum Herzoge von Kurland und zum Reichsregenten während Iwans Minderjährigkeit ernannt hatte) die Regentschaft führte, zu ihrem Nachfolger. Die Regentin wurde aber schon im Dezember 1741 durch Peters I. jüngste Tochter Elisabeth gestürzt, ihr Sohn Iwan aber in der Festung Schlüsselburg bewacht. Elisabeth entriß den Schweden Finnland bis an den Kymenefluß (1743) und nahm an dem siebenjährigen Kriege gegen Preußen Antheil. Zu ihrem Nachfolger hatte sie den Sohn ihrer Schwester Anna, der Gemahlin des Herzogs Christian Friedrich von Holstein-Gottorp, ernannt, der im Januar 1762 als Peter III. den russischen Thron bestieg. Wir kennen ihn bereits aus dem siebenjährigen Kriege als Freund Friedrichs des Großen; er war wie die meisten seiner kronentragenden Zeitgenossen mit der Großmannsucht behaftet; diese äußerte sich besonders dadurch, daß die herkömmlichen Einrichtungen nicht bleiben durften, sondern Staat und Volk umgemodelt werden mußten. Peter III. erzürnte bald die Russen durch Aenderungen im Staats- und Kirchenwesen, und den Soldaten gefiel es nicht, daß alles nach preußischem Fuße eingerichtet wurde. Seine Gemahlin war die Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, nach ihrem Uebertritte zur griechischen Kirche Katharina genannt. Sie wurde in der neuen Philosophie erzogen und bis zu ihrem Lebensende von zwei großen Leidenschaften getrieben: Herrschsucht und Wollust. Diesen opferte sie ihren rohen, schwachköpfigen Ge-

mahl; unter den unzufriedenen Großen war bald eine Partei gebildet und für Geld und Branntwein schrieen die Gardesoldaten bereitwillig: es lebe die Kaiserin! Peter verlor Besinnung und Muth, folgte dem Rathe des alten Münnich, mit den treugebliebenen Truppen nach Petersburg zu marschieren, aus Verzagtheit nicht, sondern entfloh. Er wurde eingefangen, machte aber jetzt keinen Versuch, die Soldaten auch nur durch ein Wort an ihre Pflicht zu ermahnen; da diese aber von selbst reumüthig wurden und die neue Kaiserin darüber in Furcht gerieth, so wurde dem Kaiser zuerst in Branntwein Gift gegeben; da er es merkte und laut schrie, erwürgte man ihn mit dem Halstuche (1762). Als aber dennoch sich eine Partei Unzufriedener zu bilden schien und diese den Prinzen Iwan, den Großneffen Peters I., zum Kaiser erheben konnten, so wurde dieser in der Festung Schlüsselburg gefangen gehaltene Prinz ermordet.

Seitdem regierte Katharina Rußland 34 Jahre mit Kraft und Glanz, indem sie sich genau an den von Peter dem Großen vorgezeichneten Weg hielt. Sie legte neue Straßen und Kanäle an, verschönerte St. Petersburg durch kolossale Bauten, zog Ausländer nach Rußland, beförderte Handel und Fabrikation und begünstigte die Wissenschaften, obwohl letztere in Rußland noch keinen Boden hatten. Wie Friedrich der Große liebte sie besonders die französischen Philosophen, beschenkte sie reichlich, und diese posaunten dafür den Ruhm der „nordischen Semiramis" in alle Welt aus; alles, was Katharina auf dem Papiere für Schulen, Institute, Gesetzgebung u. s. w. that, das wurde als wirklich geschehen angerühmt und Europa zur Bewunderung empfohlen. Für die leibeigenen Bauern that sie aber auch nicht einmal zum Scheine etwas, weil sie den Adel fürchtete, der ihr durch eine solche Neuerung Todfeind geworden wäre. Dagegen wurde sie allen ihren Nachbarn durch Waffen und Ränke furchtbar und durch die Eroberungen während ihrer Regierung nahm die Macht Rußlands noch mehr zu als unter Peter dem Großen und schritt nach jeder Richtung, gegen Polen, Schweden und die Türkei vor.

Dissidenten und Konföderierte in Polen.

Erste Theilung Polens (1772).

Polen, das schon Peter der Große zur russischen Beute ausersehen hatte, war seit langer Zeit dem Verderben entgegengereift, und hier war es der Adel, der die Schuld auf sich lud. Diese Herren (man zählte 120,000 adelige Familien) waren eigentlich das, was man die polnische Nation oder Republik nannte. Es gab keinen freien Bauernstand; die Adeligen hatten auf ihren Gütern je nach der Größe ihres Besitzes Hunderte, Tausende und Hunderttausende von Leibeigenen, welche

ihnen das Feld bauten, oder ihnen die Heerden der Rosse, Rinder und Schafe weideten; die Herren selbst vergnügten sich auf der Jagd in den ungeheuren Wäldern, praßten bei Gelagen oder reisten im Auslande, die wenigsten befaßten sich mit der Verbesserung des Zustandes ihrer Bauern. In den Städten konnte der Bürgerstand niemals aufkommen, die Handelsgeschäfte waren daher in den Händen der zahlreichen Juden, deßwegen hatte Polen auch keinen Gewerbsfleiß und blieb ein armes Land. Durch das Aussterben der Jagellonen wurde es 1572 ein förmliches Wahlreich. Der Adel wählte den König, dem alle Macht entrissen und nur der Name gelassen war; denn der König mußte vor allem die pacta conventa unterschreiben, welche es ihm verboten, einem Prinzen von Geblüte eine Würde zu verleihen, wodurch dieser Sitz und Stimme in dem Reichstage erhalten hätte; er durfte keine Ländereien kaufen und sich keine konfiscierten Güter aneignen. Die höchste Gewalt blieb bei dem Reichstage, der aus den höhern geistlichen und weltlichen Würdeträgern und den adeligen Deputierten der einzelnen Distrikte bestand; da galt das unsinnige Recht des liberum veto, dem zufolge das „Nein" eines einzigen Edelmannes jeden Beschluß ungiltig machte; der polnische Reichstag ist durch seine stürmischen Auftritte in Deutschland sprichwörtlich geworden. Das liberum veto hatte der Reichstag dem Könige Johann II. Kasimir (1648—1672) abgedrungen, welcher demselben vergebens den Untergang des Staates als nothwendige Folge einer derartigen Anarchie voraussagte. Dem liberum veto gegenüber hatte der Adel das Recht, zur Durchführung eines Beschlusses Konföderationen oder Bündnisse zu machen, welche in der Regel zu Bürgerkriegen führten. So mußte Polen untergehen, obwohl es auf ungefähr 14,000 Geviertmeilen 16 Millionen Einwohner zählte, der Adel kriegerisch war und eine treffliche Reiterei stellte, die rohen Bauern den besten Stoff zu einem Fußvolk darboten. Schon manchmal hatte Polen das Unheilvolle einer solchen Verfassung erfahren; mit Mühe erwehrte es sich der Schweden von Gustav Adolf bis auf Karl XII., und unter Peter I. hatte es bereits brutale russische Einmischung dulden müssen, nichtsdestoweniger blieb es bei seiner Verfassung. Selbst der edle Johannes Sobiesky (1674—1696), der in ganz Europa gefeierte Held, vermochte über die Parteien nicht so viel, daß ihn während seiner Feldzüge gegen die Türken und Tataren nicht ganze Heeresabtheilungen unter der Anführung eines Großen, z. B. des Grafen Pac, verließen, und daß Polen (1699) seine verlorenen Landstriche in Podolien und der Ukraine von den Türken zurückerhielt, verdankte es nur dem Siege der österreichischen Waffen. Wie verderblich Polen die Theilnahme Augusts II. (1696—1733) an dem nordischen Kriege war, ist oben bereits erzählt worden; unter dem gleichen Könige erfuhren die Rechte der Dissidenten 1717 eine beträchtliche Schmälerung, was sich 1737 unter seinem Nachfolger August III.

(1733—1763) durch Reichstagsbeschluß dahin steigerte, daß die Dissidenten die Berechtigung zu Staatsämtern verloren, was bei ihnen die heftigste Erbitterung erregte, so daß sie den Beistand auswärtiger Mächte anriefen und der politische Parteikampf durch religiösen Hader den gefährlichsten Zusatz erhielt. Die Dissidenten kamen bei dem Reichstage (1766) um Rechtsgleichheit mit den Katholiken ein, was von Rußland, Preußen, Schweden, Dänemark und England unterstützt wurde; trotz ihrer Gesetze gegen die Katholiken fanden es die drei letzteren Staaten doch billig, daß den Dissidenten in Polen alle staatsbürgerlichen Rechte eingeräumt werden sollten. Der Reichstag schlug es ab und nun schloßen die Dissidenten und alle Unzufriedenen die Generalkonföderation von Radom und riefen durch den Gesandten Repnin die russische Hilfe an. Diese ließ nicht auf sich warten; ein russisches Heer marschierte in Polen ein und zwang den Reichstag, die Toleranzakte zu erlassen, durch welche das Begehren der Dissidenten erfüllt wurde; Europa jubelte über diese That der philosophischen Kaiserin, obwohl sie zugleich diktierte, daß in Zukunft ohne Einwilligung Rußlands kein Reichstagsbeschluß Giltigkeit haben sollte. Katharina ließ seitdem Polen nicht mehr los und fand unter dem polnischen Adel um einen nicht gar hohen Preis bereitwillige Werkzeuge für jeden ihrer zu Polens Verderben entworfenen Plane. Der König Stanislaus II. Poniatowsky (seit September 1764) war früher einer ihrer Buhlen gewesen, alsdann wurde er ihr Werkzeug bei der Unterjochung Polens; mit Preußen hatte sie abgeredet, daß beide in eine Aenderung der polnischen Verfassung nicht einwilligen wollten und damit war die Theilung angebahnt. Patriotische Polen (Krasinski, Pulawski, ein Potocki an der Spitze) bildeten darauf die Konföderation von Bar (1. März 1767), welche die Abschüttlung des russischen Joches zum Zwecke hatte; deßwegen zwang Repnin den Reichsrath zur Bitte, die Kaiserin möchte ihre Truppen nicht aus Polen entfernen, in was sie großmüthig einwilligte. Nun brach der Zorn der Polen los; die Konföderierten unter Pulawski fochten mit heldenmüthiger Tapferkeit, aber sie unterlagen der russischen Uebermacht. Bar und Krakau wurden erstürmt, das Land schonungslos verwüstet und Grausamkeiten an den Konföderierten verübt, wie sie nur die Bestialität aussinnen kann. Der Sohn und Mitregent Maria Theresias, Josef, sah Katharinas Griff auf Polen mit großer Eifersucht und drohte sogar mit Krieg, allein Preußen brachte eine Verständigung unter den drei Adlern zuwege. In einem Manifeste (13. Januar 1773) verkündeten sie der Christenheit, sie drei wollten die Ordnung, Ruhe und Freiheit in Polen wieder herstellen, und bewiesen ferner, daß jedes der Stücke, die abgerissen wurden, eigentlich von Gott und Rechtswegen gar nicht zu Polen, sondern zu Rußland, Preußen oder Oesterreich gehörten. Rußland trafen

2000 □ Meilen mit 1½ Million Einwohnern, Preußen 650 □ Meilen mit etwa 500,000 Einwohnern, Oesterreich 1300 □ Meilen mit 2½ Millionen Einwohnern und den Salzwerken von Wieliczka. Die Mächte nahmen ihren zugewiesenen Antheil in Besitz und ließen den König von Polen und den Reichstag vor Gott und Menschen protestieren, und als es keine Ruhe geben wollte, so bedrohten sie Polen mit einer vollständigen Theilung. Das wirkte; und damit Ruhe und Ordnung in Polen wieder herrschend würden, stellten die besorgten Schutzmächte das liberum veto wieder her und setzten einen immerwährenden Rath ein, welcher von dem Adel gewählt wurde, von dem Könige keinen Befehl annehmen, die Vollziehung der Gesetze überwachen und alle hohen Aemter in Staat und Kirche besetzen sollte. Der König war also vollends null geworden. Das geschah in den Jahren von 1772 bis 1774. Maria Theresia lebte noch und eiferte sehr gegen diesen Gewaltstreich; aber das Alter hatte ihre Willensstärke gebrochen und sie mußte es geschehen lassen. An den Minister Kaunitz schrieb sie darüber: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und ich gar nicht mehr wußte, wo ich ruhig niederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß ich bekennen, daß ich mich zeitlebens nicht so beängstigt gefunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir all der Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen. Ich merke wohl, daß ich allein bin und nicht mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen wiewohl mit meinem größten Grame ihren Weg gehen.“ Sie unterzeichnete: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“

Katharinas erster Türkenkrieg (1768—1774).

Als die Russen 1768 auf kannibalische Weise in Polen Ruhe und Ordnung herstellten, verfolgten sie flüchtige Konföderierte auf türkischem Boden, raubten, brannten und mordeten auch dort und zündeten eine Moschee an. Auf die Kunde von diesen Vorfällen, welche durch den französischen Gesandten in Konstantinopel verbreitet wurde, empörte sich das Volk und zwang den Sultan zur Absetzung des Großwesiers und zum Kriege gegen Rußland. Dieser wurde von beiden Theilen mit wüthender Erbitterung und gräßlicher Verwüstung geführt; aber trotz der Tapferkeit, mit welcher die Türken fochten und jeden Fuß breit Landes nur gegen Blutströme verkauften, unterlagen sie der neuen Kriegs-

kunst und der entsetzlichen Taktik der russischen Generale. Romjanzow siegte in zwei großen Schlachten und eroberte bis auf wenige Festungen die Moldau und Walachei. Bender nahm Graf Panin durch einen nächtlichen Sturm; Tausende der Stürmenden waren gefallen und füllten mit ihren Leichen die Festungsgräben, aber über sie weg drangen ihre Kameraden in die Festung, wo sie alles niedermachten und die Stadt in einen Schutthaufen verwandelten. Die Kaiserin schickte unter Alexei Orlow durch die Meerenge von Gibraltar eine Flotte in das ägeische Meer und ließ die Griechen zur Freiheit aufrufen. Bei Skio wurde die türkische Flotte angegriffen und geschlagen und am 16. Juli 1770 in der Bai von Tschesme verbrannt. Die Türken wurden dadurch 1774 zum Frieden von Kutschuk Kainardsche gezwungen, in welchem sie die Schutzherrlichkeit Rußlands über die Moldau und Walachei sowie dessen Garantie für die Rechte der dem Sultan unterworfenen griechischen Glaubensgenossen anerkennen, das Land zwischen dem Dniepr und Bug abtreten, die Krim und die Tataren unabhängig erklären und den Russen freie Durchfahrt durch die Dardanellen sowie große Handelsvortheile zugestehen mußten. Die aufgestandenen Griechen gab Rußland preis, und die Ruhe wurde von den Türken in der Art hergestellt, daß einzelne Landstriche, z. B. Morea, fast ganz entvölkert wurden; albanesische Einwanderer siedelten sich in dem öden Lande an. Den Khan der Tataren bewog der übermüthige und gewissenlose Potemkin, der vieljährige Günstling Katharinas, zur freiwilligen Unterwerfung unter Rußland. Potemkin behielt aber den ausbedungenen Jahresgehalt des Khans für sich und als die Tataren sich nicht unterwerfen wollten, zwang sie ein russisches Heer unter Potemkin durch gräßliche Metzeleien zur Ruhe; die Krim erhielt den alten Namen „Taurien", Potemkin aber den Beinamen des „Tauriers". Diese Triumphe über die Türken wurden in Europa mit kurzsichtigem Jubel gefeiert; man betrachtete jeden Sieg der Russen als einen Sieg der christlichen Civilisation über türkische Barbarei und bedachte nicht, daß im besten Falle eine Barbarei durch die andere verdrängt und statt des rohen orientalischen Despotismus nur ein anderer, der noch drückendere militärische, die unterworfenen und entvölkerten Länder in Besitz nahm.

Der schwedische Krieg (1788—1790).

Schweden von 1720 bis 1771. Gustav III. (1771—1792).

Nach der Ermordung Karls XII. benutzte die Adelspartei in Schweden ihre wieder gewonnene Herrschaft zum eigenen Vortheile und zur Schmach des Landes. Sie theilte sich bald in zwei Parteien; die eine, mit dem Grafen Gyllenborg an der Spitze, hieß die Partei der „Hüte" und verkaufte sich an Frankreich, die andere, unter dem Grafen Horn,

die „Mützen“, verkaufte sich an Rußland. Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges wollte Frankreich Maria Theresias Bundesgenossin, Elisabeth von Rußland, durch Schweden beschäftigen und die „Hüte“ setzten im Reichstag eine Kriegserklärung gegen Rußland durch (1741). Da sie aber die Subsidiengelder unter sich vertheilten und Heer und Flotte verwahrlost hatten, so nahm der Krieg für Schweden einen schmählichen Verlauf. Die Schweden wurden bei Wilmanstrand in Finnland geschlagen und in Helsingfors eingeschlossen; sie durften daher froh sein, als ihnen Elisabeth gegen die Abtretung Finnlands bis an den Fluß Kymene den Frieden gab (1742). Unter Adolf Friedrich (1757 bis 1771), einem redlichen aber schwachen Manne, beschränkte der Adel die Rechte der Krone noch mehr; er mischte sich jetzt auch in die Angelegenheiten des königlichen Hauses und gab dem Reichsrathe das Recht, unter seine Beschlüsse die Unterschrift des Königs zu setzen, wenn dieser seine Zustimmung zweimal verweigert hatte. Ein Versuch der „Mützen“, die Gegenpartei durch die Hebung der Königsmacht zu stürzen, mißlang gänzlich und verschaffte den „Hüten“ einen vollständigen Sieg. Diese ließen darauf Schweden auch an dem siebenjährigen Kriege Antheil nehmen, aber einen so traurigen und schädlichen, daß die „Hüte“ durch die „Mützen“ gestürzt werden konnten. Diese Partei tyrannisierte alsdann König und Land im russischen Interesse, bis der König erklärte, er wolle die Krone niederlegen. Da eine Revolution von Seite der Bauern und Bürger die augenblickliche Folge gewesen wäre, so willigte der Adel in die Berufung eines Reichstages; dieser setzte zwar die ungeberdigsten Reichsräthe ab und gab dem Könige etwas Ansehen, im allgemeinen aber wurde es um nichts besser.

Auf Adolf Friedrich folgte sein Sohn Gustav III. (1771), der als Kronprinz glänzende Hoffnungen erregt hatte. Er war geistreich, verschlagen und kühn; er wollte ein großer Mann werden wie Gustav Adolf oder Friedrich von Preußen. Wie letzterer war auch er ein Freund der Franzosen, ein Gönner der Künste und Wissenschaften, ein Philosoph, der es mit der Wahrheit und dem Rechte nicht gar zu genau nahm. Als er nach seines Vaters Tod von seiner Reise zurückkam, die er mit unerhörtem Aufwande und Aufsehen unternommen hatte, ließ er sich mit einem Pompe krönen, der beinahe so viel als ein Feldzug kostete, beschwor die Verfassung und beruhigte „Hüte“ und „Mützen“ wegen des Verdachts, als ob er etwas gegen die Oligarchie im Schilde führe. Unterdessen aber machte er sich bei Bauern und Bürgern durch leutseliges Benehmen populär, fesselte die jungen Offiziere an seine Person und suchte die gemeinen Soldaten durch die hergebrachten Künste für seine Person zu gewinnen. Ein Offizier in Christianstadt gab das Signal zum Aufstande gegen den Reichsrath, indem er demselben den Gehorsam

aufkündigte. Dieser schickte Truppen gegen den Rebellen, aber Gustav bewog diese und die Garden, zu ihm gegen den Reichsrath zu stehen; die Hauptstadt folgte der Bewegung und der überraschte Reichsrath hatte keine andere Wahl als die Verfassung anzunehmen, welche ihm der König vorlegte (31. August 1772). Diese beschränkte den Reichsrath auf das Recht eines berathenden und vorschlagenden Kollegiums und gab dem Könige die ganze ausübende Gewalt zurück. Die Stände durften sich nur auf königliche Einberufung hin versammeln und sich nur mit den königlichen Vorlagen befassen, doch sollte der König keinen Krieg ohne ihre Einwilligung anfangen; das Recht der Besteuerung wurde fast gänzlich dem Könige anheimgestellt, er hatte bloß einen ständischen Ausschuß zu berathen. Nun erwarteten das Volk und ganz Europa, der von den französischen Philosophen hochgepriesene junge König werde seine fast unbeschränkte Gewalt zu wohlthätigen Schöpfungen für das arme, heruntergekommene Schweden anwenden. Er gründete in der That einige Hospitäler und Waisenhäuser und schaffte die Folter ab, dies war aber auch so ziemlich alles, was in dieser Hinsicht geschah. Dagegen errichtete er eine Akademie nach französischem Zuschnitte, baute Theater und Opernhäuser, gab großartige Feste, Bälle und Maskeraden, und neben dem neumodischen Wesen sollte auch das mittelalterliche Ritterthum wieder in das Leben gerufen werden; daher hielt er Turniere und Ringelrennen, welche das Land nicht wohlfeiler zu stehen kamen als die Opern und Komödien und ungefähr gleich viel nutzten. Alles dies und der prächtige Hofhalt des Königs kostete viel Geld; der Steuerdruck wurde härter als je, und endlich machte Gustav das Branntweinbrennen zu einem königlichen Monopole, so daß der Bauer sein geliebtes Getränke, welches er sonst selbst bereitet hatte, um theures Geld seinem Könige abkaufen mußte. Die anfängliche Freude über Gustavs Regierung und den Sturz des verhaßten adeligen Regiments machte deßwegen bald einer allgemeinen Verstimmung Platz und der Versuch des Königs, eine allgemeine Nationaltracht einzuführen, war nicht geeignet, dem Volke eine günstigere Meinung von Gustavs Einsicht und seiner Sorgfalt für das Wohl des gemeinen Mannes beizubringen. Nun fing er noch einen Krieg mit **Rußland** an (1788), welches abermals mit den Türken im blutigen Kampfe lag; denn Gustav wollte nicht nur ein Philosoph auf dem Throne sein, sondern auch Heldenruhm erwerben, der Ausbreitung der russischen Macht Schranken setzen und Schwedens verlorene Provinzen wieder erobern. Zu diesem Kriege holte er die Einwilligung der Stände nicht ein, wie die von ihm selbst gegebene Verfassung vorschrieb, und dies vermehrte die allgemeine Mißstimmung über die neuen Lasten, welche der Krieg für Schweden brachte. Katharina bekämpfte ihn nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit Geld und Ränken; durch ihre erkauften Werkzeuge er-

regte sie in der finnischen Armee eine Meuterei und dieselbe erklärte sich gegen den verfassungswidrigen Krieg. Jetzt wandte sich aber Gustav an das schwedische Volk und dieses war edel genug den König nicht zu einer Zeit im Stiche zu lassen, wo ein ausländischer Feind die Ehre des Vaterlandes und dessen Gränzländer bedrohte; es bewaffnete sich, die dalekarischen Bauern voran, und der König konnte nun an der Adelspartei Rache nehmen, welche unbedenklich den Krieg mit Rußland zu einer Verfassungsveränderung zu ihren Gunsten benutzt hätte, wenn darüber auch ein Theil Finnlands verloren gegangen wäre. Gustav hob den Reichsrath auf, verhaftete die Führer der Opposition in dem Reichstage, erklärte den Bürgerstand zu allen Würden und Aemtern fähig und berechtigt Rittergüter anzukaufen. Mit unsäglicher Anstrengung brachte Schweden die Mittel zur Fortsetzung des Krieges auf; in diesem fochten die Schweden mit ausgezeichneter Tapferkeit, anfangs jedoch mit entschiedenem Unglücke zu Wasser und zu Lande (1789). Im folgenden Jahre jedoch gelang es dem Könige durch die siegreichen Gefechte bei Wilmanstrand (15. April) und Walkiala (30. April) dem Landkriege eine bessere Wendung zu geben; am 15. Mai schlug er mit seiner Scheerenflotte (aus Booten bestehend, deren jedes zwei Vierundzwanzigpfünder führte) die russische Flotte bei Frederikshàm, dagegen wurde der Herzog von Südermanland durch die überlegene Flotte der Russen besiegt (3. bis 6. Juni). Gustav selbst erlitt am 3. Juli einen harten Verlust und wurde mit der Scheerenflotte in dem Hafen von Svenskasund eingeschlossen; aber am 9. Juli erfocht er abermals einen entscheidenden Sieg, welcher den Russen 12,000 Mann kostete. Die Erschöpfung Schwedens nöthigte ihn jedoch zum Frieden von Werelä, in welchem der beiderseitige Besitzstand wieder hergestellt wurde (1790). Trotzdem hatte Gustav keine Ruhe; als die französische Revolution ausgebrochen war und der König Ludwig XVI. in immer größere Bedrängniß kam, wollte Gustav an der Revolution zum Ritter werden und mit einem schwedischen Heere in der Normandie landen. Katharina hatte an diesem romantischen Vorsatze ihre große Freude und schloß mit Gustav einen Freundschaftsbund; bevor Gustav jedoch etwas unternehmen konnte, traf ihn der Tod. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke, Pechlin, Liljehorn u. m. verschworen sich gegen sein Leben und auf einer Maskerade in der Nacht vom 15. auf den 16. März 1792 verwundete ihn ein Edelmann, Ankarström, durch einen Pistolenschuß in den Rücken, in Folge dessen er am 29. März starb. Ihm folgte sein Sohn Gustav IV.

Dänemark von 1730—1784.

Dieses Land genoß nach dem großen nordischen Kriege eines langen Friedens; nur einmal (1788) ließ es sich durch Rußland zur Theil-

nahme an dem Kriege gegen Gustav III. reizen, legte jedoch, von Preußen und England bewogen, die Waffen alsbald wieder bei Seite. Friedrich IV. (1700—1730) ahmte zwar auch die Franzosen nach, wirthschaftete aber dennoch erträglich gut und machte sein Land nicht arm. Sein Nachfolger Christian VI. (1730—1746) war sehr religiös und verbot Schauspiele, Opern, Maskeraden u. dgl.; er baute das prächtige Schloß in Kopenhagen und da er vom Staatshaushalte nichts verstand, so gerieth Dänemark durch seine Regierung in Schulden. Friedrich V. (1746 bis 1766) gründete Akademieen, unterstützte Gelehrte und Künstler, Schauspiele und Opern, errichtete prächtige Gebäude und wird als der dänische Augustus gepriesen. Christian VII. (1766—1808) war ein schwacher Fürst; auch er machte eine große Reise durch Europa, die so viel kostete, daß eine allgemeine Kopfsteuer eingeführt werden mußte, von der sogar die Dienstboten nicht frei waren, und kehrte an Seele und Leib zerrüttet nach Dänemark zurück. Sein Leibarzt Struensee (ein Predigerssohn aus Halle) wurde aus seinem Lieblinge allmählig Rath, Minister und Reichsgraf und regierte Dänemark. Er war ein Philosoph aus der französischen Schule und reformierte in diesem Sinne das ihm fremde Land. Der adelige Staatsrath wurde aufgehoben, Gleichheit vor den Gerichten eingeführt, der Rechtsgang beschleunigt; die hohen Besoldungen wurden herabgesetzt und die niederen erhöht, Monopole, Zünfte und Innungen beseitigt und selbst Preßfreiheit gegeben. Seine Philosophie erlaubte es ihm natürlich nicht, den kirchlichen Boden mit seinen Reformationen unberührt zu lassen; er gestattete die Ehe unter Geschwisterkindern, schaffte die harten Strafen auf Unzuchtsvergehen ab, duldete schlechte Häuser, hob die dritten Feiertage auf, verbot das Begräbniß innerhalb der Städte und gebot die Todten Nachts zu beerdigen. In seinem reformatorischen Eifer beschenkte er Dänemark mit einer wahren Fluth von Erlassen, und zwar in deutscher Sprache, da er die dänische nicht verstand und sie verachtete. Seine Herrschaft dauerte etwas über zwei Jahre; der dänische Adel haßte ihn tödtlich, die Geistlichkeit war gegen ihn ergrimmt, die Bürger hatte er durch die Aufhebung der Zünfte erbittert und alle Dänen kränkte es, daß ein Ausländer Dänemark beherrschte, daß die Nationalsprache verachtet wurde und fortwährend Deutsche zu Aemtern gelangten. Zugleich wurde unter dem Volke verbreitet, die Königin Karoline Mathilde, eine englische Prinzessin, stehe mit dem Minister in einem ehrenrührigen Verhältnisse. Struensee wurde allein von dem Könige und der Königin gehalten; er konnte demnach auch nur durch eine Hofrevolution gestürzt werden. Diese bewirkten die königliche Stiefmutter Juliane Marie, eine braunschweigische Prinzessin, ihr 18jähriger Sohn Friedrich, der Kabinetssekretär Guldberg, General Ranzau-Aschberg, der wegen Veruntreuung entlassene Kriegskommissär

Beringshiol, Oberst Köller und General Eikstädt. In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 war Ball im Schlosse und Eikstädt hatte mit seinem Dragonerregimente die Wache. Nach dem Balle, morgens 2 Uhr, besetzte Eikstädt alle Gänge des Schlosses, die Verschwornen begaben sich in das Schlafzimmer des Königs und zwangen ihn zur Unterzeichnung zweier Papiere, durch die Eikstädt zum Stadtkommandanten ernannt und dem Oberst Köller unbeschränkte Vollmacht ertheilt wurde; außerdem ließen sie den König einen Haftbefehl gegen Struensee und 14 andere unterzeichnen und befehlen, daß die Königin verhaftet und in die Festung Kronenburg abgeführt würde. Alles geschah und Kopenhagen gab am Morgen seine Freude über die gelungene Palastrevolution jubelnd zu erkennen. Eine Kommission von 10 Mitgliedern, zu denen auch Guldberg gehörte, saß über Struensee zu Gericht; er wurde eines Anschlags, den König zur Niederlegung der Regierung zu zwingen, den Kronprinzen durch eine schlechte Erziehung zu tödten, eines verbrecherischen Umgangs mit der Königin und des Mißbrauchs der höchsten Gewalt beschuldiget. Struensee blieb nur sehr kurze Zeit fest und bekannte schon am zweiten Tage unter Thränen sich des verbrecherischen Umgangs mit der Königin schuldig; wahrscheinlich wollte er durch eine so hohe Mitschuldige, gegen welche das Gericht nicht vorschreiten würde, sein Leben retten, denn kein Diener der Königin konnte eine Aussage beibringen, welche eine Anklage gegen sie begründet hätte. Aber die Verbündeten mußten nicht allein Struensee verderben, sondern auch die Königin stürzen, welche bei ihrer Herrschaft über Christian VII. den Untergang Struensees gewiß an seinen Feinden gerächt hätte. Eine Kommission begab sich zu ihr nach Kronenburg und legte ihr Struensees Geständniß vor; sie widersprach aber entschieden. Da sagte ihr der Kommissär Schak-Rathlow, so müsse denn Struensee als Verleumder der Majestät des schmählichsten Todes sterben. Da verzweifelte sie und begann ein Papier, das ihre Schuld gestand, zu unterzeichnen; als sie aber das höhnische Lächeln Rathlows bemerkte, sank sie ohnmächtig in den Sessel zurück, bevor sie ihren Namen ganz ausgeschrieben hatte; Rathlow legte ihr aber die Feder in die Hand und vollendete, dieselbe führend, die Unterschrift „Karoline Mathilde“. Struensee wurde nun „eines großen todeswürdigen Verbrechens wegen“ zum Tode durch das Henkerbeil verurtheilt: seinen Freund Brand, ebenfalls einen Deutschen, welcher Direktor der Hoffeste und dem Könige sehr lieb gewesen war, traf dasselbe Urtheil; auf Zureden des russischen Gesandten, der Struensees Beseitigung als eines Gegners der russischen Politik wünschte, unterzeichnete der König die Todesurtheile. Beide bekehrten sich vor dem Tode zum Christenglauben und starben mit Fassung (28. April 1772). Ein weiteres Vorschreiten gegen die Königin verhinderten die Drohungen des

englischen Gesandten; sie wurde geschieden und ging nach Celle in Hannover, wo sie nach drei Jahren am gebrochenen Herzen starb. Nach Struensees Tode bemächtigte sich Juliane der Regierung und Guldberg wurde ihr erster Minister; nach zwölf Jahren aber stürzte sie der Kronprinz Friedrich, der im Namen seines Vaters bis zu dessen Tode regierte.

Katharinas zweiter Türkenkrieg (1787—1792).

Katharina gab Europa abermals Gelegenheit, über türkische Niederlagen zu jubeln; sie stiftete in der Türkei Aufstände an und reizte die Türken durch einen derartigen Uebermuth, der sich besonders auf der von Potemkin veranstalteten triumphierenden Reise Katharinas nach Cherson, wo sie mit Josef II. zusammenkam, kund gab, daß sie ihn nicht länger ertrugen und im gleichen Jahre noch (1787) den Krieg erklärten, wozu sie außerdem von den Engländern ermuntert wurden. Letztere unterstützten aber die bedrängte Pforte so wenig als es die Holländer thaten, sie ließen selbst Gustav III. von Schweden im Stich, der Rußland an der verwundbarsten Seite angriff, während Katharina mit Josef II. verbündet war, der mit ihr die Türkei theilen wollte, wie es mit Polen geschehen war. Die Russen erstürmten unter Potemkin in der Nacht des 17. Dezembers 1788 die Festung Otschakow in ihrer fürchterlichen Weise; über die mit Leichen gefüllten Gräben drangen sie in die Stadt und erwürgten in derselben nicht allein die Bewaffneten, sondern die ganze Bevölkerung. Doch waren ihre Fortschritte keineswegs besonders groß, nicht allein deßwegen, weil die Türken im kleinen Kriege eine Menge Russen aufrieben, sondern weil Hunger und Krankheiten, zum Theil eine Folge der schlechten Verpflegung, im russischen Heere mehr Leute wegrafften, als eine verlorene Hauptschlacht. Noch ruhmloser wurde der Krieg von Oesterreich geführt; Josef II. hatte über 200,000 Mann aufgestellt, diese waren aber durch den Feldmarschall Lascy (Laudon operierte seitwärts in Kroatien und Bosnien) in einen großen Kordon von dem adriatischen Meere bis an die walachische Gränze vertheilt. Die Türken brachen auf mehreren Punkten durch, erfochten bei Lugos durch Ueberfall einen Sieg (24. September) und nöthigten die Hauptmasse des kaiserlichen Heeres zu einem Vertheidigungskrieg. In den Ebenen des Banats und Niederungarns entwickelten sich in dem heißen Sommer bedenkliche Krankheiten, welche über 30,000 Mann hinwegrafften. Der Feldzug des folgenden Jahres hatte besseren Erfolg; ein österreichisches Heer unter dem Prinzen von Koburg vereinigte sich in der Walachei mit dem Russen Suwarow, der rasch und kühn zu handeln verstand, und sogleich zeigte es sich, daß die österreichischen Soldaten die Türken wenigstens ebenso gut zu schlagen wußten,

als die Russen; sie nahmen den rühmlichsten Antheil an den Schlachten bei Fokschani und am Flusse Rimnik, und erfochten auch, von den Russen getrennt, manchen Vortheil. Im Winter erstürmte Suwarow den 22. Dezember 1790 die Festung Ismail, wo der russische Verlust vor den Mauern der Stadt durch die Niedermetzlung von 40,000 Menschen gerächt wurde. Das Kommando über das österreichische Hauptheer hatte der Kaiser endlich dem alten Helden Laudon übergeben, welcher dem Kriege auch sogleich eine andere Gestalt gab. Er eroberte Neugradiska und nach einer denkwürdigen Belagerung die Festung Belgrad, warf auch die Türken bis hinter Nissa zurück. Friedensunterhandlungen setzten seinen Fortschritten ein Ziel, und Josefs II. Nachfolger, Leopold II., gab im Frieden von Szistowa (4. August 1791) Belgrad wieder zurück, weil die im Westen drohenden Gefahren den Frieden im Osten wünschbar machten. Die Russen machten unterdessen keine bedeutenden Fortschritte; Katharinas Hülfsquellen waren erschöpft, mehr durch die unsinnige Verschwendung Potemkins und die untreue Verwaltung als durch den Krieg selbst; zudem drohten Preußen und die Seemächte und, was am meisten wirkte, Polen hatte sich zu seiner Rettung aufgerafft, darum begnügte sich Katharina im Frieden von Jassy (1792) mit der Abtretung Otschakows und dem Dniester als Gränze.

Fünfzehntes Kapitel.

Kaiser Josef II. (1765—1790). Der einjährige Krieg (1778). Der Fürstenbund (1785). Der Türkenkrieg (1787—1792). Holländischer Streit 1781—1785).

Nach dem Tode seines Vaters Franz I. wurde Josef 1765 zum Kaiser gewählt und von seiner Mutter als Mitregent angenommen; sie behielt jedoch die Alleinherrschaft und überließ ihrem Sohne nur das Kriegswesen. Joseph war aber nicht so leicht zufrieden gestellt wie sein Vater, und mischte sich überall ein; die Theilung Polens ist, so weit Oesterreich mitwirkte, wie oben gesagt worden, sein Werk, und auch bei Maria Theresias Verfügungen in kirchlichen Angelegenheiten ist Josefs Einfluß merkbar. Als 1777 Max Josef von Bayern kinderlos starb, überredete Joseph dessen nächsten Erben, den Pfälzer Karl Theodor, der keine rechtmäßigen Nachkommen hatte, ihm Niederbayern, die Oberpfalz und die Herrschaft Mindelheim abzutreten. Aber Friedrich II. bewog den zweiten Erben, Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen diese Konvention bei dem Reichstage Protest einzulegen, und als dies nichts half, rückte er mit einem Heere in Böhmen ein, räumte es jedoch ziemlich bald wieder. Dieser Krieg (1778 bis 1779) wird der bayerische Erbfolgekrieg oder einjährige Krieg (scherzweise der Kartoffelkrieg) genannt; Waffenthaten weist

er keine von Bedeutung auf, denn der alte Fritz wollte nichts auf das Spiel setzen, und Maria Theresia sah den Krieg so ungerne, daß sie insgeheim mit dem Preußenkönige unterhandelte; Rußland und Frankreich arbeiteten ebenfalls für den Frieden, der im Mai 1779 wirklich zu Teschen abgeschlossen wurde. Derselbe bestimmte Bayern für die pfälzische Linie, gab Oesterreich das Innviertel mit Braunau, Preußen aber sicherte er die Erbschaft von Ansbach und Baireuth. (Dessen letzter Markgraf ließ sich von seinem Vetter in Berlin pensionieren. 1791.)

Maria Theresia starb den 29. November 1780; sie hinterließ ihrem Sohne eine der schönsten Monarchieen, ein zufriedenes Volk und einen wohlgeordneten Staatshaushalt, von sich selbst aber bei ihrem Volke ein theures und verehrtes Andenken, das immer noch fortlebt; denn sie war eine tugendhafte, wohlthätige Frau und eine weise Herrscherin. Joseph wurde noch einmal (1785) durch Bayern in Versuchung geführt; er trug Karl Theodor die österreichischen Niederlande als burgundisches Königreich an, und dieser ging abermals auf Josephs Antrag ein. Nun stiftete aber der alte Fritz den deutschen Fürstenbund, dem die meisten Fürsten, auch Kurmainz, beitraten, als dessen Zweck die Erhaltung des deutschen Reiches in seinem dermaligen Zustande angegeben wurde. Der Geschichtschreiber Johannes Müller aus Schaffhausen belehrte die Deutschen in einer pompösen Schrift, daß durch diesen Bund die deutsche Freiheit gerettet werde; der preußische Minister Herzberg aber äußert sich darüber in seinen Denkwürdigkeiten: durch die Vereinigung Bayerns mit Oesterreich würde den Franzosen der Weg in das Herz der österreichischen Monarchie verlegt; durch den Austausch Belgiens mit Bayern gewänne Oesterreich für eine abgetrennte, schwer zu vertheidigende Provinz ein wohlgelegenes Land und würde zugleich aus der unmittelbaren Nachbarschaft Frankreichs rücken, was nothwendig eine Milderung der Eifersucht Frankreichs gegen Oesterreich zur Folge haben müßte; alles dies wäre gegen die Interessen Preußens.

Wie unglücklich der Türkenkrieg ausfiel, ist bereits gesagt worden; er war ein Angriff auf die Türkei, dessen sich diese gar nicht versehen hatte; der Bund mit Rußland zur Theilung der Türkei war so ungerecht und so wenig in Oesterreichs Interesse als der Bund zur Theilung Polens, denn dadurch gewann nur die Macht Rußlands, das gegen Konstantinopel vorschreitet und darum zuerst die unteren Donauländer wegnehmen muß.

Auch mit den Holländern hatte Josef zu thun; er kündete ihnen 1781 den Barrierentraktat und schickte ihre Besatzungen aus den Gränzfestungen heim. Es scheint allerdings ein Beweis von Schwäche, wenn eine Monarchie die festen Plätze durch eine fremde Macht und zudem durch eine Republik vertheidigen läßt, aber ohne Hollands Mitwirkung konnte

das von dem Grundstocke der österreichischen Monarchie getrennte Belgien gegen Frankreich nicht gehalten werden, der Barrierentraktat war deßwegen ein Unterpfand der holländischen Allianz und demnach nicht geradezu wegzuwerfen; überdies ließ nun der Kaiser die Festungen schleifen, als ob die französische Freundschaft ewig dauern werde. Er konnte sich jedoch bald überzeugen, daß sein Schwager Ludwig XVI. die Interessen Frankreichs im Auge behalte; Josef verlangte nämlich von den Holländern die Oeffnung der Schelde, welche sie seit 1648 gesperrt hatten, als das unmächtige Spanien noch die Niederlande besaß. Seit dem Badener Frieden (1714) war Oesterreich im Besitze Belgiens, hatte aber das holländische Recht die Mündungen der Schelde allen Seeschiffen zu verschließen anerkannt. Josef ärgerte sich billig, daß Holland seinen Unterthanen die freie Schifffahrt auf dem eigenen Flusse und den Verkehr mit der See sperren sollte und erklärte, es werde es nicht länger dulden. Die Holländer beriefen sich auf den Vertrag und trotzten, weil sie des englischen, französischen und preußischen Beistandes sicher waren. Ein kaiserliches Schiff, das von Ostende herkommend in die Schelde einsegeln wollte, brachten sie auf, ein anderes, das von Antwerpen flußabwärts fuhr, zwangen sie durch scharfe Schüsse zur Umkehr. Der Kaiser drohte mit Krieg, aber Frankreich duldete es nicht, daß Ernst wurde, und vermittelte den Streit dahin, daß die Holländer neun Millionen an den Kaiser bezahlten und nach wie vor die Schelde sperrten. (Traktat zu Fontainebleau 1785.)

Josef. II. und die Kirche.

So endeten die Unternehmungen des Kaisers, seine Macht auf Kosten des Auslandes zu vergrößern; er handelte in dieser Hinsicht wie Friedrich II. und Katharina in dem Geiste jener „philosophischen" Zeit, welche die Türken und Polen mit Feuer und Schwert civilisierte und Rußland nicht bloß an seiner Weltherrschaft weiter bauen ließ, sondern selbst noch Bausteine herbeitrug. Josef diente aber auch in anderer Richtung dem zerstörenden Zeitgeiste; diesem war die katholische Kirche am meisten zuwider, weil sie ihn am nachdrücklichsten hinderte, seine Herrschaft über den Geist der Völker, das Reich der neuen „Aufklärung" zu begründen. Allerdings war Josef nicht ein Feind des Christenthums wie die philosophische Armee, welche unter Voltaires Fahne diente, auch kein Verächter desselben wie Friedrich II., aber er schadete der Kirche durch seine eigenmächtigen Reformationen fast mehr als ihre erklärten Feinde, denn er störte ihre Ordnung und hemmte dadurch ihre eigene reformatorische Macht. Er bewog schon seine Mutter, daß sie in die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) willigte, und als er Alleinherrscher war, wählte er das Gebiet der Kirche vorzugsweise zum Felde einer unglück-

lichen Thätigkeit. Durch eine Verordnung vom 26. März 1781 gebot er allen geistlichen Obern, die päpstlichen Bullen, Breven oder sonstigen Erlasse, sowie alle Verordnungen von auswärtigen geistlichen Obern (dies traf die Mönchsorden) vor ihrer Bekanntmachung der weltlichen Landesbehörde vorzulegen; die Bekanntmachung aber sollte nur erfolgen auf allerhöchste Erlaubniß; ebenso wenig war den Bischöfen gestattet, gedruckte oder geschriebene Verordnungen, Hirtenbriefe, Belehrungen u. s. w. ohne die landesherrliche Genehmigung bekannt zu machen (Placetum regium). Nicht minder hob er alle den Bischöfen von dem Papste ertheilten Dispensationsrechte auf, andererseits aber gebot er ihnen, bei triftigen Ursachen aus eigener Macht gegen eine mäßige Taxe von den kanonischen Ehehindernissen zu dispensieren; die Bischöfe mußten nach ihrer Ernennung, bevor sie vom heiligen Stuhle bestätigt waren, in die Hände des Landespräsidenten den Eid ablegen; die Annahme eines von dem Papste verliehenen Titels ohne landesherrliche Genehmigung wurde auf das strengste verboten. So machte der Kaiser den Verkehr der Bischöfe mit dem Oberhaupte der Kirche von dem Willen der weltlichen Behörde abhängig; wer bürgte dafür, daß dieser Wille imme ein g u t e r sein werde? Am 30. Oktober 1781 hob der Kaiser alle Orden auf, „die ein bloß beschauliches Leben führten und zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbares beitrügen;" in Folge dessen wurden gegen 700 Klöster aufgelöst und ihre Mitglieder mit einer geringen Pension in die Welt hinausgeschickt, welche den meisten fremd war. Dadurch vernichtete Josef II. das Eigenthumsrecht a l l e r Korporationen, denn wie leicht konnte ein anderer Machthaber a n d e r e Institute für ebenso unnütz halten als die Klöster der beschaulichen Orden? Er vernichtete das Recht der katholischen Kirche Gesellschaften zu bilden, die ihrem Geiste und Gesetze entsprachen, er beeinträchtigte die bürgerliche Freiheit, welche jedem die Wahl einer Lebensweise erlauben muß, die seinem Lebenszwecke genügt, sofern diese Lebensweise die Rechte anderer nicht kränkt. Aus dem Vermögen der eingezogenen Klöster errichtete er die sogenannte Religionskasse, die zu kirchlichen und verwandten Zwecken benutzt werden sollte: zur Gründung neuer Pfarren und besserer Dotierung der armen, zu Priesterseminarien, Schulen, zur Errichtung eines Taubstummeninstituts, Krankenhauses u. s. w. Die noch bestehenden Klöster entzog er dem Zusammenhang mit den auswärtigen gleichen Ordens, hob alle Exemptionen auf und ordnete eine periodische Wiedererwählung der Vorsteher an, wodurch er ein wichtiges Ordensgesetz vernichtete und der Disciplin den Todesstoß gab, indem ein Vorsteher, der wieder gewählt sein wollte, nothwendig um die Gunst des Konventes werben mußte. Die Bildung und Erziehung der Geistlichen regelte er nach seinen Grundsätzen und entzog der Kirche jede unmittelbare Ein=

wirkung auf dieselbe; die Studienhofkommission sorgte für Lehrbücher der Dogmatik, Kirchengeschichte, des kanonischen Rechtes u. s. w. und für die Anstellung passender Lehrer; statt der bischöflichen Seminarien und Klosterschulen aber wurden Generalseminare in Wien, Pesth, Pavia und Löwen errichtet, und die Bischöfe durften nur die ihnen zugeschickten Kandidaten zu Priestern weihen. Den Geistlichen wurde außerdem anbefohlen, für die Konscription und gegen den Schmuggel zu predigen, die Regierungserlasse von der Kanzel zu verkünden und zu empfehlen, für gute Kindererziehung, vernünftige Lebensweise, Impfung, Kleebau u. s. w. zu wirken. Durch eine Gottesdienstordnung griff Josef (1783) unmittelbar in das religiöse Leben des Volkes ein; Kongregationen und Bruderschaften wurden aufgehoben, die Wallfahrten erschwert, Lieder und Gebete eingeführt, die Zahl der Kerzen beim Gottesdienste festgesetzt, die Todten sollten der Holzersparniß wegen statt in Särgen in Säcken begraben werden u. s. w. Der alte Fritz lachte über dieses Treiben und nannte den Kaiser seinen „Bruder Sakristan"; er mischte sich nicht in solche Angelegenheiten, sondern ließ den Katholiken ihre kirchliche Freiheit, freilich aus keinen anderen Gründen als denen der Klugheit.

Durch das Toleranzedikt vom 22. Juni 1781 wurde den Anhängern des lutherischen und reformierten Bekenntnisses und den nichtunierten Griechen die freie Uebung ihres Gottesdienstes, die Erbauung von Bethäusern, doch ohne Thürme und Glocken, der Eid nach der Vorschrift ihres Bekenntnisses, die Erlangung von Bürger- und Meisterrechten so wie der Zutritt zu allen bürgerlichen und militärischen Stellen zugesichert. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Gesetz in einem Staate, der bisher die katholische Religion als Staatsreligion gewahrt und den Protestanten nur in Ungarn nach den Gesetzen dieses Königreichs genau begränzte staatsbürgerliche Rechte eingeräumt hatte, große Aufregung verursachen mußte, und daß besonders einzelne Gemeinden und Landschaften widerstrebten, welche nun ein- und allemal nur eine reinkatholische Bevölkerung hegen wollten, wozu sie auch nach den bisher giltigen Gesetzen vollkommen berechtigt waren. Außerdem benutzte die Frivolität das kaiserliche Edikt zur Lossagung von der Kirche, ohne damit den Anschluß an einen andern Glauben zu verbinden, besonders weil sich die Meinung geltend machte, man empfehle sich durch den Abfall von der Kirche der kaiserlichen Gnade, eine Meinung, gegen welche Josef sich öffentlich zu erklären für nöthig fand. Im Jahre 1783 beschränkte er das Toleranzedikt dahin, daß der Januar 1784 als der Zeitpunkt festgesetzt wurde, bis wohin solche, die sich als Protestanten meldeten, noch anerkannt werden sollten, und wer in Zukunft die katholische Kirche verlassen wollte, wurde verpflichtet, sich vorher sechs Wochen lang einem Unterrichte in

ihren Glaubenslehren zu unterwerfen. Die Protestanten mußten aber außerdem, daß sie ihre Prediger und Schullehrer zu besolden hatten, auch den katholischen Pfarrern die herkömmlichen Gebühren entrichten. Von der Toleranz wurden jedoch die sogenannten Deisten ausgenommen und angehalten, sich zu einer der anerkannten Religionen zu bekennen; wer sich als Deist meldete, sollte 25 Prügel weniger einen bekommen und diese Tracht bei jeder neuen Meldung repetiert werden.

Josefs Neuerungen auf dem kirchlichen Gebiete erregten natürlich die Besorgnisse des Papstes **Pius** VI. in hohem Grade; da schriftliche Vorstellungen nichts fruchteten, machte er sich auf den Weg über die Alpen und traf am 22. März 1782 in Wien ein. Josef behandelte ihn ehrenvoll, der Minister Kaunitz aber kränkte ihn durch Hintansetzung des Anstandes und der konventionellen Regeln. Pius VI. richtete bei dem Kaiser nichts aus, doch die Huldigungen, welche ihm das katholische Volk überall, wo er durchreiste, darbrachte, machten aus seiner Reise einen wahren Triumphzug und gaben ihm den Trost, daß wenigstens das Volk noch in ungeminderter Verehrung und Treue dem Haupte der Kirche anhänge; mit dem Kaiser aber dauerte das gespannte Behältniß bis zu dessen Tode fort.

Josefs Veränderungen im Staate.

Des Kaisers Streben war: aus seiner großen Monarchie einen einheitlichen Staat zu schaffen, wie der französische und preußische war, und die verschiedenen Nationalitäten in dem gemeinschaftlichen Staatsbürgerthum aufgehen zu lassen. Deßwegen wollte er durch Herstellung der Rechtsgleichheit, durch gleichförmige Besteuerung, Schutzzollsystem, allgemeine Verpflichtung zum Militärdienste, durch die Einführung der deutschen Sprache als Staatssprache seine Unterthanen der Sonderverhältnisse, in denen sie bisher gelebt hatten, entwöhnen. Die Juden wurden von der entwürdigenden Vorschrift besondere Abzeichen zu tragen befreit; sie durften ihre Kinder in die öffentlichen Schulen schicken, sich zu öffentlichen Aemtern befähigen, Fabriken anlegen, Landgüter pachten, waren aber verpflichtet jüdische Arbeiter anzustellen, damit das der Handarbeit abgeneigte Volk an dieselbe gewöhnt werde. Dagegen mußten die Juden deutsche Namen annehmen, in ihren Synagogen sich der deutschen Sprache bedienen und Soldaten werden.

Viel tiefer bewegte eine andere Verordnung des Kaisers die Masse des Volkes: er hob nämlich die Leibeigenschaft auf und führte eine allgemeine Besteuerung des Grundbesitzes ein, welche nach einer Vermessung der Grundstücke und Abschätzung ihres Ertrages (Katastrierung) bestimmt wurde. Die an und für sich schwierige Angelegenheit, die eine Menge verwickelter Verhältnisse zu lösen gab und eine Unzahl von Klagen zu

Tage förderte, wurde durch die Eile, mit welcher der Kaiser sie betreiben ließ, unendlich erschwert, so daß am Ende niemand zufrieden war, selbst die Bauern nicht, zu deren Gunsten er diesen Schritt gethan hatte. Unter den siebenbürgischen Wlachen dagegen erregte ein gewisser Horja einen Vernichtungskrieg gegen den Adel, indem er sich für einen Gesandten des Kaisers ausgab; über 100 Edelleute wurden ermordet, mehr als 200 Schlösser verbrannt, und die Bauern konnten nur durch militärisches Einschreiten und den Henker zur Ruhe gebracht werden.

In seinem humanen Eifer schaffte Josef auch die Todesstrafe ab, führte aber statt derselben Gefängnißstrafen ein mit Verschärfungen durch Schläge, Hunger, Ketten, Kugeln u. s. w., so daß es eine Frage ist, ob die Abschaffung des Richtschwertes und Strickes wirklich ein Gewinn für die Menschlichkeit war. Zudem wurde er durch die Zunahme der schweren Verbrechen in seinen Ansichten umgestimmt und führte die Todesstrafe wieder ein. In seinen Strafen ließ er keinen Unterschied des Standes der Verurtheilten gelten; man sah Beamte die Gasse kehren, die Schiffe ziehen, einen Grafen am Pranger stehen u. s. w., wobei er nicht bedachte, daß dieselbe Strafe für zwei Verbrecher durchaus nicht immer gleich hart ist; so macht sich z. B. mancher nicht viel daraus, wenn er die heiligen Fünfundzwanzig bekommt, sobald es nur vorbei ist, während ein anderer durch die gleiche Strafe entehrt und zur Verzweiflung gebracht wird.

Auch in der Nationalökonomie folgte Kaiser Josef II. den neu aufgekommenen Grundsätzen; die frühere Zeit kannte Ausfuhrverbote und hohe Ausfuhrzölle, weil man dadurch die Vertheurung der nothwendigsten Dinge im eigenen Lande verhindern wolle; die gewöhnlichen Aus- und Einfuhrzölle wurden aber als eine indirekte Steuer erhoben, um dem Staatsschatze zu Hilfe zu kommen, und nur in dieser Absicht gesteigert; jetzt hingegen betrachtete man die fremde Einfuhr als einen Tribut, der an das Ausland bezahlt werde, als einen Abfluß des einheimischen Schatzes. Josef verbot daher 1784 die Einfuhr aller fremden Kunstwaaren und auch der Naturprodukte, welche der Kaiserstaat selbst erzeugte oder erzeugen konnte. Die vorräthigen fremden Waaren der Kaufleute mußten in ein Vorrathshaus gebracht und allmählig verkauft werden; nur gegen eine Abgabe von 60 Prozent wurden einzelne Ausnahmen für solche Personen gestattet, die des fremden Gegenstandes nicht entbehren konnten. Dieses System war natürlich eine mächtige Ermunterung für den Schleichhandel, gegen den der Kaiser unerbittlich scharf verfuhr, indem er geschmuggelte Taschenuhren öffentlich zerschlagen, andere Waaren verbrennen ließ u. s. w., ganz in der Weise, wie Napoleon I. zur Zeit der Kontinentalsperre gegen die englischen Waaren einschritt. Dagegen suchte er aber den österreichischen Erzeugnissen Ab-

satz nach außen zu verschaffen, und schloß deßwegen mit der Türkei einen vortheilhaften Handelsvertrag; er ahnte, was aus der Donau werden mußte, wenn Ungarn erst in freien Verkehr mit den andern Ländern der Monarchie gebracht werde. Aber auch dies sollte der Kaiser nicht erreichen; eben weil er zu viel auf einmal wollte, erreichte er fast nichts, und weil er kein Recht bei anderen achtete, sobald er dasselbe für unvernünftig und schädlich hielt, kam seinem Befehle jener gute Wille nicht entgegen, welcher allein den Anordnungen der Herrscher gedeihliche Folgen schafft.

Josefs Anordnungen in Ungarn.

Ungarn sah damals in mancher Hinsicht dem Nachbarlande Polen gleich; auch hier war der Adel die eigentliche Nation, kriegerisch, verschwenderisch, zum Uebermuthe gegen die Schwächeren und zum Ungehorsame gegen die Krone geneigt; dazu kam derselbe ungebärdige Nationalstolz, der die Polen beseelte, so lange sie noch in ihrer Unordnung und Freiheit lebten. Hätten die früheren Herrscher Ungarns nicht einzelne Städte gegründet, deren Bevölkerung mehrentheils eine deutsche war, nicht deutsche Kolonieen in den Karpathen und in Siebenbürgen angesiedelt, so hätte es auch in Ungarn wie in Polen nur Adel und Leibeigene gegeben. Der Bauer trug alle Lasten, der Adel keine, so daß das gemeine Volk in der Landessprache officiell die „misera contribuens plebs“ (das arme steuernde Volk) genannt wurde. Zudem war Ungarn nicht von einer einzigen Nation allein bewohnt; Maghyaren, Slaven verschiedenen Stammes, Griechen (Rumänen) und Deutsche hausten neben und durcheinander mit verschiedenen Sprachen und verschiedenen Rechten, einander vielfach feindselig; Ungarn war demnach der unausgebildetste Staat des ganzen christlichen Europa. Was sein sollte, das sah der Kaiser recht gut ein, aber indem er einen bessern Zustand nicht anbahnen und zu ihm nicht die Grundsteine legen, sondern rasch schaffen wollte, bereitete er sich unübersteigliche Hindernisse. Gleich anfangs erbitterte er die Ungarn dadurch, daß er sich die Krone des hl. Stephan nicht in Preßburg aufsetzen ließ; er wollte so den Krönungseid vermeiden, der ihn an die hergebrachten Gesetze und Rechte Ungarns gebunden hätte; indem er die Krone nämlich nach Wien bringen ließ, schien er zu erklären, daß er als Erbe der Monarchie des Hauses Habsburg bereits auch König von Ungarn sei. Dann erhob er die deutsche Sprache zur Geschäftssprache; drei Jahre wurden den Beamten zu ihrer Erlernung gestattet, welcher sie bis dahin nicht erlernt hätte, sollte sein Amt verlieren. Ebenso veränderte Josef die ganze Gerichtsverfassung des Landes, welche allerdings einer durchgreifenden Verbesserung sehr bedurfte. Kroatien, Slavonien und das Banat wurden neu eingetheilt, desgleichen

Siebenbürgen, wo der Verfassungsunterschied der drei Nationen: Ungarn, Szekler und Sachsen aufhören sollte. Statt der bisherigen Werbungen führte er die Konscription ein und ließ zu diesem Behufe eine Volkszählung veranstalten. Auch in Ungarn hob der Kaiser die Leibeigenschaft auf und gab den Bauern Freizügigkeit, erlaubte ihnen den selbstgebauten Wein auszuschenken und ordnete für sie Amtstage in einer besondern Herrschaftskanzlei an. Die allgemeine gleichförmige Besteuerung nach dem Grundgesetze wollte er auch in Ungarn einführen und damit wäre die Steuerfreiheit des Adels, aber auch die Absonderung Ungarns von den andern Ländern der Monarchie aufgehoben worden; das Gelingen dieses Unternehmens wäre für die Entwicklung der Kräfte Ungarns und des Gesammtstaates von unermeßlichen Folgen gewesen. Allein Josefs Anordnungen waren fast alle auf Kosten des Adels, der Standesvorrechte und Steuerfreiheit desselben gemacht; der Adel war daher im höchsten Grade erzürnt und das Volk doch nicht für Josef gewonnen, weil er gegen dessen nationale Vorurtheile anstieß und die hergebrachten Gewohnheiten verletzte, denn es war eine radikale Umänderung, welche das kaiserliche Machtgebot ins Leben rufen wollte. Der anfangs ungeschickt und unglücklich geführte Türkenkrieg vermehrte die Unzufriedenheit und beeinträchtigte den Glauben an das Glück des Kaisers. Die Beschwerden der Ungarn wurden immer stürmischer, preußische Einwirkung fachte die Widersetzlichkeit mehr und mehr an, ein preußisches Heer stellte sich drohend in Schlesien auf; der Aufruhr in Ungarn wurde gewiß, sobald ein preußischer Krieg die Armee nach Böhmen und Mähren rief. In dieser Bedrängniß widerrief Josef alle seine Verordnungen bis auf die Aufhebung der Leibeigenschaft, das Toleranzedikt und die Pfarreinrichtung, und erklärte den Ungarn, daß er mit seinen Aenderungen das Beste des Landes gewollt habe; da sie aber den früheren Zustand vorzögen, so gebe er ihnen denselben willig zurück. Auch die Krone des hl. Stephan ließ er nach Ofen abgehen; wo sie durchkam, waren Triumphbogen errichtet, Ofen wurde auf das festlichste beleuchtet, es war ein Jubel in Ungarn, als ob die Nation von einer harten Knechtschaft erlöst worden wäre.

Die österreichischen Niederlande.

Ungarn kam bis zur Schwelle der Revolution, Belgien überschritt dieselbe. Diese niederländischen Landschaften hatten verschiedene bedeutsame Rechte und Freiheiten und Brabant eine verbriefte Verfassung, die joyeuse entrée, so genannt, weil sie bei dem Einzuge des burgundischen Herzogs Philipp des Guten in Brüssel bekannt gemacht wurde. Den Kaiser repräsentierte ein Oberststatthalter, damals Albert von Sachsen-Teschen, der edle Gemahl von Maria Theresias Lieblingstochter Christine. Die

Stände: Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft, erstere vorwiegend, bewilligten die Steuern, bestimmten deren Erhebung und Verwendung und hatten zu diesem Zwecke bevollmächtigte Ausschüsse. Fast alle Landschaften besaßen ihre eigenen Obergerichte, von denen das brabantische, der große Rath genannt, das höchste Ansehen genoß. Der öffentliche Unterricht war in den Händen der Geistlichkeit, die Universität Löwen der geistige Mittelpunkt. Josef verkannte es, daß diese alten ständischen Rechte und Freiheiten die Belgier vor einer Hinneigung zu Frankreich bewahrten, und daß der streng kirchliche Geist die südlichen Lande für Spanien und Oesterreich gerettet hatte, indem er die sonst natürliche Verbindung mit den Generalstaaten auflöste, daß dieser Geist es sei, der fortwährend eine Verschmelzung mit den strengreformierten Generalstaaten unmöglich mache. Der Kaiser selbst legte seine zerstörende Hand an die Schutzwehren seiner niederländischen Besitzungen, indem er erklärte, die Niederlande seien eine der Provinzen der österreichischen Monarchie, die alte Eintheilung des Landes aufhob und dasselbe in neun Kreise zerfällte. So änderte er auch die ganze Verwaltung und setzte neue Beamtungen ein, die von den ständischen Ausschüssen unabhängig waren. Auch das Gerichtswesen erhielt eine neue Gestalt; die obersten Gerichtshöfe, der große Rath von Brabant sammt den geistlichen Gerichtsstellen wurden aufgehoben und alle zu einem höchsten Gerichtshofe in Brüssel vereinigt. Da dem Kaiser seine kirchlichen Reformen am meisten am Herzen lagen, so durfte auch Belgien nicht damit verschont bleiben; es theilte sie mit den andern Ländern des Kaisers, der insbesonders der Universität Löwen ihre Vorrechte entzog und daselbst ein Generalseminar errichtete, in welchem alle Jünglinge, welche sich dem Dienste der Kirche widmeten, studieren sollten; die Leitung des Generalseminars aber entzog er den Bischöfen und übergab sie Geistlichen, die er allein bestellte.

Daß Belgien, seit Jahrhunderten das klassische Land städtischer Unruhen, die kaiserliche Umwälzung nicht geduldig hinnahm, war zu erwarten; wirklich erhoben sich bald genug Tumulte, die aber mit leichter Mühe unterdrückt wurden. Alsdann organisierte sich jedoch der nachhaltige Widerstand; als das Generalseminar eröffnet werden sollte, fanden sich keine Studenten ein; die bischöflichen Seminare in Antwerpen und Mecheln wurden geschlossen, was unruhige Auftritte veranlaßte. Den 21. November 1788 verweigerten die brabantischen Stände die Steuern, die von Hennegau folgten, beide wurden dafür aufgehoben; es erfolgten Aufstände in Tirlemont, Löwen, Namur, Diest; der Erzbischof von Mecheln erklärte die Lehre im Generalseminar als eine in einzelnen Punkten unkirchliche. Die kaiserlichen Oberbeamten erschracken, als sie die allgemeine Unzufriedenheit sahen, die zu den gefährlichsten Bewegungen

führen mußte, und stellten die Reformen des Kaisers aus eigener Macht ein; der Besuch des Generalseminars wurde freigestellt, die Bischöfe durften ihre Seminarien wieder öffnen, und der Kaiser selbst fand für gut zu versichern, daß die alte Landesverfassung bis auf einige wenige Stücke, welche eine nähere Untersuchung bestimmen würde, wieder hergestellt werden sollte. Aber da der Kaiser von seinen kirchlichen Reformen durchaus nichts mehr zurücknehmen wollte, dem General d'Alton das Oberkommando aller Streitkräfte in den österreichischen Niederlanden übergab und in dem Grafen Trautmannsdorf einen kaiserlichen Bevollmächtigten schickte, fanden seine Versicherungen wenig Glauben. An der Spitze der Opposition, welche die Wiederherstellung der alten Verfassung sich zum Ziele gemacht hatte, stand der Advokat van der Noot; neben dieser Opposition, welche man nach dem heutigen Sprachgebrauche die konservative nennen würde, bildete sich aber eine ächtrevolutionäre Partei mit einem leitenden Komité; der Widerstand gegen die kaiserlichen Verordnungen vereinigte indessen noch alle Parteien zu gemeinschaftlichen Schritten. Das Komité, aus fünf Advokaten, zwei Kaufleuten und einem Bankier bestehend, arbeitete für die Revolution nach einer trefflichen Organisation; jeder einzelne warb zehn Vertraute, von diesen zog wieder jeder einzelne zehn Personen in das Geheimniß und so fort, ohne daß der Geworbene außer seinem Werber andere Mitglieder der Verschwörung kannte; so bedeckte sich das Land mit einem revolutionären Netze, welches im Oktober 1789 bereits 70,000 Männer umschlang. Van der Noot unterhandelte gleichzeitig mit Holland und Preußen, welche halb und halb ihre Hilfe zusagten und einstweilen den Verschworenen allen möglichen Vorschub leisteten. An Geld mangelte es diesen nicht; sie organisierten damit in Holland ein Korps von 10,000 Ausgewanderten; sie vertheilten Geld unter die kaiserlichen Soldaten, versprachen denen, die zu den Patrioten übertreten würden, einen hohen Sold, und verlockten dadurch mehrere tausend Soldaten zur Desertion. Am 24. Oktober 1789 fielen die Ausgewanderten in zwei Abtheilungen vom holländischen Gebiete in Brabant ein und den 26. ließ sich General Schröder in Turnhout schlagen. Den 13. November nahm eine Kolonne der Aufständischen die Stadt Gent, ganz Flandern gerieth in Aufstand, in allen größeren Städten gab es Straßengefechte, welche jedoch für die Aufständischen meistens unglücklich ausfielen. Der Generalstatthalter indessen entfernte sich, die Regierung proklamierte allgemeine Amnestie und die Zurücknahme der Ordonnanzen, welche die Stände und die joyeuse entrée aufgehoben hatten. Das patriotische Komité erklärte aber am 23. November zu Gent den Kaiser als Herrn der Niederlande abgesetzt, und als die Truppen von Mons nach Namur gegen die eingefallenen Insurgenten marschierten, erhob sich Mons und das ganze Hennegau.

Trautmannsdorf verlor den Kopf und unterhandelte mit dem Generale der Aufständischen, dem ehemaligen Obersten van der Mersch, der in der größten Gefahr schwebte, von d'Alton vernichtet zu werden, und bewilligte ihm einen zehntägigen Waffenstillstand, der auf zwei Monate ausgedehnt wurde. Den 10. Dezember brach jedoch in Brüssel selbst die Revolution aus; Trautmannsdorf ließ die Bewaffnung ungestört vor sich gehen und schickte d'Alton, der schlagen wollte, mit seinen Truppen in die Kasernen zurück. Die Folge war, daß Brüssel am 13. geräumt werden mußte; außer der Citadelle von Antwerpen und der Provinz Luxemburg waren die Niederlande für den Kaiser verloren. Van der Noot zog wie ein König in Brüssel ein, in dessen Kirchen das Te Deum gesungen wurde. Aber die Parteien, welche bisher nur der Kampf gegen den Kaiser vereinigt hatte, gingen nach dem Siege auseinander. Die eine Partei wollte die alte Verfassung ohne Josef proklamieren; von der ächtrevolutionären wurde die Berufung einer Nationalversammlung verlangt, nach französischem Muster, der gemäßigtere Theil beantragte eine Reform der Verfassung. Gegen die Partei, welche nach französischem Vorbilde eine Nationalversammlung berufen und alles umgestalten wollte, erklärte sich der ganze Klerus und der Adel, welcher an dem Aufstande Theil genommen hatte. Dadurch löste sich das patriotische Komité auf; am Weihnachtstage erklärten die brabantischen Stände den Fürsten abgesetzt und die Stände souverän; die andern Provinzen folgten diesem Beispiele. Am 7. Januar 1790 versammelten sich die belgischen Generalstaaten und entwarfen am 11. Januar eine Bundesakte in zwölf Artikeln, welche bis auf die Reservaten zu Gunsten der katholischen Religion an die nordamerikanische Akte erinnert. Alle Unterhandlungen mit dem Kaiser wurden abgelehnt, die Anerbietungen seiner Bevollmächtigten abgewiesen; es war übrigens auch dem Kaiser mit seinen in der Noth gegebenen Zugeständnissen nicht Ernst, wie aus seinen Papieren bewiesen ist. Nun versuchte van der Mersch einen Angriff auf Luxemburg, die einzige noch kaiserliche Provinz, ward aber zurückgeworfen, und statt seiner wurde der preußische General Schönfeld von den Generalstaaten zum Obergeneral ernannt. Preußen setzte seine halbfeindselige Politik fort; es wollte eine Intervention in Belgien bewerkstelligen, dasselbe Oesterreich unter bestimmten Garantieen für die Landesverfassung wieder unterwerfen, dagegen sollte Oesterreich Galizien wieder an Polen abtreten, Preußen aber Posen, Danzig und Thorn wegnehmen dürfen. Die andern Mächte willigten jedoch nicht ein, und während sie in Berlin unterhandelten und die Belgier in feindselige Parteien auseinandergingen, die immer erbitterter wurden, unterlag Kaiser Josef seinen Körper- und Seelenleiden.

Josef II. stirbt (20. Februar 1790).

Den Keim seiner Todeskrankheit brachte Josef aus dem türkischen Feldzuge heim, und Kummer und Gram entwickelten denselben weiter. Anfangs Dezember 1788 erklärten die Aerzte seinen Zustand für sehr bedenklich; am 16. ließ er sich in der Burgkapelle vor einer zahlreichen Versammlung das Abendmahl reichen. Als er dem Altare zuschritt, sagte er laut: „Vor dem hier gegenwärtigen Gott, den ich bald als meinen Richter erwarte, betheure ich, daß ich alles, was ich während meiner neunjährigen Regierung gethan, nur in der Absicht angeordnet habe, das Wohl meiner Unterthanen zu befördern. Sollte ich gefehlt haben, so wird Gott in Rücksicht meiner Absicht und der menschlichen Schwäche, von der kein Sterblicher frei ist, mit mir Barmherzigkeit haben.“ Es besserte sich hierauf wieder mit seiner Gesundheit, der Sommer schien sie wieder herzustellen, aber mit dem Winter kehrte das Uebel in einer Stärke zurück, die seinen baldigen Tod herbeiführen mußte. Am 13. und 15. Febr. 1790 ließ er sich die Sakramente reichen und am 20. Febr. starb er im 49. Jahre seines Alters, im zehnten der Regierung in seinen Erblanden, trotz seiner Fehler der edelste Fürst des vorigen Jahrhunderts. Sein Denkmal in Wien trägt die Inschrift: Josephus II. qui rei publicae non diu sed totus vixit. (Josef II., welcher für den Staat nicht lange aber ganz lebte.)

Belgien unterworfen (November 1790).

Dem Kaiser Josef II. folgte sein Bruder Leopold, der sich als Großherzog von Toskana durch Menschenfreundlichkeit hohen Ruhm erworben hatte. Auch Leopolds II. Aufforderung zum Gehorsam und sein Versprechen, die Verfassung unter Englands, Preußens und Hollands Bürgschaft wieder herzustellen, wurde von den belgischen Generalstaaten zurückgewiesen. Nun brach aber der Zwiespalt unter ihnen offen aus; die Freiwilligen weigerten sich anders als der Nation zu schwören, und ein Volksaufstand in Brüssel richtete sich ebenfalls gegen die sogenannte „Staatenpartei“; es war dieses Nachahmung der Franzosen, bei denen bereits die Rechte des Thrones, der Stände, des Adels wie der Geistlichkeit zertrümmert wurden. Die Armee war jedoch anders gestimmt als die Freiwilligen; die Staatenpartei ließ durch Schönfeld den Anführer der Demokraten, van der Mersch, festnehmen und vernichtete dadurch die Macht dieser Partei. Auch jetzt wollte man in Brüssel noch nichts von einer Unterwerfung unter den Kaiser wissen, denn die Stände rechneten auf die Hilfe Preußens und Frankreichs; allein Lafayette, der damals in der Blüte seiner Popularität und Macht stand, wollte von einer Unterstützung der belgischen Staatenpartei, deren Hauptstärke in dem Adel und der Geistlichkeit ruhte, nichts wissen, und Preußen ließ

Belgien fallen, als Leopold II. die Eroberungen über die Türken herausgab. Schon im Mai wurden die belgischen Truppen von einer österreichischen Heeresabtheilung nach Namur gejagt; es wurde jedoch beinahe Herbst, bis Feldmarschall Bender 30,000 Mann vereinigen und den eigentlichen Feldzug beginnen konnte. Am 22. September schlug er die belgische Armee und sprengte sie auseinander; dagegen wurde nun der Pöbel, als die vornehmen Bürger verzagten, in den Städten Meister und beurkundete durch Brutalitäten seinen Beruf zu einer demokratischen Verfassung. In der Verzweiflung proklamierten die Staaten (der Kongreß) den Erzherzog Karl am 21. November als erblichen Großherzog der Niederlande, aber am 25. fiel Namur, und Bender rückte unaufhaltsam, jedoch friedlich vor. Da entflohen van der Noot, die geistlichen und weltlichen Herren, welche sich zu tief eingelassen hatten, nach Holland, Frankreich und England; die alte Verfassung wurde wieder hergestellt und keine Verfolgung wegen des Aufstandes verhängt.

Sechszehntes Kapitel.

Preußen unter Friedrich Wilhelm II. (1786—1797).

Der alte Fritz starb am 17. August 1786 und ihm folgte sein Neffe Friedrich Wilhelm II., der dem großen Oheime sehr wenig glich. Jener hatte nach dem siebenjährigen Kriege so gut hausgehalten, daß in dem Staatsschatze 70 Millionen lagen, und die königlichen Güter waren zu hohem Erträgnisse gebracht, Friedrich Wilhelm II. aber jagte den Schatz durch und häufte Schulden, die königlichen Güter verschenkte er an Günstlinge, die aus der Klasse der Bedienten in die Reihen des hohen Adels aufstiegen, welches Glück auch königlichen Mätressen widerfuhr. Daneben war der König doch in einer gewissen Religiosität befangen; der Minister Wölner, erster Günstling, ließ ihm durch optische Gläser Geister erscheinen und legte ihm Erlasse vor, in welchen Religiosität und Sittlichkeit eingeschärft wurden; die Aufklärer, welche Friedrich II. protegiert hatte, mußten schweigen, und die Geistlichen durften nicht mehr eine bloße Vernunftreligion predigen. Trotzdem hatte Friedrich Wilhelm II. etwas von dem kriegerischen Geiste seines Geschlechtes in sich und bedrohte den Kaiser Josef mehrmals mit Krieg wegen Belgien, Holland und der Türkei, und mit Holland kam er endlich selbst in Streit.

Holland war den Engländern in dem Kriege von 1780—1783 unterlegen, hatte seine ostindischen Besitzungen auf dem Festlande verloren und mußte das alte Seerecht, daß die Flagge die Ladung decken sollte, aufgeben. Wie früher das Volk alles Kriegsunglück den aristo-

kratischen Brüdern de Witt zugeschrieben und dieselben zerrissen hatte, so mußte jetzt umgekehrt der Erbstatthalter Schuld sein. Dieser war ohnedies nicht populär, weil er einen königlichen Hofstaat führte und auch nach der königlichen Würde zu trachten schien; seine Gemahlin Wilhelmine, eine preußische Prinzessin, sporne ihn dazu an, ging die Sage. In der Sitzung vom 4. September 1786 erklärte ein Deputierter in den Generalstaaten, die Quelle alles Uebels, welches die Republik getroffen, sei in dem Herzen des ersten Staatsdieners, des Generalstatthalters. Dies war das Zeichen zu einem Aufstande in Amsterdam, Rotterdam, Utrecht und anderen Städten. Der Generalstatthalter entfloh in die Festung Nymwegen und bat den König von Preußen um Hilfe. Als dieser zögerte und Unterhandlungen einleiten wollte, begab sich die Generalstatthalterin zurück nach Holland; sie wurde zwischen Schoonhoven und Gouda (25. Juni 1787) angehalten und insultiert, wie sie gewünscht hatte; denn darüber ergrimmte ihr königlicher Bruder so sehr, daß er sogleich eine Armee unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig in Holland einmarschieren ließ. Die „Patrioten" wechselten kaum einige Schüsse, der Generalstatthalter wurde wieder in seine Gewalt eingesetzt und alle Gegner des Hauses Oranien verloren ihre Aemter; übrigens schloßen Holland, England und Preußen eine Defensivallianz (1788). So endete die holländische Bewegung, was aber die Belgier nicht abhielt, in ihrem Widerstande gegen den Kaiser bis zur förmlichen Revolution vorwärts zu gehen.

König Friedrich Wilhelm II. wird uns noch einigemal auf dem Weltschauplatze begegnen, seine Politik machte aber Preußen wenig Ehre; seine Diplomaten Luchesini und Lombard huldigten dem Grundsatze, einem augenblicklichen Vortheile zulieb, der zudem meistens nur scheinbar war, eingegangene Verbindlichkeiten zu brechen, sich von dem Freunde zu dem Feinde zu wenden und abermals umzukehren, sobald es etwas zu fischen gab.

Siebenzehntes Kapitel.

Frankreich nach Ludwig XIV.

Die Regentschaft (1715—1723).

Nach dem Tode des Königs Ludwig XIV. (15. September 1715) wurde der Herzog Philipp von Orleans bis zur Volljährigkeit des Thronerben Prinzregent. Er war einer der lasterhaftesten Menschen, welche je gelebt haben, und trug wesentlich dazu bei, die Sittlichkeit unter den höheren Klassen der Franzosen vollends zu zerstören. Sein Lehrer Dubois, der ihn mit einigen Wissenschaften und mit dem Laster vertraut

gemacht hatte, war unter seiner Regentschaft auch erster Minister und leitete die Geschäfte, da der Regent selbst nur dann Antheil nahm, wenn er sich auf einige Augenblicke aus seinem Schmachleben aufraffte. Unter ihm machte der Schotte Law seine berüchtigte Bankspekulation, welche Frankreich ungeheuren ökonomischen Nachtheil brachte. Derselbe legte nämlich (1716) eine Bank an, welche trotz des Widerspruchs, den das Parlament erhob, durch die Gunst des Regenten zu einer Staatsbank wurde, in welcher das Metallgeld des Landes zusammenfließen sollte; damit glaubte er jede Anforderung, ausgegebene Banknoten in klingende Münze zu verwandeln, befriedigen zu können, indem er von der Voraussetzung ausging, daß kaum der zehnte Theil der ausgegebenen Noten sich zur Einlösung in Münze melden werde; bei einer Ausgabe von 100 Millionen in Banknoten wären demnach nur 10 Millionen baares Geld in der Bank nothwendig, um die Baarforderungen zu decken, und 90 Millionen cirkulierten in Papier mit dem Werthe des baaren Geldes. Auf eine solch wohlfeile Weise verzehnfachte er das umlaufende Geld, und da die Banknoten Kredit hatten, so konnten Millionen auf Millionen ausgeliehen, zu Spekulationen verwendet und ungeheurer Gewinn gemacht werden. Natürlich nahmen Handel und Industrie bei dieser Fülle des Kapitals einen reißenden Aufschwung, und da eine Bankaktie 15 Prozent Dividende gab, so stieg der Werth derselben in fabelhafter Weise. Mit der Bank verband Law eine Handelskompagnie, welche von dem Staate alle möglichen Vergünstigungen erhielt, denn sie bekam allmählig das Tabaksmonopol, die Generalpacht der Staatseinnahmen und das Münzregale, und je weniger man in Frankreich die Einnahmen aus diesen drei Hauptquellen des Staatseinkommens kannte, um so höher wurde der Gewinn angeschlagen, welchen die Kompagnie daraus ziehen sollte, und man schätzte sich glücklich, sein baares Geld gegen Aktien verwerthen zu können. Das baare Geld des Landes wurde auf 1200 Millionen Livres angeschlagen, dagegen wurden für mehr als 3500 Millionen Livres in Banknoten ausgegeben. Die natürliche Folge mußte sich endlich einstellen; die Masse Papier konnte nicht im Umlaufe bleiben, sondern kehrte zur Bank zurück, um gegen Gold oder Silber ausgewechselt zu werden, weil das Ausland das Papier nicht annahm und mancher Wohlhabende sein Baarvermögen nicht in dem leicht zerstörbaren Papiere aufbewahren wollte. Bald zeigte es sich, daß die Bank bei der Einlösung in Verlegenheit sei, und als dies bekannt wurde, so drängte man sich um so mehr hinzu, und alles wollte nun statt Papier- wieder Metallgeld haben (1720). Der Bankerott des ganzen Systems war ein fast augenblicklicher und konnte durch keinen Befehl zu Gunsten der Bank aufgehalten werden. Die großen Geschäftsleute, welche es wohl zu beurtheilen vermochten, daß die unmäßige Ausgabe

von Papiergeld, oder mit anderen Worten, die unmäßige Ausdehnung des Bankkredits nothwendig zum Bankbruche führen müsse, sobald das Bedürfniß nach Metallgeld wieder fühlbar werde, hatten in aller Stille zur rechten Zeit ihre Banknoten und Aktien versilbert, die Unerfahreneren aber überraschte die Gefahr und verschlang ihr Vermögen; viele tausend Familien wurden auf diese Weise arm, und Handel und Gewerbe litten mehr durch diesen Ausgang der Bank, als sie während der Zeit ihres Kredits gewonnen hatten. Eine ähnliche Erfahrung hat die nordamerikanische Republik vor nicht zwei Jahrzehnten durch die maßlose Ausdehnung des Kredites ihrer Privatbanken gemacht; auch diese gaben fünf- und zehnmal mehr Noten aus, als ihr Baarfonds betrug, und erzeugten dadurch einen Ueberfluß an Kapitalien, der den Handel, Kanal- und Eisenbahnenbau und die Privatspekulationen unglaublich hob; als aber das Papier wieder Silber werden sollte, erfolgte ein allgemeiner Bruch der Banken, der auch manches Vermögen in Europa ruinierte.

Ludwig XV. (1723—1774).

Der Prinzregent wurde seines Amtes satt und ließ Ludwig XV. bereits 1723 krönen. Dieser hatte aber wo möglich noch weniger Lust am Regieren, obwohl es ihm an Verstand durchaus nicht fehlte. Im Verlaufe der Geschichte haben wir Frankreich unter Ludwig XV. im polnischen Erbfolgekriege 1733 auftreten sehen; 1740 bekriegte es Maria Theresia, und erwarb der Marschall von Sachsen in den Niederlanden großen Kriegsruhm, aber für Frankreich keinen Gewinn im Frieden; im siebenjährigen Kriege dagegen verloren die Franzosen ihre Waffenehre und häuften ihre Staatsschulden; auch im Seekriege hatte es an England verloren, obwohl die französischen Admirale rühmlicher fochten, als die Befehlshaber der Landheere. An allen diesen Begebenheiten nahm Ludwig XV. fast keinen Antheil; zu seinen königlichen Entschlüssen, die über Krieg und Frieden, über Recht und Gesetz, über das Wohl und Wehe von Millionen entschieden, wurde er durch Günstlinge oder durch Mätressen bestimmt. Denn Ludwig lebte wie der verdorbenste Merowinger nur der Wollust, der Jagd und eitlem Treiben zur Abwehr der Langeweile; er druckte z. B. Bücher, kochte, ließ sich Schandgeschichten erzählen u. s. w. Er führte Frankreich vollends zum Abgrund der Revolution durch Sittenlosigkeit und den finanziellen Ruin des Landes. In seinen letzten Zeiten sagte der lasterhafte Greis manchmal: „nun, ich komme schon noch durch, ich alter Mann, aber mein Enkel mag sich in Acht nehmen.“ Er starb den 10. Mai 1774 an den Kinderblattern, mit denen ihn ein Opfer seiner Wollust angesteckt hatte; Paris feierte sein Begräbniß durch Pasquille und Spottlieder.

Achtzehntes Kapitel.

England von 1714 bis 1775. Die Herrschaft über die Meere errungen.

Während der Kämpfe auf dem Festlande, welche mehr als die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausfüllen, wußte England aus seiner insularischen Lage den größten Vortheil zu ziehen; unangreifbar für die großen Landheere der festländischen Mächte mischte es sich in deren Kämpfe nur, um keine derselben zu einer entschiedenen Uebermacht gelangen zu lassen, und nahm sich als Lohn Kolonieen oder europäische Plätze wie Gibraltar und Minorka, die Schlüssel des mittelländischen Meeres. Die Herrschaft über die Meere, die Ausdehnung seiner Besitzungen in den anderen Erdtheilen, der Welthandel wurden die Ziele der englischen Staatsmänner, von der Nation begriffen und mit ebenso ruhiger als kühner Entschlossenheit verfolgt.

Georg I. (1714—1727), der erste König aus dem Hause Hannover, überwand die Aufstände der Anhänger des Hauses Stuart mit leichter Mühe und nahm 1717 an dem Kriege Theil, welchen der spanische Minister Alberoni wegen Sardinien und Neapel mit Oesterreich angefangen hatte; obwohl England keine Eroberungen machte, so befestigte die Flotte ihr unter Elisabeth und Kromwell gewonnenes Uebergewicht durch neue Siege über die spanische Seemacht. Als Kurfürst von Hannover mischte er sich zuletzt in den großen nordischen Krieg und gewann Bremen und Verden den Schweden ab, was aber den Engländern nicht besonders lieb war; denn sie fürchteten, die königliche Dynastie könnte über den Interessen Hannovers die englischen vergessen.

Sein Sohn Georg II. (1727—1760) ergriff 1739 gegen Spanien die Waffen für den beanstandeten Assientotraktat und erzwang die Haltung desselben. Er unterstützte Maria Theresia gegen ihre verbündeten Feinde und gewann 1743 die Schlacht bei Dettingen; sein Sohn, der Herzog von Kumberland, verlor zwar die Schlacht bei Fontenoi gegen den Marschall von Sachsen, gewann aber dafür die von Kulloden gegen den Prätendenten (siehe oben Seite 218), durch welche die letzte Hoffnung der Stuarte begraben wurde. Die Streitigkeiten mit den Franzosen wegen der Gränzen in Nordamerika bewogen ihn zum Bündnisse mit Friedrich II. von Preußen und zur Theilnahme an dem siebenjährigen Kriege; er starb aber vor dem Ende desselben 1760.

Sein Enkel und Nachfolger Georg III. (1760—1820) erbte diesen Krieg und beendigte ihn nach manchem Wechsel glücklich; im Frieden von Paris (1763) gewann England Kanada, das Kap Breton, und von Spanien, welches auf Frankreichs Seite getreten war, die Inseln St. Vincent, Dominika, Tabago, sowie die Halbinsel Florida. Um diese

Zeit begannen die Eroberungen der Engländer in Ostindien im großen Maßstabe. Vorher besaß die englisch-ostindische Kompagnie einige Faktoreien und Forts, spielte aber neben den Franzosen und Spaniern eine ziemlich unbedeutende Rolle, und der englische Name stand bei den eingebornen Fürsten und Völkern in geringer Achtung. Dies änderte Robert Klive, der aus einem Schreiber Unteroffizier wurde und durch seine kriegerische Tüchtigkeit von Stufe zu Stufe emporstieg. Unternehmend wie Kortez verstand er es dabei die Streitigkeiten der einheimischen Fürsten zu benutzen, einen durch den andern zu stürzen und der Kompagnie als Lohn für ihre Hilfeleistung große Landschaften zu erwerben. Der Nabob von Bengalen, Surradscha Dowla, wurde auf die wachsende Macht der Engländer eifersüchtig und rückte mit einer Armee von 50,000 Mann gegen Kalkutta; diesen schlug Klive mit 1000 Engländern, 2000 Sipahis und 6 Kanonen vollständig den 26. Juni 1757 bei Plassey, eroberte Dowlas Hauptstadt und setzte dessen Verwandten Mir Dschaffir als Nabob ein. Als dieser die ungeheuren Summen, welche er für seine Erhebung versprochen hatte, nicht bezahlen konnte, mußte er wohlgelegene Plätze als Pfand geben und einen Theil seiner Einkünfte in Beschlag nehmen lassen. Später besiegte Klive den Nabob von Audh und unterstützte einen Prätendenten auf den Thron des großen Mogul; aus Dankbarkeit gab derselbe der Kompagnie die Oberherrschaft über die Provinzen Bengalen, Behar und Orissa zu Lehen, so daß diese Gesellschaft von Kaufleuten über ein Reich von 15 Millionen Einwohnern zu gebieten hatte (1767). Diese Eroberungen hatte Klive aber nicht ohne viele Handlungen der Treulosigkeit und Grausamkeit gemacht und wurde nach seiner Rückkunft nach England des Mißbrauches seiner Gewalt angeklagt, weniger jedoch aus Liebe zur Gerechtigkeit als aus Parteifeindschaft. Klive vertheidigte sich vor den Schranken des Oberhauses wie ein Mann, der sich in seinem Rechte glaubte, wenn er zu Gunsten der englischen Herrschaft keine Rücksichten auf Menschlichkeit und Verträge nahm, weil seine Gegner es auch nicht besser machten, sobald es ihnen die Umstände erlaubten; er wurde freigesprochen, tödtete sich aber im folgenden Jahre (1774) durch einen Pistolenschuß. Zuvor hatte man ihm das Kommando gegen die aufgestandenen Kolonisten in Nordamerika angetragen, denn in Amerika waren die englischen Ansiedler zu einem Volke herangewachsen, das sich einen eigenen Haushalt gründen und dem Mutterlande nicht mehr gehorchen wollte. Mit diesem amerikanischen Unabhängigkeitskriege beginnt eine neue Epoche der Menschheit; die Oberherrschaft Europas über Amerika neigt sich zu Ende, ein anderer Erdtheil entfaltet sein selbstständiges Leben, ausgerüstet mit der ganzen Erbschaft der europäischen Civilisation.

Neunzehntes Kapitel.

Aus der Kulturgeschichte.

Wir haben nun die Periode von der Reformation bis zur Revolution durchwandert, die eine Abtheilung der neuen Zeit, welche durch die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerpresse, die Entdeckung Amerikas und die Reformation herbeigeführt und gestaltet wurde. Wir haben gesehen, wie die veränderte Kriegskunst sich weiter entwickelte, wie in Europa die geworbenen Heere den konskribierten Platz machen, die Söldner den Soldaten, so daß die Heere mehr und mehr anwachsen, der Krieg sich dem Volkskriege nähert und in Schweden wirklich durch Karl XII. auf diesen Grad gesteigert wird. Durch die vervollkommnete Kriegskunst wird die osmanische Macht gedemüthigt, und wenn der Islam seine Eroberungen nicht wieder verliert, so verdankt er dies nicht seiner eigenen Stärke, sondern der Feindschaft der christlichen Reiche unter einander selbst. Dagegen breitet sich die Herrschaft der Europäer in Amerika und dem östlichen Asien immer weiter aus, da die halbnackten Indianer und die weichen Hindu der europäischen Kriegskunst und Körperkraft nicht widerstehen können. Die europäischen Mächte besitzen große Reiche außerhalb Europas, es beginnt eine neue Völkerwanderung über die Meere, durch welche aber die Kultur nicht ausgerottet, sondern in neuen Boden gepflanzt wird, wo derselben Raum zu fast unendlichem Wachsthum gegeben ist. Handel und Gewerbsamkeit nehmen durch den Verkehr mit fremden Erdtheilen einen Aufschwung, gegen welchen die alte Blüte des phönikischen oder griechischen Handels beinahe verschwindet; der Wechselverkehr der Völker auf dem Erdballe wird immer lebendiger, das europäische Wesen gewinnt Eingang und durch Ansiedelungen die Oberhand, und nur dadurch, daß die Europäer den Krieg auch in andere Erdtheile tragen und dort gegen einander ausfechten, widerstehen noch alte Reiche in ihrer Verkommenheit dem europäischen Eroberer und Eindringling.

Dieses wetteifernde Ringen der europäischen Völker, welches Portugal, Spanien, Frankreich, England, Holland abwechselnd erhob, regte wie einst der persisch-griechische Krieg und später die Kreuzzüge nicht allein den kriegerischen und kaufmännischen Geist der Völker auf, schuf nicht nur Feldherren und Seefahrer, sondern der nationale Aufschwung hob auch die Dichter auf die Sonnenhöhe der Poesie. Spanien erzeugte Lope de Vega, Kalderon und den unvergleichlichen Cervantes; auch Portugal fand in dem unglücklichen Kamoens einen würdigen Sänger seiner Größe. Beinahe gleichzeitig, unter Elisabeth, brachte England den William Shakespeare hervor, den König des neuen

Dramas, an Weisheit und Höhe den großen Alten gleich, nur in der Schönheit der Form die attischen Meister nicht erreichend. Unter Karl I. dichtete Milton das „verlorene Paradies“; es folgten die Dichter Dryden, Pope, Thomson u. a., so daß die englische Literatur in der Poesie wie in der Prosa als die größte der neuen Zeit dasteht. Künstlicher ist die französische Blüte, von der bei Ludwig XIV. die Rede gewesen ist; die Franzosen zeichnen sich durch die Eleganz der Form, durch krystallene Klarheit der Sprache und die durchdachteste Anordnung aus, erreichen aber weder die Originalität der Spanier noch die kühne Kraft der Briten. Langsamer entwickelte sich die deutsche Poesie; wie hätte auch in dem zerrütteten, mißhandelten Deutschland sich die Poesie emporschwingen können? Von der unzerstörbaren Kraft des deutschen Geistes zeugten jedoch die religiösen Lieder des Jesuiten Friedrich von Spee; er erlag 1635 zu Trier seinen Anstrengungen in der Pflege der Kranken und Verwundeten. Seine „Trutz-Nachtigall“ erschien erst nach seinem Tode; es ist eine Sammlung geistlicher Gedichte voll inniger Frömmigkeit und die Perle der deutschen Sprache jener Zeit. Ein ächter Dichter war auch der Jesuit Balde aus Ensisheim († 1668), dichtete aber leider nur in lateinischer Sprache; auch Angelus Silesius († 1677) mit seinen geistlichen Liedern voll Innerlichkeit darf nicht vergessen werden. Paul Gerhardt († 1675) dichtete Kirchenlieder, welche wohl als das beste Erzeugniß der religiösen Poesie der Protestanten angesehen werden dürfen. Ferner nennen wir Flemming, Gryphius, Opiz und den trefflichen Epigrammatisten Logau. Eine flache und matte Zeit bezeichnet der Name Gottsched († 1766), der in Leipzig eine poetische Schule stiftete. Seiner Richtung traten die Schweizer Breitinger und Bodmer entgegen, von denen letzterer durch die Herausgabe der manessischen Sammlung der Minnesänger den Deutschen einen Theil ihres alten Liederschatzes vor Augen legte. Die klassische Zeit der neuen deutschen Poesie begann mit dem ehrenfesten Klopstock (Messias und Oden), welcher die Kraftfülle und Harmonie unserer Sprache prächtig entfaltete, während zu gleicher Zeit G. E. Lessing die Geschmacklosigkeit der Zeit aufdeckte und durch die Hinweisung auf die Muster alter und neuer Zeit so wie durch eigene Schöpfungen ein helles Licht verbreitete. Fast zu gleicher Zeit enthüllte Winckelmann die altgriechische Kunst und machte Herder auf die Volkslieder aufmerksam; alle diese schrieben in musterhafter Prosa. Bald folgte ein ganzer Chor jugendlich frischer, zum Theil auch jugendlich übermüthiger Dichter: Bürger, Schubart, Hölty, Voß, die beiden Stolberge, Pfeffel, Wieland, endlich Göthe (1749—1832) und Schiller (1750—1805), welche beide würdig neben Homer und Sophokles, Dante und Torquato Tasso, Shakespeare und Milton stehen.

Man hat die neue deutsche Poesie eine protestantische genannt; sie ist aber so wenig eine orthodox-protestantische, als sie eine katholische genannt werden könnte, sondern sie ist eine klassische, d. h. sie bewegt sich in der Regel nicht auf dem christlichen Boden, sondern zieht alles in ihren Bereich, was ihr als „schön" erscheint.

Mathematik und Naturwissenschaft.

Auch diese Richtungen des menschlichen Geistes wurden durch die Ausbreitung der Europäer über den ganzen Erdball mächtig angeregt; die Seefahrten nöthigten zur Beobachtung der Gestirne und lehrten rechnen und messen, die wunderbare Entdeckung neuer Thier- und Pflanzengattungen forderte zu Beschreibungen auf, die Presse verbreitete solche überall hin, die Vergleichung der fremden Pflanzen und Thiere mit den einheimischen leitete zu genauer Beobachtung an und der aufgeregte Geist der Forschung, der auch als Folge der Reformation die wissenschaftliche Welt durchdrang, bemächtigte sich bald und mit Vorliebe dieser Gebiete, und hier wurden riesenhafte Fortschritte gemacht, die Wissenschaft der Griechen und des Mittelalters weit übertroffen. Wie dürftig es ehemals um das Studium der Mathematik auf den deutschen Universitäten aussah, kann man daraus abnehmen, daß der Lehrer der Mathematik an der Universität Wittenberg zu Melanchthons Zeit die Studierenden zu den vier Species einladet, „von denen Multiplicieren und Dividieren etwas mehr Fleiß verlangen; es gibt freilich schwierigere Theile der Arithmetik, ich spreche aber nur von diesen Anfängen, die euch gelehrt werden und nützlich sind". Besonders verdient machten sich um die mathematischen Wissenschaften Kepler, Leibniz, Newton und Euler, wahre Herrscher in diesem Reiche. Durch diese mathematischen Leistungen, die Ausbildung des Kalkuls, der Geometrie und Trigonometrie, durch die Erfindung des Fernrohrs (sie soll zufällig im holländischen Middelburg gemacht worden sein), wurde eine ganz neue Wissenschaft gegründet, nämlich die Astronomie, Sternkunde, welche bisher Astrologie, Sterndeuterei gewesen war. Denn auch im christlichen Europa herrschte der altheidnische Glaube, daß der Stand der Gestirne (die Konstellation) die Welt beherrsche, daß von ihnen die Ereignisse in der Natur, Witterung, Wachsthum, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, Gesundheit und Krankheit herrühren, selbst die Anlagen und Schicksale der Menschen. Die alten Könige, z. B. der Hohenstaufe Friedrich II., König Ludwig XI. von Frankreich u. s. w., hielten Sterndeuter, welche sie vor allen Unternehmungen zu Rathe zogen; Kepler selbst glaubte noch an den Einfluß der Gestirne auf menschliches Schicksal, eben so Melanchthon und Gustav Adolf; Wallenstein war selbst Astrologe. Der Domherr N. Kopernikus aus Thorn (1473—1548) wagte es zuerst ein neues Weltsystem

aufzustellen, nämlich die Sonne in dessen Mittelpunkt und die Erde als dritten Stern in die Planetenreihe zu versetzen. Kepler (1571 bis 1631), aus dem schwäbischen Städtchen Weil, bewies, daß die Planetenbahnen nicht kreisförmig, sondern elliptisch sind, und lehrte die Verhältnisse ihrer Entfernung und Geschwindigkeit; der Italiener Galilei (1564—1642) verbesserte das Fernrohr, entdeckte den Ring des Saturn und die vier Monde des Jupiter; durch den Holländer Huygens erhielt das Fernrohr abermals eine Verbesserung, von ihm wurde das Uhrenpendel erfunden, die Monde des Saturn und die Lichtphasen der Venus entdeckt; der Engländer Isaak Newton (1646 bis 1725) fand das Gesetz der Schwere, das unsichtbare Band der fernsten Weltkörper. Sein Schüler Halley berechnete zuerst die Bahn eines Kometen, des nach ihm benannten, Bradley entdeckte die Aberration des Lichts, der aus Deutschland nach England übergesiedelte Herschel den Uranus; große Verdienste um die Astronomie erwarben sich Kassini, Maupertuis, Schröter u. s. w. Die meisten Astronomen suchten auch die Natur des Lichts, dieses edeln Elementes, zu ergründen; Newton stellte darüber das Emanations-, Euler das Vibrationssystem auf. Die Schwere der Luft zeigte zuerst der Magdeburger Bürgermeister Otto von Guerike, welcher die Luftpumpe erfand, der Italiener Toricelli aber lehrte den Luftdruck durch das von ihm erfundene Barometer messen. Das Thermometer erfand Kornelius Drebbel, ein holländischer Bauer; Fahrenheit u. a. verbesserten das Instrument. Durch das Vergrößerungsglas oder Mikroskop, von Galilei erfunden, entdeckte man eine neue Wunderwelt im Kleinen, eine ganze Thierwelt im Wassertropfen, ein tausendfältiges Leben im Staube, den wir mit Füßen treten; der Flügelstaub des Schmetterlings, das Glied des kleinsten Insekts wurden zu Wundergebilden, deren kunstvoller und zweckmäßiger Bau mit Staunen erfüllt. Nun wurde der menschliche und thierische Leib ein Gegenstand der eifrigsten Untersuchung; der Engländer Harvey entdeckte den Umlauf des Blutes, die Holländer Boerhave, Leuwenhoek, Swammerdam u. a. zergliederten wetteifernd, während früher alle drei oder vier Jahre auf einer Universität etwa ein Leichnam zergliedert worden war. So vervollkommnete sich die Anatomie, ohne welche eine andere Wissenschaft, die Kenntniß der organischen Natur (Physiologie), nie besonders gedeihen kann; um sie erwarb sich der Berner Albr. Haller ausgezeichnete Verdienste. Die Pflanzenkunde (Botanik), durch Cäsalpin, Brunfels und Geßner angebahnt, wurde mit ähnlichem Eifer gepflegt; der große Naturforscher Linné, ein Schwede, ordnete zuerst alle Pflanzen in Klassen und Abtheilungen (Linnéisches System). Auch das Reich der unorganischen Körper, die verschiedenen Erden, Steine und Metalle, fanden Männer, welche sie mit eben so vielem

Scharfsinn als Ausdauer untersuchten, z. B. Scheuchzer, Werner, Havy, Saussure u. a. Die Scheidekunst (Chemie) war früher Alchemie; die Scheidekünstler suchten aus unedlen Metallen Gold zu machen, oder mühten sich ab, ein Lebenselixir, einen Trank der Unsterblichkeit zu bereiten. Mit Stahl, Priestley u. a. begann das bisherige Treiben sich zur Wissenschaft umzugestalten; besonders förderte sie der Franzose Lavoisier am Ende dieses Zeitraumes, indem er Luft und Wasser, die man sonst für einfache Körper oder Elemente gehalten hatte, n ihre Bestandtheile zerlegte. Benjamin Franklin, der Nordamerikaner, beobachtete zuerst die Erscheinungen der Elektricität mit vieljähriger Aufmerksamkeit und erfand 1747 den Blitzableiter. Durch die Naturforscher gewann auch die Medizin eine andere Gestalt; sie warf vielen Wust bei Seite und strebte nach wissenschaftlicher Begründung (Kuhpockenimpfung durch den englischen Arzt Ed. Jenner; Fieberrinde aus Peru). Die Ergebnisse der Naturkunde und Medizin bewirkten zur Sicherung des menschlichen Lebens mehr, als man in der Regel auch nur ahnt; Wohnung, Nahrung und Lebensweise verspürten ihren Einfluß, und es ist nachgewiesen, daß die Mehrzahl der Menschen angenehmer und länger lebt als vor alter Zeit, ungeachtet neue Genüsse, z. B. Tabak, Branntwein, Kaffee, chinesischer Thee, aufkamen und auch neue Krankheiten das Heer der alten vermehrten.

Die neue Philosophie.

Durch die Reformation entzog sich die Philosophie der kirchlichen Obhut; zwar wollten die reformierten Geistlichen der freien Forschung durch ihre Bekenntnißschriften bestimmte Schranken anweisen, aber sie konnten es nicht mit Erfolg thun; denn wie sollten sie Gehorsam gegen ihr Glaubenssystem finden, da doch sie selbst der allgemeinen Kirche den Gehorsam gekündigt und für sich freie Forschung erobert hatten? Die nothwendigen Folgen dieser Freiheit offenbarten sich zuerst in den verschiedenen Sekten, so lange sich die freie Forschung auf die Bibel bezog und aus ihr die Normen des Glaubens zu finden versuchte; aber bald traten Männer auf, welche sich noch freier hinstellten und unabhängig von Bibel, Konfession und Sekte über die höchsten Angelegenheiten und Fragen des menschlichen Geistes: Gott, Unsterblichkeit, menschliche Bestimmung, Materie und Geist u. s. w. einzig und allein ihre Vernunft beriethen, und durch Schlußfolgerungen sich Einsicht in das Wesen, die Bestimmung und den Grund alles Daseins zu erringen strebten. Damit kehrte man eigentlich zum klassischen Heidenthum zurück, denn auf demselben Standpunkte hatten ja auch die Eleaten, Akademiker, Peripatetiker u. s. w. die Wahrheit gesucht. Die Kirche hat die freie Forschung, die Philosophie, nie gehindert, wir haben ja im

Mittelalter eine großartige Wissenschaft sich entwickeln sehen, aber die Wahrheiten der christlichen Religion glänzten als die ewigen Sterne, nach welchen die Forschung steuerte, ihre Ergebnisse fanden das Urtheil in der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Lehren der Kirche, und der christliche Gehorsam wies sie zurück, wenn die Kirche das Urtheil gesprochen hatte. Die neue Philosophie, die sich von der christlichen Religion weder die Richtung geben ließ, noch ihre Ergebnisse dem Urtheile derselben unterwarf, sie, für die nichts da war, als die geistige und sinnliche Welt, wie sie erscheint, mußte deßwegen schaffen, d. h. ein neues Gebäude des Wissens und Glaubens aufstellen. Von diesen Baumeistern errichtete nun jeder nach Maßgabe seiner geistigen Kraft sein eigenes System, und wie in der alten klassischen Zeit erstanden verschiedene philosophische Systeme oder Schulen, z. B. des Deskartes, Spinoza, Leibniz, Wolf, Kant u. s. w. Jedes ist von den anderen verschieden, zum unwiderleglichen Beweise, daß keines dem Menschen eine Gewißheit über die höchsten Fragen gibt, so daß der Mensch, wenn er auf sie angewiesen wäre, im gleichen Dunkel wandelte, wie die Philosophen der vorchristlichen Zeit. Die Philosophie wurde und wird vielfach gleichbedeutend mit Unglauben genommen; dies ist unrichtig, denn auch der Philosoph kann sich vor der Autorität der geoffenbarten Religion beugen, wenn er einen Versuch mehr gemacht hat, mit der Vernunft allein das große Räthsel alles Daseins zu lösen. Aber es gab allerdings viele sog. Philosophen, deren Streben weniger darauf gerichtet war, ein Gebäude des Wissens aufzuführen, als den Glauben an die Wahrheiten der geoffenbarten Religion und die durch dieselben geschaffenen Einrichtungen in Kirche, Staat und Leben zu zerstören. Andere trieb nicht Feindseligkeit gegen das Christenthum, sondern sie stießen sich an den biblischen Erzählungen und den geheimnißvollen Glaubenssätzen, und nahmen für sich das Recht in Anspruch, das Ergebniß ihrer Forschungen bekannt zu machen, so daß die Glaubensfreiheit ihre Spitze erreichte in der Verkündigung des Zweifels oder des Unglaubens. In England trat die Philosophie des Zweifelns und Leugnens zuerst offen hervor (neu ist sie nicht, sie fehlte in keinem Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung und wird nie fehlen), sie wandte ihre Thätigkeit gegen die historische Glaubwürdigkeit des alten und neuen Testaments, zum Theil auch gegen den Charakter der Personen, welche als Werkzeuge der Offenbarung erscheinen; damit wollte sie nun beweisen, daß eigentlich gar nie eine Offenbarung stattgefunden habe und daß die Menschheit immer sich selbst überlassen sei. Die hauptsächlichsten Vertreter dieser Richtung waren der Graf Shaftesbury, Tindal, Kollins, Toland, Chubb und Lord Bolingbroke, der geistreiche und gewissenlose politische Gegner Marlboroughs, der keine edlere Triebfeder des menschlichen

Thuns anerkennt als Eigensucht: d. h. Ehrgeiz oder Habsucht. Für die Franzosen eröffnete P. Bayle die Reihe, ein sehr scharfsinniger und gelehrter Mann, der seinen Krieg auf historischem Boden eröffnete und dabei zu beweisen suchte, daß Recht und Tugend unabhängig von der Religion beständen. Andere, deren Zahl beinahe Legion war, begannen mit Angriffen auf den Aberglauben und den Fanatismus, zwei Uebel, deren gänzliches Verschwinden bei der Leichtgläubigkeit und der Leidenschaft des menschlichen Gemüthes nicht erwartet werden darf. Der Kampf gegen dieselben kann aber mit Erfolg doch nur auf christlichem Boden geführt werden, weil nur so statt des Aberglaubens der Glaube gegeben wird. Als Beispiel führen wir den obengenannten Jesuiten und Dichter Spee an; dieser Jesuite hatte den Muth, gegen die Hexenverfolgungen, welche damals in katholischen und protestantischen Landen wütheten, aufzutreten und zu sprechen: „Hunderte von Unglücklichen habe ich (als geistlicher Beistand) zum Tode führen müssen, den ihnen der Wahnsinn der Hexenverfolgungen bereitete; nicht länger kann ich, nicht länger darf ich das Leid verschweigen, das ich empfinde bei solchen Mordthaten." (Mehr als ein halbes Jahrhundert später [1704] trat im protestantischen Deutschland der Professor Thomasius in Halle in gleicher Richtung auf.) Von dem siegreichen, leichten Streite gegen Aberglauben, gegen Unwissenheit, Habsucht und Ehrgeiz, die besonders an einzelnen Geistlichen hohen Ranges in alter und neuer Zeit zur Schau gestellt wurden, ging man in Frankreich zum Angriffe auf das Christenthum selbst über und bekämpfte dasselbe, dem französischen Naturelle folgend, hauptsächlich mit den Waffen des Witzes und Spottes. In dieser Beziehung errang Voltaire die traurige Berühmtheit seines Namens, viele andere, welche wir nicht nennen wollen, wetteiferten mit ihm, und wie man in Deutschland französisches Wesen nachahmte, so geschah es mit der Religionsspötterei und dem Unglauben; Friedrichs des Großen Beispiel übte einen besonders verderblichen Einfluß. Und was gaben diese Philosophen statt des christlichen Brotes? Die Vernunftreligion, die sich aber sehr verschieden herausstellte; während nämlich die einen wohl einen höchsten Gott als eine Forderung der Vernunft gelten ließen, die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts aber als Mitgabe des Schöpfers für jeden Menschen ansahen, erklärten andere die Natur als Gottheit, den Glauben an einen Unterschied zwischen Geist und Körper für Wahn, somit den Menschen für das vornehmste Thier. Durch beide Parteien wurde die geoffenbarte Religion beseitigt, und wenn man sich nun fragte, woher es denn komme, daß einmal eine Religion als eine geoffenbarte verkündet, verbreitet und aufrecht erhalten worden sei, so konnte nur die Antwort erfolgen: „es hat immer schlaue Leute gegeben, welche ihre eigenen Gedanken als göttliche Offenbarungen ausgaben, andere fanden

für gut, sie zu unterstützen, und die Volksmasse war einfältig genug, daran zu glauben; verschmitzte Herren und Priester haben noch immer zusammengeholfen, um durch die Religion das Volk im Zaume zu halten und sich dadurch ihre irdischen Vortheile zu sichern." Ist so einmal der Glaube an die Wahrheit der christlichen Religion verloren, so wird die Geschichte der christlichen Völker, deren Heranbildung hauptsächlich das Werk der christlichen Religion ist, nicht mehr verstanden; denn jede Thätigkeit der Kirche wird zum voraus als das Ergebniß einer schlauen Berechnung aufgefaßt, oder im besten Falle werden die „frommen" Päpste, Bischöfe, Kaiser, Könige, Herren und gemeine Leute als Menschen dargestellt, die in einem geheiligten Wahne ihre Stärke und Ruhe fanden, ihm folgend stritten, duldeten, gehorchten und opferten. So verwandelt sich dann die Geschichte trotz aller Gelehrsamkeit und alles Scharfsinnes der Geschichtschreiber in einen Spiegel, welcher durch die Abneigung oder Feindseligkeit gegen die christliche Religion so zugeschliffen ist, daß er keine Person und keine Begebenheit, die zu der Kirche in einer Beziehung steht, im unentstellten Abbilde wiedergibt. Dies ist auch durchschnittlich der Charakter der Geschichtswerke jener Zeit, in deren Reihe Gibbons Geschichte von dem Sinken und Fallen des römischen Reiches den obersten Rang einnimmt.

Der christliche Staat konnte begreiflich vor dem philosophischen Richterstuhle seinen Anklägern nicht genügend antworten, um so weniger, als die meisten Regierungen der damaligen Zeit den Glauben der Völker an ihre Rechtmäßigkeit geflissentlich erschütterten. Die Obrigkeit ist von Gott, die Staatenordnung nicht Erzeugniß menschlicher Spekulation und nicht der Willkür des Stärkern unterworfen, lehrt das Christenthum; mit der Leugnung der anderen christlichen Lehren mußte aber auch diese fallen. Die neue Philosophie lehrte: „auch die Menschen sind ursprünglich als Bestien herumgelaufen, nur daß sie die meisten Anlagen hatten, etwas mehr als Elephanten, Biber und Affen. Diese Anlagen entwickelten sich mehr und mehr, denn mit der Anzahl der Menschen vermehrten sich auch die Bedürfnisse, die freundlichen oder feindlichen Verhältnisse zu einander, und je weiter die Menschen sich ausbreiteten, um so mehr sonderten sie sich auch nach der Familienverwandtschaft in Gruppen oder Stämme. Da mußte nun wohl auch Streit und Zwietracht entstehen, und bald genug merkten sie, daß sie dadurch nur Schaden litten. Sie traten demnach zusammen und vertrugen sich über einige allgemeine Rechte und Pflichten; es entstanden Eigenthum, Ehe, Familie. Die Volksstämme wuchsen mehr an, sie kamen in feindselige Berührung, es gab Krieg; da mußte nun der Volksstamm einen Anführer haben, dem alles gehorchte. Er gewann den Sieg und dadurch hohes Ansehen und viele Freunde; das Befehlen behagte ihm so wohl, daß er nach dem Kriege seine Gewalt nicht nieder-

legen wollte. Seine Freunde halfen ihm, er wurde König und belohnte sie dafür mit Ehre und Gut, es entstand der Adel. Der König gewann auch die Männer, welche sich durch gewisse Kenntnisse, die sie aber geheim hielten, vor dem anderen Volke auszeichneten, die Priester, durch Geschenke für sich; im Lauf der Zeiten befestigte sich die Gewalt der Könige, des Adels und der Priesterschaft durch inniges Zusammenhalten noch mehr, sie staffierten sich mit Titeln und Aemtern aus, und die Priester verkündeten dem Volke unaufhörlich, daß dieses alles göttliche Anordnung sei und daß derjenige in alle Ewigkeit gestraft werde, welcher gegen die göttliche Anordnung frevle." Laut dieser philosophischen Ansicht ist der Staat ursprünglich ein Werk menschlicher Willkür, ein Vertrag, der durch Gewalt und List zu den verschiedenen Formen gekommen ist, mit welchen er auf den Menschen lastet. Sind aber die Völker zu der Einsicht gelangt, daß jeder Mensch ursprünglich so viel Recht hatte als der andere, so kann es ihnen auch niemand verwehren, diese ursprünglichen Rechte zurückzunehmen. Ein solches Volk ist dann auch ein vernünftiges Volk, und für ein solches gibt es keine bessere Staatsform als die Republik, mag Montesquieu die englische konstitutionelle Verfassung noch so sehr anpreisen; das Volk hat die Monarchie, Aristokratie und Hierarchie lange genug wie eine angeerbte Krankheit ertragen, es ist vernünftig geworden und will nun auch gesund werden, mit einem Worte, frei sein. Sonderbarer Weise anerkannten selbst Fürsten diese Theorie vom Staate, und sagten von sich selbst, sie seien lediglich die ersten Beamten des Staates; die im Volke, besonders in den Städten Wurzel fassende Meinung aber war die: die jetzige Einrichtung der Welt geht gegen alle Vernunft und Natur; wer klug ist, beutet die Dummheit der andern aus, und wer Macht hat, dem müssen die anderen wie Geschöpfe niederer Art dienen; am übelsten ist doch das gemeine Volk daran, das zugleich der Narr und das Lastthier der Großen ist. Die neue Philosophie lehrte die „Emancipation" der Völker und ihre Anhänger beschuldigten das Christenthum, es habe ihnen das Joch aufgelegt, während es nie freiere Völker und Städte gab als in dem vom Geist der Kirche so ganz durchdrungenen Mittelalter. Es organisierten sich auch bereits geheime Gesellschaften, selbst auf deutschem Boden; die Freimaurer waren wenigstens gegen die „Pfaffen", wenn sie sich auch nicht, wenigstens größerntheils nicht, gegen Monarchie und Adel aussprachen; die Illuminaten dagegen im südlichen Deutschland, vom Professor Weishaupt in Ingolstadt gestiftet, arbeiteten für eine Revolution in Staat und Kirche. Deutschen Ursprungs (von einem rheinischen Edelmann Holbach) ist der bekannte Spruch, welchen die deutschen Affen der französischen Revolution neuerdings im Munde führten: in der Welt wird es nicht besser, so lange nicht der letzte König an des letzten Pfaffen Darme hängt!

Es versteht sich von selbst, daß diese Art der neuen Philosophie das Familienleben, wie dasselbe durch Kirche und Staat gestaltet wurde, nicht anerkannte; jedoch emancipierte sie die Weiber nicht vollkommen, wahrscheinlich, weil dadurch die Männer nur verlieren konnten. Dagegen wurden die Kinder der Gegenstand ihrer Sorgfalt, und J. J. Rousseau aus Genf, der durch seine Theorie vom Staatsvertrage der Prediger der neuen Menschenrechte wurde, dieser unruhige, sittlich verunglückte, aber hochbegabte Mann wollte auch eine Revolution der Erziehung bewirken, obwohl er seine eigenen Kinder in das Findelhaus geschickt hatte. Früher hatte man die Erziehung des Kindes insofern für eine schwere Aufgabe gehalten, als das gute Beispiel der Eltern, Liebe und Geduld als die Hauptsache bei der Erziehung angesehen wurden und diese schwer zu üben sind; für eine Kunst hingegen hielt man die Erziehung nicht, schon aus dem Grunde, weil sonst Gott nicht so vielen armen und nach der gewöhnlichen Auffassung ungebildeten Eltern Kinder geben würde; es genügten als Hauptgrundsätze der Erziehung: erziehe das Kind durch Beispiel und Anleitung zu einem guten Christen und laß es das lernen, was es zu einem ehrlichen Fortkommen in seinem Stand oder Berufe braucht! und die Menschheit fuhr nicht übel dabei. Unsere Vorfahren hielten bei der Erziehung auf pünktlichen Gehorsam; gehorchen lernen mußte das Kind, und wenn das Wort nicht ausreichte, so wurde auch die Ruthe nicht gespart; jetzt machte man aber geltend, daß auch das Kind eine Person mit freiem Willen sei, der mehr Achtung und Berücksichtigung ansprechen dürfe als ihm gewöhnlich zu Theil werde; der Zögling solle nicht durch Machtgebot und Züchtigung zum Gehorsam gebracht werden, sondern diesen müsse die Ueberzeugung bewirken, daß der Erzieher das Beste seines Zöglings wolle und demselben an Weisheit und Erfahrung weit überlegen sei. Der Zögling solle sich frei entwickeln, indem die ihm angeborne Vernunft von seinem Erzieher oder Beschützer von selbst an Kenntnissen, Ueberzeugungen und Gewohnheiten das Rechte annehmen, das Unvernünftige aber, das ihm bei andern Menschen aufstößt, zurückweisen werde. Auch die Religion sollte der Zögling aus sich selbst entwickeln, er empfängt nur Mittheilungen, die er selbst hervorruft; dadurch wird also ein Haupthebel der christlichen Erziehung, das Gebet und der Religionsunterricht durch Mutter und Vater beseitigt, und der Zögling wird sich nur dann zum Christenthume wenden, sofern ihn seine eigene Vernunft dasselbe annehmen heißt. Ebenso wird er sich nur insofern den bestehenden Verhältnissen fügen, als er dieselben vernünftig findet oder sich fügen -- muß, da die Welt eine solche Selbstständigkeit des eigenen Menschen nicht anerkennt; Rousseaus „Emil" wird unter andern Menschen, die es nun einmal für vernünftig finden, ihre religiösen und bürgerlichen Einrichtungen festzuhalten

und von dem, der unter ihnen Platz nehmen will, Achtung vor denselben fordern, nicht existieren können; er muß mit ihnen in Zerwürfniß gerathen und als der schwächere Theil entweder untergehen oder entweichen. Auch diese pädagogischen Ideen fanden in Deutschland Anklang, und Basedow gründete in Dessau das „Philantropin", ein Institut, in welchem durch eine vernünftige Erziehung die jungen Leute sich zu vernünftigen alten entwickeln sollten; die Anstalt bestand aber nicht lange, und spätere, welche nach gleichen oder ähnlichen Grundsätzen geleitet wurden, entsprachen den angeregten Hoffnungen ebenso wenig.

Aufhebung des Jesuitenordens.

Am Ende des siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir auf der einen Seite, wie in den meisten Ländern die Fürstenmacht die alten Rechte von Ländern, Provinzen und Städten wegräumt und die absolute Monarchie errichtet; in England eine fortgesetzte Verfolgung der Katholiken, in Frankreich die Vertreibung der Hugenotten. Die neue Wissenschaft beginnt ihren Flug, sogenannte Philosophen befehden das Christenthum und untergraben gleichzeitig die Grundfeste der bürgerlichen Ordnung; die meisten katholischen Regierungen treten in ein Verhältniß zu dem heiligen Stuhle, das nicht besonders weit von einem feindseligen entfernt ist: fast alle diese Mächte, die protestantischen Bekenntnisse, die neue Philosophie, die absolute Monarchie, die katholischen Regierungen vereinigen sich zu einem gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Gesellschaft Jesu. Den Protestanten konnte der Orden nur ein Gegenstand der Feindschaft sein, denn er hatte ihrer Sache am meisten Abbruch gethan und die Hände noch nicht sinken lassen; die unchristlichen Philosophen liebten zwar den Protestantismus in keiner seiner kirchlichen Formen, sie gingen ihm aber niemals heftig zu Leibe, theils wegen seines Gegensatzes zu der Kirche, theils weil sie ihn geringschätzten (man denke z. B. an Voltaire's Aeußerungen über die Reformatoren), griffen aber die Jesuiten um so ingrimmiger an, weil ihnen dieselben überall, in der Literatur, in der Schule, in der höhern Gesellschaft, an den Höfen in den Weg traten. Die katholischen Regierungen strebten damals nach einer vollständigen Oberherrschaft über die Kirche, sie isolierten ihre Bisthümer so weit sie konnten, und lösten die Verbindung mit Rom beinahe vollständig auf; der Jesuitenorden aber erschien bei seinem innigen Zusammenhange mit Rom und dem unbedingten Gehorsame gegen den Papst, bei seinem großen Einflusse auf alle Klassen des Volkes als der gefährliche Gegner dieses isolierenden Strebens; indem man diesen Orden sprengte, glaubte man einen Hauptnerven des päpstlichen Armes zu durchschneiden. Es war eine Zeit, wo jeder Schlag, der gegen die Kirche geführt wurde, von den Philosophen

und schönen Geistern, die mit ihren literarischen Waffen die alte Kirche angriffen, mit Jubel gefeiert wurde; denn welch' mächtigeren Bundesgenossen konnten sie wohl gewinnen als die Staatsgewalt? Alle Minister, denen es glückte, ihre Fürsten zu einem solchen Schritte zu bewegen, wurden als Weise, als große Staatsmänner und Wohlthäter der Menschheit gepriesen. Die Jesuiten bildeten allerdings eine mächtige Korporation, und es war manchmal bei den politischen Fragen jener Zeit und dem Ringen der Ehrgeizigen um die Staatsämter entscheidend, auf welche Seite sich der Orden stellte, daher mußte er auch durch jeden Sieg in der geschlagenen Partei einen neuen Feind gewinnen. Heftige Widersacher der Jesuiten waren die Jansenisten, welche einen Streit über die Gnade erhoben hatten (1640—1732); selbst unter den katholischen Weltgeistlichen hatten die Jesuiten Gegner, auch Ordensgeistliche waren ihnen gram, theils wegen theologischer Disputate, theils aus nebenbuhlerischer Eifersucht. In Frankreich wurde zuerst offen gegen sie gerüstet; im Interesse der Jansenisten schrieb der geniale Blaise Paskal (1657) seine „Briefe aus der Provinz", in denen er die Moral angriff, welche in dem Handbuche eines spanischen Jesuiten gelehrt wurde; wessen er durch aus dem Zusammenhange gerissene Stellen mit sophistischer Dialektik einen Einzelnen beschuldigte, das wurde nun dem ganzen Orden aufgebürdet und verabredeter Weise die Moral des Ordens als eine verwerfliche erklärt, obwohl selbst Voltaire sagte, wenn man einen ganzen Orden für einzelne Mitglieder verantwortlich machen wollte, so würde kein einziger bestehen. Gegen die Anschuldigungen der Unsittlichkeit sprach jedoch das Leben der Jesuiten zu laut, als daß man von ihr eine besondere Wirkung auf das Volk hätte erwarten können. In dieser Region war nichts zu gewinnen, wie sich im Verlaufe der fast 100 Jahre dauernden jansenistischen Streitigkeiten gezeigt hatte; darum wurde unter Ludwig XV. an dem Hofe gegen sie gearbeitet, und da der Minister Choiseul zu ihren Feinden gehörte, so handelte es sich darum, den König selbst gegen die Jesuiten einzunehmen. Ein gewisser Damiens machte den 5. Januar 1757 einen Mordversuch gegen den König; dieser Damiens war bei den Jesuiten im Dienste gewesen, daher wurde nichts gespart, um aus seinem Geständnisse eine Inzicht gegen die Jesuiten herauszubringen, aber es war keine Spur zu diesem Zwecke aufzufinden. Dagegen gab der verbrecherische Versuch des Damiens Veranlassung, einen gewaltigen Lärmen darüber aufzuschlagen, daß in dem Buche eines Jesuiten der Tyrannenmord als erlaubt dargestellt werde, allerdings eine so gefährliche Lehre als die hussitische: ein in Todsünde befangener Fürst könne keinen Anspruch auf Gehorsam machen. Doch dies traf abermals nur einen Einzelnen, und die gleiche Behauptung ist in dem Lager der koalierten Jesuitenfeinde erwiesenermaßen mehr als einmal

aufgestellt worden. Während in Frankreich die Wagschale auf- und niederschwebte, und es selbst die Pompadour nicht über den König vermochte, daß derselbe gegen die Jesuiten wie sein Ahnherr gegen die Tempelritter zu verfahren sich entschloß, so wurde das gespannte Europa durch die Nachricht überrascht, der Orden sei in Portugal aufgehoben. Dort regierte (seit 1750) König Josef Emmanuel oder eigentlich Jose de Karvalho, bekannter unter dem Namen des Grafen Pombal. Dieser war ein monarchischer Schreckensmann im strengsten Sinne des Wortes; denn seinem Willen opferte er unbedenklich Recht, Eigenthum und Leben der Unterthanen, der geringen wie der vornehmen; Tod und Kerker traf die Widerspenstigen, daher bis zum Tode des Königs (1777) die Gefängnisse mit Staatsverbrechern angefüllt waren. Er dachte nicht von ferne daran, eine sittliche oder religiöse Reform zu begründen, sondern er wollte eben seinen Geboten Gehorsam schaffen und seine Entwürfe ausführen. Er fing viel an, vollendete aber wenig; bald waren seine Unternehmungen gerecht, bald ungerecht, Dauerndes hat er nichts geschaffen, wenn man nicht etwa die Bauten einrechnet, die er aufführen ließ. Die Jesuiten haßte er, weil er in diesem Orden eine Macht neben sich sah, welche ihm in den Weg treten konnte; er gedachte ferner, durch einen Sturz des Ordens gewaltige Geldmassen zu erobern. Zuerst vertrieb er die Jesuiten vom Hofe, indem er dem Könige einredete, die Väter gehörten zu der Partei, welche seinen Bruder Pedro auf den Thron erheben möchte. Zu gleicher Zeit wurde viel von einem Reiche gefabelt, das die Jesuiten im südlichen Amerika besitzen sollten; das wäre der Anfang, von wo aus sie einmal die ganze Welt erobern würden; in diesem Jesuitenreiche seien Goldbergwerke von unermeßlicher Mächtigkeit, und die Jesuiten hätten schon mehr Gold aufgeschüttet als die ganze andere Welt besäße. So spielte auch der alte Traum der goldsuchenden Abenteurer vom Eldorado (Goldlande) den Jesuiten einen Streich; denn der König von Portugal wurde auf einen Antheil daran so erpicht, daß er 1750 einen Ländertausch mit der Krone Spanien durchsetzte, durch welchen sieben Kolonieen (Reduktionen) des sogenannten Jesuitenreiches an Portugal fielen. Aber Haufen Goldes und Silbers fanden die königlichen Beamten nicht, sondern etwas anderes: schöne, regelmäßig angelegte Dörfer mit prächtigen Kirchen und gefüllten Schulen, wohlangebaute Felder, ein zahlreiches, wohlgenährtes, gesittetes und zufriedenes Volk, und dieses Volk war indianischen Ursprungs, war aus faulen, trunksüchtigen und blutgierigen Wilden herangebildet worden. Vom Jahre 1586 an hatten die Jesuiten ihre Sendungen an die Wilden am Paraguay und Uruguay begonnen; sie wagten sich über Flüsse, Seen und Moräste in die Wälder zu den Eingebornen, die von Haß gegen die fremden Eroberer erfüllt waren. Die Missionäre fanden es

keineswegs leicht, vorerst auch nur in friedlichen Verkehr mit den Wilden zu treten. Es gelang ihnen vorzüglich durch die Musik; wenn sie am Abende auf dem Kahne hin- und herfuhren und die heiligen Gesänge begleitet vom Schalle der Instrumente anstimmten, so kamen die Kinder der Wildniß herbei und lauschten den neuen Tönen; sie verstanden diese Sprache, sie fühlten es, daß die Männer des wunderbaren Sangs und Klangs Boten des Friedens seien. Nach der alten Mythe sänftigte Orpheus Löwen und Wölfe mit dem Klange der goldenen Leier, am Parana aber sammelten Priesterväter durch das heilige Lied wilde Menschen um sich und führten sie zum geselligen Leben, zur Erkenntniß, zum Christenthume, zur Arbeit und wahrer Lebensfreude. Aber was kostete es nicht, bis der Wilde, der bisher seine Nahrung mit dem Pfeil gesucht, oder Würmer und Insekten aus dem Boden gescharrt hatte, wenn kein Fruchtbaum genießbare Speise bot, sich zur Arbeit mit Pflug und Spaten wenden, sich mit dem Geräthe des mannigfaltigen Handwerks beschäftigen mochte! Sonst war es sein höchstes Glück gewesen: recht zu schmausen, wenn seine Jagd glücklich ausgefallen war, sich in dem gegohrenen Wurzelsafte zu berauschen und in träumerischer Ruhe so lange zu brüten, bis ihn der Hunger zu neuer Anstrengung nöthigte; jetzt sollte er dem herumschweifenden Leben in den Wäldern, das trotz Mühe und Entbehrung durch seinen Reiz selbst Europäer verführt, entsagen, der Wildniß Ackerboden abgewinnen und denselben im Schweiße des Angesichts bebauen. So viel vermochten die Väter; dieses Wunder schuf die Macht der christlichen Religion und die Aufopferung jener Jesuiten, welche den Wilden alles wurden: Väter, Mütter, Priester, Lehrer, Aerzte, Bauern, Handwerker. Hatte der Orden einen Stamm an sich gezogen und zum gesitteten Leben angeleitet, so zerstörte manchmal ein wilder die neue Pflanzung, und noch öfter thaten es Raubschaaren europäischer Abkunft, welche die Indianer wie wilde Thiere jagten, wenn sie dieselben nicht zu ihren Sklaven machen konnten. Doch die Jesuiten ermüdeten nicht, und als sie von der Krone Spanien das Recht ausgewirkt hatten, ihre Bekehrten mit Feuergewehren zu bewaffnen, waren die Niederlassungen gegen indianische und europäische Wilde gesichert; damit sie aber durch europäische Laster nicht angesteckt würden, waren sie für die Europäer verschlossen. Eine solche Niederlassung oder „Reduktion" wurde immer in einer schönen, fruchtbaren Gegend angelegt. Inmitten des Dorfes, das 3000 bis 7000 Einwohner zählte, erhob sich die Kirche, groß genug, um die Gesammtzahl aufzunehmen, und so schön geschmückt, als es der wachsende Wohlstand erlaubte. Aus der Flur wurde ein größeres Stück abgesondert, das der Gottesbesitz genannt und gemeinschaftlich angebaut wurde; aus dessen Ertrag wurden die Abgaben an die Krone Spanien, die Ausgaben für den Gottes-

dienst bestritten, die Wittwen, Waisen, die Alten und Gebrechlichen unterhalten. Das andere Ackerfeld wurde nach Familien vertheilt und von diesen bearbeitet; wer faul war, mußte ein größeres Stück des Gottesbesitzes bearbeiten. Die Erzeugnisse der familienweise vertheilten Grundstücke wurden in große Vorrathshäuser niedergelegt, und von dort empfingen die Quartiervögte das nöthige Fleisch, Mehl, Tuch u. s. w. Am Montag erhielten die Frauen und Töchter Wolle, Baumwolle und Seide; das Gespinnst daraus lieferten sie am Samstag ab. Baumwollenzeug war ein Theil der Ausfuhr, besonders aber Paraguaythee, von dem jeder seine bestimmte Quantität sammeln und einliefern mußte. Das Tagewerk begann mit gemeinsamem Gesang, Gebet und dem heiligen Meßopfer; es schloß mit Gesang und Gebet; die Glocken der Kirche verkündeten die Tageszeiten und deren Geschäfte. Die ganze Reduktion hatte also gemeinsames Gut und gemeinsame Arbeit, sie bildete eine große Familie, wie zur Zeit der Apostel die ersten Christengemeinden. Der Vorsteher der Reduktion war der Missionär, er vereinigte also die priesterliche und obrigkeitliche Würde in seiner Person. Zur Handhabung der Disciplin war die Gemeinde in Quartiere getheilt, von denen jedes einen Oberaufseher hatte, der die Erwachsenen überwachte. Unter ihm stand ein Oberaufseher, der die Schuljugend beaufsichtigte; beide hatten untergeordnete Gehilfen, die ihnen alles meldeten, wozu sie selbst hinwieder gegen den Missionär verpflichtet waren. Vergehen wurden im ersten Falle mit Zurechtweisung unter vier Augen bestraft, im zweiten durch öffentliche Buße an der Kirchenthüre, im dritten durch Ruthenstreiche, was äußerst selten vorkam, wie denn alle Zeugnisse ohne Ausnahme, selbst die der Jesuitenfeinde, den sittlichen Zustand der Reduktionen nur loben können. Auch das Wehrwesen war gut organisirt; die Indianer besaßen Musketen und Kanonen, der Montag war der Tag der Waffenübung; die Oberleitung hatten natürlich die Missionäre, den Befehl aber führten Indianer; sie schlugen sich sehr gut nicht nur gegen die räuberischen Einfälle wilder Stämme, sondern auch gegen Europäer, namentlich die Portugiesen.

Die Zerstörung dieser herrlichen Schöpfungen (im Ganzen 33) begann in dem von Spanien an Portugal abgegebenen Distrikte. Die Jesuiten wurden hier wie in allen portugiesischen Besitzungen in Amerika ausgetrieben; die Indianer der Reduktionen aber sollten ihren Boden verlassen und sich eine neue Heimath suchen. Sie weigerten sich und griffen zu den Waffen; die Folge war, daß sie zersprengt und die Jesuiten als Urheber der Empörung angeklagt wurden. Die Portugiesen fanden keine Gold- und Silbergruben, und da sie zu faul waren, um das Ackerland der eroberten Reduktionen anzubauen, so verwilderte dieses, die schönen Dörfer gingen unter, die übriggebliebenen Indianer aber

wurden wieder zu Barbaren der Wälder. So hatte der aufgeklärte Staatsmann Pombal den Jesuiten in Amerika eine Niederlage beigebracht (Indianer zählten bei den Philosophen nicht), und endlich durfte er es auch am Tajo wagen, dem verhaßten Orden an das Leben zu gehen. In der Nacht vom 3. bis 4. September 1758 soll ein Mordversuch auf den König Joseph Emmanuel stattgefunden haben; nach Schlosser wurde bei einem galanten Abenteuer auf den König geschossen. Nun mußten die Aristokratie und der Jesuitenorden, die Pombal gleich stark haßte, dafür eintreten. Eine große Verschwörung gegen das Leben des Königs sei von dem hohen Adel und den Jesuiten angelegt, sagte Pombal seinem Herrn, einstweilen aber müsse man die Uebelthäter sicher machen und alles auf das genaueste erforschen. Dies scheint trefflich gelungen zu sein, denn die Verschwörer fühlten sich alle so sicher (wie es sonst noch nie vorgekommen ist; zudem kannten sie Pombals Haß und Kühnheit), daß sie der Minister in der Hochzeitnacht seiner Tochter, wozu er den hohen Adel geladen hatte, und am darauf folgenden Tag, den 13. Dezember, nach Belieben verhaften konnte. Die vornehmsten waren der Herzog von Aveyro, der Marchese von Tavora, der Jesuite Malagrida. Zu Gerichte saßen Pombal und ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes; am 13. Januar wurden der Herzog von Aveyro und der Marchese von Tavora als Häupter der Verschwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn des Herzogs erdrosselt, die Gemahlin des Marchese aber enthauptet. Der Pater Malagrida, ein schwachsinniger Mann, den man so lange quälte, bis er nahezu oder ganz verrückt war, und den man daher alles sagen lassen konnte, was man wünschte, ließ sich doch nicht als Verschwörer qualificieren, und wurde durch das Inquisitionsgericht, welchem Pombal in seinem Bruder vorher einen neuen Präsidenten gegeben hatte, als Ketzer verbrannt. Der Marchese von Tavora hatte zuerst ein Geständniß gegen die Jesuiten gemacht, es aber dann entschieden und schriftlich widerrufen; dennoch ließ Pombal mehrere verhaften und in den Gefängnissen hinrichten. Zuletzt wurden alle Jesuiten in ihre Ordenshäuser zusammenberufen und ihnen das königliche Dekret vorgelesen, durch welches sie wegen ihres Gelübdes des blinden Gehorsams und der genauen Uebereinstimmung ihres Benehmens und ihrer Ansichten als des Mordversuches gegen den König schuldig erklärt und aus allen Ländern der Monarchie vertrieben wurden; mehrere 100 wurden eingekerkert, 122 wurden nach Rom eingeschifft „als ein Geschenk für den hl. Petrus", erklärte Pombal. Hätte wirklich eine Verschwörung des Adels und der Jesuiten bestanden, so hätten diese den Pombal weggeräumt, was leichter war und eher zum Ziele führte, als der Mord des schwachen, von ihm belogenen und geleiteten Königs!

Der Mordversuch gegen den König von Portugal galt den Jesuiten-

feinden in Frankreich als erwiesen, und nun wurde die öffentliche Meinung, wie Voltaire selbst erzählt, durch eine Unzahl von ausgetheilten Flugschriften bearbeitet, das Attentat Damiens aufs neue ausgebeutet und gegen die Jesuiten gerichtet. Bald traf den Orden ein neuer Schlag; ein Pater Lavalette, Prokurator des Ordenshauses auf Martinique, hatte sich in kolossale Handelsspekulationen eingelassen und nach diesem Maßstabe einen Bankerott gemacht. Er wurde von dem Orden ausgeschlossen, allein darin sah man keine Strafe, sondern ein Manöver des Ordens, um sich den Ansprüchen der Gläubiger zu entziehen. Das Parlament in Paris leitete einen Prozeß gegen den Orden ein und verurtheilte den Ordensgeneral und in dessen Person den ganzen Orden zur Bezahlung der Schulden und Unkosten sowie zur Ersetzung des Schadens. Dieser Prozeß war dem Orden in Frankreich schädlicher als alle Anschuldigungen, die sonst erhoben wurden; das Parlament in Paris ging weiter vor und setzte eine Kommission nieder, welche die Anklageschrift des Abbé Chauvelin „die Jesuiten schuldig der beleidigten Majestät in Lehre und That", und die der Jansenisten „Auszüge von gefährlichen und verderblichen Behauptungen aller Art, welche die sogenannten Jesuiten zu allen Zeiten und mit aller Beharrlichkeit aufgestellt, gelehrt und veröffentlicht haben", untersuchen sollte, worauf der König einging. Gleich darauf wollte das Parlament die Jesuitenkollegien schließen, aber der König duldete es nicht und berief 50 Bischöfe nach Paris, von denen sich 45 zu Gunsten der Jesuiten aussprachen; auch die niedere Geistlichkeit sowie Papst Klemens XIII. nahmen sich der Jesuiten an. Jene Untersuchungskommission aber anerkannte die Wahrheit der in den genannten Schriften erhobenen Beschuldigungen, und das Pariser Parlament erließ am 6. August 1762 den Urtheilsspruch, durch welchen der Orden als gottlos und sakrilegisch erklärt und als dem Staate und der Kirche verderblich aufgehoben wurde. Dem Pariser Parlamente folgten die andern mit Ausnahme der von Franchekomté, Elsaß, Artois und Flandern. Der König bestätigte (1764) das Urtheil durch ein Edikt, gestattete jedoch den Jesuiten als Privatpersonen in dem Reiche zu leben; da aber die Jesuiten mehr und mehr von der öffentlichen Meinung unterstützt wurden und der Papst durch ein ausdrückliches Breve den Orden bestätigte, so hätte er sich gewiß in Frankreich wieder hergestellt, wenn ihn nicht auch in Spanien der königliche Blitz getroffen hätte.

Karl III. von der bourbonischen Linie in Neapel, König von Spanien (1759—1788), philosophierte und reformierte mit seinen Ministern in so weit, als dies bei den obstinaten Spaniern thunlich war. Seine Regierung war wirklich kräftiger als die aller seiner Vorgänger seit Philipp II.; er baute Straßen, Brücken, Arsenale u. s. w. und siedelte deutsche Kolonisten auf der öden Hochfläche der Sierra Morena an,

konnte aber doch nicht umhin, neue Steuern einzuführen und den Spaniern ihre Nationaltracht, den langen Mantel und den breitkrämpigen Hut, zu verbieten. Deßwegen erhob der Madrider Pöbel einen Aufstand gegen den Finanzminister Squillaci und verlangte von dem Könige die Entlassung des verhaßten Neapolitaners. Der Aufstand wurde den Jesuiten auf die Rechnung geschrieben, weil ihnen ein Vivat ausgebracht wurde und die Volksmasse auf ihre Anrede auseinander ging. Der Minister Aranda ließ hierauf eine Untersuchung einleiten und diese fand die Jesuiten schuldig; erwiesen ist nichts, da die Prozeßakten nicht bekannt wurden, und wir müssen deßwegen mißtrauen, weil Aranda ein Feind der Jesuiten war und der Schule der philosophischen Staatsmänner angehörte. Sei dem wie ihm wolle, die Strafe für die gerichtlich behauptete Schuld dreier Mitglieder traf den ganzen Orden; in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1767 wurden alle Jesuiten in Spanien, etwa 6000, weggeführt, wie Sklaven in Schiffsräume verpackt und nach Civitavecchia im Kirchenstaate deportiert. Auch im spanischen Amerika wurden sie festgenommen und eingeschifft; viele derselben gingen in den untern Schiffsräumen, wohin man sie gesperrt hatte, auf der Ueberfahrt nach Europa zu Grunde. Die Indianer in den Reduktionen des Paraguay wollten es nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ihnen der König ihre Väter rauben lassen könne, unterwarfen sich aber, als sie von den Jesuiten dazu aufgefordert wurden; die Indianer wurden seitdem statt durch die Jesuiten durch die Civil- und Militärbeamten des Staates regiert, und die Reduktionen, die in ihrer Blütenzeit gegen 150,000 glückliche Indianer umfaßt hatten, gingen zu Grunde. Karl III. wurde vergebens von dem Papste beschworen, er möchte doch offenbaren, was denn der Orden und was die des Hochverraths angeschuldigten Mitglieder verbrochen hätten; er behielt die Gründe seines Verfahrens „in seinem königlichen Herzen verschlossen"; dies Herz fand sich aber sehr getäuscht, als die erwarteten Reichthümer nirgends aufgefunden werden konnten; Amerika war für den König nicht zum zweitenmal entdeckt, wie er ausrief, als er den Deportationsbefehl gegen den Orden unterzeichnet hatte. Im November des gleichen Jahres traf den Orden die Aufhebung in Neapel und die Deportation in den Kirchenstaat, im Februar des folgenden Jahres in Parma. Das wälsche katholische Europa hatte also beinahe aufgeräumt, in Deutschland dagegen konnte man sich zu einer gewaltthätigen Aufhebung des Ordens nicht entschließen, weil die größten Regenten, Maria Theresia und Friedrich II., von der Aufhebung nichts wissen wollten; denn so wenig positive Religion der Preußenkönig hatte, so wollte er doch den Glauben anderer ungestört lassen; die Aufklärungswuth verspottete er und war viel zu verständig, als daß man ihn überreden konnte, die Jesuiten seien

Königsmörder, Verschwörungsschmiede u. dgl. Die bourbonischen Kabinete ruhten aber nicht; sie drängten und bedrohten den Papst Klemens XIV. so lange, bis er den Orden durch ein Breve vom 23. Juli 1773 aufhob. Klemens that es gezwungen, von den großen Päpsten hätte sich übrigens keiner zwingen lassen; vertreibt die Jesuiten, ich kann es nicht hindern, hätte ein solcher gesprochen, aber daß ich den Orden verurtheile, der unter Christen und Heiden so unendlich viel gewirkt hat, das sei ferne von mir.

Der Orden wurde von der Kirche seinem Schicksale überlassen, weil sie in der Furcht vor größeren Stürmen sich die Ruhe durch ein großes Opfer zu erkaufen hoffte. Der gewaltige Haß der Mächtigen jener Zeit gegen den Orden entsprang daraus, daß sie in ihm einen noch Mächtigeren neben sich zu sehen glaubten; sie hielten ihn für den Archimedes, der den Standpunkt gefunden, auf dem er mit seinem Hebel die Erde bewegen könne. Den meisten der damaligen Regenten und Staatsmänner war der Orden zu gewaltig; sie fürchteten ihn und haßten ihn darum; daher sehen wir auch die schwachen Bourbonen gegen ihn so feindselig, nicht aber Maria Theresia, Friedrich II. und selbst nicht die russische Katharina II. Der Angriff auf den Orden wurde von seinen Feinden mit großer Geschicklichkeit geleitet und jede Blöße mit taktischer Fertigkeit benutzt. Die Betheiligung einzelner Ordensmitglieder an dem politischen Getriebe der Höfe, die Einmischung in weltliche Angelegenheiten überhaupt lieferte das Material zu der Anklage: der Orden ist herrschsüchtig und aller Ränke voll. Streitigkeiten und Eifersüchteleien mit Klöstern und Klerikern veranlaßten zu dem scheinbar schmerzlichen Bekenntniß: die Jesuiten stören den Kirchenfrieden. Laxe Censur von Schriften einzelner Ordensmitglieder schienen die Anklagen, die gegen die Sitten- und Rechtslehre des Ordens gerichtet waren, zu rechtfertigen, und Unternehmungen wie die des Pater Lavalette mit dem Skandal des darauf folgenden Prozesses wurden als Beweis angeführt, daß dem Orden keine Spekulation fremd sei, der unglückliche Spekulant jedoch geopfert werde. Später wurden andere Orden aufgehoben, weil sie zu wenig thäten und nur dem beschaulichen Leben sich hingäben; die Jesuiten dagegen waren zu thätig und entwickelten eine zu große koncentrierte geistige Macht; die Anklage lautete bei den einen auf „zu viel“, bei den andern auf „zu wenig“, der aber gerade genügende Orden wurde bis heute noch nicht bezeichnet.

Drittes Buch.

Zeitalter der Revolution. Washington. Mirabeau; Robespierre. Napoleon; Nelson; Blücher.

Erstes Kapitel.

Der nordamerikanische Freiheitskrieg (1775—1783).

Die englischen Kolonieen.

Während der Eroberungskriege in Europa, zu der Zeit, wo von oben herab die alten Staatseinrichtungen geändert und von den katholischen Mächten feindselige oder beschränkende Maßregeln gegen die katholische Kirche verhängt wurden; als die Lehren einer neuen Philosophie die Grundlagen des bisherigen Staates untergruben und gegen die geoffenbarte Religion einen Vernichtungskrieg eröffneten, geschah in Amerika, in der neuen Welt, eine Begebenheit, welche auf die alte Welt mit nicht geahnter Macht zurückwirken sollte, — die Kolonieen der Engländer machten sich frei und errichteten eine große Republik.

Diese Kolonieen nahmen ihren Anfang zur Zeit der Königin Elisabeth, indem Walter Raleigh 1586 von der Küste Virginiens im Namen Englands Besitz ergriff und von den Spaniern, welche das Entdeckungsrecht für sich hatten, aber keinen großen Werth auf diese goldarmen Landstriche legten, nicht gehindert wurde. Die ersten Kolonisationsversuche beruhten auf kaufmännischer Spekulation und hatten wenig Erfolg; Jakob I. belehnte 1606 gegen eine ansehnliche Baarsumme eine englische Handlungsgesellschaft mit der ganzen Küste, welche damals vom 40sten bis 46sten Grad nördlicher Breite Neuengland (gegenwärtig die Unionsstaaten: Massachusetts, Maine, New-Hampshire, Rhode-Island, Konnektikut, Vermont), vom 36sten bis 40sten Grad Virginien benannt wurde. Die Krone erhielt 1625 den von ihr verliehenen Freibrief zurück, nachdem in Virginien und Neuengland bereits feste Ansiedelungen gegründet waren. Der Kampf zwischen Krone und Parlament unter Karl I., der Bürgerkrieg, die Herrschaft Kromwells und die Restauration des Hauses Stuart bewirkten abwechselnd eine vermehrte Auswanderung nach den Kolonieen, indem jedesmal zahlreiche Genossen

der unterliegenden politischen und religiösen Partei in den nordamerikanischen Wäldern Schutz vor dem Drucke in der Heimath suchten. Die kalvinistisch strengen, republikanisch gesinnten Puritaner (von den Nordamerikanern vorzugsweise die „Pilgrimväter" genannt) wandten sich hauptsächlich nach Neuengland, die ihnen abholden Royalisten und Hochkirchlichen nach Virginien; 1632 gründete der katholische Lord Baltimore Maryland und öffnete dadurch den englischen Katholiken ein Asyl, 1682 der Quäker William Penn Pennsylvanien, wo er unbedingte Religionsfreiheit gestattete, welche Toleranz in den puritanischen Kolonieen damals noch keine Regel ohne Ausnahme war. Die am Meer gelegenen Städte blühten ziemlich rasch auf, namentlich durch den Verkehr mit den Flibustiern (Abenteurern aus allen Nationen, welche sich auf einigen der kleinern westindischen Inseln festgesetzt hatten und besonders von 1625—1690 gegen die spanischen Schiffe und Kolonieen einen großartigen Räuberkrieg führten), während neue Ansiedler tiefer in das Dickicht der Urwälder drangen und sich in Lichtungen anbauten. Zu diesem Zwecke brannten sie entweder ganze Waldstrecken nieder oder sie schälten die Baumstämme, daß sie verdorrten, oder sie schlugen sie mit der Axt nieder, um durch die Verminderung des Schattens und der Traufe luftigere und trockenere Räume zu gewinnen, auf denen sie anfangs nur Mais bauten, weil die gewöhnlichen Halmfrüchte in dem fetten Waldboden zu mastig wurden, oder das Vieh weideten, wenn dasselbe nicht im Urwalde oder in den Prairieen seine Nahrung suchte. Die Wohnung der Ansiedler war ein sogenanntes Blockhaus, aus rohbehauenen Baumstämmen zusammengefügt, die Ritzen mit Moos verstopft, sein Fußboden die hartgetretene Erde. Eine solche Ansiedlerfamilie war fast gänzlich auf sich selbst angewiesen; Mutter und Töchter besorgten nicht nur die innere Haushaltung, sondern spannen, woben und verfertigten Kleider, bereiteten Seife, Lichter und anderes dergleichen, während der Vater und die kräftigen Söhne den Acker bauten oder Waldbäume niederschlugen oder sich auf der Jagd im Urwalde zu sicher treffenden Büchsenschützen ausbildeten. Diese Fertigkeit kam den Kolonisten in dem Kampfe mit den ebenso grausamen als listigen Indianern trefflich zu statten; denn diese waren gegen die weißen Eindringlinge, welche ihnen die Jagdgründe ihrer Väter raubten und sie weiter und weiter in das Innere trieben, ingrimmig erbittert. Aber was vermochten die armen mit Bogen und Keule bewaffneten indianischen Jäger gegen das Feuergewehr der Weißen, gegen deren überlegene physische Kraft, Ausdauer, Klugheit und rücksichtslose Ansprüche? Das Vordringen der englischen Kolonisation in Nordamerika bezeichnet deßwegen auch ein fortwährendes Vertreiben und Vernichten der Indianer, die in England keinen Las Kasas fanden, der ihre Sache vor dem Throne vertreten hätte; über-

dies wurden in die südlicheren Kolonieen auch Negersklaven eingeführt, nachdem die englische Regierung aufgehört hatte, die Deportierten zur Sklavenarbeit in den Kolonieen verwenden zu lassen. Die Engländer waren damals fast im ausschließlichen Besitz des Sklavenhandels und gewannen ungeheure Summen, Liverpool war die Metropole des Handels mit „schwarzen Häuten".

Die englischen Kolonieen in Nordamerika waren von dreierlei Art: rein demokratische, wie namentlich die in Neuengland; dann von der Krone angelegte, in welche das in England herrschende aristokratische Element verpflanzt und daher auch die Kolonialverfassung der englischen nachgebildet wurde (Virginien, New-York, beide Karolina, New-Jersey, Georgia); endlich Grundherrenkolonieen, d. h. solche, welche ursprünglich einzelnen Familien angehörten (Maryland, Pennsylvanien; ursprünglich auch beide Karolina und New-Jersey). Allen Kolonieen war aber das englische Recht, die englische freie Gemeinde- und Bezirksverfassung gemein, und als 1719 die Whigregierung unter Georg I. die Grundherrenverhältnisse aufhob, beruhte die staatsbürgerliche Gesellschaft in Nordamerika auf demokratischer Grundlage. Die Verfassung der einzelnen Kolonieen war nicht bei allen die gleiche, indem die einen mehr Freiheiten als die andern besaßen, wie schon von denen in Neuengland bemerkt wurde. An der Spitze der Regierung stand ein Gouverneur, die Person des Königs vertretend, das Oberhaus vertrat ein Rath, das Unterhaus eine von den Bürgern erwählte Versammlung von Repräsentanten. Die königlichen Aemter in den Kolonieen wurden indessen fast durchschnittlich mit eigentlichen Engländern besetzt; auch befolgte England gegen Nordamerika die Grundsätze der alten Kolonialpolitik, nach welcher den Kolonieen nur der Verkehr mit dem Mutterlande unbedingt frei war, die Ausfuhr von Rohprodukten nach fremden Ländern großen Beschränkungen, die Einfuhr aus fremden Ländern einem unbedingten Verbote unterlag; selbst die Fabrikation für den einheimischen Bedarf war den Kolonieen nur in einzelnen Artikeln (z. B. grobes Tuch, Leder, Leinen) gestattet, in anderen, namentlich in Metallwaaren, gänzlich untersagt. Dem Alter nach bestanden vor dem Unabhängigkeitskriege folgende englische Kolonieen in Nordamerika: Virginien (1607); New-York (1614 von den Holländern gegründet, 1664 von den Engländern erobert); Plymouth (1620 gegründet, 1692 mit Massachusetts vereinigt); Massachusetts (1628); New-Hampshire (1623 kolonisiert und zuerst Lakana genannt, Theil von Massachusetts, 1679 selbstständige Kolonie); Maine (1630); Maryland (1633); Konnektikut (1635 von Massachusetts aus kolonisiert); New-Haven (1637, mit Konnektikut 1662 vereinigt); Providence (1635), Rhode-Island (1638), beide vereinigt 1638; Nordkarolina (1650); Südkarolina (1670); Pennsylvanien (1682); Delaware (1638 von den

Schweden und Holländern kolonisiert, 1662 von den Engländern erobert und 1683 mit Pennsylvanien vereinigt, wieder selbstständig 1703); New-Jersey (1623 von den Holländern kolonisiert, 1664 englisch, 1688 mit New-York vereinigt, 1702 wieder selbstständig); Georgia (1733): im Ganzen also 13 Kolonieen.

Die Franzosen legten nördlich von den Engländern in den Wäldern der beiden Kanada, am Lorenzstrome, an den Küsten bis zur Hudsonsbai, südlich am Missisippi (Louisiana) ebenfalls Kolonieen an, aber diese gediehen nicht wie die englischen, weil der Franzose weder arbeitet wie der Engländer, noch dessen Ernst besitzt. Die Kolonisten beider Nationen schlugen sich wacker mit einander herum, wenn die Mutterländer in Krieg kamen, und auch da behielten in der Regel die Engländer die Oberhand.

Unzufriedenheit und Aufstand der Kolonisten.

Die Engländer hatten in ihren Kriegen mit den Franzosen, namentlich während des siebenjährigen, den England seinerseits gegen Frankreich hauptsächlich wegen der Uebergriffe gegen die nordamerikanischen Kolonieen unternahm, große Schulden gemacht; das Parlament dachte deßwegen auf Mittel, dieselben zu tilgen, ohne England mit neuen Steuern belasten zu müssen. Es belegte daher (1764) mehrere Handelsartikel mit Einfuhrzöllen, um so von den Kolonieen eine indirekte Steuer zu erheben, und führte (1765) eine Stempelsteuer ein. Dagegen protestierten die Provinzialparlamente der Kolonieen und bestritten dem Parlamente des Mutterlandes, in welchem die Kolonisten nicht vertreten waren, das Recht eine neue Steuer einzuführen. Das englische Parlament beharrte auf seinem Rechte, die Kolonieen bei ihrer Weigerung, sie fügten sich der Stempeltaxe nicht und untersagten die Einfuhr zollpflichtiger Waaren. Die Einstimmigkeit der Kolonieen erschreckte das englische Parlament, es ließ die Stempeltaxe fallen, belegte aber (1767) Thee, ein englisches Lebensbedürfniß, Glas, Papier und Malerfarben mit einem geringen Einfuhrzolle, aus dessen Ertrag die Beamten in Amerika bezahlt werden sollten, und beharrte auf dem Rechte die Kolonieen zu besteuern. Diese blieben aber hartnäckig; das englische Parlament setzte hierauf den Zoll auf eine Kleinigkeit herab, indem es offenbar nur das Recht der Besteuerung behaupten wollte. Aber auch so fügten sich die Amerikaner nicht; in Boston warfen als Mohawks verkleidete Männer (18. Dezember 1773) einige Schiffsladungen Thee in's Meer, worauf das Parlament den Hafen von Boston sperrte, die Verfassung von Massachusetts beschränkte und die kanadische Gränze in die nördlichen Provinzen hinein vorrückte. Nun vereinigten sich die Abgeordneten der Provinzialparlamente zu einem allgemeinen Kongresse in Philadelphia und beschloßen (den 14. Sept. 1774), keine englischen Waaren mehr zuzu-

lassen, und wenn den Kolonieen ihr Recht nicht würde, den Verkehr mit England abzubrechen; zugleich erließen sie eine Erklärung an den König und das englische Volk, auch an Kanada, worin sie nachzuweisen suchten, daß sie nur ihre alten wohlerworbenen Rechte gegen die Eingriffe des Parlaments und der Regierung wahren wollten. Als Antwort wurde Massachusetts in Aufruhrstand erklärt und die Einfuhr von Waffen und Munition in die Kolonieen untersagt. Die Amerikaner verstärkten jetzt ihre Milizen, nahmen englische Kriegsvorräthe weg und legten in Konkord Waffenvorräthe an. Der Befehlshaber in Boston rückte mit der Besatzung aus und nahm Konkord, aber bei dem Hin- und Hermarsche wurde auf ihn bei Lexington gefeuert (19. April 1775), und am 16. Juni kam es zu der sogenannten Schlacht von Bunkershill, in welcher die englischen Truppen die feindlichen Stellungen nahmen, aber durch die amerikanischen Scharfschützen sehr viele Leute verloren. Die Engländer hatten keine zureichende Truppenmacht und ihre meisten Befehlshaber (Gage, Howe, Klinton, Bourgoyne) waren unfähige Leute, so daß die Amerikaner den Aufstand täglich besser organisieren konnten. Von Europa aus, namentlich von Frankreich, erhielten sie Aufmunterungen und Zusagen, und den 4. Juli 1776 erklärte der Generalkongreß die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonieen von England. Dem Georg Washington, einem Pflanzer aus Virginien, wurde der Oberbefehl des Heeres übergeben, Benjamin Franklin aber, Buchdrucker, Postmeister, Naturforscher und Kongreßmitglied, wurde nach Europa geschickt, damit er um Hilfe gegen England werbe. Derselbe fand in Paris begeisterte Aufnahme; denn er ging in Landestracht und trug die eigenen ungepuderten Haare; sein offenes, gerades Auftreten, das er mit amerikanischer Schlauheit zu verbinden wußte, sein philosophisches und republikanisches Wesen entzückte nicht bloß die Enthusiasten aus Rousseaus Schule, sondern wie ein neues Schauspiel auch die vornehme Welt. Bundesgenossen fand übrigens Benjamin Franklin in keiner Regierung, nur begeisterte Männer, wie Lafayette und Rochambeau, beide vom Adel; die Gebrüder Lameth, die deutschen Baronen von Steuben, von Kalb, die Polen Kosciusko und Pulawski gingen nach Amerika, um unter dem Banner der neuen Republik zu fechten. Aber auch die Engländer hatten sich mit Nachdruck gerüstet; ihr Heer bestand größtentheils aus Deutschen, welche von ihren Fürsten an England verhandelt waren: Hannoveranern, 12,000 Hessen, Braunschweigern, Anspachern, und was das kleine Lippe und Waldeck lieferten. General Howe nahm New-York und besetzte einen großen Landstrich, der Einfall der Nordamerikaner nach Kanada wurde zurückgeschlagen und es zeigte sich, daß sich die Milizen auch bei großer Uebermacht gegen geregeltes Militär nicht halten konnten.

Dagegen führte Washington den kleinen Krieg mit größerem Vor-

theile; Ende Dezember 1776, als Howe sein Heer in die Winterquartiere auseinandergelegt hatte, ging der amerikanische Feldherr über den gefrorenen Delaware und nahm in Trenton (26. Dezember) eine Abtheilung Hessen gefangen, eine andere Abtheilung überwältigte er acht Tage darauf bei Princetown. Im folgenden Jahre wagte er im Vertrauen auf seine Uebermacht ein Treffen am Flusse Brandywyne (11. September) gegen den fähigsten General der Engländer, Lord Kornwallis, und verlor es, was die Folge hatte, daß Philadelphia von den Engländern besetzt wurde. Um so übler erging es einem andern englischen Heere unter Lord Bourgoyne, der von Kanada aus in das Innere von New-York vorgedrungen war; bald befand er sich ohne Lebensmittel, von den Amerikanern umringt, die Wege durch Verhaue gesperrt, von dem im Süden operierenden Klinton abgeschnitten, so daß ihm keine andere Wahl blieb, als sich mit seinen 7000 Mann an die Amerikaner zu ergeben (Kapitulation von Saratoga 15. Oktober 1777).

Dies Unglück der Engländer weckte ihre alten Feinde auf; den 6. Februar 1778 schloß Frankreich mit Nordamerika, dessen Unabhängigkeit anerkannt wurde, ein Bündniß, dem bald auch Spanien beitrat; Dänemark, Schweden, Rußland und Portugal schloßen die bewaffnete Neutralität gegen die Engländer, welche die Schifffahrt der neutralen Mächte durch willkürliche Untersuchungen belästigten, an Holland aber, dessen Handelsmarine allein mit der englischen wetteiferte, erklärte England (1780) zuvorkommend den Krieg, während es die bewaffnete Neutralität einstweilen gewähren ließ, welche dafür ihrerseits Holland den Engländern preisgab. Nun scholl der Kriegsdonner um das ganze Erdenrund; in allen Meeren bekämpften sich die Flotten, in Asien und Afrika wurden die Kolonieen angegriffen und wechselseitig erobert und verloren. Nach manchem unentschiedenen Kampfe zur See gewannen die Engländer unter dem Helden Rodney die Oberhand, verloren aber an die Spanier und Franzosen die Insel Minorka im mittelländischen Meere; dagegen behauptete Lord Elliot den Felsen von Gibraltar gegen die schwimmenden Batterieen des Ingenieurs d'Arçon. In Amerika mußte natürlich der Krieg die Entscheidung finden; die Engländer räumten nach Bourgoynes Unfall Pennsylvanien und verlegten den Kampfplatz nach New-York und in die südlichen Provinzen, wo die königliche Regierung mehr Anhänger zählte. Kornwallis gewann noch zwei regelmäßige Treffen, als aber die Franzosen (1780) ein kleines Heer nach Amerika geschickt hatten und der englische General von Virginien aus eine Vereinigung mit Klinton, der in New-York kommandierte, zu bewirken suchte, von diesem jedoch nicht gehörig unterstützt wurde, schloßen ihn die Amerikaner und Franzosen in Charlestown ein und zwangen ihn durch Hunger zur Uebergabe (19. Oktober 1781). Dies war für

den Krieg in Amerika entscheidend; „es ist alles vorbei!" rief der englische Minister Lord North, als er die Nachricht erhielt, und nun begannen Unterhandlungen; während derselben ruhte der Krieg gegen die Vereinigten Staaten so ziemlich, nur gegen die Franzosen, Spanier und Holländer wurde er mit Erbitterung fortgeführt. Franklin scheute sich nicht, dem Bunde mit Frankreich, in dem ausdrücklich bedungen war, daß nur gemeinschaftlich Friede geschlossen werden dürfe, untreu zu werden und im November 1782 die sogenannten Provisionalartikel abzuschließen, wodurch der Republik ihre Unabhängigkeit, vortheilhaftere Gränzen gegen Kanada und Antheil an dem Stockfischfang bei Neufundland zugesichert wurden. Die Franzosen murrten zwar, fanden sich aber wie die Spanier doch bewogen, den 20. Januar 1783 zu Versailles Frieden zu schließen, in welchem sie alle von den Engländern eroberten Kolonieen zurückerhielten; nur die Holländer mußten in Ostindien Negapatam abtreten und schieden von jetzt aus der Reihe der großen Seemächte, obwohl sie am 5. August 1782 in der Schlacht bei der Doggersbank (in der Nordsee) der englischen Flotte des tüchtigen Admirals Hyde Parker nicht unterlegen waren; so sehr verhinderte der Parteikampf der Oranier und Republikaner jede nachhaltige Anstrengung der Nation.

Nordamerika hatte seine Unabhängigkeit erkämpft; der edle Georg Washington schützte jetzt sein Vaterland vor dem Ausbruche ernster bürgerlicher Unruhen und erhielt das Heer in seiner Pflicht; denn es murrte über schlechten Dank für so viele Jahre des Kriegs und der Gefahr und trug ihm die Diktatur an. Nach manchen Schwankungen und Reibungen einigten sich die Vereinigten Staaten zu einer definitiven Bundesverfassung. An der Spitze der Vereinigten Staaten steht der Präsident mit vierjähriger Amtsgewalt und kann nur zweimal nach einander gewählt werden; er hat einen Jahresgehalt von 25,000 Dollars, ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, ernennt alle Beamten der Republik, hat die vollziehende Gewalt und leitet die Beziehungen zum Ausland. In der gesetzgebenden Gewalt kann er nur mit einem suspensiven Veto einschreiten; diese ruht bei dem Kongresse, der aus zwei Kammern, dem Senate und den Repräsentanten besteht. In den Senat schickt jeder einzelne Staat zwei Mitglieder, in das Repräsentantenhaus aber auf 70,000 Einwohner einen Abgeordneten. Das Bundesgericht entscheidet über Staatsprozesse und Streitigkeiten einzelner Staaten und ist die höchste Appellationsbehörde; unter ihm stehen die Kreisgerichte, die von einem Mitgliede des Bundesgerichts und einem des Bezirksgerichts geleitet werden; an sie geht die Appellation der Prozesse von 80—200 Dollars; sie urtheilen auch über Verbrechen. Die Religion ist frei, insofern man nur einen Gott bekennt. Jeder einzelne Staat ordnet seine inneren Angelegenheiten selbst durch einen Gouverneur

und eine Generalversammlung. Jeder hat ein Bezirksgericht, das in Civil- und Handelssachen, Arrest, Strafprozessen u. s. w. entscheidet.

Washington, dem zu Ehren die Bundesstadt benannt wurde, war der erste Präsident der Vereinigten Staaten; 1797 trat er in das Privatleben zurück; er starb auf seinem Landgute Mount Vernon den 14. Dezember 1799; Franklin war ihm am 17. April 1790 vorangegangen.

Die Union (nordamerikanische Bundesrepublik) entwickelte sich mit beispielloser Raschheit; sie hatte aber auch alle mögliche Gunst des Himmels: ein Volk, das Arbeit und Thätigkeit liebt, das Erbe der europäischen Civilisation und eine ungeheure Bodenfläche, die Raum für eine fünfzigfache Bevölkerung darbietet. Darum ist es den Amerikanern bis heute noch nicht zu enge geworden; unruhige Geister ziehen weiter und lassen sich entfernt von der Gesellschaft nieder, deren Einrichtungen ihnen nicht gefallen (wie 1847 die religiöse Sekte der Mormonen). Auf dem Festlande haben sie keine nebenbuhlerische Macht und zur See eben so wenig zu fürchten, so lange sie nicht selbst Krieg anfangen. Washington ermahnte sie in seinem Testamente, ihre Gränzen nicht zu erweitern und sich in keinen fremden Krieg zu mischen. Ersteres haben sie nicht gehalten; bereits haben sie Mexiko halb verschlungen, und es wird ihrer Ausdehnung über das ehemals spanische Amerika nordwärts des Isthmus von Panama wohl nicht Schranken setzen. Aber durch diese Eroberungen wird die Bevölkerung eine gemischte werden, und es fragt sich, ob der angelsächsische Charakter sich behaupten kann, wenn die Bevölkerung aus Angelsachsen, Spaniern, Mischlingen afrikanischer und amerikanisch-indischer Abstammung zu einer neuen Race verschmilzt; ob der heiße Süden mit seinen Früchten, Genüssen und Beschwerden sie härter finden wird, als dies bei den germanischen Stämmen im südlichen Europa und in Nordafrika der Fall war. Ihre Verfassung spricht in der Einleitung, die nach der europäischen Philosophie des 19. Jahrhunderts weist, von den Rechten der Menschen; die hohen Worte von Menschenwürde hinderten jedoch die Amerikaner nicht, die Sklaverei in den südlichen Staaten zu dulden und zu schützen, die eingebornen Indianer aber vor sich herzutreiben und, wenn sie nicht weichen wollen, zu vernichten. Die Union hat allerdings schon Großes geleistet und ist zu einer Weltrolle bestimmt, aber nichts ist unsinniger, als wegen dieses raschen Wuchses die Union zu einem politischen Muster für Europa aufzustellen. Da müßte Europa vorerst $^{90}/_{100}$ von seinen Bewohnern verlieren, mit Wald überwachsen, sein Klima, seinen Boden und dadurch auch seine Erzeugnisse ändern, dann könnte ein Versuch, Amerika politisch nachzuahmen, gemacht werden. Die Franzosen haben es versucht, wir werden sehen, wie es ihnen gelungen ist.

Zweites Kapitel.

Die französische Revolution.

Frankreich vor der Revolution.

Frankreichs jährliches Einkommen in den letzten Zeiten des alten Königthums belief sich auf ungefähr 430 Mill. Franken. Die Staatsschulden, welche durch die Theilnahme an dem englisch-nordamerikanischen Kriege beträchtlich gewachsen waren, betrugen bereits 4000 Mill. Franken; schon die Zinsen dieser Staatsschuld verschlangen, da bei dem erschütterten Staatskredit Anlehen nur gegen hohe Verzinsung gemacht werden konnten, so ziemlich die Hälfte des Staatseinkommens; nun waren aber noch der Hof da, die Armee, die Flotte, die Beamten, überhaupt der öffentliche Dienst; die Ausgaben dafür konnten mit dem Reste des Staatseinkommens nicht bestritten werden, es gab daher jedes Jahr einen Ausfall, der durch ein neues Anleihen gedeckt werden mußte. König Ludwig XVI. (geboren den 23. August 1754) regierte seit dem 10. Mai 1774 und hatte den besten Willen, durch einen besseren Staatshaushalt den öffentlichen Kredit wieder zu heben und die Lasten des schwer gedrückten Volkes zu erleichtern; allein sein guter Wille war nicht von der nöthigen Kraft unterstützt, um den Widerstand derer zu brechen, welche ihm zunächst standen. Es saßen in seinem Ministerium drei Männer, welche eine gründliche Reform des ganzen Staatswesens beantragten, als das einzige Mittel, das noch helfen konnte: Turgot, Malesherbes, St. Germain. Sie verlangten die Berufung einer Nationalversammlung oder wenigstens der Provinzialstände; dafür stellte der König das Parlament wieder her, wie es vor 1770 bestanden hatte, in welchem Jahre es zu einem Gerichtshofe umgeschaffen wurde, weil es die Steuern nicht registrieren wollte; das geschah gegen Turgots Rath, denn das Parlament machte wohl Opposition gegen die Regierung, wollte aber von den nothwendigen Reformen nichts wissen. Turgot gedachte die Frohnen und drückende Feudallasten zu beseitigen und eine allgemeine und gleichförmige Besteurung auf der Grundlage eines Katasters einzuführen. Außer den indirekten Steuern, den Zöllen und Monopolen, gab es eine direkte Steuer auf Grund und Boden (la taille), welche besonders den Bauer und Pächter traf, eine Kopfsteuer, die nur auf dem gemeinen Mann lastete, die Häusersteuer (der Zwanzigste), von der nur die Geistlichkeit befreit war. Fast noch drückender als die Steuern war die Art ihrer Erhebung. Die Steuern der einzelnen Provinzen waren nämlich an die Generalpächter gegen bestimmte Summen verpachtet; die Generalpächter wurden in der Regel bald Millionäre; die Besteuerten aber waren

ihnen gegenüber fast rechtlos, da nicht einmal die Heberollen veröffentlicht wurden. Die Anträge Turgots scheiterten an dem Einflusse der privilegierten Stände, welche ihre Steuerfreiheiten nicht aufgeben wollten. Es sollten tiefgreifende Ersparungen im Hofhalte gemacht werden; dagegen hatte der König nichts, aber die Königin Maria Antonia (Maria Theresias schöne, tugendhafte und geistreiche Tochter, fünfzehnjährig an Ludwig XVI. den 30. Mai 1770 vermählt als Unterpfand des französischen Bündnisses) begriff in jener Zeit den Ernst der Lage noch nicht und wollte nichts hören, wenn die Minister von Verbesserungen und Ersparnissen redeten, da sie von anderer Seite her ganz anders berichtet wurde; und doch bezog allein der Hofadel jährlich 28 Millionen an Pensionen, hatte der König für seinen Bruder, den Grafen von Artois, später Karl X., einen übermüthigen Verschwender, binnen drei Jahren 7½ Millionen Schulden bezahlt und dessenungeachtet blieben noch 14 Millionen unbezahlt. Auch an die Umschaffung des Gerichtswesens wollte das Ministerium Hand anlegen; es beantragte die Abschaffung der Haftbriefe (lettres de cachet), welche von der Regierung an Beamte, Bischöfe, Adelige u. s. w. jährlich ausgegeben wurden und dem Vorzeiger die Macht gaben, eine bestimmte Person ohne Angabe der Gründe verhaften zu lassen. Es bestand außerdem in Frankreich eine gerichtliche Aristokratie; die Richterstellen waren nämlich alle käuflich, der Staat verzinste dem Käufer die einbezahlte Summe und darin bestand der größere Theil seines direkten Einkommens, da die Besoldungen nur gering waren. Auf der einen Seite war durch diese Käufe die Staatsschuld um 300 Millionen Franken vermehrt, andererseits waren die Stellen erblich geworden und es hatte sich die richterliche Gewalt in einzelnen Familien konzentriert, die einen Schweif von Advokaten und Schreibern nachzogen. Gegen dieses Uebel sollte ein allgemeines Gesetzbuch helfen, das nach und nach geschaffen werden mußte. Daß das Ministerium den Protestanten volle Religionsfreiheit geben, die Rechte der Geistlichkeit beschränken und den öffentlichen Unterricht heben wollte, brachte die Richtung der Zeit mit sich; wie weit es aber in dieser Hinsicht gegangen wäre, läßt sich nicht bestimmen. Der Kriegsminister St. Germain, sonst ein dem preußischen Militärsystem blind ergebener Mann, wollte die bevorzugten Korps den anderen Truppen der Armee gleichstellen und die Zahl der Offiziere beschränken, denn die Armee zählte 60,000 derselben, er wollte auch die Käuflichkeit der Offiziersstellen abschaffen u. s. w. Frankreich war damals in Provinzen getheilt, z. B. Burgund, Lyonnais, Dauphiné, Provence, Artois, Normandie u. s. w., welche durch Mauthlinien von einander getrennt waren; letztere sollten fallen sowie alle Beschränkungen des inneren Verkehrs. Von diesen Reformen, welche den französischen Staat vielleicht friedlich umgewandelt hätten, trat nichts

in das Leben; Ludwig sagte zwar: „Turgot und ich meinen es allein mit Frankreich gut", aber die Königin, die Prinzen, der Hofadel, der hohe Klerus vermochten so viel über ihn, daß er im Mai 1776 die Entlassung des Ministeriums annahm, als auch die Parlamente gegen dasselbe ihre Stimme erhoben. Der Genfer Bankier Necker übernahm nach Turgot das Finanzministerium und wußte durch Anlehen die Mittel zum Kriege gegen England, den der Minister des Aeußeren, Vergennes, bei dem Könige durchsetzte, leicht aufzubringen; da er aber gleichfalls auf Ersparungen drang und die Reorganisationen Turgots theilweise aufnahm, zudem einen Rechenschaftsbericht seiner Verwaltung veröffentlichte und dadurch den finanziellen Zustand Frankreichs bloßlegte, mußte auch er weichen und Frankreich verlassen (1781). Der neue Finanzminister de Kalonne stellte durch schlaue Künste einen augenblicklichen Kredit her und schaffte Geld zu nöthigen und unnöthigen Ausgaben, aber die Herrlichkeit nahm bald ein Ende und de Kalonne mußte dieselben Anträge wie Turgot machen. Um die Besteurung der Privilegierten durchzusetzen, wurde auf den 22. Februar 1787 die Versammlung der Notabeln einberufen; sie bestand aus 144 Mitgliedern, die dem Adel, dem Klerus den hohen Staatsbeamten und Parlamenten angehörten, von den Städten waren sechs Abgeordnete darunter. Nun mußte ein Deficit von 140 Millionen eingestanden werden; darüber und als die Vorschläge von allgemeiner Besteurung eingebracht wurden, erhob sich in der Versammlung ein solcher Sturm, daß de Kalonne sein Amt abgeben und aus Frankreich fliehen mußte. Sein Nachfolger wurde der Erzbischof von Toulouse, Lomenie de Brienne, welcher ihm in der Notabelnversammlung am meisten zugesetzt hatte; aber als dieser zwei neue Steueredikte durch das Parlament einregistrieren lassen wollte, weigerte sich dasselbe und beharrte selbst gegen ein lit de justice auf seinem Widerstande, ließ sich durch die Verweisung der Hauptsprecher nach Troyes nicht einschüchtern, so daß der König zu einer Reform der Parlamente schritt, die aber nie zu Stande kam. Der Streit war aus dem Parlamente bereits auf die Nation übergegangen, Aufstände und Feuersbrünste in den Provinzen verkündeten, daß die wilden Elemente sich entfesselten, der drohende Staatsbankerott rückte näher, und der König war gezwungen, den Volksliebling Necker wieder in das Ministerium zu rufen. Dieser drang trotz der Gegenwehr der abermals einberufenen Notabeln und der wieder restituierten Parlamente mit seinem Antrage auf eine allgemeine Ständeversammlung durch, und der König berief auf den 1. Mai 1789 300 Abgeordnete des Adels, 300 der Geistlichkeit und 600 des dritten Standes nach Versailles ein.

Drittes Kapitel.

Die allgemeinen Stände (les états généraux) oder die konstituierende Versammlung (5. Mai 1789 bis 30. September 1791).

Bei der Eröffnung der Stände sprach der König seinen aufrichtigen Wunsch aus, das Wohl Frankreichs durch die Mitwirkung der Versammlung neu zu begründen. „Alles, was man von der innigsten Theilnahme an dem öffentlichen Wohle erwarten darf," sprach er, „alles, was von einem Herrscher, seiner Völker erstem Freunde, erwartet werden kann, dürfen Sie von meinen Gesinnungen erwarten. Möge ein glücklicher Einklang in dieser Versammlung herrschen und dieser Zeitpunkt auf immer denkwürdig für das Glück und die Wohlfahrt des Reiches werden! Das ist der Wunsch meines Herzens, das ist mein heißester Wunsch, das endlich der Preis, den ich für meine redlichen Absichten und meine Liebe zu meinen Völkern erwarte."

Der dritte Stand erklärt sich zur Nationalversammlung (17. Juni).

Der Schwur im Ballhause (20. Juni).

Würde in einer stürmischen Zeit der gute Wille hinreichen, so wäre Ludwig XVI. der tauglichste Mann für Frankreich gewesen, allein der gute Wille rettet in solcher Zeit nicht, wenn mit ihm nicht kräftiger Entschluß und klare Einsicht in den Stand der Verhältnisse vereinigt sind. Diese mangelte dem Könige und dem Ministerium Necker gänzlich; es hatte nicht einmal bestimmt, in welcher Form die Berathungen der Stände gehalten werden sollten und überließ es ihnen, wie sie darüber einig werden möchten; das hieß auf deren guten Willen und Einigkeit zu viel vertrauen. Adel und Geistlichkeit verlangten, daß jeder Stand gesondert seine Sitzungen halte, der dritte Stand aber beharrte auf gemeinschaftlicher Berathung und erklärte sich sogar auf den Antrag des Abbé Siéyes zur Nationalversammlung. Der König war durch diesen Schritt, welcher die bisherige Verfassung geradezu umwarf, sehr entrüstet und verbot dem dritten Stande jede weitere Versammlung. Dieser aber versammelte sich dennoch am 20. Juni in dem Ballhause zu Versailles und hier schwuren die Abgeordneten einander einen feierlichen Eid, nicht eher auseinander zu gehen, als bis Frankreichs Verfassung auf einer sichern Grundlage erbaut sein würde. Das Volk jubelte Beifall, die Pariser erklärten sich für die Abgeordneten und waren von jetzt an das schlagfertige Heer, auf welches die Nationalversammlung rechnen durfte. Schon am 22. Juni gingen 140 Geistliche zu dem drit-

ten Stande über und in der Begeisterung wurden einander neue Gelübde zugeschworen. Am 23. war sogenannte königliche Sitzung; der König kam mit allem Glanze der Majestät; Adel und Geistlichkeit folgten ihm durch die Hauptpforte in den Saal, während die Abgeordneten des dritten Standes unter strömendem Regen warten mußten, bis sie durch ein Seitenthor eingelassen wurden. Alsdann tadelte der König in scharfen Worten das Unterfangen der Stände, erklärte ihre bisherigen Beschlüsse für ungiltig, legte einige Verbesserungsplane vor und drohte die Versammlung aufzulösen, wenn sie nicht darauf eingehe; jeder Stand solle in Zukunft in dem angewiesenen Lokale berathen. Als der König die Versammlung verlassen hatte, entfernten sich auch der Adel und ein Theil der Geistlichkeit; die bürgerlichen Abgeordneten aber blieben und der Graf von Mirabeau (der sich von dem dritten Stande hatte wählen lassen nach dem Vorbilde der römischen Patricier, die sich den Weg zum Tribunate vermittelst der Adoption durch einen Plebejer öffneten) forderte sie auf, dem Schwure im Ballhause getreu zu bleiben. Der König schickte den Oberceremonienmeister und befahl ihnen auseinander zu gehen; diesem aber rief Mirabeau entgegen: „Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir durch die Wahl des Volkes hier sind, und daß wir nur durch die Gewalt der Bajonette auseinander getrieben werden können!“ Die Versammlung erklärte darauf die Person eines Abgeordneten für heilig und unverletzlich und jeden des Hochverraths an der Nation schuldig, der gegen die Person eines Abgeordneten Gewalt versuche. So trotzte der dritte Stand dem Könige, und dieser glaubte bei der Stimmung des Volkes keine andere Wahl zu haben, als daß er Adel und Geistlichkeit zur Vereinigung mit dem dritten Stande aufforderte, was am 27. Juni auch geschah.

Der Sturm auf die Bastille (14. Juli).

Nach diesem Schlage auf die königliche Gewalt mußte sich die Versammlung gefaßt machen, daß ihr die eroberte Macht wieder entrissen würde. Bald bewiesen kriegerische Anstalten, daß der König das Militär zur Wiederherstellung seines Ansehens gebrauchen werde; ein Heer von 50,000 Mann wurde unter dem Herzog von Broglie um Versailles zusammengezogen, und die Schweizerregimenter und andere sichere Truppentheile nach Paris und Versailles verlegt. Argwohn und Mißtrauen, durch zahlreiche Flugschriften und Winkelredner unterhalten und gesteigert, erfüllten Paris und das Land; dem König schrieb man noch immer den besten Willen zu, aber die Meinung gewann die Oberhand, er werde von der Königin und seinen Brüdern zu Gewaltmaßregeln gegen die Nationalversammlung geleitet. Dazu kam die plötzliche Entlassung und Verweisung Neckers aus Frankreich (11. Juli) sowie das

Gerücht, der Herzog von Orleans, der aus Haß gegen den König den Volksfreund spielte, sollte verhaftet werden. Am 12. Juli trug ein Haufe Menschen die mit Flor behangenen Büsten der beiden Männer durch die Straßen; der Haufe schwoll zusehends an, wurde aber von dem Prinzen Lambesk durch Dragoner auseinander gesprengt. Allein während der Nacht ging das Werk des Aufstandes seinen Gang fort; die Bürger bewaffneten sich und am Morgen heulten die Sturmglocken von allen Thürmen; es wurden 50,000 Piken geschmiedet und mit ihnen der Pöbel der Vorstädte St. Antoine und Marceau bewaffnet. Den Tag darauf, am 14. Juli, wurde das Gerücht verbreitet, daß die Soldaten gegen Paris im Anzuge seien, und augenblicklich erscholl das Geschrei: nach der Bastille, nach der Bastille! Dieses war eine alte Festung in der Stadt, in welcher seit Richelieus Zeit, aber nicht unter Ludwig XVI., mancher unschuldige Gefangene geschmachtet hatte; dahin, hieß es, sollen die Abgeordneten gesperrt werden, wenn die Soldaten die Stadt überwältigt hätten.

Ein ungeheurer bewaffneter Haufe aus Männern jedes Standes stürmte die Bastille, die beinahe keine Besatzung hatte, und eroberte sie; sie ward dem Erdboden gleichgemacht, und an diesem Tage wurden zum erstenmale bluttriefende Köpfe auf Piken herumgetragen, nämlich die des Bastillekommandanten und einiger Soldaten; an demselben Tage ermordete der Pöbel noch einige sogenannte Aristokraten und verstärkte mit ihren Köpfen die Embleme seines Zuges. Der König selbst kam nach Paris und sprach dem Drange seines Herzens folgend väterliche Worte zu dem Volke, das ihm zujauchzte, und als der aus der Verbannung zurückgekehrte Necker wie eine rettende Gottheit in Stadt und Land aufgenommen wurde, glaubte sich der eitle Minister durch die Volksgunst allmächtig. Nach wenigen Tagen aber wurden der Staatsrath Foulon und dessen Schwiegersohn Berthier, sowie der Präsident des Pariser Magistrats, Flesselles, ermordet, und auf dem Lande zündeten die Bauern die Schlösser der Adeligen an; dafür wies sie die Nationalversammlung in einer scharfen Proklamation zurecht!

Die Nacht des 4. August.

König und Nationalversammlung in Paris.

Die adeligen Abgeordneten, welche sich so lange gesträubt hatten, wurden endlich auch von der herrschenden Begeisterung ergriffen, oder sie bangten für ihr Leben und Eigenthum, wenn sie länger widerstrebten, und deßwegen wurde ein klug überlegter Gedanke nach französischer Weise in die Scene gesetzt. In der Nacht des 4. August trugen Abgeordnete des Adels selbst auf die Aufhebung aller Vorrechte an, ebenso auf die Ab-

schaffung aller Feudallasten gegen billige Entschädigung; so hörte demnach aller Standesunterschied auf und es gab nur noch Bürger. Ferner wurde eine Nationalgarde errichtet, nämlich allen Bürgern die Waffen in die Hand und militärische Organisation gegeben; dadurch sollte es der Regierung unmöglich gemacht werden, einen Gewaltstreich zu führen; Kommandant der Pariser und der Nationalgarde des Landes wurde Lafayette, der unter Washington gefochten hatte. Dies erschreckte viele Herren aus den vornehmen Ständen, so daß sie zu Hunderten den Boden Frankreichs verließen, um in dem Auslande eine Wendung der Zustände abzuwarten, wohl auch schon in der Absicht, fremde Hilfe anzurufen. Dergestalt wurde der König von denen verlassen, die sich sonst die Stützen des Thrones nannten, und zudem den geheimen und offenen Schürern der Revolution eine neue Waffe gegeben: die Anklage, der König stehe mit der Partei des Auslandes im Einverständniß. Aber auch die Nationalversammlung war nicht mehr Herr der Bewegung, die sie hervorgerufen und anfangs geleitet hatte; in Paris war im Sturm ein demokratischer Stadtrath gewählt worden, der seine Existenz einem Wählervereine dankte, welcher nun den Maire und die 60 Vorsteher der Sektionen als Werkzeug zu neuen Aufständen benutzte. Seine Taktik zeigte er alsbald. In Paris war Theurung und daran mußte der König schuldig sein und die Räthe, welche ihn zu Versailles umgaben. Dorthin hatte er das treue Regiment Flandern berufen, dem die Gardisten am 1. Oktober ein Gastmahl gaben, bei welchem in der Trunkenheit Drohungen gegen die Pariser und die Nationalversammlung ausgestoßen wurden; unglücklicher Weise hatten thörichte Rathgeber (denn was sollte ein Regiment in dem gewaltigen Sturme bedeuten, eine Armee hätte eine solche Huldigung verdient!) den König bewogen, mit der Königin und dem Kronprinzen dem Feste anzuwohnen, und am 3. wurde das gleiche Spiel erneuert. Darüber gerieth Paris in Aufruhr; die rohen Fischweiber bewaffneten sich zuerst, anderer Pöbel rottete sich zusammen und der ganze Haufe zog nach Versailles. Dort wurden einzelne Gardisten ermordet, die Königin selbst kam in Lebensgefahr, bis endlich die Pariser Nationalgarde unter Lafayette erschien und mit Mühe weitere Gräuelthaten verhinderte. Der König wurde von dem Haufen nach Paris eskortiert, die Nationalversammlung folgte nach, und so kamen diese und der König in die Gewalt der Bevölkerung von Paris oder vielmehr der Vereinsmänner, denen es ein Leichtes wurde, augenblicklich bewaffnete Pöbelmassen vorzuführen. Es war daher bezeichnend, daß statt der königlichen Farbe, weiß, die Stadtfarben von Paris, roth und blau, zu denen Lafayette noch weiß fügen durfte (die Trikolore), von den Männern der Bewegung angenommen wurden. So viele Rücksicht wie bei der Farbe ungefähr nahm die Nationalversammlung auf den

König in ihren vorläufigen Verfassungsbestimmungen; es wurde eine Kammer gut befunden, welche allein die gesetzgebende Gewalt ausüben sollte; dem Könige wurde mit Noth ein suspendierendes Veto in der Weise zugeschieden, daß ein von der Kammer beschlossenes Gesetz durch das königliche Veto auf vier Jahre verschoben sein sollte. Jetzt war das Veto der Text der Aufruhrprediger und die Königin wurde in einem Gassenhauer als „Madame Veto" verhöhnt.

Die Nationalversammlung fährt fort Frankreich umzugestalten.

Bundesfest der Franzosen (am 14. Juli 1790).

Am 26. Oktober erhielt Frankreich eine neue gleichförmige Eintheilung; die alten Provinzen verschwanden bis auf den Namen und machten 83 Departements Platz, die nach Flüssen, Bergen u. s. w. benannt wurden. Jedes Departement zerfiel wieder in Distrikte, der Distrikt in Kantone. Jedes Departement erhielt ein Kriminalgericht, der Distrikt ein Civil-, der Kanton ein Friedensgericht. Alle Aemter wurden durch Volkswahlen besetzt. Dann kam die Reihe an die Geistlichkeit; die Kirchengüter wurden zum Nationalgut erklärt am 2. Nov. (im Anschlag 3000 Mill. Fr.) und ein Papiergeld ausgegeben, welches auf den Erlös dieser Güter angewiesen und deßwegen Assignaten genannt wurde. Die Klöster wurden aufgehoben und die bisherige kirchliche Organisation umgestürzt; Frankreich sollte zehn Erzbischöfe und in jedem Departement einen Bischof haben; die Wahl der Geistlichen sollte dem Volke überlassen sein, die Geistlichen vom Staate bezahlt werden. Religionsfreiheit und Preßfreiheit wurden verbürgt. Zuletzt kam der Adel noch einmal an die Reihe; alle Adelsbriefe, Wappen, Ritterorden, Livreen, Titel u. s. w. wurden abgeschafft, die Majorate aufgehoben, Freiheit und Gleichheit aller Franzosen verkündet.

Nachdem Frankreich auf diese Weise geebnet und centralisirt war, kam der Jahrestag der Eroberung der Bastille, und dieser sollte besonders feierlich begangen werden; an diesem Tage sollten der König, die Mitglieder der Nationalversammlung, die Abgeordneten der Departements, die Pariser Nationalgarde, die Deputierten der Nationalgarden aus den Departements den Eid auf die neue Verfassung schwören. Das Marsfeld (eigentlich Märzfeld) war dazu bestimmt; der große Platz war mit Rasenstufen umgeben, auf welchen sich wenigstens 400,000 Menschen aufstellten; der Enthusiasmus der Pariser hatte in wenigen Tagen die Arbeit vollbracht, da sogar vornehme Frauen an derselben Theil nahmen. In der Mitte war ein alterthümlicher Altar errichtet; um den Altar, auf einer Rednerbühne, sah man den König und die königliche Familie und neben ihr die Nationalversammlung und den Ge-

meinderath von Paris; die Abgeordneten des Heeres und der Nationalgarde standen unter ihren Fahnen. Der Bischof von Autun, der später so berühmt und berüchtigt gewordene Diplomate Talleyrand, bestieg den Altar im bischöflichen Gewande, und 400 Priester, angethan mit weißen Chorhemden und mit dreifarbigen Gürteln geschmückt, stellten sich an die vier Seiten des Altares. Der Bischof hielt feierliche Messe, segnete hierauf zuerst die Oriflamme (die Reichsfahne) und darauf die Fahnen der 83 Departements. Alsdann trat bei feierlicher Stille Lafayette hervor, der zum Oberbefehlshaber aller Nationalgarden ernannt worden, und leistete den Bürgereid; nach ihm schwuren der Präsident der Nationalversammlung und alle Deputierten. Der Ruf: „es lebe die Nation! es lebe der König!" mischte sich in den Donner des Geschützes und das Schmettern der Militärmusik. Nun erhob sich der König und sprach: „Ich, König der Franzosen, schwöre alle mir durch die Verfassung übertragene Macht anzuwenden, um die von der Nationalversammlung beschlossene und von mir angenommene Verfassung aufrecht zu erhalten." Die Königin nahm den Dauphin auf die Arme, zeigte ihn dem Volke und sprach: „Das ist mein Sohn, er vereinigt sich mit mir in denselben Gesinnungen." Da senkten sich alle Fahnen, ungeheurer Zuruf erscholl und ein Danklied beschloß das Schauspiel. Denn mehr als ein Schauspiel war es nicht: ein ungläubiger Geistlicher feierte die Messe, republikanische Abgeordnete schwuren dem König, ein durch die Bevölkerung der Stadt Paris gefangener König legte den Eid auf eine Verfassung ab, die ihm aufgezwungen war, ein flatterhaftes Volk gelobte Treue, und der mordsüchtige Pöbel schrie: „es lebe der König!"

Flucht der königlichen Familie (den 20. Juni 1791).

Der 14. Juli brachte auch nur kurzen Aufschub; bald darauf entzog die Nationalversammlung dem Könige das Begnadigungsrecht, den Besitz von 8 Schlössern, das Recht Krieg zu erklären, und endlich verbot sie ihm sich mehr als 20 Stunden von der Hauptstadt zu entfernen. Daneben bearbeiteten Vereine das Volk (unter ihnen ist der Klub der Jakobiner berüchtigt geworden), um einen vollständigen Umsturz herbeizuführen. Die Jakobiner hatten in allen Städten, selbst in den meisten Dörfern ihre Zweigvereine; wie in Paris die Pickenmänner der Vorstädte in ihrem Dienste standen, so hatten die Zweigvereine in den Städten und den Departements verwegene Menschen in ihrem Solde, die zu allem bereit waren. Durch Gerüchte und Lügen von Unternehmungen gegen die Freiheit, gegen Volkslieblinge, gegen Frankreich u. s. w. wurde zuerst die Bevölkerung verwirrt und in wilde Unruhe versetzt, so daß kein Beamter einschreiten durfte, wenn er nicht als Volksverräther geächtet sein wollte; war so die Macht des Gesetzes in einer Stadt

oder in einem Bezirke gelähmt, so folgte von den Jakobinern und ihren Gesellen der vorbereitete Schlag, der in der Regel gelingen mußte, weil die gesetzliche Macht durch das allgemeine Mißtrauen entwaffnet war, und bevor den Bürgern und Freiheitsenthusiasten der milderen Art die Augen aufgegangen waren, hatten die Jakobiner die Gewalt in den Händen. Noch einmal schien dem König ein Hoffnungsstern aufzugehen; Mirabeau, der in der Nationalversammlung das gewaltigste Wort führte, wurde von der Königin, welche längst über den Charakter der Revolution sich keiner Täuschung mehr hingab, gewonnen und versprach die Monarchie zu retten; allein er starb den 2. April 1791, vielleicht zum Glück für ihn, denn er hätte seinen Einfluß auf die Versammlung und das ganze Volk wohl verloren, sobald seine Verbindung mit dem königlichen Hofe allgemein bekannt wurde; Mirabeau selbst hatte den König der bewaffneten Macht berauben, die Revolution aber bewaffnen helfen, wie konnte er hoffen, ihr durch Worte die Waffen aus der Hand zu reißen? Bald erbitterte es die Nationalversammlung, daß der König die Bestimmungen der Verfassung, durch welche die meisten Rechte der Kirche vernichtet wurden, nicht mit seiner königlichen Sanktion versehen wollte, als ob der König das gleiche philosophische Gewissen wie die Mehrzahl der Gesetzgeber haben müßte, als ob die nordamerikanische Verfassung, die doch als Ideal betrachtet wurde, etwas von dieser konstitutionellen Modellierung der Kirchenverfassung und dem Zwange, derselben zu schwören, wüßte. Der König sah sich jeden freien Willens beraubt, hatte doch das Volk von Paris ihn an Ostern gehindert nach St. Kloud zu gehen; er ahnte das Schicksal, das ihm bereitet wurde, und entschloß sich zur Flucht. Der Kommandant von Metz, Bouillé, ein entschlossener Soldat und Gegner der Umwälzung, der eine Militärmeuterei in Nancy mit blutiger Strenge unterdrückt hatte, bot seine Dienste an. In der Nacht vom 20. Juni unternahm die königliche Familie die Flucht; aber in St. Menehould wurde der König von dem Postmeister Drouet erkannt und von der Nationalgarde in Varennes angehalten. Es war eine traurige Rückkehr nach Paris; der König wurde stumm in Paris empfangen, in den Tuilerien bewacht und von seiner Würde suspendiert. Die Nationalversammlung setzte ihn jedoch wieder ein, so sehr auch einige wilde Republikaner eiferten, und als er am 14. September die ihm von der Nationalversammlung vorgelegte Verfassung beschwor, schien es sogar eine Zeit lang, als ob der König und die Königswürde den Franzosen wieder theuer geworden seien. Am 30. September löste sich die Versammlung auf, nachdem sie über zwei Jahre gesessen und während dieser Zeit das älteste Königreich Europas von Grund aus umgestaltet hatte.

Viertes Kapitel.

Die gesetzgebende Versammlung (1. Okt. 1791 bis 20. Sept. 1792).

(20. April) Kriegserklärung gegen Oesterreich, (25. Juli) Manifest des Herzogs von Braunschweig; der 10. August und der 2. September in Paris.

Die neue Versammlung hieß die gesetzgebende, weil sie durch ein neues Gesetzbuch die alten noch giltigen, aber nicht gehaltenen Gesetze gründlich beseitigen sollte. Die konstituierende Versammlung hatte in ihrer Laune gegen allen aristokratischen Schein zum Schlusse noch verordnet, daß keines ihrer Mitglieder in die gesetzgebende gewählt werden dürfe, daher bestand diese aus lauter neugewählten, meist jungen Männern. Sie schied sich in drei Parteien: 1. die Königlichgesinnten, 2. die Girondisten (so genannt, weil das Departement der Gironde die ausgezeichnetsten Mitglieder geliefert hatte); sie waren Republikaner der milderen Sorte, sogenannte Doktrinärs, ganz geeignet, den Rest der königlichen Gewalt zu vernichten, ohne die 3. Partei, die Bergmänner, (so genannt, weil sie in dem Saale die oberen Sitze auf der linken Seite einnahmen), auf ihrem Wege aufhalten zu können. Die Bergmänner hatten in der Versammlung nicht die Mehrzahl; aber sie stützten sich auf die Jakobiner, auf die Pickenmänner der Vorstädte und auf den Herzog von Orleans, welcher seit 1789 den Unruhestiftern das Geld hergab, mit welchem sie Pöbelrotten für Tumulte, Aufstände, Mordthaten mietheten; der eben so feige als schlechte Prinz wollte sich auf diesem Wege an der königlichen Familie rächen und zur Herrschaft über die Nation, wenn sie revolutionsmüde geworden sei, vorschreiten. Die Häupter der Bergpartei waren Danton, Kamille Desmoulins, Robespierre und Marat; sie wollten durch Aufruhr und Blut eine Republik schaffen und diese beherrschen. Vielleicht wären die Plane dieser Blutmänner und ihrer glatten Handlanger, der Girondisten, dennoch gescheitert, wenn der König sich Männern wie Barnave und Lafayette anvertraut hätte, jedenfalls wäre er nicht wehrlos untergegangen. Sein Unglück vollendeten aber die Ausgewanderten, darunter seine Brüder Ludwig und Karl, der Prinz von Kondé, die vornehmsten Adeligen und Geistlichen. Die Ausgewanderten hielten sich in Turin, in den Städten der Schweiz, zu Konstanz, Worms, Speyer und Koblenz auf und ärgerten dort vielfach durch Sittenlosigkeit und lästerliche Verschwendung. Diese Herren bestürmten die deutschen Fürsten, der Revolution ein Ende zu machen; die Revolution, erklärten sie, habe ihren Halt nur in dem Pariser Pöbel und in der Schwäche des Königs, die Mehrheit der Nation wünsche den alten Zustand der Dinge zurück; es handle

sich nur um einen militärischen Spaziergang nach Paris, denn ernstlichem Widerstande werde man nirgends begegnen. Wirklich schloßen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. den 27. Juli den Pilnitzer Vertrag; der Kaiser mißbilligte das in Frankreich Geschehene auf das entschiedenste, ohne jedoch eine bewaffnete Intervention zu beabsichtigen, wie auch der Pilnitzer Vertrag kein Offensivbündniß war, aber sein Nachfolger Franz II. (Leopold II. starb 1. März 1792) nahm der zum Kriege herausfordernden Revolution gegenüber eine so drohende Sprache an, daß an dem baldigen Ausbruche des Krieges nicht mehr zu zweifeln war. Diesem wollten die Franzosen zuvorkommen; das girondistische Ministerium beschloß im Vertrauen auf die Macht der revolutionären Principien Krieg und der König mußte ihn am 20. April 1792 an Oesterreich erklären. Nach Paris wollte das Ministerium zur Verstärkung des Pöbels gegen die Pariser Nationalgarde von den Klubs auserwählte 20,000 Nationalgarden aus allen Departements berufen, aber der König legte sein Veto ein; ebenso that er, als das Ministerium die eidweigernden Priester deportieren wollte. Nachdem er von diesem girondistischen Ministerium schon manche Tücke und Grobheit erlitten hatte, schrieb nun auch ein Weib, das des Ministers Roland, einen impertinenten öffentlichen Brief an den König, kanzelte ihn über seine Pflichten ab und verwies ihm seine Hartnäckigkeit! Dieser Brief wurde auf Befehl der Nationalversammlung gedruckt und unter dem Volke verbreitet, das Ministerium gab seine Entlassung und am 20. Juni führte der Pöbel unter dem Bierbrauer Santerre und dem Metzger Legendre eine Verhöhnung des Königs im Style der Bergmänner auf. Er wollte den König zwingen, die Föderierten (die Nationalgarden aus den Departements) zu berufen und das Deportationsdekret gegen die Priester zu sanktionieren; der König ließ sich jeden Hohn gefallen, die rothe Jakobinermütze (sonst die Auszeichnung der Galeerensklaven) aufsetzen u. s. w., aber er blieb auf seiner Weigerung. Endlich erschien der Maire von Paris, der Girondist Pétion, mit der Nationalgarde und befreite den König; der Maire und seine Partei hätten gerne gesehen, daß der König zur Nachgibigkeit gezwungen werde, aber dieser vereitelte durch seine Standhaftigkeit ihre Hoffnung. Lafayette, der bei Sedan mit einem Heere stand, wurde über die Mißhandlung der königlichen Würde so aufgebracht, daß er (am 28. Juni) nach Paris kam und die Anstifter strafen wollte. Er fand aber, daß seine Zeit bereits vorbei sei, und ging wieder zu dem Heere zurück.

Von Lille her waren die Franzosen nach ihrer Kriegserklärung rasch in die Niederlande eingedrungen, aber ihre Heerhaufen liefen auseinander, bevor sie nur einen Feind gesehen hatten, schrieen Verrath! Verrath! und ermordeten ihre Generale (April und Mai). Zum Glück

waren die Oesterreicher und Preußen noch nicht gerüstet und die Jakobiner hatten Zeit zu Pöbelhetzereien, die Girondisten zu schönen Reden gegen den König. Da erschien endlich am 25. Juli das Manifest des Herzogs von Braunschweig, der das gegen Paris bestimmte Heer kommandierte. In demselben bedrohte er die Gesetzgebende, die Nationalgarde und besonders die Stadt Paris, wenn dem König ferner Gewalt angethan würde; wenn sich jedoch die Pariser unterwürfig zeigen würden, so wollen sich die Kaiserliche und Königliche Majestäten nach dem Einzuge ihres Heeres bei dem Könige von Frankreich verwenden, damit er den Verirrten verzeihe. Das war für ein stolzes Volk, wie die Franzosen sind, zu viel; es machte sie wüthend und gab den Jakobinern gewonnenes Spiel. Zuerst wurde die Anklage gegen Pétion und seinen Kollegen Manuel, weil sie die Pöbelerzesse in den Tuilerien durch Pflichtversäumniß unterstützt hatten, niedergeschlagen, das Vaterland in Gefahr erklärt und der Abschaum des Pöbels aus den Seestädten nach Paris gerufen und bewaffnet (in diesen Tagen begann man die Marseillaise in Paris zu singen). Am 10. August brach der verabredete Aufstand los; Danton, Kamille Desmoulins, Karra, Santerre und Westermann führten in der Nacht ihre Haufen zuerst gegen das Stadthaus und setzten einen jakobinischen Gemeinderath ein; dann ging es gegen die Tuilerien, wo 900 Schweizergarden und einige Bataillone Nationalgarden aufgestellt waren. Der Kommandant der Nationalgarde, Mandat, wurde von dem Stadtrathe zu einer Unterredung eingeladen und auf dem Wege ermordet; die Nationalgarden zerstreuten sich hierauf in ihre Häuser. Das war den Anführern noch nicht genug vorgearbeitet, sie kannten ihre Haufen und getrauten sich nicht zu stürmen. Also ließen sie den König durch den Syndikus Röderer verleiten, mit seiner Familie in den Sitzungssaal der Nationalversammlung zu fliehen. Hätte der König in den Tuilerien ausgehalten, so wäre er den Männern der Revolution noch immer gefährlich geblieben; denn der feige Pöbel hätte das Schloß nicht nehmen können, die besseren Bürger von Paris aber, die über den aufgedrungenen Gemeinderath erbittert waren und die hereinbrechende Pöbelherrschaft mehr zu fürchten hatten als das alte Regiment, hätten sich dann jedenfalls bewaffnet und — wenigstens für den Augenblick — die Katastrophe zurückgehalten. So aber überließ der König die Besatzung in den Tuilerien sich selbst und entzog der besseren Bevölkerung den Richtungspunkt für eine Bewegung gegen die blutige Revolutionspartei. Er trat mit den Worten in den Sitzungssaal: „ich komme hieher, weil ich nirgends mit mehr Vertrauen weilen kann als in der Mitte der Volksvertreter“; er wurde stumm aufgenommen und mit seiner Familie in eine enge Seitenloge gewiesen. Bald hörte man das Krachen des Geschützes von den Tuilerien her; kaum hatte nämlich der Pöbel die

Entfernung des Königs bemerkt, als er in das Schloß eindringen wollte; die wackeren Schweizer aber wiesen die Rotten derb zurück, die nun ein starkes Kanonen- und Musketenfeuer gegen das Schloß unterhielten. Die Nationalversammlung gerieth über das Gefecht in gewaltige Aufregung, denn für die Republikaner war es ausgemachte Sache, daß der König und das Militär immer dem Volke zu Willen sein mußten, und wenn dieses sogenannte Volk auch nur ein Haufen Gesindels war. Der König wurde aufgefordert, seinen Truppen das Einstellen des Feuers zu befehlen; er sagte nicht: „ziehet eure bewaffneten Haufen aus der Nähe des Schlosses zurück, so hört das Feuer aus dem Schlosse von selber auf", sondern er untersagte seinen Garden zu feuern. Kaum merkte der Pöbel, daß die Schweizer nicht mehr schoßen, so erstürmte er das Schloß und mordete die Schweizer; diese machten aber von ihren Waffen zum letztenmal noch solchen Gebrauch, daß der Pöbel seinen Sieg sehr theuer erkaufte. Nachdem das Schloß ausgemordet und ausgeplündert und die Geräthe zertrümmert waren, mordeten die Aufrührer in den Straßen und Häusern, so daß im ganzen über 5000 Menschen das Leben verloren und es nicht an Köpfen für die Piken fehlte; auch die folgenden Tage wurden die Köpfe und zerfetzten Glieder der Gemordeten herumgetragen. In der Gesetzgebenden aber beantragte der Girondist Vergniaud, die königliche Gewalt zu suspendieren, den König mit seiner Familie unter Aufsicht zu stellen, dem Prinzen einen Erzieher zu geben und einen Nationalkonvent einzuberufen, der die künftige Verfassung Frankreichs bestimmen solle. Der König mit seiner Familie wurde in den Tempel gebracht, ein thurmähnliches Schloß der 1310—1314 von König Philipp dem Schönen ermordeten Tempelritter.

Die Nationalversammlung ernannte nach der Suspension des Königs ein neues Ministerium; dabei waren die Girondisten mit drei Mitgliedern bedacht, unter ihnen auch Roland, dessen Weib in dem Rath der Gironde eine bedeutende Stimme führte; der Justizminister Danton aber, ein Bergmann, der vor keinem Gräuel zurückschreckte und durch seine Volksberedtsamkeit großen Einfluß übte, wurde die leitende Macht, dem der Pariser Stadtrath diente und durch die Pickenmänner die Gefängnisse mit Verdächtigen füllte.

Lafayette wollte das Heer von Sedan zum Schutze des Königs nach Paris führen, aber die beigemischten Nationalgarden verweigerten den Gehorsam und machten auch das Linienmilitär wankend; Lafayette entfloh (20. August), wurde jedoch von den Preußen arretiert und brachte fünf Jahre in den Gefängnissen der Festungen Magdeburg und Olmütz zu.

Am 19. August überschritt der Herzog von Braunschweig mit dem preußischen Heere, dem ein Korps Oesterreicher unter Klairfait

beigegeben war, die französische Gränze; am 2. September kam die Nachricht nach Paris, die Gränzfestung Longwy sei ohne Vertheidigung gefallen (23. August) und Verdun belagert; am 2. September zogen auch da die Preußen ein, nachdem sich der Kommandant Baurepaire erschossen hatte, als der Gemeinderath auf Uebergabe bestand. Der gleiche Tag war für Paris ein furchtbarer; der Gemeinderath hatte einen Ueberwachungsausschuß, einen provisorischen Gerichtshof, ernannt und die Hauptstadt sperren lassen. Alle Aristokraten d. h. alle Bürger, welche durch Geburt, Reichthum oder Bildung den Berg- und Pöbelmännern Anstoß gaben, wurden zusammengefangen und in die Gefängnisse gesperrt. Dann wurde in Paris das Gerücht verbreitet, die Königlichen hätten eine große Verschwörung organisiert; die Freunde der Verhafteten würden die Gefängnisse erbrechen, die Verräther befreien und dann alle Patrioten ermorden. Man müsse die Feinde der Freiheit in Schrecken setzen, erklärte Danton, und nun zogen Mörderbanden in die Gefängnisse und erwürgten alle Gefangenen, nur die nicht, welche wegen Diebstahl, Raub u. dgl. eingesteckt waren. Das Morden dauerte vom 2. bis 7. September und traf die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs; in Paris in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1321 Personen, im ganzen gegen 3000, unter ihnen über 200 Priester, welche den Eid verweigert hatten; ein jeder Mörder bekam 5 Franks Taglohn. Danton war die Seele des großen Mordes, der Jäger, der scheußliche Marat aus Neuenburg aber sein heulender Bluthund. Die Gesetzgebende löste sich nun auf und machte dem Nationalkonvent Platz.

Fünftes Kapitel.

Der Nationalkonvent (21. September 1792 bis 27. Oktober 1795).

Fränkische Republik (den 22. September 1792). Rückzug aus der Champagne. Schlacht bei Jemappes (den 6. November). Küstine in Mainz.

Der Konvent bestand aus 749 Mitgliedern, welche sogleich in den ersten Sitzungen das Königthum als abgeschafft und Frankreich zur Republik erklärten; dieses Jahr (1792) sollte das erste einer neuen Zeitrechnung und dieser Tag (22. September) der erste des Jahres sein.

Das Glück begünstigte die neue Republik ganz unerwartet. Der Herzog von Braunschweig war nach der Eroberung von Verdun in die Champagne vorgedrungen, ohne auf ernsthaften Widerstand zu stoßen. Erst zwischen Maas und Aisne, in den Pässen der Argonnen, stellte sich Dumouriez mit 17,000 Mann entgegen. Zu schwach, um einem ernsten Angriff der Preußen zu widerstehen, nahm er seine Zuflucht zur

List; er überredete seine Gegner, es sei besser zuzuwarten, indem nächstens in Paris eine Gegenrevolution die Jakobiner stürzen und den König wieder einsetzen werde. Während der Herzog säumte, verstärkte sich Dumouriez auf 70,000 Mann, aber die Gegenrevolution ließ auf sich warten; nach einer heftigen Kanonade bei Valmy (20. Septbr.), welche beiderseits einige 1000 Mann kostete, zog sich der Herzog zurück, ohne eine Hauptschlacht zu wagen. Der Feind verfolgte ihn laut geheimer Uebereinkunft nicht; aber unaufhörliche Regengüsse machten die Wege grundlos und erzeugten im Bunde mit mannigfaltigen Entbehrungen verderbliche Krankheiten; besonders raffte die Ruhr viele Tausende weg. Elend, einem geschlagenen Heere gleich, kamen die Preußen im Luxemburgischen an. Die Franzosen benutzten aber ihren Vortheil trefflich; mit einem eilig zusammengerafften, kaum nothdürftig ausgerüsteten Heere nahm Küstine Worms und Speier, ja sogar Mainz, das Thor von Mitteldeutschland. Der Kurfürst war entflohen, in Mainz schwärmten die Illuminaten, an ihrer Spitze die Professoren Blau, Wedekind, Metternich, Hoffmann, Georg Forster (der den Kapitän Kook auf seiner Weltumseglung begleitet hatte) für Freiheit und Gleichheit, ließen sich ungeheure Bärte wachsen und trieben alle die Affenschande, von der wir selbst in neuester Zeit das aufgefrischte Abbild gesehen haben. Ohne einen Schuß ergab sich Mainz, und bald darauf nahm Küstine Frankfurt, das zwei Millionen Thaler bezahlen mußte. Ueberall stahlen und raubten die Franzosen, so daß das gemeine Volk bald von aller Sucht nach französischer Freiheit und Gleichheit kuriert war, obwohl der Konvent dieselbe allen Völkern anbot.

Noch glücklicher waren die Franzosen in den Niederlanden; nach dem Rückzuge der Preußen stürzte Dumouriez auf die dreimal schwächeren bloßgestellten Oesterreicher und schlug sie trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes den 6. November bei Jemappes unweit Mons; der Preis des Sieges war Belgien, das ausgeraubt wurde.

Ludwig XIV. hingerichtet (den 21. Januar 1793).

Unterdessen befand sich der unglückliche König von aller Welt verlassen im Tempelthurme; das war aber den Jakobinern nicht genug, sie wollten die neue Republik mit königlichem Blute einweihen, damit durch ein großes Verbrechen die Rückkehr zum Königthume unmöglich würde. Sie setzten es im Konvente durch, daß Ludwig als Verräther und Verschwörer gegen Frankreich und die Nation auf Leben und Tod angeklagt wurde. Der König (in der Sprache des Konvents Ludwig Kapet genannt) vertheidigte sich mit Würde, aber die Jakobiner ließen zuerst beschließen, daß gegen das Gesetz die bloße Mehrheit zu einem Todesurtheile genüge, und dieses wurde am 17. Januar 1793 von 366 Stim-

men unter 727 über Ludwig XIV. ausgesprochen. Man gönnte ihm drei Tage zum Abschiede von seiner Familie und zur Vorbereitung für die andere Welt. Am 21. Januar 5 Uhr morgens empfing Ludwig das heilige Abendmahl, übergab seinem Kammerdiener Kléry seine letzten Aufträge, zwei Ringe und einige Haare. Bald wirbelten Trommeln, man hörte das Rasseln auffahrender Kanonen, es erschien der rohe Santerre, der Kommandant der Pariser Nationalgarde. Da überreichte der König einem Stadtbeamten seinen letzten Willen und sagte mit fester Stimme: gehen wir! 40,000 Mann Bewaffnete besetzten in doppelten Reihen die Straßen; Paris war finster und still. Festen Schrittes erstieg der König das Blutgerüste und empfing knieend den Segen des Priesters; nur widerstrebend ließ er sich die Hände binden, wandte sich dann lebhaft auf die linke Seite des Schafots und sprach: „ich sterbe unschuldig; ich verzeihe meinen Feinden, und du unglückliches Volk“ — da ließ Santerre die Trommel rühren; drei Henker ergriffen den König und 10 Minuten nach 10 Uhr fiel sein Haupt durch das Beil der Guillotine. Der entmenschte Pöbel jauchzte; das unschuldige Blut kam aber über die Mörder und ganz Frankreich und ist noch nicht gesühnt, weil das Verbrechen nicht bereut, sondern wie der Akt eines Dramas auf der Bühne beurtheilt wird.

Die Schreckenszeit (1793 bis 27. Juli 1794).

Krieg mit Oesterreich, Preußen, dem deutschen Reiche, Spanien, England, Holland, Neapel, Portugal, dem Papste.

Weil der Nationalkonvent (19. November 1792) der ganzen Welt Freiheit und Gleichheit zu bringen feierlich gelobt und ewigen Haß aller Monarchie geschworen hatte, so vereinigten sich gegen ihn die meisten Monarchieen in Europa; nur Dänemark, Schweden und die Türkei blieben zurück, sowie Rußland, welches während des Gewitters im Westen die Gelegenheit ersah, im Osten zu ärnten. Der Konvent erwartete keine Kriegserklärung, sondern kam jeder zuvor. Nach den Erfolgen des vorigen Jahres waren die Franzosen der besten Hoffnung und wirklich drang Dumouriez mit Glück in Holland vor. Die Oesterreicher überfielen aber ein französisches Korps bei Aldenhofen, wo der junge Erzherzog Karl sich zum erstenmale auszeichnete, und schlugen hierauf Dumouriez selbst bei Neerwinden (18. März). Dieser Feldherr trat mit den Oesterreichern in Unterhandlung und wollte den Konvent stürzen; derselbe hatte den Sieger von Jemappes schon längst im Verdachte und hätte ihn weggeräumt, wenn er nicht als der einzige Feldherr, der ein Heer zu leiten verstand, unentbehrlich geschienen hätte. Er beaufsichtigte ihn aber durch Deputierte und als er an der feindseligen Absicht des Generals nicht mehr zweifeln konnte, wollte er den=

selben durch eine eigene Deputation verhaften. Dumouriez setzte dieselbe jedoch fest und lieferte sie den Österreichern aus; das Heer selbst aber konnte er nicht zum Abfalle verleiten und so machte er (4. April) „einen Galopp zu den Oesterreichern“; ihn begleitete der junge Egalité (Gleichheit, Sohn des Herzogs von Orleans, später König Louis Philippe). Die Oesterreicher unter dem Herzog von Koburg drangen in Frankreich ein, schlugen unter dem Feldzeugmeister Klairfait das französische Heer in den Verschanzungen von Famars, eroberten Kondé, Quesnoi, und das starke Valenciennes. Auf der andern Seite nahmen die Preußen Frankfurt, schlugen die Franzosen bei Höchst und belagerten Mainz. Die 15,000 Mann starke Besatzung vertheidigte die deutsche Festung aufs tapferste und erhielt freien Abzug (22. Juli 1793); die Preußen gingen nun wieder über den Rhein und schlugen den General Moreau bei Pirmasens, während der österreichische General Wurmser, ein geborner Elsässer und guter Deutscher, tief in die Vogesen eindrang. Zugleich erhob sich die Vendée, die Provinz an der untern Loire (zwischen Loire und Charente). Die Republik schien verloren.

Das Revolutionsgericht; der Wohlfahrtsausschuß; die wandernde Guillotine. Vernichtung der Gironde.

Die Bergpartei verzagte aber nicht und bemächtigte sich bei der mit jedem Tag steigenden Gefahr der Republik zuerst der Gewalt vollständig, um alsdann die ganze Wuth der Nation gegen das Ausland zu kehren. Ihr einfaches Mittel war dies: während Marat durch sein Mordgeheul die bessern Klassen schaudern machte und den Pöbel zum Blutvergießen einlud, wurde ein Antrag in dem Konvente vorgelegt im Sinne der Bergpartei; dieser scheiterte an der girondistischen Mehrzahl, aber dann erschien plötzlich eine bewaffnete Pöbelmacht vor dem Konvente und verlangte durch einige Sprecher dasselbe, was die Bergmänner beantragt hatten. „Das Volk will“, war die Formel dieser Wünsche an den Konvent, und vor den drohenden Picken sank der Widerstand der Girondisten. So erzwang die Bergpartei (10. März) ein Revolutionsgericht, das die Verräther richten sollte und auch bald ganze Schaaren sogenannter Verräther unter die Guillotine lieferte; andere solcher Gerichte wurden in den größeren Städten niedergesetzt und eiferten dem Pariser nach; bewaffnete Haufen durchzogen das Land und mit ihnen wanderte die Guillotine. Durch den Konvent wurde ein Wohlfahrtsausschuß (25. März) errichtet, versehen mit der unbeschränkten Vollmacht zu geheimen Berathungen, Bevollmächtigungen, betraut mit der Aufsicht über die Minister u. s. w., ein allmächtiges Kollegium, das von jetzt an Frankreich beherrschte, indem der Sicherheitsausschuß, welcher für die allgemeine Vertheidigung sorgen sollte, die exekutive Gewalt

inne hatte und eine Staatsinquisition ausübte, mit dem Wohlfahrtsausschusse eng verbunden war.

Danton und Robespierre wollten die Herrschaft des Schreckens vollständig und dadurch die Einigkeit im Konvente herstellen, darum vernichteten sie die Gironde. Diese Partei, welche die Republik mit Dekreten schaffen wollte und des Glaubens gelebt hatte, die unterste Volksmasse sei edel und gut, die Morde in Versailles und Paris daher nur für Ausbrüche der blinden Leidenschaft hielt und sie auf Rechnung der unverbesserlichen Aristokraten schrieb, hatte zum Sturze und Morde des Königs eigentlich am meisten beigetragen; denn durch ihre schöne Reden führte sie die bessere Bürgerschaft, die einem Danton, Marat, Robespierre, St. Just, Chaumette, Lebas, Kouthon und wie die Ungeheuer alle heißen, nie gefolgt wäre, immer weiter in die Bewegung für die Republik hinein, und jetzt erst, als sich die Pläne der Bergmänner nackt enthüllten und sich Gräuel auf Gräuel häuften, hätte sie gerne Einhalt gethan. Sie hatte die Lokomotive der Revolution geheizt und bei diesem Geschäft übersehen, daß die Bergmänner derselben die Richtung gaben. Die Girondisten bewirkten am 12. April durch Konventsbeschluß die Verhaftung und Anklage Marats, allein das Revolutionsgericht sprach ihn frei; am 18. Mai setzten sie es im Konvente durch, daß zur Untersuchung über die täglichen Unruhen und die Urheber derselben eine Kommission von 12 Deputierten (die sogenannten Saal-Inspektoren) ernannt wurde. Diese ließ den Zeitungsschreiber Hebert, einen wüsten Menschen, mit mehreren seinesgleichen am 25. Mai verhaften, aber die Bergmänner schickten einige tausend Pickenmänner und erzwangen die Freilassung der „Volksfreunde". Auf dieses wurde ein Aufstand im großen Maßstabe zu dem vernichtenden Schlage gegen die Gironde organisiert; zum Anführer der Nationalgarde wurde durch den Wohlfahrtsausschuß der ehrlose Henriot erhoben, dessen letztes Geschäft das eines Polizeispions gewesen war. Am 31. Mai fing eine förmliche Belagerung der Tuilerien an, wo der Konvent, um seinen Uebermuth gegen das gefallene Königthum zu kühlen, seinen Sitz genommen hatte; es war dafür gesorgt, daß eine Schaar die andere ablöste und alle Zugänge gehörig besetzt blieben. Das Aufstandsheer verlangte Auflösung der Zwölferkommission und Ausschließung der Girondisten aus dem Konvente. Diese hielten nun ausgezeichnete Reden und bewiesen, daß, wenn der Konvent dem Befehle der Aufständischen nachgebe, von einer Republik nicht mehr die Rede sein könne, sondern nur mehr von der Herrschaft einer Partei und ihrer bewaffneten Anhänger; als ob die Republik nicht auf diesem Wege zu Stande gekommen wäre und die Girondisten den König und die konstitutionelle Verfassung auf einem anderen Wege gestürzt hätten! Endlich (2. Juni) wollte die Mehrheit, den Präsidenten an der Spitze,

den Saal verlassen, in welchem man nicht mehr frei berathen könne; aber Henriot trieb sie in den Saal zurück und nun willigte die Mehrheit in die Ausschließung, d. h. in die Aechtung von 34 Girondisten ein; 20 derselben entkamen, gingen aber fast durchgängig elend zu Grunde, z. B. Roland erstach sich, Kondorcet nahm Gift u. s. w. Die Aufstände in der Bretagne und den nördlichen Departements, wo die Girondisten großen Anhang hatten, scheiterten (Juli) augenblicklich, es empörte sich aber auch Lyon, die zweite Stadt des Reichs und durch ihre Fabriken dessen Stolz; Marseille, die wichtigste Stadt am Mittelmeer; Toulon, der herrliche Kriegshafen mit der Flotte und den ungeheuren Arsenalen, und in der Vendée war das Heer, welches den Tod des Königs rächen wollte, auf 100,000 Mann angeschwollen.

Die Nation zu den Waffen gerufen.

Der Konvent oder vielmehr der Wohlfahrtsausschuß diktierte mitten in den grimmigsten Parteikämpfen Maßregeln, welche zum Sieg der Republik führen mußten, wenn sie auch nur zur Hälfte ausgeführt wurden. Alle wehrbaren Franzosen wurden zum Waffendienste verpflichtet, alle Pferde, alle Vorräthe zur Verfügung der Republik gestellt, den Reichen große Geldsummen abgezwungen, ganz Frankreich in ein ungeheures Lager verwandelt. Ueber eine Million Franzosen marschierten gegen den Feind, durch die Sturmglocke und Kriegsgesänge zu wilder Begeisterung entflammt, an Blut- und Mordscenen gewöhnt. Ueber das Kriegswesen wurde Karnot gesetzt als Generalquartiermeister der Republik; 13 Heere zogen gegen den Feind und griffen ihn nach Karnots Befehl unaufhörlich und von allen Seiten an, ohne auf Verluste zu achten; zu Generalen wurden Männer ernannt, welche man für die fähigsten hielt: Jourdan, Pichegru, Hoche, Moreau, Westermann, Kellermann, Kleber, Marceau, Dugommier, Houchard u. s. w. Durch ihre furchtbare Uebermacht und schonungslose Taktik mußten die Republikaner um so eher siegen, als unter ihren verbündeten Feinden die größte Uneinigkeit und Eifersucht herrschte.

Marie Antonie hingerichtet den 16. Oktober; den 31. Oktober 21 Girondisten; der Herzog von Orleans am 6. November. Die christliche Religion abgeschafft. Der neue Kalender.

Während auf allen Seiten ein Krieg entbrannte, wie die Weltgeschichte keinen zweiten kennt, zeigten die Schreckensmänner den verbündeten Fürsten ihren Hohn dadurch, daß sie noch einmal königliches Blut verspritzten; die unglückliche Wittwe eines unglücklichen Königs, Marie Antonie, wurde den 16. Oktober hingerichtet. Seit dem Tode des Königs war ihr und ihren zwei Kindern nur ärmlicher Unterhalt

gereicht worden, und sie hatte von der Rohheit der Jakobiner unendlich viel zu leiden. Es konnte nicht Furcht sein, was den Berg zu ihrer Ermordung trieb, sondern es war Mordlust und trotzige Wuth gegen die verbündeten Monarchen. Niederträchtig war auch die Anklage, und sie wurde von der Königin auf eine Weise zurückgewiesen, welche die Blutmenschen beschämt hätte, wenn sie einer Regung der Scham fähig gewesen wären. Ruhig hörte sie ihr Todesurtheil, ruhig ließ sie sich zum Tode führen; ihre Haare waren ergraut, ihre Züge durch Gram entstellt, ein Auge durch die Feuchtigkeit ihres Kerkers fast erblindet; der Pöbel verhöhnte sie auf dem Todeswege nicht, obwohl es die Bergmänner gewünscht hatten. Ihren Sohn übergaben sie einem jakobinischen Schuster, der ihn zu Tode quälte, ihre Tochter, die spätere Herzogin von Angouleme, wurde einige Zeit nachher gegen die Deputierten ausgewechselt, welche Dumouriez den Oesterreichern überliefert hatte. Auch gegen die königlichen Todten kehrte sich die Wuth; die Särge von mehr als 50 Königen wurden aus den Grüften von St. Denis gerissen und die Gebeine fortgeschleudert. Am 31. Oktober wurden 21 girondistische Deputierte guillotiniert, unter ihnen Vergniaud, Brissot, Gensonné, Dukos, Fonfrède, Duchatel rc.; auch Frau Roland mußte auf dem Schafote sterben. Am 6. November blutete der Herzog von Orleans, der schändlichste Mann in ganz Frankreich, der mit Danton gegen Ludwig XVI. sich verschworen und für den Tod seines Blutsverwandten gestimmt hatte; er hatte dies mit den Worten gethan: „indem ich allein meiner Pflicht folge, und jeder nach meiner Ueberzeugung ein Verräther ist, welcher die Souveränität des Volkes antastet, stimme ich für den Tod Ludwigs." Diesem hochgebornen Schauspieler der Revolution folgten andere Opfer, welche die Parteiwuth jedes anderen Volkes geschont hätte; der edle Malesherbes, Ludwigs XVI. ehemaliger Minister und freiwilliger Vertheidiger vor den Schranken des Konvents, Bailly, der Maire von Paris in den Tagen, wo gute Menschen noch an das Glück der französischen Zukunft glaubten; „du zitterst, Bailly", sprach ein Sanskolotte (Ohnehose, neuer republikanischer Ehrentitel) zu dem vor dem Schafote harrenden Greis; „vor Kälte", antwortete dieser. So mußten auch die Dichter Chenier und Roucher sterben, selbst der große Chemiker Lavoisier, dem die Wissenschaft so viel verdankte. Wie in Paris arbeitete die Guillotine auch in anderen Städten, namentlich an Deutschlands Gränzen, in Straßburg, wo Eulogius Schneider, ein ehemaliger Mönch, die zum Tode Bestimmten vorerst höhnte, bis ihn selbst die Schreckensmänner ächtfranzösischen Stamms unter das Messer lieferten. Diese Blutmenschen wütheten aber nicht nur gegen das Leben ihrer politischen Gegner, gegen Geistliche, Mönche und Nonnen, gegen Reiche und Gebildete, gegen alle Menschen, die das Unglück hatten,

ihnen verdächtig oder mißfällig zu sein, sie raubten zugleich für sich selbst wie die Geier, stahlen wie die Raben und betrogen als Kommissäre bei den Armeen die Soldaten um Sold und Lebensbedürfnisse. Sonst behaupteten die Vertheidiger der Revolution, Robespierre habe eine Ausnahme gemacht und seine blutigen Hände nicht nach Geld ausgestreckt, aber neuere Entdeckungen in dem Aktennachlasse jener Zeit haben den Beweis von dem Gegentheile geliefert, und wenn Robespierre nicht zugriff wie Danton, so hatte dies seinen Grund in der Klugheit des heuchlerischen Bösewichts; ebenso ist bewiesen worden, daß er die Antworten und Reden des auf den Tod angeklagten Königs im Moniteur fälschen ließ, was aber nicht befremdet, wenn man bedenkt, daß außer der Gewalt die Hauptwaffe dieser Menschen die Lüge war. Neben Mord und Raubsucht suchte die Wollust der Revolutionäre ihre Opfer, und wenn hierin unter den Herren der Partei mehr Ausnahmen vorkommen, so ersetzten die Knechte das ihren Herren nicht anhängende Laster nur zu sehr. Zuerst hatten die Bergmänner die Rotten, welche sie das Volk nannten, nur gegen die Klöster geschickt und die eidweigernden Priester ermorden lassen, nun stürmte dieses freie Volk auch gegen das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, und gegen den Altar der ewigen Versöhnung der Menschheit mit Gott. Das Christenthum wurde abgeschafft, schlechte Pfaffen, unter ihnen zwei Bischöfe, Gobel von Paris, ein Pruntruter, und Brendel von Straßburg, losgelassene Mönche wie Eulogius Schneider, erklärten öffentlich das Christenthum für Trug und gaben das Signal zur Plünderung und Entweihung der Kirchen. In Paris und anderen Städten wurden der Vernunft Altäre errichtet und halbnackte Dirnen auf dieselben gestellt; wilde Tänze und Ausschweifungen waren der würdige Dienst dieser Vernunftreligion. Das Christenthum sollte aus dem Volke herausgerissen werden; in der christlichen Zeitrechnung, in der Jahreseintheilung, in den Taufnamen nach den Heiligen, deren Andenken Tag für Tag erneuert wird, erkannten sie eine in das Volksleben eingedrungene christliche Wurzel; deßwegen zerrten sie auch an dieser und schufen einen republikanischen Kalender. Eine Volksmäre sagt: als Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hatte, wurde der Teufel sehr ärgerlich und wollte ihm einen Menschen nach seinem Bilde entgegenstellen. Nachdem er den Stoff geknetet und geformt, sprach er pfuat und — es grinste ihm als sein Ebenbild der Affe entgegen. So ungefähr nahm sich der neue Kalender dem christlichen gegenüber aus. Eine neue Zeitrechnung hatte die Republik seit dem 22. September 1792, dem ersten Jahre des neuen Heils, und nun erhielt sie den wohldurchdachten Kalender. Das Jahr wurde in zwölf Monate zu dreißig Tagen eingetheilt, drei für den Herbst: Vendemiaire (Wein-), Brumaire (Nebel), Frimaire (Reifmonat);

drei für den Winter: Nivose (Schnee=), Pluviose (Regen=), Ventose (Windemonat); drei für den Frühling: Germinal (Keim=), Floreal (Blumen=), Prairial (Wiesenmonat); drei für den Sommer: Messidor (Aernte=), Thermidor (Hitze=), Fruktidor (Obstmonat). Jeder Monat hatte drei Dekaden; jeder Tag hieß von seiner Stelle in der Dekade: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi u. s. w. und statt der Heiligennamen wurden sie nach ökonomischen Thieren, Pflanzen und Werkzeugen genannt, wie das Jahr sie bringt oder die Menschen sie brauchen. Damit wollte man dem Volke den Reichthum der Natur zeigen, ihm Liebe für den Landbau einflößen und es methodisch die Folgenreihe der Einflüsse des Himmels und der Erzeugnisse der Erde kennen lehren. So hatte z. B. die erste Dekade des Vendemiaire folgende Namen: 1) Traube, 2) Safran, 3) Kastanie, 4) Zeitlose, 5) Pferd (ein Hausthier, um die Hälfte der Dekade zu bezeichnen), 6) Balsamine, 7) Möhre, 8) Tausendschön, 9) Pastinake, 10) Bütte (ein Werkzeug zur Bezeichnung des Dekadenschlusses). Die fünf Ergänzungstage des Jahres wurden an das Ende geworfen, Sanskulottiden genannt und waren Festtage: der 1. das Fest der Tugenden, der 2. des Genies, der 3. der Arbeit, der 4. der öffentlichen Meinung, der 5. der Belohnungen; im Schaltjahre hieß der 6. der Revolutionstag oder vorzugsweise der Sanskulottide. Die Periode von vier Jahren, nach deren Ablaufe die Zugabe des Schalttages nothwendig ist, um das bürgerliche Jahr mit den Bewegungen der Gestirne in Einklang zu bringen, sollte die Franziade heißen. „Auch wird die Republik alle Jahre die Feste vom 14. Juli 1789, vom 10. August 1792 und 21. Januar 1793 feiern." „Lehrer, Lehrerinen, Väter und Mütter, alle, welche die Erziehung der Kinder leiten, werden sich angelegen sein lassen, ihnen den neuen Kalender nach der beigegebenen Anweisung zu erklären" (Beschluß vom 2. Frimaire, 2. Jahr).

Den Robespierre erzürnte das Treiben des wüsten Hebert und dessen thierisch schamloses Wesen, denn er berechnete, daß dadurch die Republik zum Abscheu aller nicht völlig entsittlichten Franzosen und Völker werden müsse, und nun dekretierte auf seinen Antrag der Konvent: „das französische Volk anerkennt das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele; alle Gewaltthätigkeiten und der Freiheit der Gottesverehrung zuwiderlaufenden Maßregeln sind verboten." Nun wurde auch ein Fest des höchsten Wesens gehalten, zu dem eigene Lieder gedichtet waren; Robespierre erschien selbst mit einem Blumenstrauße an der Brust und hielt Reden von Gott und Freiheit.

Sechstes Kapitel.

Der Bürgerkrieg in der Vendée.

Lyon, Marseille und Toulon wieder erobert (19. Dezember 1793).

Während Robespierre mit seiner Partei die Guillotine arbeiten ließ und zur Abwechslung Kalender machte oder dem höchsten Wesen Feste hielt, hatte in der Vendée der wüthendste Bürgerkrieg begonnen, durch den dieselbe mit Leichen und dampfenden Schutthaufen überdeckt wurde. Die Véende ist eine einförmige Landschaft, das alte Unterpoitou, zwischen der unteren Loire und Charente, von Höhenzügen überspannt, die kaum den Namen Berge verdienen und sich vielfach in kleine Hochflächen ausbreiten. Heerstraßen durchschnitten sie nicht; der Verkehr mußte sich mit Fahrwegen begnügen, die oft zu Hohlwegen eingeschnitten waren (denn die ursprünglichen, nicht geometrischen Wege suchen überall die natürlichen Einschnitte des Bodens auf); Felder und Weiden waren durch Hecken und Gräben von einander geschieden, Dörfer und Häuser weit auseinander gelegen. Hier hauste das Landvolk nach seiner alten Weise fort; es baute sein Feld, weidete sein Vieh, gab dem Könige seine Steuern und entrichtete an seine Edelleute und Geistlichen, was diesen zustand. Nun kam die Revolution; die Edelleute sollten ihre Titel nicht mehr führen und ihre besonderen Plätze in den Dorfkirchen nicht mehr einnehmen, aber die Bauern gaben ihnen die altgewohnte Ehre und duldeten die Wegschaffung der Herrenstühle in den Kirchen nicht. Ihre Priester verweigerten den Eid auf die Verfassung, welche die Kirche gefährdete und sich wie das Geschöpf eines Zauberers in immer neue Gestalten verwandelte; dafür wurden sie vertrieben, eingekerkert und ermordet, die Bauern aber liebten ihre Geistlichen und verehrten die Kirche, sie blieben ihr treu und wollten von keiner Gattung der Pariser Aufklärung etwas annehmen. Endlich wurde der König gefangen und ermordet, die Königin zuerst mit überlegter Grausamkeit gequält und endlich geschlachtet, die christliche Religion abgeschafft, Frankreich mit Blutströmen übergossen, den auswärtigen Mächten, die dem Könige helfen wollten, ein Krieg auf Leben und Tod angekündigt — in diesen Krieg sollten nun die Söhne der Bauern ziehen und die Ungeheuer in Paris, die Königsmörder und Religionsschänder, vertheidigen. Statt sich der Konskription, dem republikanischen Aufgebot in Masse zu unterwerfen, erhoben sie sich in Masse gegen die Schreckensherrschaft in Paris, als Streiter für Thron und Altar (März 1793). Der Konvent ergrimmte und schickte seine Straßenhelden und Pickenmännerkommandanten, einen Santerre, Rossignol, einen ehemaligen Kupferschmiedgesellen, der sich rühmte in den Septembertagen von 1792 mit eigener

Faust 68 Priester ermordet zu haben u. dgl., gegen die Bauern. Diese benutzten aber die Hecken, Gräben, Hohlwege und Wälder ihres Landes vortrefflich und trieben „die Blauen“ (die Republikaner) mit Verlust hinaus. Der Kampf bildete kühne und geschickte Parteiführer, einen Kathelineau, Stofflet, Charette, d'Elbé, Bonchamp; nur bei Nantes hielt sie der General Klanklaur (Juni) in Respekt, sonst behielten sie überall die Oberhand. Als sie jedoch durch ihr Glück zuversichtlich gemacht aus ihrem Lande hervordrangen, wurden sie in den freieren Gegenden mit Verlust zurückgeworfen (Oktober bis Januar 1794). Die Wuth des Konvents kannte keine Gränzen, er befahl die Vernichtung der Vendéer (1. August) und schickte Generale wie Westermann und Kommissäre wie Fouché und Kouthon, denen es nicht an dem Willen fehlte, den Befehl des Konvents wortgetreu zu vollziehen. Männer, Weiber und Kinder wurden schaarenweise erschossen, geschlachtet oder ertränkt oder mit ihren Wohnungen verbrannt, denn „nur die Todten kehren nicht wieder“, äußerte ein Mitglied des Konvents. Die Oberhand gewannen die Republikaner jedoch erst, als die kriegsgeübten Besatzungen von Mainz und Valenciennes, welche laut der Kapitulation nicht gegen das Ausland dienen durften, gegen die Vendée geschickt wurden, und Generale wie Hoche, Kleber und Marceau den Oberbefehl übernahmen, welche den Vendéern, so weit es ihnen möglich war, schonend begegneten. Jedoch flammte der Aufstand noch einigemal empor (1795), bis Charette, Stofflet u. a. gefangen und erschossen wurden, nachdem d'Elbé und Bonchamp schon früher gefallen waren.

Die Stadt Lyon, wo der Schreckensmann Chalier, ein abgefallener Pfaffe, durch die Bürgerschaft guillotiniert wurde, hielt ein 60tägiges Bombardement aus und mußte sich endlich durch Hunger bezwungen ergeben (9. Oktober); einige tausend Männer fielen im Kampfe, noch mehr wurden abgeschlachtet und massenweise durch Kartätschen niedergestreckt, weil die Guillotine zu langsam arbeitete; Häuser und Gassen wurden mit Pulver gesprengt und der Pöbel theilte mit den Truppen und Kommissären den Raub; Kollot d'Herbois, ein ehemaliger Schauspieler, vollzog in Lyon die Befehle des Konvents. Marseille ergab sich nach kurzem Widerstande (25. August) und wurde deßwegen auch weniger mißhandelt, Toulon nahm dagegen in der Verzweiflung (28. August) die Engländer auf. General Dugommier befehligte das republikanische Belagerungsheer, das Geschütz aber leitete ein junger Offizier, Napoleon Bonaparte aus Ajaccio auf der Insel Korsika, mit ausgezeichneter Geschicklichkeit; die republikanischen Soldaten erstürmten die stärksten Schanzen und die Engländer segelten ab, nachdem sie die französischen Schiffe und Arsenale in Brand gesteckt hatten (19. Dezember 1793). In dem Siegesberichte des Generals

Dugommier wurde Bonapartes Namen zum erstenmale öffentlich genannt.

Der Krieg gegen das Ausland (1793 und 1794).

So wurden die inneren Feinde zerschmettert und gleichzeitig marschierten zahlreiche Armeen gegen die Oesterreicher, Preußen, Spanier und die anderen vielnamigen Feinde, und auch auf dieser Seite triumphierte die Republik. Ein österreichisches Heer unter Koburg und Klairfait belagerte die Festung Maubeuge, ein englisches unter dem Herzog von York Dünkirchen an der Nordsee; das österreichische wurde von Jourdan bei Wattignies zurückgetrieben (15. Okt.), das englische von Houchard bei Hondskooten (8. Sept.) vollständig geschlagen. Nicht so glücklich waren Moreau und Hoche gegen den Herzog von Braunschweig bei Pirmasens und Kaiserslautern (29. und 30. November), aber sie wurden bald ansehnlich verstärkt, bis sie endlich durchbrachen und die Preußen und Oesterreicher aus dem Elsaß über den Rhein zurückwarfen (letzte Tage des Dezembers 1793). Die Preußen wirkten jenseits des Rheins mit den Oesterreichern noch weniger zusammen als die Engländer in den Niederlanden. Im Frühjahr 1794 kam Kaiser Franz II. selbst in die Niederlande; sein Heer siegte bei Chatillon und Landrecis, wo sich der jugendliche Erzherzog Karl abermals auszeichnete. Aber das englische Heer unter York that nichts und die Niederländer zeigten den guten Willen nicht, welchen der Kaiser erwartet hatte; unmuthig ging er deßwegen nach Wien zurück. Hierauf schritten die Franzosen zum Angriff. Pichegru griff Klairfait bei Kortryk an und warf ihn, weil der Herzog von York für gut fand, ferne zu bleiben. Bei Tournay bekämpfte Pichegru den Herzog von Koburg in einer mörderischen, doch unentschiedenen Schlacht, am 26. Juni aber siegte Jourdan bei Fleurus. Langsam zogen sich die Oesterreicher, denen die preußische Armee, die unter Möllendorf von Mannheim bis Koblenz stand, keine Diversion machte, über die Maas und Roer; Mastricht mußte sich an Kleber ergeben, die Oesterreicher gingen über den Rhein zurück und hielten nur Düsseldorf besetzt. Valenciennes, Kondé, Verdun, Longwy, Quesnoi ergaben sich an das kleine Belagerungsheer der Franzosen unter Scherer; die Drohungen des Konvents, alle Fremden zu tödten, welche eine Festung der Republik nicht augenblicklich übergeben würden, hatten eine solche Wirkung auf die Kommandanten hervorgebracht. Mit dem Schluß des Jahres 1794 war der Boden der Republik von dem Feinde gänzlich gesäubert, standen die republikanischen Armeen unter Michaud, Jourdan und Pichegru von Speyer bis Holländischbrabant.

Untergang der Schreckensmänner (24. März, 15. April und 28. Juli 1794).

Von den Häuptern der Schreckensmänner erlebte keiner das Ende des Jahres 1794, die Strafe ereilte sie früher. Robespierre ließ durch seinen Freund St. Just dem Konvente erklären, daß die Republik von drei Feinden bedroht sei, durch die Ultrarevolutionäre, die Korrupten und die Gemäßigten. Unter den Ultrarevolutionären war Hebert mit seiner Partei gemeint, dessen wahnsinnige Religionsschändungen Robespierre erzürnt hatten; im Einverständnisse mit Danton ließ ihn Robespierre durch das Revolutionsgericht mit 18 seiner Genossen der Guillotine übergeben. Aber gleichzeitig sann Robespierre darauf, dem Elenden auch Danton nachzusenden, den Urheber des 10. August und 2. September. Danton war bei dem Volke beliebter als der kalte Robespierre; zwischen diesen beiden mußte entschieden werden, welcher die Republik regieren werde; denn neben einander hatten sie nur walten können, so lange noch Königliche und Girondisten zu vernichten waren. Danton wandte sich deutlich einer milderen Stimmung zu; sein Freund Kamille Desmoulins schrieb bereits gegen die Tyrannei des Revolutionsgerichtes, das Volk nur mit Ausnahme des Abschaums war ohnehin der Schlächtereien müde; wenn Danton mit seiner ganzen Energie für die Milderung der bisherigen Revolutionspraxis eintrat, so war ihm der Beifall der Mehrzahl der Pariser und aller Franzosen gewiß, und eben dadurch kam er an die Spitze der Republik, auf demselben Wege ungefähr, wie Mirabeau dadurch Minister werden wollte, daß er sich dem weiteren Gange der Revolution entgegenstellte. Robespierre vernichtete aber Danton durch dieselben Mittel, durch welche beide einst gemeinschaftlich die Girondisten überwältigt hatten. Mehrere Freunde Dantons hatten für sich selber gesorgt und großartige Betrügereien begangen, darunter besonders der Kalendermacher Fabre d'Eglatine, Chabot u. a. Diese „Korrupten" wurden vor das Revolutionsgericht gestellt und Danton mit seinen vornehmsten Anhängern als Beschützer derselben bezeichnet. Danton nahm den hingeworfenen Handschuh sogleich auf und es begann nun der Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Löwen der Revolution und der kalten Boa. Drei Tage lang hielt Dantons gewaltige Stimme und Popularität den Kampf schwebend und das Revolutionsgericht wagte es nicht, das Todesurtheil zu sprechen. Da ertheilte der Konvent durch ein Gesetz dem Revolutionsgericht die Vollmacht, die Angeklagten ohne weiteres Verhör zum Tode zu verurtheilen, da sie im Sinne hätten, durch einen Aufstand die bestehende Verfassung zu stürzen, und Robespierre sorgte durch eine auserlesene Truppe seiner Pickenmänner unter Henriot dafür, daß die furchtbaren Menschen auf ihrem Wege zum Schafote durch keinen Volksaufstand befreit wurden; wie Danton für

den Tod des Königs gearbeitet hatte, durch die nämlichen Mittel wurde er unter das Messer geliefert. Mit kühnem Trotze nahm er sein Schicksal an; „in einer Stunde bin ich in dem Reiche des Nichts", rief er aus, „mein Name aber im Pantheon der Geschichte", und als ihn einer seiner Freunde auf dem Schafote küssen wollte, sagte er wild scherzend: „laß das, unsere Köpfe treffen sich ja doch im Sacke" (der Guillotine, in den die abgeschlagenen Köpfe fielen) (5. April 1794). Als die bedeutendsten Hebertisten und Dantonisten weggeräumt waren, beherrschte Robespierre den Konvent ohne Nebenbuhler; aber der Konvent sehnte sich des Schwertes los zu werden, welches dräuend über allen Häuptern hing, denn Dantons Fall hatte zu deutlich bewiesen, daß Robespierre keinen Nebenbuhler dulde, und da sein Argwohn bekannt war, so mußte jeder vor ihm schweigen, wenn er nicht durch Widerspruch seinen Kopf verlieren wollte. Darum bildete sich im Konvente eine förmliche Verschwörung gegen ihn; der Angriffsplan lautete auf Ueberrumpelung des schrecklichen Feindes, denn wenn man ihm Zeit zur Rüstung ließ, so vernichtete er die Verschworenen durch dieselben Rotten, welche er auch gegen Danton gebraucht hatte. Die vorantretenden Kämpfer waren Tallien, dem die Hand der reizenden Fontenay-Kabarrus für Robespierres Sturz zugesagt war, Fréron, Fouché, Vadier, Kollot d'Herbois, Billaud Varennes, lauter Schreckensmänner wie Danton, Barère, der Anakreon der Guillotine, so genannt, weil er zu allen Bluturtheilen von Humanität und Menschenglück zu sprechen wußte. Im Einverständniß mit dem Präsidenten und der Mehrheit der Versammlung griffen Vadier und Tallien den Robespierre als einen neuen Katilina an. Umsonst versuchte er zu sprechen, er so wenig als St. Just wurden angehört; die Versammlung überschrie ihn, der Präsident, dem er zurief: „Präsident dieser Versammlung von Mördern, wirst du mir das Wort geben?" schellte unterstützend und der Konvent beschloß mit Mehrheit, daß die drei Häupter des Wohlfahrtsausschusses (Robespierre, St. Just, Kouthon) und der Kommandant der Nationalgarde Henriot in Anklagestand gesetzt und in den Palast Luxembourg abgeführt werden sollten. Aber auf dem Wege setzte sie ein Pöbelhaufen in Freiheit; Robespierre, sein Bruder, Kouthon, Lebas, St. Just u. a. begaben sich auf das Stadthaus, Henriot führte einen Theil der Nationalgarde gegen den Konvent. Dieser erklärte jedoch den Robespierre und dessen Anhänger außer dem Gesetze, die Kanoniere der Nationalgarde weigerten sich auf Henriots Befehl gegen den Konvent zu feuern, die bessere Bürgerschaft kam dem Konvent zu Hilfe, das Spiel um den Kopf war für Robespierre verloren. Henriot verkroch sich in einer Kloake und wurde mit Hacken herausgezogen, Robespierre schoß sich eine Pistole vor den Kopf, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade, sein Bruder sprang aus

dem Fenster und brach ein Bein, Kouthon suchte sich zu erstechen, Lebas erschoß sich. Die Lebenden wurden gefangen und den 28. Juli abends 5 Uhr fuhren die Todeskarren den Robespierre, Henriot, Kouthon, St. Just 2c., im Ganzen 22 Schreckensmänner, auf den Hinrichtungsplatz. Robespierre wurde zuletzt guillotiniert und als sein Kopf fiel, klatschte die Menge mehrere Minuten lang. Den 30. Juli wurden noch 71 andere Schreckensmänner hingerichtet. (Der scheußliche Marat war das Jahr vorher von einem Mädchen, Charlotte Korday, erstochen worden.) So schloß sich endlich die Schreckenszeit, nachdem sie ihre eigenen Schöpfer verschlungen, welche ihr so viele Opfer gebracht hatten. Vom März 1793 bis zum 22. Juli 1794 waren in Paris allein 1514 Menschen durch die Guillotine hingerichtet worden und so verhältnißmäßig in den andern Städten, und wer wollte die auf die gewöhnliche Weise Ermordeten zählen! Auf einem und demselben Platze moderten die königlichen Leichen, die der Gironde, Dantons und Robespierres.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des Krieges.

Holland erobert wird batavische Republik (Januar 1795). Der Basler Friede vom 5. April 1795; 22. Juli Friede mit Spanien.

Pichegru war bis an die holländische Gränze gerückt und als zufällig ein sehr harter Winter einfiel, marschierte er über das Eis der Flüsse und Kanäle in Holland ein. Der Erbstatthalter entfloh nach England und den 19. Januar 1795 waren die Franzosen in Amsterdam. Holland wurde nun eine batavische Republik nach dem Muster der französischen; es wurden Freiheitsbäume errichtet, republikanische Vereine gegründet, die Menschenrechte proklamiert, und für diese Gaben nährten, kleideten und soldeten die Holländer die zerlumpte Armee Pichegrus, gaben den Franzosen freie Schifffahrt auf Hollands Flüssen und Kanälen, die Benutzung der Seehäfen, das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen, das holländische Flandern mit Mastricht und zu allem diesem 100 Millionen zu den Kriegskosten. Da die batavische Republik mit der französischen verbündet war, so griffen die Engländer auch die holländischen Kolonieen an, nahmen das wichtige Kap und Ceylon, vernichteten die holländischen Fischereien und brachten die Handelsschiffe auf. So bezahlte Holland vorläufig seine Sympathieen mit dem republikanischen Frankreich.

Am Rheine ruhten die Waffen vom Winter bis September 1795, denn Oesterreich war erschöpft, in Frankreich herrschten Hungersnoth

und Geldmangel, und Preußen, das auf Polen sein Augenmerk richtete, schloß am 5. April sogar Frieden (zu Basel). Es zog eine sogenannte Demarkationslinie, die Nord- und Süddeutschland trennte; sie erstreckte sich von Ostfriesland nach Schwaben hinauf bis an den Kocher und von da um Franken bis nach Schlesien. Den Staaten hinter der Demarkationslinie wurde Neutralität zugesichert, wenn sie ihre Kontingente abriefen und mit Frankreich getreuen Frieden hielten; auf der Demarkationslinie stellte Preußen einen Militärkordon auf. Durch diesen Frieden zersprengte Preußen den Reichsverband, indem es sich dem Reichskriege entzog und andere Reichsstände mit sich riß; Preußen hatte den Krieg eigentlich angefangen, nun ließ es seine Bundesgenossen im Stiche und wälzte den Krieg auf den Kaiser und Süddeutschland; es ermuthigte dadurch die Franzosen und brachte Verwirrung und Muthlosigkeit unter die preisgegebenen Stände, die jetzt nur durch das kaiserliche Heer gehindert wurden, ihren Separatfrieden zu machen. In einem geheimen Artikel aber verrieth es das Reich; es überließ an die Franzosen das ganze linke Rheinufer und bedung sich seine Entschädigung in Norddeutschland auf Kosten der kleinern Reichsstände aus; darunter war namentlich das Bisthum Münster begriffen. Auch andere deutsche Fürsten unterhandelten insgeheim mit Frankreich und warteten nur auf eine Niederlage der Oesterreicher, um dieselben im Stiche zu lassen.

Spanien (22. Juli) trennte sich ebenfalls von dem Bunde der Monarchen gegen die Republik. Das spanische Heer hatte die Pyrenäen überschritten und die Festung Bellegarde erobert; doch Dugommier, der Toulon genommen hatte, jagte die Spanier über das Gebirge zurück und drang in Katalonien und in den baskischen Provinzen vor; er fiel zwar, aber in einem siegreichen Treffen, und Spanien erkaufte den Frieden durch Abtretung seines Antheils an der Insel Haiti. (Schon im Februar hatte der Großherzog von Toskana mit der Republik Friede geschlossen und das Beispiel ihrer Anerkennung durch einen Monarchen gegeben.)

Fortsetzung des Krieges im Sommer und Herbst 1795.

Durch Preußens Abfall war Luxemburg sich selbst überlassen; der alte Feldmarschall Bender kapitulierte mit 10,000 Mann, weil er die tapfer vertheidigte Festung gegen den Hunger nicht länger halten konnte (6. Juni). Die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan überschritt bei Düsseldorf den Rhein (6. bis 8. Sept.), welche Festung der Kommandant auf die erste Aufforderung übergab. Nun drängte Jourdan die Oesterreicher über die Wipper, die Sieg, die Lahn, den Main zurück und umschloß Mainz auch auf dem rechten Rheinufer, denn auf dem linken war es schon umlagert. Zu gleicher Zeit war Pichegru mit der

Rhein- und Moselarmee vorgedrungen und besetzte das feste Mannheim, das der pfälzische Kommandant ohne Gegenwehr dem Feinde mit allen Vorräthen überlassen hatte (22. September). Aber am 24. September schlug der österreichische General Quosdanowich die Franzosen bei Handschuchsheim zurück, Wurmser vertrieb sie aus dem festen Lager vor Mannheim, Klairfait schlug Jourdan (11. Oktober) bei Höchst und säuberte das Land bis Düsseldorf; die verfolgten Franzosen bezeichneten ihren Rückzug durch Plünderung und Verheerungen aller Art; besonders hatten sie es auf die Kirchen abgesehen, die sie eckelhaft verwüsteten. Als Klairfait von der Verfolgung nach Mainz zurückgekommen war, brach er aus dieser Festung hervor, erstürmte das feindliche Lager, nahm alles Belagerungsgeschütz (29. Oktober und zog den Rhein hinauf nach Mannheim, welches der französische Kommandant nach einem heftigen Bombardement übergab (21. November). Nach mehreren blutigen Gefechten jenseits des Rheins (Pichegru verrieth damals die Republik) wurde den 1. Januar ein Waffenstillstand abgeschlossen. Frankreich war also am Schlusse des Jahres 1795 in keiner glänzenden Lage, um so weniger, da es den Seekrieg mit England entschieden unglücklich führte und durch einen Aufstand der Korsen gegen die Schreckensmänner die Insel an England verlor. Einen Schlag jedoch hatten die Republikaner den bitter gehaßten Engländern beigebracht, doch auch dieser kostete nur französisches Blut. Das englische Ministerium entschloß sich erst im Frühjahr 1795, als die Vendée von den Republikanern fast ganz entwaffnet und besetzt war, zur Unterstützung der Vendéer und der Chouans in der Bretagne. Die Chouans (der Name wird gewöhnlich von chat huant, Nachteule, einer populären Benennung der Schleichhändler abgeleitet) waren royalistische Insurgenten in der Bretagne, ursprünglich aus Schmugglern bestehend, später durch entflohene Konskribierte und Bauern verstärkt und von Edelleuten z. B. dem Grafen Puisay oder von Chefs, die sich das Vertrauen der Banden erwarben, z. B. George Kadoudal, angeführt. Sie bekämpften die Republikaner nie in Heeresabtheilungen und förmlichen Treffen, sondern sie führten einen über die ganze Provinz verbreiteten, trefflich organisierten Guerillaskrieg und beschäftigten ein republikanisches Heer von 30,000 Mann. Diesen Kampf wollte die englische Regierung zu einem förmlichen Kriege ausbilden, indem sie ein formiertes Korps von ungefähr 6000 Emigranten, überdies mehr als 100 emigrierte französische Offiziere und alle Kriegsbedürfnisse für eine Armee von 60,000 Mann in die Bretagne warf. Am 24. Juni schlug Lord Bridport die französische Flotte bei der Insel Belleisle, worauf die englische Transportflotte am 27. das Emigrantenkorps und das ungeheure Kriegsmaterial auf der schmalen, fast 3 Stunden langen Halbinsel Quiberon ausschiffte. Durch den Zulauf der Chouans verstärkte

sich das Korps bis auf 15,000 Mann, nahm das Fort Penthièvre auf der Halbinsel, blieb aber darauf einige Tage unthätig stehen und ließ dem General Hoche Zeit, seine zerstreuten Truppenabtheilungen zusammenzuziehen. Am 6. Juli warf er die vorgerückten royalistischen Haufen auf die Halbinsel zurück (die Chouans liefen zu Tausenden davon in ihre Heimath), schlug am 16. einen mit aller Macht unternommenen Ausfall der Emigranten vollständig zurück und erstürmte in der Nacht vom 20.—21. während eines Unwetters Fort Penthièvre, indem einige 100 republikanische Soldaten, die man als Kriegsgefangene in England gewaltsam dem Emigrantenkorps einverleibt hatte, ein Ausfallspförtchen öffneten. Ein großer Theil der Emigranten fiel am 21. im Kampfe, 800 derselben und ungefähr 1300 Chouans retteten sich auf die englischen Schiffe, die sich wegen der hochgehenden See der Küste nicht hinlänglich nähern konnten oder, wie die Franzosen behaupten, die Emigranten und Chouans zu einem Verzweiflungskampfe nöthigen wollten; 3600 gefangene Chouans entließ Hoche in ihre Gemeinden; 711 gefangene Emigranten, Gemeine und Offiziere, den Bischof von Dole mit 50 Geistlichen mußte er auf Befehl der Konventsdeputierten erschießen lassen. Alle Vorräthe fielen den Republikanern in die Hände, welche damit über 4000 Fuhrwerke beluden.

Der Konvent und die Parteien (August 1794 bis Oktober 1795).

Mit der Hinrichtung Robespierres war ein Wendepunkt eingetreten; in ihm war das Schreckenssystem verurtheilt, obwohl noch genug Schreckensmänner in dem Konvente saßen, die zur Vernichtung Robespierres nur aus persönlichem Hasse oder aus Furcht mitgewirkt hatten. Zuerst wurde das Hauptquartier der Revolution aufgelöst, indem die bisherige centralisierte Stadtverfassung aufgehoben und Paris in 12 Distrikte mit ebenso viel Municipalräthen unter eigenen Maires getheilt wurde. Unter Fréron organisierte sich die „vergoldete Jugend“, die Söhne der vornehmeren Bürger, die sich mit den Jakobinern fast alle Tage auf den Straßen schlug; endlich stürmten die jungen Leute (11. November) den Versammlungssaal der Jakobiner und trieben sie auseinander, der Konvent aber hob durch ein Dekret die ganze Gesellschaft auf. Diese Umkehr erzürnte den Pöbel und die wildesten Parteihäupter um so heftiger, weil auf der andern Seite die Royalisten kein Hehl daraus machten, daß sie die Monarchie wieder herstellen wollten. Als der Konvent den blutigen Karrier und andere dem Robespierre nachschickte, als er auch Billaud Varennes, Kollot d'Herbois und Barère, „die großen Verbrecher“, bedrohte, versuchten die Vorstädte St. Antoine und Marceau einen Aufstand, der aber durch die goldene Jugend und die Stadtbürger gedämpft wurde (2. März 1795). Am 1. April er-

neuerte sich der Aufstand noch gewaltiger; es mangelte in Paris an Brot, die Assignaten, deren für mehr als 40,000 Millionen Stücke ausgegeben waren, hatten allen Kredit verloren, es fehlten Arbeit und Verdienst, daher gab die Noth dem Aufstand einen sehr gefährlichen Charakter. Der Pöbel bedrohte den Konvent und verlangte die Freilassung der Patrioten, die Konstitution von 1793 und Brot. Die Stadtbürger jedoch eilten dem Konvent zu Hilfe, Pichegru, der gerade in Paris war, führte einiges Militär herbei und zerstreute das Gesindel. Die großen Verbrecher wurden nach Kayenne deportiert und abermals einige Schreckensmänner, die an dem Aufstande Theil genommen hatten, durch die Guillotine unschädlich gemacht. So leichten Kaufs wollte jedoch der Pöbel seine Herrschaft nicht abtreten und es gab noch genug Männer, welche den gemäßigteren Theil des Konvents zu stürzen und ihre Herrschaft gerade so zu gründen hofften, wie es Danton und Robespierre gethan hatten. Am 20. Mai entsandten St. Antoine und Marceau 30,000 ihrer Bewohner; der Konvent wurde überrascht und umringt; von morgens 7 Uhr bis nachts 2 Uhr war er der Gnade der Vorstädter überlassen. Diese drangen in den Sitzungssal, ermordeten den Deputierten Feraud und steckten sein Haupt auf eine Picke. Sie verlangten dasselbe wie am 1. April; lange widerstand die gemäßigte Partei, mußte aber zuletzt ihr Heil in der Flucht suchen. Nun bemächtigten sich die jakobinisch gesinnten Deputierten der Bureaux und dekretierten nach dem Willen „des Volkes“. Die Freude dauerte aber nur kurze Zeit; die städtischen Sektionen und Militär zogen heran und jagten die Vorstädter mit den willfährigen Deputierten auseinander. Die gefährlichsten von diesen wurden festgenommen und guillotiniert, wenn sie sich nicht selbst ermordeten; dasselbe Schicksal traf einige Hauptleute der Vorstädter. Die revolutionären Ausschüsse, die Feuerherde der Aufstände, wurden aufgehoben, die Vorstädte entwaffnet und so nahm die Pöbelherrschaft ein unfreiwilliges Ende; die Jakobinermützen verschwanden, seitdem eine solche rothe Kopfbedeckung den Kopf selbst in Gefahr brachte. Im August gab nun der Konvent dem Lande eine neue Verfassung, die dritte seit sechs Jahren, und ließ sie in den Urversammlungen annehmen. Gemäß dieser Verfassung kam die vollziehende Gewalt einem Direktorium von fünf Männern, die gesetzgebende aber einem Rathe der Alten von 250 und dem Rathe der Fünfhundert zu; eine Klausel bestimmte, daß zwei Drittheile der beiden Räthe aus den Mitgliedern des Konvents zu wählen seien; zugleich ernannte er die fünf Direktoren, lauter Männer, die für den Tod des Königs gestimmt hatten. Die Departements und die Heere ließen es sich gefallen, die Bürgerschaft von Paris dagegen wollte keine Fortsetzung des Konvents, sondern einen Schritt weiter zur Monarchie zurück. Die

Sektionen bewaffneten sich, der Konvent aber übertrug das Kommando über die Truppen und das Patriotenbataillon von 1789 dem Direktor Barras und dieser dem Brigadegeneral Napoleon Bonaparte. Als die Sektionen unter General Danikan die Tuilerien stürmen wollten, fanden sie dieselben im besten Vertheidigungsstande, und Bonaparte zerschmetterte mit dem Geschütze die Kolonnen, welche den Zugang erzwingen wollten (5. Oktober). Der Konvent erließ nun ein Amnestiegesetz, gab dem Revolutionsplatz den Namen Eintrachtsplatz und erklärte am 26. Oktober seine Sitzungen für beendigt.

Achtes Kapitel.

Der Krieg von 1796.

Jourdan, Moreau, der Erzherzog Karl.

Am 31. Mai kündigte Oesterreich den Waffenstillstand am Rheine auf, den Klairfait mit Pichegru am 1. Januar geschlossen hatte. Der Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl, führte den Oberbefehl, unter ihm kommandierte am Oberrhein der alte Feldmarschall Wurmser, der jedoch bald 25,000 Mann der besten Truppen nach Italien führte. Die Franzosen gingen unter Jourdan über den Niederrhein und warfen die Oesterreicher unter dem Prinzen Ferdinand von Württemberg bei Altenkirchen zurück; der Erzherzog Karl eilte aber schleunig herbei und schlug Jourdan bei Wetzlar und Ukerath (15. und 19. Juni). Hier fiel eines der glänzendsten Bajonetgefechte vor; General Kleber ließ fünf Bataillone mit gefällter Waffe vorgehen; ohne einen Schuß zu thun, unter dem Spiele der Militärmusik erwarteten sie die österreichischen Grenadiere; nach einem wüthenden Kampfe von 20 Minuten waren die kühnen Angreifer vernichtet. Jourdan ging in seine alten Stellungen zurück; am 4. Juni aber hatte Moreau mit einem starken Heere bei Straßburg den Strom überschritten und die schwachen Heerhaufen der Oesterreicher zurückgeworfen; Erzherzog Karl selbst mußte bei Malsch weichen und unter fortwährenden Gefechten durch Schwaben bis Bayern zurückgehen. Der schwäbische Kreis bezahlte 25 Millionen Fr. Brandschatzung, versah das Heer mit Lebensmitteln, Fourage, Pferden, Kleidern u. s. w.; Württemberg trat seine überrheinische Besitzung Mömpelgard förmlich ab; so viel hatte der schwäbische Kreis nie an das Reich geliefert und hätte es auch nie gutwillig gethan. Während Moreau den Erzherzog zurückdrängte und bei den weltlichen und geistlichen Herren in Schwaben seine Aernte hielt, war Jourdan wieder hervorgebrochen

und trieb das schwache österreichische Heer über die Sieg, die Lahn und den Main zurück, nahm Frankfurt, Nürnberg u. s. w., brandschatzte Frankfurt um 6, den fränkischen Kreis aber um 16 Millionen und näherte sich mit dem linken Flügel dem Böhmerwald, während er mit dem rechten die Vereinigung mit Moreau suchte. Nun ging aber Karl mit 20,000 Mann Kerntruppen bei Ingolstadt plötzlich über die Donau, in Eilmärschen den Altmühlgrund hinauf, überfiel den Vortrab Jourdans unter Bernadotte bei Theining (22. August), erreichte und schlug Jourdan selbst bei Amberg (24. August), und noch einmal vollständig bei Würzburg (3. September). Das französische Heer eilte in wilder Flucht über den Rhein, während die Bauern im Spessart und Odenwald Tausende der zersprengten Räuber todtschlugen. Nun mußte auch Moreau, der bis München vorgedrungen war, eilig umkehren und vollbrachte diesen Rückzug mit ausgezeichneter Geschicklichkeit; doch wurde er von Karl bei Emmendingen eingeholt und geschlagen und nach einem hartnäckigen Treffen bei Schliengen über den Rhein zurückgetrieben (Oktober).

Napoleon Bonaparte in Italien.

So war Deutschland von dem Feinde befreit, aber in Italien war der Sieg mit den Franzosen. Hier traf der 27jährige Bonaparte (geboren den 15. August 1769) ein vernachlässigtes, von allem entblößtes Heer, das seit 1792 mit wechselndem Erfolge sich mit den Piemontesen und Oesterreichern schlug; wie einst Hannibal, so wies er seine Soldaten auf das reiche Italien; „ein Sieg, Soldaten," sagte er, „wird euch alles geben, was ihr braucht, Kleidung, Nahrung und Geld." Mit 40,000 Mann eröffnete er den Feldzug; er umging die Alpen, siegte den 11. und 12. April über den österreichischen General Beaulieu bei Montenotte, den 13. und 14. bei Dego und Millesimo und trennte die piemontesischen und österreichischen Truppen, die Beaulieu über die Bochetta in die Lombardei zurückführte. Hierauf schlug Bonaparte die Piemontesen unter Kolli bei Ceva und Mondovi (20. und 21. April) und marschierte auf Turin los. Der König von Sardinien bat um Waffenstillstand und erhielt ihn gegen Uebergabe der Festungen Koni, Ceva und Tortona, und den Frieden zu Paris gegen Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich.

Den 7. Mai ging Bonaparte bei Piacenza über den Po, drängte die Oesterreicher zurück, erzwang unter dem fürchterlichsten Kartätschenfeuer den Uebergang über die Adda bei Lodi (10. Mai) und besetzte Kremona, Pavia und Mailand, wo er wie ein König einzog und von dem leichtsinnigen Volke mit Jubel empfangen wurde. Parma erkaufte den Frieden mit 2 Millionen Fr., 1700 Pferden und 20 Gemälden,

Modena mit 10 Millionen, der Papst mit 21 Millionen, 100 Gemälden und Statuen und 500 Handschriften aus der vatikanischen Bibliothek, die österreichische Lombardei zahlte 20 Millionen Brandschatzung, der König von Neapel aber zog seine Truppen zurück (5. Juni) und unterhandelte um den Frieden.

Ohne viele Mühe wurden die Trümmer des österreichischen Heeres unter Beaulieu über die Etsch und in das Tyrol zurückgetrieben; Oesterreich behauptete in der Lombardei allein noch die Festung Mantua und diese ward nun umlagert. Bald kam der alte muthige Wurmser mit einem frischen Heere; aber indem er in getrennten Heeresmassen aus den Pässen Tyrols hervorbrach, wurden sie vereinzelt bei Lonato und Kastiglione (5. August) geschlagen und wieder in das Gebirge zurückgeworfen. Frisch verstärkt erneuerte Wurmser den Kampf; aber Bonaparte besiegte den General Quosdanowich bei Roveredo, Wurmsern selbst bei Bassano; mit Noth schlug sich dieser in die Lombardei durch und warf sich nach Mantua (5.—15. September). Die Belagerung dieser Feste begann nun abermals. Da sandte Oesterreich ein neues Heer unter Alvinzy; bei Roveredo, Bassano, Kaldiero fielen mörderische Gefechte vor und nicht immer glücklich für die Franzosen; aber bei Arkole siegte Bonaparte nach schwerem Verluste in dreitägiger Schlacht (15., 16. und 17. November) und Alvinzy wich hinter die Brenta zurück. Noch einmal, bis auf 80,000 Mann verstärkt, eilte er Mantua zu Hilfe. Doch bei Rivoli (16. Januar 1797) gewann Bonaparte durch meisterhafte Operationen einen vollständigen Sieg; eine österreichische Heeresabtheilung, welche bis in die Nähe Mantuas vorgedrungen war, wurde umringt und gefangen. Nun mußte Wurmser die Feste übergeben; in kühnen Ausfällen hatte er sich Lebensmittel erkämpft, die meisten Pferde der Reiterei waren geschlachtet und aufgezehrt, der Hunger machte seine unerbittlichen Rechte geltend, Entsatz war keiner mehr zu hoffen. Während der Belagerung waren 18,000 Mann theils im Kampfe theils durch Krankheiten umgekommen, mit nicht ganz 12,000 ergab sich Wurmser; sie durften in die österreichischen Staaten abziehen, aber vor der Freigebung von eben so vielen gefangenen Franzosen nicht mehr fechten; der alte Held selbst mit 200 Reitern, 500 Fußgängern und 6 Geschützen erhielt freien Abzug (2. Februar 1797). Der Papst hatte den Kampf erneuert, weil ihm das Direktorium zumuthete, alle seit 1789 gegen Frankreich erlassenen Bullen zurückzunehmen. Nach dem Falle Mantuas zog Bonaparte gegen den wehrlosen Kirchenfürsten, nahm ohne Kampf die Romagna, Urbino, die Mark Ankona mit der festen Stadt und ließ das hl. Haus zu Loretto plündern. Doch gab er dem Papste zu Tolentino den Frieden gegen die Abtretung von Avignon und Venaissin, welche Enklaven die französische Republik schon seit 1792 einverleibt

hatte, von Bologna, Ferrara und der Romagna, und 30 Millionen Fr.; auf der Zurücknahme der Bullen bestand Bonaparte nicht.

Noch verzweifelte Oesterreich nicht; alle Kraft aufbietend sandte es ein fünftes Heer gegen den Sieger in Italien und zwar unter dem Erzherzog Karl. Aber auch dieser konnte dem ungestümen Angriffe der bedeutend stärkern französischen Armeen nicht widerstehen. Unter unaufhörlichen Kämpfen wichen die österreichischen Truppen in das Alpengebirge Tyrols, Steyermarks und Kärnthens zurück und Bonaparte drang bis auf 36 Stunden von Wien vor. Da erschracken die Räthe des Kaisers und suchten Frieden, obwohl Erzherzog Karl zur Fortsetzung des Kampfes rieth; denn in Italien brachen Aufstände gegen die Franzosen aus, deren Uebermuth und Habsucht den heißblütigen Italienern unerträglich war; Tyrol und Steyermark waren zum Landsturme bereit; was wäre trotz alles Genies aus Bonaparte und seinen Franzosen geworden, wenn die kaiserliche Regierung das Volk gegen sie losgelassen hätte! Bonaparte erkannte die ganze Gefahr und darum machte er verführerische Friedensanträge. Den 18. April wurde in Leoben ein Präliminarfriede unterzeichnet, in welchem Oesterreich Belgien und die italienischen Länder bis an den Oglio abtrat, wogegen es das venetianische Gebiet, Istrien und Dalmatien erhalten sollte. Die venetianische Aristokratie spielte eine unrühmliche Rolle; während des gewaltigen Ringens um Mantua achteten weder Oesterreicher noch Franzosen das neutrale Gebiet der Republik und die letzteren hatten nach ihrem endlichen Siege die wichtigsten Positionen bei ihrem Vordringen in das österreichische Gebirge besetzt. Als aber in Bonapartes Rücken der Aufstand losbrach, Triest und Fiume von einem österreichischen Streifkorps genommen wurden, so erhob sich auch das Landvolk im Venetianischen, ermordete in Verona alle Franzosen, selbst die Kranken und Verwundeten, und der Senat billigte durch sein Verhalten das Geschehene, ja er wagte sogar Kriegsrüstungen. Da traf ihn die Nachricht von dem Vertrag in Leoben wie ein Blitz, die Kriegserklärung Bonapartes folgte rasch nach (2. Mai) und nun bat die Signoria demüthig um Frieden. Obwohl sie alle Vorschriften des französischen Generals annahm und sich sogar demokratisieren ließ, rückten die Franzosen doch in Venedig ein (16. Mai), leerten die Zeughäuser, führten die Schiffe fort, plünderten Kirchen, Museen und Rathhäuser und besetzten auch die jonischen Inseln. Als der definitive Friede von Kampo Formio am 17. Oktober 1797 abgeschlossen wurde, fand sich die älteste Republik Europas von der jüngsten gründlich ausgeplündert und wurde überdies nebst Dalmatien an Oesterreich abgetreten. Oesterreich überließ dagegen die Lombardei mit Mantua an Bonaparte, der aus ihr, Modena, Ferrara, Bologna, welche dem Kirchenstaate entrissen wurden, aus Veltlin und Kleve, die sich von

Graubündten, das ihnen Gleichberechtigung mit den 3 Bünden versagt hatte, losrissen, eine cisalpinische Republik bildete (9. Juli), welche als Uniform die französische Verfassung anzog und ihre Direktoren von Bonaparte erhielt. Auch das aristokratische Genua wurde demokratisch gemacht, gebrandschatzt, in eine der französischen nachgebildete Verfassung gesteckt und ligurische Republik genannt (15. Aug.). An Frankreich wurde das ganze linke Rheinufer abgetreten; die zu Schaden gekommenen Fürsten sollten auf dem rechten Rheinufer Ersatz finden, in der Weise, wie z. B. der Herzog von Modena für sein entrissenes Ländchen Freiburg im Breisgau erhielt. Diese Entschädigungsforderungen so wie der definitive Frieden der Republik mit dem preisgegebenen deutschen Reiche sollten auf einem Kongresse zu Rastatt reguliert werden, wo sich alsbald französische Gesandte einstellten, bei denen deutsche Fürsten und Herren um Abteien und Reichsstädte bettelten und jene klingenden Künste anwandten, durch die sie die nützliche Gunst der „Bürgerkommissäre" zu erwerben hofften.

Neuntes Kapitel.

Polen zum zweiten- und drittenmale von den drei Mächten getheilt (1795).

Venedig sank ruhmlos zusammen, durch französische Machtworte entwaffnet; eine andere Republik, die des polnischen Adels, war kaum vorher nach ritterlichem Kampfe der vereinten Macht der drei Adler unterlegen. Die Polen hatten sich von der Betäubung, in welche sie durch den Gewaltstreich von 1774 versetzt worden, erholt, und als Katharina und Josef mit den Türken einen Krieg führten, der ihre Kräfte gegen alle Erwartung erschöpfte, glaubten die Besseren der Nation[1], die Zeit zur Wiederherstellung des Vaterlandes sei gekommen, um so mehr als Preußen insgeheim und öffentlich die ermunterndsten Verheißungen machte. Ein Reichstag in Warschau (Herbst 1788), der sich aber Konföderation nannte, damit ihn kein russisches liberum veto unwirksam mache, beschloß die Verstärkung des Heeres auf 60,000 Mann, verwahrte sich gegen die Beschränkung seines gesetzgebenden Rechtes, wies das von Katharina angetragene Bündniß gegen die Türkei zurück und drohte mit dem allgemeinen Aufgebote, falls die russischen Truppen nicht aus dem polnischen Gebiete weggezogen würden. Preußen versprach feierlich die Unabhängigkeit Polens in der Anordnung seiner einheimischen Angelegenheiten zu schirmen und Katharina, die mit Schweden und der Türkei vollauf zu thun hatte und keinen polnischen Krieg brauchen konnte, zog ihre Truppen zurück. Auch an die Umgestaltung der Verfassung

legte der Reichstag mit Eifer und vorsichtiger Mäßigung die Hand; die königliche Gewalt wurde vermehrt, die Krone nach dem Tode des kinderlosen Königs Stanislaus Poniatowski erblich im Hause Sachsen erklärt; der Reichstag sollte aus zwei Stuben, der Landboten- und Senatorenstube bestehen, das liberum veto aufgehoben sein; die königlichen Städte erhielten die Freiheit ihre Magistrate zu wählen, eigene Verwaltung und einigen Antheil an der Vertretung im Reichstage; der Adel sollte den Bürgern durch Verdienst zugänglich sein. Nur für die Bauern geschah nichts, als daß sie dem Schutze der Gesetze gegen vertragswidrige Erschwerung ihres Looses empfohlen wurden. (Verfassung vom 3. Mai 1791.) Die neue Verfassung wurde von der ungeheuren Mehrheit der Nation mit Jubel aufgenommen und nur wenige Männer des hohen Adels (Felix Potocki, der Krongroßfeldherr Branicki, der Bischof Kossakowski, ein Rzewuski, ein Malachowski) waren verblendet genug derselben zu widerstreben und schloßen den 14. Mai 1792 die Konföderation zu Targowicze auf die Gefahr hin ihr Vaterland zu verderben. Denn schon drohte Rußland aufs neue; Katharina hatte mit den Türken Frieden geschlossen und wartete nur auf die Zustimmung Preußens, um über Polen herzustürzen. Preußen wünschte Danzig und Thorn und bot den Polen seinen Beistand um diesen Preis an und als sie sich nicht dazu verstehen wollten, wandte sich Preußen von ihnen ab und suchte im Bunde mit Rußland die wichtigen Weichselstädte zu gewinnen. Katharina ließ das Heer, das gegen die Türken gefochten hatte, in Polen einmarschieren; der Welt erklärte sie, das geschehe zum Schutze der gegen die neue Verfassung protestierenden Polen (die Verräther hatten sich den Namen der Targowiczer Konföderierten beigelegt) und zur Aufrechthaltung der Freiheit der Republik gegen das eingeführte Erbrecht! Die Polen baten Oesterreich, Sachsen, Preußen, die Türkei um Hilfe, aber Sachsen war zu schwach, Oesterreich mit den Franzosen im Kampfe, die Türkei erschöpft und Preußen wollte Danzig und Thorn. Nun bot der Reichstag die Nation auf, aber der König stand jetzt zu den Targowiczern, durch einen Brief von seiner Freundin Katharina bezaubert, die polnischen Schaaren unterlagen der russischen Uebermacht, die Patrioten legten die Waffen nieder und die Männer der Konföderation übernahmen die öffentlichen Aemter. Sie hielten einen Reichstag in Grodno; da wurde ihnen eröffnet, daß Rußland und Preußen Polen noch einmal theilen würden, und daß der Reichstag dies gutheißen müsse. Am 16. April 1793 erschienen jene Erklärungen Rußlands und Preußens, durch welche eine europäische Nation zum Tode verurtheilt ward; weil der Geist des Jakobinismus in Polen eingedrungen sei, hieß es darin, und um die Folgen dieses schrecklichen Geistes zu hemmen, eignen sich die Mächte einen Theil des Landes zu, setzen Po-

len zu einer Macht zweiten Ranges herab und schreiben ihm eine seine Ruhe und die Ruhe seiner Nachbarn sichernde Verfassung vor. Doch der Reichstag wollte in die Theilungsakte nicht einwilligen, auch die Targowiczer waren gegen Rußland und noch mehr gegen Preußen wüthend erbost; jetzt ließ der russische Gesandte die lautesten Sprecher gefangen setzen, den Reichstag mit Militär umstellen und ihn zum letztenmale fragen, ob er unterzeichnen wolle oder nicht. Das half, die Landboten unterzeichneten (22. Juli und 2. September) und Rußland hatte 4500 □ Meilen mit 3 Millionen Einwohnern, Preußen 1000 □ Mei- mit 1,200,000 Einwohnern erworben.

Das polnische Heer sollte entwaffnet und auf 16,000 Mann heruntergebracht werden; aber die Entwaffnung wurde das Signal zu einem allgemeinen Aufstande. Die Stadt Krakau war zum Mittelpunkte erwählt, wo sich alle Schaaren vereinigten, und Thaddäus Kosciusko sollte den Aufstand als Diktator leiten. Der General Madalinski, dessen Korps in Pultusk entwaffnet werden sollte, brach zuerst los: er weigerte sich und führte seine Soldaten unter meist glücklichen Gefechten nach Krakau, wo er sich mit dem Aufgebote Kosciuskos vereinigte. Die Konföderation von Krakau verkündigte in einem Manifeste den Zweck des Aufstandes, der mit dem Jakobinismus nichts zu thun hatte und nur die Wiederherstellung Polens wollte. Diesem Rufe folgte Lithauen und Warschau, das die russische Besatzung unter dem General Igelström nach einem mörderischen Kampfe, in welchem von beiden Seiten kein Pardon gegeben wurde, aus der Stadt vertrieb (17. und 18. April). Die Polen erfochten noch einige glänzende Vortheile über feindliche Heeresabtheilungen, und das Glück schien ihnen, selbst als die Preußen herankamen, günstig zu bleiben. Diese schlugen zwar den Kosciusko bei Scelze und eroberten Krakau, aber Warschau belagerten sie vergebens und zogen mit Verlust ab, als in ihrem Rücken das Landvolk aufstand. Die Russen hatten sich von den Preußen entfernt gehalten, weil sie von der Beute möglichst viel für sich erraffen wollten; nach dem Abzuge derselben rückte der schreckliche Suwarow heran, um den Entscheidungskampf auszufechten. Kosciusko wollte der Vereinigung der russischen Streitkräfte zuvorkommen und griff den General Fersen bei Macziewice an (10. Oktober 1794); aber die Reiterei, die Hauptwaffe der Polen, wurde bei ihrem Angriffe zurückgeschlagen; Kosciusko eilte den Fliehenden nach, um sie zu sammeln, stürzte jedoch mit dem Pferde und rief: finis Poloniae, da er die Folgen der Niederlage in ihrem ganzen Umfange erkannte; er fiel verwundet in die Gewalt der Kosacken. Suwarow vernichtete noch einige polnische Abtheilungen auf seinem Wege nach Warschau; am 4. November erstürmte er die befestigte Vorstadt Praga jenseits der Weichsel, wo seine Soldaten 18,000 Men-

schen, bewaffnete Vertheidiger, Unbewaffnete, Weiber und Kinder umbrachten. Die Hauptstadt ergab sich, die einzelnen Schaaren zerstreuten sich oder wurden entwaffnet, die Mächte konnten über das Schicksal Polens frei schalten. Zu diesen hatte sich zuletzt auch Oesterreich gesellt und den 24. Oktober 1795 wurde der Theilungsvertrag bekannt gemacht, das Geschäft selbst war schon in den ersten Monaten des Jahres vorgenommen worden. Preußen erhielt zu seinem früheren Beutestücke 900 □ Meilen mit 1 Million Einwohnern, Oesterreich 800 □ Meilen mit 1 Million, Rußland über 2000 □ Meilen mit 1 $^1/_2$ Million Einwohnern; im Ganzen Rußland 9000, Preußen 2700, Oesterreich 2200 □ Meilen, mit 6 Millionen, mit 3 Millionen und 4 Millionen Menschen. Im Laufe der Zeit ist es Rußland gelungen, seinen ehemaligen Bundesgenossen die wichtigsten polnischen Antheile abzugewinnen, so daß nun das russische Polen zwischen Oesterreich und Preußen in das Herz Europas hereinragt. Ueber 15,000 Polen, Offiziere und gemeine Soldaten, wanderten aus, in Medaillen und Amuleten etwas von dem vaterländischen Boden auf der Brust tragend; diese Schaar, welche General Dombrowsky führte, ergänzte sich immer wieder und focht bis 1815 mit den Franzosen, von denen Polen seine Wiederherstellung erwartete.

Katharina II. nahm darauf auch (1. März 1795) „die freiwillige und unbedingte" Unterwerfung Kurlands an, dessen Herzog Peter Biron nach Petersburg berufen wurde und dort auf seine Würde verzichtete. Er wurde wie Stanislaus Poniatowski Katharinas Pensionär. Diese hatte mit der Vernichtung Polens ihrem Lebenswerke die Krone aufgesetzt; den Franzosen drohte sie nur von ferne, unterstützte aber Oesterreich nicht, als es den Kampf gegen die wahre Revolution im Westen allein zu führen hatte; sie starb den 16. November 1796.

Zehntes Kapitel.

Die Plünderung der Schweiz (März und April 1789).

Wie wenig es den Franzosen um Republiken zu thun war, wenn sie durch deren Aufopferung einen Vortheil zu gewinnen hofften, zeigten sie durch die Plünderung der Republik Venedig und deren Hingabe an Oesterreich; beinahe dasselbe Schicksal bereiteten sie der Schweiz, der ältesten Bundesgenossin oder vielmehr Dienerin von Frankreich. Als Bonaparte aus Italien durch die Schweiz reiste, erkundigte er sich so angelegentlich um den Zustand der Eidgenossenschaft und besonders des Kantons Bern, daß mißtrauische Schweizer bereits nichts Gutes erwarteten. Die damaligen Regierungen der Schweiz hatten auch alle Ur-

sache sich vor einer französischen Einmischung zu fürchten, denn obwohl die Schweiz eine Republik hieß, so beherrschten dennoch Städte, Bischöfe und Klöster, selbst die Landleute aus den Urkantonen, einen großen Theil des Volkes, hemmten Gewerb und Verkehr durch eigennützige Beschränkungen und sogen manchmal, besonders die kleinen Kantone, die Unterthanen durch Landvögte aus. Im Jahre 1653 hatten es die Bauern in der westlichen Schweiz versucht, den Bürgern der alten Städte und den Landleuten der Urkantone gleiche Rechte abzutrotzen und wahre Eidgenossen zu werden, aber sie wurden mit den Waffen zur Ruhe gebracht und der Bund wieder mit Bauernblut zusammengeleimt. Nun kam die Strafe über die Herren in den Städten und Dörfern. Die bevogteten Unterthanen hörten den Freiheitsruf jenseits des Jura mit freudiger Spannung; Genf, eine bundesverwandte Stadt, und die pruntrutische Herrschaft des Bischofs von Basel vereinigten sich (1792) mit der fränkischen Republik, und als sich (1798) alle Vogteien frei erklärten, fanden sich die Herren so schwach, daß sie dieselben gewähren ließen. Nur zwischen der Waadt und Bern entstand ein Zwist, indem eine Partei unter den Waadtländern mit Berns Zugeständnissen nicht zufrieden war und die Vermittlung der französischen Republik anrief. Diese nahm die Gelegenheit rasch wahr und besetzte die Waadt (Januar 1798); die Schweizer waren nicht einig, indem die einen die Grundlagen der bisherigen Verfassung, die souveränen Kantone, beibehalten, die anderen aus der Schweiz eine einheitliche Republik nach französischem Muster machen wollten. Diese Einheitspartei wurde durch die französischen Agenten kräftig angefeuert, weil aber der größte Theil des Volkes diesem Treiben abhold war, mußten die Franzosen zu anderen Mitteln greifen, wenn sie sich in der Schweiz festsetzen wollten. Nachdem ihnen Bern die Waadt überlassen hatte, verlangten sie gebieterisch, daß Bern und die Eidgenossenschaft eine andere Verfassung (natürlich französischen Zuschnitts) annehmen sollten. Da war in Bern guter Rath theuer; die einen Rathsherren riethen zu Krieg und schnellem Angriff, die andern meinten, es sei den Franzosen nicht so ernst und sie würden sich mit einigen Zugeständnissen und Millionen begnügen. Je nachdem in dem Rathe die eine Partei die Oberhand hatte, wurde Befehl zum Angriffe und vielleicht eine Stunde später zum Rückzuge gegeben; die ausgezogene Mannschaft aber lief theilweise auseinander, die zurückgebliebene wurde verdrüßlich und zieh die Offiziere der Verrätherei. Als die Franzosen alles in Verwirrung sahen, erklärten sie den Krieg und schritten ungesäumt zum Angriffe. Von Basel her rückte Schauenburg in das Aarthal gegen Solothurn, von der Waadt Brune gegen Freiburg; beide Städte fielen ohne Widerstand. Bei Fraubrunnen ließen sich die Berner überfallen und wurden trotz hartnäckiger Gegenwehr aus-

einandergesprengt; im Grauholz faßten sie abermals Stellung und fochten des alten Ruhmes würdig; aber was konnten 1400 Milizen, 2000 Bauern, zum Theil mit Sensen und Gabeln bewaffnet, und 4 Feldgeschütze gegen den doppelt so starken Feind und seine Batterieen ausrichten? Die Berner mußten nach großem Verluste weichen und ermordeten auf der Flucht die ihnen begegnenden Offiziere als Verräther. Da half es nichts, daß eine Abtheilung unter Oberst Weber die von Freiburg heranziehenden Franzosen bei Neueneck blutig zurückgeschlagen hatte, Bern kapitulierte und sah seit seiner Erbauung, nach 600 Jahren, den Feind zum erstenmale innerhalb seiner Mauern. Alle Städte der Eidgenossenschaft bequemten sich ohne Widerstand zu der französischen Verfassung (12. April), nur Uri, Schwyz und Unterwalden wollten sich nicht fügen und wagten den Kampf, nachdem sie Bern ohne Unterstützung hatten fallen lassen. In den Pässen der Schindeleggi, bei Rothenthurm und am Morgarten, an beiden Bergseiten bei Arth schlugen sich die Hirten unter Alois Reding ihrer Heldenväter würdig; aber sie verbluteten an ihren Siegen und unterwarfen sich unter ehrenvollen Bedingungen der neuen Verfassung. Nun sperrten sich noch allein die Nidwaldner; sie, die kaum 1400 Bewaffnete stellen konnten, widersetzten sich dem helvetischen Direktorium, das hierauf den General Schauenburg zu Hilfe rief. Dieser griff Nidwalden von drei Seiten an, indem er eine Abtheilung seines Heeres auf Kähnen auch nach Stanzstad übersetzte. Die Nidwaldner vertheidigten sich (18. September) verzweifelt, ihre Schützen streckten im Drachenriede ganze Reihen Feinde nieder, aber diese drangen doch durch und wüthend über ihren Verlust stachen und schoßen sie alles nieder; in der Kirche von Stanz wurde der Priester am Altare erschossen, alle Weiber, Kinder und Greise niedergemetzelt, 18 Jungfrauen an der Kapelle Arnolds von Winkelried ermordet; Stanzstad, Beckenried, Buchs u. s. w. gingen in Flammen auf. So wurde nach diesem letzten Widerstande die Schweiz zur einen und untheilbaren Republik; die Franzosen führten 500 Geschütze aus den Zeughäusern, leerten die Magazine und nahmen aus den Kassen über 40 Millionen Franks an baarem Gelde; „man müsse den Aristokraten die Waffen nehmen“, damit trösteten die Kommissäre die Schweizer. Die helvetische Republik wurde wie die batavische eine Freundin und Verbündete der französischen und stellte 18,000 Mann, die immer ergänzt werden mußten.

Eilftes Kapitel.

Die römische Republik (1798 den 10. Februar).

Zu gleicher Zeit, als in der Schweiz die Ersparnisse von Jahrhunderten aus den Städten geraubt und in den Hirtenkantonen die unfruchtbaren Freiheitsbäume gepflanzt wurden, mußte der greise Papst Pius VI. das Aeußerste erdulden, was der Uebermuth der revolutionären Machthaber über ihn verhängen konnte. In Rom und dem Kirchenstaate mangelte es nicht an Republikanern, die von den Franzosen ermuntert wurden, aber die Mehrzahl des Volkes wollte die französische Freiheit nicht; bei einem Tumulte in Rom fiel der französische General Duphot als Opfer der Volkswuth (28. Dezember 1797), die er durch sein Benehmen herausgefordert hatte; da gebot das Direktorium dem General Berthier mit Heeresmacht in Rom einzurücken. Dieser pflanzte nun auf dem alten Forum einen Freiheitsbaum auf, erklärte die weltliche Macht des Papstes für aufgehoben und machte den Rest des Kirchenstaats, den Bonaparte übrig gelassen hatte, zur römischen Republik; die Verfassung war französisch, nur führte man statt der modernen Namen die klassischen von Konsuln, Tribunen und Senatoren ein. Die Kardinäle wurden abgesetzt und fortgejagt und auf dem Kapitole republikanische Komödie unter französischer Direktion aufgeführt; Berthier bekam den Titel restitutor urbis (Wiederhersteller Roms) und eine Münze feierte die Franzosen als die Retter des Menschengeschlechtes. Diese begnügten sich aber mit Schauspielen und Schaumünzen nicht; sie erhoben als Befreiungslohn belangreiche Kriegssteuern, plünderten Kirchen und Klöster aus, schleppten die Kunstschätze nach Paris und führten den milden aber ungebeugten Pius VI. in französische Gefangenschaft; er starb den 29. August 1799. Die Revolution und die unchristliche Philosophie schienen den folgenreichsten Triumph errungen zu haben: das Papstthum war gestürzt, Rom eine Republik.

Zwölftes Kapitel.

Bonaparte in Aegypten (1798).

Das Direktorium, welches durch seine Heere die kleinen Staaten zertrat, war in Frankreich selbst ohne Ansehen und Kraft; mehr als einmal wäre es der royalistischen Opposition in den Räthen unterlegen, wenn es nicht Bonaparte durch seine Generale gestützt hätte. Es entledigte sich der vornehmsten Gegner durch Deportation nach Kayenne, der terroristischen Nachzügler, die noch einige Versuche machten das ge-

meine Volk durch Gütergleichheit in Aufruhr zu bringen, durch die Guillotine. Die Verwaltung des Direktoriums war eine erbärmliche, denn die republikanischen Häupter brachten so viel bei Seite, als ihnen möglich war, und im Staatsschatz war immer Ebbe; auch da half Bonaparte durch die Millionen, welche er aus Italien nach Paris schickte, und Deutschland so wie die Schweiz mußten das ihrige thun. Bonaparte war eigentlich schon das Haupt Frankreichs, denn durch den Glanz seiner wunderbaren Siege hatte er das Volk bezaubert und die Heere an sich gefesselt; doch schien ihm die Zeit noch nicht gekommen, wo er als Cäsar die Zügel des Staates in die Hand nehmen konnte. Sein gewaltiger Geist sann auf neue Thaten, deßwegen schlug er dem Direktorium eine Expedition nach Aegypten vor; er sah mit prophetischem Blicke, daß das Land am Nil für Europa das Unterpfand der Herrschaft über die alte Welt werden müsse, seitdem in Amerika die Union entstand und den Erdtheil emancipierte. Am Nile wollte er die verlorenen Kolonieen erobern, auf diesem Brückenkopfe zweier Erdtheile Frankreichs Herrschaft gründen und von da aus gegen Asien operieren, in dessen südlichster Halbinsel die Briten ihren goldenen Hort hüteten. Was Bonaparte vor 54 Jahren erkannte und wollte, ist heut zu Tage der Angelpunkt, um den sich die englische Politik dreht; seitdem die Moslemin Aegypten nicht mehr verschließen, ist es zur Brücke nach Ostindien und das Mittelmeer zur Heerstraße nach dem fernen Osten geworden; deßwegen will England um jeden Preis Aegypten erwerben und tritt damit in die Fußstapfen Bonapartes.

Das Direktorium ging sehr bereitwillig auf die Vorschläge des kühnen Generals ein, denn es wünschte denselben aus Frankreich entfernt, da dessen Ueberlegenheit dem Direktorium gegenüber zu sehr an den Tag trat. In allen französischen Häfen wurde eifrig gerüstet, um England zu züchtigen wurde officiell erklärt, und die Streitkräfte in und um Toulon hießen der linke Flügel der Armee von England. Am 19. Mai schiffte sich Bonaparte in Toulon mit 36,000 Mann seiner trefflichen italienischen Armee ein; auf 350 Schiffen steuerten sie in das Mittelmeer hinaus, als der Wind vom Norden her blies und die lauernde englische Flotte entfernte. Erst auf der hohen See erfuhren die Soldaten das Ziel ihrer Fahrt; durch geschickte Wendungen täuschte Bonaparte den verfolgenden Admiral Nelson, der ihn in den Gewässern Siciliens aufsuchte. Am 10. Juni erschien er vor Malta, landete und forderte die Uebergabe der Festungswerke. Die Ordensritter waren nicht gerüstet und vollständig überrascht, mehr jedoch that das Einverständniß der französischen Ritter mit Bonaparte und die Zusicherungen von guten Pensionen. La Valetta, die unüberwindliche Festung, ergab sich ohne Schuß; 1200 Kanonen (in einigen Wallkanonen fanden sich Dohlennester), eine Masse Kriegsvorrath

aller Art, einige Millionen an Gold und Silber und 6 Kriegsschiffe fielen in Bonapartes Gewalt. 267 Jahre war Malta das Eigenthum des Ordens gewesen, 28 Großmeister hatten den Stab geführt; einer von ihnen, der letzte, war ein Deutscher, ein Baron von Hompesch.

Von Malta steuerte Bonaparte abermals auf Umwegen (östlich von Kreta) nach Alexandrien, wo ihn Nelson schon aufgesucht hatte. Am 1. Juli landete er und am 2. nahm er die Stadt mit Sturm, die zur großen Verwunderung der Einwohner nicht geplündert wurde; er ließ sie besser befestigen, belehrte durch Proklamationen das Volk, daß die Franzosen keine Christen und keine Feinde des Propheten seien, nur Aegypten von den Mameluken befreien und glücklich machen wollen. Diese Mamelucken waren eine Kriegerschaar, die sich immer selber ergänzte und unter 24 Beys stand. Es waren herrlich gerüstete und vortrefflich berittene Männer; von den Türken und Arabern wurden sie wie das Schwert gefürchtet und die Franzosen, meistens Fußgänger und dazu untersetzten Wuchses, waren den Mamelucken ein Gegenstand des Spottes; „wie Kürbise will ich die Hunde zerhauen", hatte Murad, der vornehmste Bey, bei der Nachricht von der Landung des französischen Heeres ausgerufen. Aber schon am 12. Juli lernte eine Abtheilung Mamelucken bei Chebrisse die Wirkungen des europäischen Schlachtenfeuers kennen, und bei Embabeh im Angesichte der Pyramiden („4000 Jahre schauen auf euch herunter", rief Bonaparte seinen Kriegern zu) stürmte die gesammte Mameluckenmacht vergebens auf die französischen Vierecke ein; Musketen- und Kartätschenkugeln zerschmetterten die stolzen Reiter, der Ueberrest entfloh und Bonaparte hieß seitdem bei den Arabern „Sultan des Feuers" (21. Juli). So schien dem wunderbaren Manne alles zu gelingen; er besetzte das große Kairo und ordnete mit ebenso scharfem Blicke die Verwaltung des eroberten Landes, als er die Anordnungen zur Schlacht traf. Dem Islam bezeigte er eine Achtung, wie es nur einem Franzosen möglich war, dem jeder religiöse Glaube an sich gleich wenig galt; dennoch konnte er den Fanatismus der Moslemin nicht besänftigen; in den Moscheen wurde der Aufstand als eine heilige Pflicht gepredigt und Bonaparte überwältigte ihn erst nach einem blutigen Kampfe (21. Oktober). Ein fürchterlicher Schlag traf aber seine Plane durch den Admiral Nelson. Der französische Admiral de Brueys blieb mit seinen Kriegsschiffen in der Bucht von Abukir liegen, statt sogleich nach Frankreich zurückzukehren. Am Abende des 1. August näherte sich Nelson mit 13 Linienschiffen und 2 Fregatten der Küste und fand endlich die französische Flotte, die er in den syrischen, sicilischen und ägyptischen Gewässern so lange vergeblich gesucht hatte. Unverzüglich begann er den Angriff, 5½ Uhr Abends; durch ein kühnes Manöver schickte er den Franzosen einen Theil seiner Schiffe durch seichtes Ge-

wässer in den Rücken, was Brueys für unmöglich gehalten hatte. Die Franzosen vertheidigten sich mit außerordentlicher Tapferkeit, aber die Engländer waren durch Nelsons geschickte Führung zu sehr im Vortheil und mehrere französische Schiffe konnten an dem Kampfe gar keinen Antheil nehmen. Brueys wurde gleich im Anfange der Schlacht getödtet; um 10 Uhr flog das Admiralschiff, der Orient, mit 120 Kanonen und 1000 Mann in die Luft. Geblendet und betäubt machten die Kämpfenden eine 10 Minuten lange Pause; dann donnerte die Schlacht abermals bis 3 Uhr morgens; nach zweistündiger Pause erneuerte Nelson den Angriff auf die noch übrigen französischen Schiffe, und erst 2 Uhr nachmittags verstummten die Geschütze. Ueber 5000 Franzosen waren getödtet, 4000 gefangen, nur 2 Linienschiffe und 2 Fregatten waren entkommen und retteten sich nach Korfu. Bonaparte war seitdem von Frankreich abgeschnitten; aber obwohl er das Verzweifelte seiner Lage mehr als jeder andere durchschaute, zeigte er unerschütterte Festigkeit und bot seine ganze Geisteskraft auf um Aegypten zu behaupten. Die Pforte hatte den Angriff auf Aegypten nicht als eine Züchtigung der Mamelucken aufgenommen, wofür ihn die französischen Proklamationen und Gesandtschaften erklärten, sondern als das, was er wirklich war, eine Eroberung auf Kosten des Sultans, und bedrohte Aegypten mit einem Einfalle von Syrien her. Diesem wollte Bonaparte durch einen Marsch nach Syrien zuvorkommen, indem er zugleich bei den Christen im Libanon und armenischen Gebirge Unterstützung zu finden hoffte. Im Februar (1799) brach er auf; unter unsäglichen Beschwerden durchzogen die französischen Krieger die Wüste, welche Afrika und Asien trennt; el Arisch an der syrischen Gränze wurde erobert und am 7. März Jaffa erstürmt und geplündert; 3000 gefangene Arnauten ließ Bonaparte erschießen, denn er konnte sie nicht gefangen herumführen und noch weniger entlassen, da diese Söldnerbanden von Ehrenwort und dessen Haltung nichts wußten, sondern wieder gegen die Franzosen gefochten hätten. Nun brach die Pest im Heere aus; vor dieser bebten die Franzosen, nicht vor dem Feinde; da ging Bonaparte selbst am 11. März in das Pestlazareth, sprach den Kranken Muth ein und blieb eine ganze Stunde bei ihnen. Doch in Syrien verließ ihn sein Glück zum erstenmale; die Engländer nahmen das Belagerungsgeschütz weg, das er zur See überführen wollte, so daß er Akre, um welches in den Kreuzzügen so viel Blut geflossen war, mit Feldgeschütz angreifen mußte; der wilde Dschezzar-Pascha (der Schlächter), der Emigrant Phelippeaux und der englische Kommodore Sidney Smith vertheidigten die Stadt. Zwei Monate erschöpften die Franzosen ihre Tapferkeit vor der morgenländischen Feste; während dieser Zeit wagten sie acht Stürme, drangen wiederholt bis in die Stadt vor, wurden aber jedesmal durch das mörderische Feuer

aus den Häusern zurückgetrieben; zwölfmal fielen die Türken heraus und wurden eben so oft blutig heimgeschickt. Ein türkisches Heer, das Akre entsetzen wollte, wurde von Bonaparte am Fuße des Tabor geschlagen und zum Theil in den Jordan gesprengt — aber erobern konnte er Akre nicht und mußte wieder nach Aegypten zurückkehren (19. Mai). Bald darauf setzte der Kapudan-Pascha bei Abukir ein türkisches Heer an das Land, das Bonaparte am 19. Juli vernichtete; ebenso schlug er alle Aufstände nieder, übergab aber dann das Kommando schriftlich dem tapferen Kleber und schiffte sich mit wenigen Generalen und Offizieren am 23. August auf dem Muiron nach Frankreich ein. Glücklich durcheilte er das mittelländische Meer in der Richtung gegen Tunis, steuerte hierauf nach Ajaccio, seiner Vaterstadt, und landete am 9. Okt. 1799 bei Frejus in der Provence.

Dreizehntes Kapitel.

Das zweite große Bündniß (Koalition) gegen Frankreich zwischen Oesterreich, England, Rußland, Neapel, dem Sultan.

Neapolitanischer Krieg (1798).

Bonaparte hatte in Aegypten besonders durch die boshafte Dienstfertigkeit der Engländer Kunde erhalten, daß die französische Republik von allen Seiten bedrängt werde; darum war er aus Aegypten herbeigeeilt, um Frankreich zu retten und seine eigene Größe über dasselbe zu erheben.

Oesterreich war immer zur Wiederaufnahme des Krieges bereit, sobald sich eine günstige Aussicht eröffnete: durch die Besetzung und Ausraubung der Schweiz und die Republikanisierung Roms hatte das Direktorium Oesterreich schwer gereizt und bedrohte es fortwährend in Italien und Deutschland; England hatte den Kampf auf dem Meere und in den Kolonieen nie aufgegeben, in Rußland aber herrschte Kaiser Paul, Katharinas Sohn, der die Revolution tödtlich haßte und Malta verlangte, weil ihn die Ritter zu ihrem Großmeister ernannt hatten. Der Sultan war mit Frankreich wegen Aegyptens im Kriege, in Neapel aber herrschte eigentlich die Königin Karolina, Schwester der unglücklichen Maria Antonie, und schon deßwegen den Revolutionsmännern feind, wenn sie auch nicht Neapel bedroht hätten.

Diese Mächte vereinigten sich zu einem großen Bunde; die Schlacht von Abukir schien den gefürchteten Bonaparte auf immer fern zu halten und die Königin von Neapel vergaß in der Freude die Vorsicht und bewog ihren Gemahl zur Eröffnung des Krieges, bevor die österreichi-

schen und russischen Heere auf dem Kampfplatze erscheinen konnten. Mit einem großen Heere, das aber aus ungeübten, in Eile ausgehobenen Leuten bestand und von dem unfähigen österreichischen General Mack befehligt wurde, rückte der König in den Kirchenstaat ein und besetzte am 19. November Rom, indem die französischen Abtheilungen überall zurückwichen. An den Gränzen Toskanas hatte endlich General Championnet die erwarteten Verstärkungen an sich gezogen und nun warf er die Neapolitaner noch schneller aus dem Kirchenstaat hinaus (13. Dezember), als sie eingezogen waren. Gleichzeitig zwang das Direktorium den König von Sardinien zur Abtretung Piemonts, weil er mit den Feinden der Republik in Verbindung stehe; er ging nach Kagliari und protestierte gegen die Giltigkeit der abgedrungenen Entsagung.

Mit Anfang des Jahres drang Championnet gegen Neapel vor; nach einigen blutigen Gefechten schloß Mack Waffenstillstand, übergab das feste Kapua und versprach eine Kriegssteuer von 10 Millionen Fr., die Neapel bezahlen sollte. Nun wurde er der Verrätherei beschuldigt; die Hauptstadt empörte sich, das Heer löste sich vollends in meuterische Banden auf und Mack mußte sein Heil in der Flucht zu Championnet suchen. Der König entfloh mit dem Hofe nach Sicilien, die neapolitanischen Kriegsschiffe wurden auf seinen Befehl in dem Hafen verbrannt, die große volkreiche Stadt sich selbst überlassen. Die Lazzaroni bemächtigten sich der Kastelle, ermordeten verdächtige Bürger und öffneten die Gefängnisse. Championnet mußte vier Tage (19.—24. Jan.) stürmen, bis er Herr der Stadt war, 10,000 Lazzaroni verloren in dem wüthenden Kampfe das Leben, und Neapel wurde zur parthenopäischen Republik erklärt.

Der Kongreß in Rastatt. Schlacht bei Stockach (den 26. März).

Im Januar 1799 erschien das russische Hilfsheer unter Suwarow auf deutschem Boden; es war nach Italien bestimmt und ging dahin ab, während der Erzherzog Karl sich am Lech kriegsfertig aufstellte. Die kaiserlichen Kommissäre erklärten den Kongreß in Rastatt als aufgelöst, nicht zur Freude der Reichsstände im südwestlichen Deutschland, die gerne Frieden gemacht hätten und sich schon früher theilweise mit den Franzosen in geheime Unterhandlungen eingelassen hatten. (Dieselben sind jetzt bekannt; Baden, Württemberg rc. versprachen: Neutralität in künftigen Kriegen zwischen Frankreich und dem Kaiser, wobei die Franzosen aber freien Durchmarsch durch die neutralen Länder haben sollten; für die Aufhebung des Lehensverbandes der italienischen Städte mit dem Reiche zu stimmen, Hüningen und Kehl aufzugeben und Kontributionen zu bezahlen. Dafür bedingten sie sich Abteien und bischöfliche Gebietstheile aus!) Von diesen hätte der österreichische Minister Lehrbach

gerne Einsicht genommen und ließ deßwegen die französischen Gesandten Bonnier, Roberjot und Debry, als sie am 28. April abends Rastatt verließen, auf ihrem Wege nach Straßburg durch Szekler-Husaren überfallen; Bonnier und Roberjot wurden zusammengehauen, Debry entkam schwer verwundet, die gesuchten Papiere aber fanden sich nicht, so daß die blutige, völkerrechtswidrige That nichts nützte und nur die größte Erbitterung in Frankreich hervorbrachte.

Unterdessen hatte der Erzherzog Karl den General Jourdan am 20. März bei Ostrach zurückgeworfen; am 25. März schlug er denselben in einem hartnäckigen Treffen bei Stockach und zwang ihn zum Rückzug über den Rhein. General Hotze nahm im Mai Graubünden, Erzherzog Karl drang in die Schweiz ein, lieferte dem General Massena bei Zürich eine blutige Schlacht (3. und 4. Juni) und zwang ihn hinter die Limmath und Reuß zurückzuweichen. Dort aber ließ er ihn stehen; wahrscheinlich war es ihm vorgeschrieben, unthätig zuzuwarten, bis die Operationen in Italien zu einem bestimmten Ziele geführt hätten.

Der Krieg in Italien.

Die Franzosen aus Neapel vertrieben. Schlacht an der Trebia (17.—19. Juni). Schlacht bei Novi (15. August).

Der französische General Scherer, ein unfähiger, dem Trunke ergebener Mann, wollte die Oesterreicher vor der Ankunft der Russen schlagen und griff sie rasch an; der Feldzeugmeister Kray besiegte ihn aber in glänzenden Schlachten bei Legnano, Ronko, Magnano und Verona (vom 26. März bis 5. April) und schloß Mantua ein. Nun kam Suwarow und übernahm den Oberbefehl; statt Scherers kommandierte Moreau das bereits auf die Hälfte zusammengeschmolzene französische Heer; das Direktorium hatte ihn nur als Divisionsgeneral angestellt, aber nach Scherers Abdankung bewogen ihn Offiziere und Soldaten den Oberbefehl zu übernehmen. Doch Suwarow stürmte mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Franzosen ein, schlug Moreau (27. April) bei Kassano an der Adda, drängte ihn hinter den Ticino nach Alessandria und endlich bis Koni zurück; Mailand, Peschiera, Pizzighetone, Kasale, Turin, Ferrara ergaben sich, ein österreichisches Heer drang gegen Toskana und den Kirchenstaat vor.

Nun war es für die Franzosen in Unteritalien, die Makdonald befehligte, seitdem Championnet zurückberufen war, die höchste Zeit nach Oberitalien zu eilen, wenn sie nicht abgeschnitten sein wollten. Ohnedies war in Kalabrien ein Volksaufstand ausgebrochen, der durch den Kardinal Ruffo geleitet wurde und bald auch Apulien ergriff. Makdonald ließ in Gaëta und Kapua Besatzungen zurück und rückte in Eil-

märschen zur Vereinigung mit dem Heere in Piemont. Aber Suwarow warf sich ihm entgegen und nach einer dreitägigen mörderischen Schlacht (an der Trebia, 17.—19. Juni) gelang es dem französischen Feldherrn nur die Trümmer seines Heeres an die Seeküste zu retten. Unterdessen unterlag die parthenopäische Republik den Kalabresen und Lazzaroni, die von Engländern, Türken und Russen, welche eine Flotte geschickt hatten, unterstützt wurden. Vom 13.—18. Juni schlugen sich Republikaner und Royalisten wüthend vor und in Neapel. Da kapitulierten (am 19.) die Republikaner mit dem Kardinal Ruffo und legten die Waffen nieder; aber der König anerkannte weder die Kapitulation, noch hinderte er die blutige Rache, welche die Parteiwuth an den Besiegten verübte. Auch Admiral Nelson schändete seinen Ruhm, indem er den Gräueln zusah und den greisen Fürsten Karacciolo an einer Segelstange aufknüpfen ließ.

Das Direktorium schickte dem Heere in Piemont Verstärkungen und in dem jungen Joubert einen Obergeneral. Dieser wollte wie Bonaparte angreifen, aber Kray kam ihm zuvor; gleich im Anfange der Schlacht (von Novi, 15. August) wurde Joubert durch einen österreichischen Scharfschützen erschossen und Moreau übernahm wieder das Oberkommando. Die Schlacht wüthete neun Stunden, bis Suwarow den Oesterreichern zu Hilfe kam, die nun durch einen erneuerten Angriff den lang bestrittenen Sieg errangen. Auch Championnet, der das Heer verstärkt und das Kommando übernommen hatte, wurde von den Oesterreichern bei Savigliano und Fossano geschlagen (4. und 5. November); den Franzosen blieb von Bonapartes Eroberungen nur Genua; denn Mantua, Alessandria, Tortona und Koni mußten sich der Reihe nach an die Oesterreicher ergeben.

Die Russen in der Schweiz und Holland.

Noch stand Massena in der Schweiz, als von den Verbündeten beschlossen ward, gegen ihn die Russen zu schicken, damit Oesterreich durch die vollständige Eroberung der Schweiz nicht eine zu starke Stellung gewinne. Der Erzherzog Karl zog den 28. August an den Mittelrhein und wurde durch 30,000 Russen unter Korsakow ersetzt, dem ein österreichisches Hilfskorps unter Hotze zur Seite stand. Von Italien her drang Suwarow in das Gebirge ein, um Massena im Rücken zu fassen; er erstürmte die Gebirgspässe, trieb die Franzosen vor sich her und kam unter fortwährenden Gefechten vom Gotthard herunter an den Vierwaldstättersee. Aber drei Tage vorher hatte Massena einen Schlag geführt, der seinen Namen für immer in die Vorderreihe der Feldherren stellen wird. Er griff die Russen und Oesterreicher unter Korsakow und Hotze auf der ganzen Linie von der graubündnischen Gränze bis an die

aargauische an; bei Schänis ging Soult über die Linth; Hotze fiel durch die Kugel eines Scharfschützen gleich bei der Eröffnung des Treffens und sein Korps wurde bis St. Gallen gesprengt. Unterhalb Zürich täuschte Massena die Russen durch eine Kriegslist; er ließ in der Richtung der Stadt vom Albis her einen Scheinangriff machen und als die Russen ihre meisten Streitkräfte hier zusammengezogen hatten, ging er bei Dietikon über die Limmath und warf die russischen Heerhaufen ungeachtet ihres verzweifelten Widerstandes auf die Stadt zurück (25. September), wo nun Korsakow mit der Hauptmacht eingeschlossen war. Er bahnte sich jedoch mit 10,000 Mann (26. September) einen blutigen Weg an den Rhein und ging bei Eglisau, Schaffhausen, Dießenhofen und Konstanz über die schweizerische Gränze zurück.

Suwarow erfuhr in Uri die Niederlage seiner Landsleute; er zog hierauf durch das Schächenthal in das schwyzerische Muottathal; hier kam ihm bereits Massena entgegen, aber seine Bataillone standen den Bajonetangriffen der Russen nicht, und nur ein Seitenangriff des Generals Lekourbe, der bei Brunnen gelandet war, rettete Massena von einer Niederlage und trieb Suwarow wieder in den Bergschlund der Muotta zurück. Von hier ging dieser über den Pragel in das glarnische Klönthal und rastete vom 1. bis 4. Oktober mit seinen entsetzlich ermüdeten Kriegern, und als ihm Massena zu nahe kam, warf er ihn abermals grimmig aus dem Gebirgsthal hinaus. Von Glarus marschierte Suwarow über den Panixer Paß durch zwei Fuß hohen Schnee nach Graubünden, wo er endlich vor den Angriffen der Franzosen Ruhe fand; er hatte auf diesem beispiellosen Marsche ein Drittheil seiner Mannschaft, alles Geschütz und fast alle Pferde verloren. Aus Graubünden rückte er über das Vorarlberg nach Oberschwaben, wo er sich mit den Trümmern des Korsakow'schen Heeres vereinigte.

Mit solchem Erfolge fochten zwei russische Heere an den Rheinquellen; nicht besser ging es einem dritten, das in Verbindung mit den Engländern die batavische Republik den Franzosen entreißen sollte. Dies schien keine schwere Aufgabe; denn das Haus Oranien hatte immer einen sehr zahlreichen Anhang und die „Patrioten" waren durch die Franzosen von dem früheren Schwindel gründlich kuriert. Trotzdem mißlang die Expedition jämmerlich; die holländischen Matrosen ließen Oranien hoch leben, als die englische Flotte heransegelte, und thaten keinen Schuß (17. August), die Engländer aber führten die holländischen Kriegsschiffe nach England als gute Prise. So hatten es die holländischen Seeleute nicht gemeint, denn sie hatten unter Oraniens Farben gegen die Franzosen fechten wollen, nun sahen sie aber, daß England die batavische Republik in derselben Weise zu befreien gedachte, in der die Franzosen die Generalstaaten von dem Erbstatthalter erlöst hatten. Deßwegen fand

die englisch-russische Expedition keine fernere Unterstützung von den Holländern; sie wurde überdies von dem Herzog von York mit gewohnter Ungeschicklichkeit geführt, so daß die Franzosen und Holländer unter Brune und Daendels die gelandete Armee dergestalt drängten, daß der Herzog von York einen Waffenstillstand schloß und unter der Bedingung, 8000 gefangene Franzosen herauszugeben, freien Abzug mit dem Reste seines Heeres erlangte (18. Oktober). Ueber diese Unfälle seiner Heere, an denen die Oesterreicher Schuld sein sollten, zürnte Kaiser Paul gewaltig und sagte sich vom Bunde los, obwohl Oesterreich und England alles aufboten, um ihn festzuhalten. Die Russen zogen in ihre Heimath zurück und Oesterreich stand auf dem Festlande wieder allein gegen Frankreich.

Dieser zweite Koalitionskrieg hatte den Franzosen Italien bis auf Genua entrissen, das jetzt Massena vertheidigte, aber die Schweiz und das ganze linke Rheinufer blieb in der Gewalt der Franzosen; es ist dies um so unbegreiflicher, als der Erzherzog Karl ein starkes Heer kommandierte und noch bei jeder Gelegenheit bewiesen hatte, daß er außer Bonaparte jedem andern französischen Heerführer überlegen war; er hatte aber seit seinem Abzuge von Zürich nur Mannheim erstürmt und die schwache französische Rheinarmee wieder auf das linke Ufer zurückgeworfen.

Vierzehntes Kapitel.

Der 18. Brumaire des Jahres VIII. (10. November 1799.)

Napoleon Bonaparte erster Konsul.

Um diese Zeit übernahm Bonaparte die oberste Leitung der französischen Macht. Auf seinem Wege von Frejus nach Paris wurde er von dem Volke als der Retter Frankreichs begrüßt; denn unter dem Direktorium ging nicht allein Italien durch eine Reihe unerhört blutiger Schlachten verloren, sondern die Republik drohte durch die Schlechtigkeit und Unfähigkeit der Gesetzgeber und Beamten jeden Augenblick eine Beute der Anarchie zu werden. Die Royalisten erwarteten einen baldigen Sieg, denn die Republikaner waren entweder Reste der Sanskulottenpartei, die nur durch Hülfe des Pöbels zur Herrschaft gelangen konnten, oder sie hielten deßwegen an der Republik, weil sie derselben Anstellung und Einkommen verdankten; ächte Republikaner wie Karnot und Championnet gab es nur sehr wenige und gerade diese verfolgte das Direktorium am meisten. Nachdem Napoleon Bonaparte in Paris angekommen war, sprach er als der Mann der Nation und als künftiger Herrscher zu dem Direktorium: „was habt ihr aus dem Frankreich ge-

macht, das ich euch so glänzend zurückgelassen habe? Ich habe euch Frieden zurückgelassen und finde Krieg; ich habe euch Siege zurückgelassen und finde Niederlagen; ich habe euch Italiens Millionen zurückgelassen und finde räuberische Gesetze und Elend. Was habt ihr mit 100,000 Franzosen gethan, die ich kannte, mit den Gefährten meiner Siege? Sie sind todt. So kann es nicht fortgehen, das würde uns in drei Jahren unter die Tyrannei führen.“ Er ließ es nicht so fortgehen, sondern stürzte die bisherige Verfassung; die Direktoren legten freiwillig ihr Amt nieder, der Rath der Alten trat auf seine Seite und den Rath der 500 ließ er durch ein Grenadierbataillon aus dem Sale zu den Thüren und Fenstern hinausjagen. Frankreich erhielt bald eine neue Verfassung (die vierte), welche das Werk Bonapartes war und von der Republik nur den Namen stehen ließ. Bonaparte wurde erster Konsul auf zehn Jahre; die beiden andern Konsuln, Lebrun und Kambacérès, erhielten nur berathende Stimmen. Der erste Konsul besetzte alle Aemter unmittelbar oder durch den Senat; er hatte die Entscheidung über Krieg und Frieden; er umgab sich mit einem Staatsrathe und einem Ministerium, in das er Talleyrand und den Revolutionsmann Fouché aufnahm, den einen als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den andern als Polizeiminister. Ein Senat aus 80 reichbesoldeten Mitgliedern sollte aus den Departementallisten die Beamten und die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers wählen. Dieser bestand aus 300 Mitgliedern, welche die Gesetzesvorschläge nur annehmen oder verwerfen durften; ein Tribunat aus 100 Mitgliedern hatte die Vorschläge der Regierung zu prüfen. Der Regierung stand es ferner zu, die Präfekten der Departements und die Unterpräfekten der Bezirke (Arrondissements) zu wählen. So hatte die Regierung mehr Gewalt, als eine königliche früher ausgeübt hatte; die Nation nahm aber die neue Verfassung willig an, denn sie wollte Ruhe und Frieden, diese aber konnte nur ein „Herr“ geben, wie bittere Erfahrungen gelehrt hatten.

Schlacht bei Marengo (den 14. Juni 1800).

Nachdem Bonaparte die Parteien von dem öffentlichen Schauplatze durch seine Verfassung vertrieben hatte, errang er mit wunderbarer Schnelligkeit auch den Frieden von dem Auslande. Er sammelte ein Heer von 60,000 Mann und führte 35,000 Mann (16.—20. Mai) über den großen Bernhard, welchen Paß die Römerheere der Kaiserzeit vielmal und zwar selbst mitten im Winter überschritten haben; andere Kolonnen drangen unter Turreau, Moncey, Chabran und Bethencourt über den Mont-Cenis, den St. Gotthard, kleinen Bernhard und Simplon in Italien ein. Die Oesterreicher belagerten Genua und hungerten es endlich aus; als aber auf einmal die Nachricht eintraf, Bonaparte

sei über den St. Bernhard gegangen, die halbe Lombardei mit allen Magazinen der österreichischen Armee sei bereits in seinen Händen, hielt Massena die Bedingungen der von ihm in aller Form abgeschlossenen Kapitulation nicht, da der 80jährige Melas dem furchtbaren Bonaparte entgegengehen mußte. Bereits den 9. Juni gewann General Lannes gegen Ott das Treffen bei Montebello, aber am 14. griff Melas Bonaparten bei Marengo so unerwartet an und die Oesterreicher fochten mit solcher Tapferkeit, daß nur noch einige französische Regimenter Stand hielten; da kam der General Desaix, den Bonaparte unvorsichtig entsandt hatte, mit seiner Heeresabtheilung auf das Schlachtfeld zurück und entschied den Sieg für die Franzosen. Am folgenden Tag unterzeichnete Melas in der Betäubung eine Kapitulation, welche den durch ihren theuer erkauften Sieg sehr geschwächten Franzosen Italien bis an den Mincio einräumte; so verwischte der einzige Tag von Marengo die Folgen von Suwarows blutigen Siegen. Desaix wurde bei Marengo erschossen, neben dem bereits gestorbenen Championnet der edelste unter den französischen Generalen; Bonaparte aber kehrte nach Paris zurück und sein Name strahlte mehr als je zuvor.

Moreau siegt bei Hohenlinden (3. Dezember 1800).

Friede von Luneville (9. Februar 1801).

Inzwischen war auch Moreau mit 100,000 Mann bei Straßburg und Breisach über den Rhein gegangen und besiegte den Feldzeugmeister Kray bei Engen, Mößkirch und Biberach (3. bis 9. Mai). In der Stellung von Ulm hielt Kray die Franzosen einige Zeit auf, aber als Lekourbe Graubünden und Vorarlberg eroberte und Moreau bei Höchstädt über die Donau ging, mußte er gegen den Inn zurückweichen, während Moreau Bayern bis München besetzte. Der Waffenstillstand von Parsdorf unterbrach den Krieg und gab den Franzosen die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, deren Werke gesprengt wurden. Die Unterhandlungen während des Waffenstillstandes führten jedoch nicht zum Frieden. Erst als Moreau das österreichische Heer in der großen Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember) vollständig geschlagen und bis zwanzig Stunden von Wien zurückgetrieben hatte, als Augereau mit einem zweiten Heere in Franken vordrang, als Brune über Bellegarde am Mincio siegte und gegen 300,000 Franzosen von drei Seiten in das Herz der österreichischen Staaten vordrangen, mußte Kaiser Franz nachgeben und in alle vorläufigen Bedingungen des abzuschließenden Friedens einwilligen. Dieser kam schnell genug in Luneville zu Stande; Frankreich behielt seine Eroberungen wie im Frieden von Kampo Formio und dehnte sie in Italien bis an die Etsch aus;

Toskana wurde von dem österreichischen Prinzen an den Infanten von Parma abgetreten, dagegen sollte der Herzog von Toskana in Deutschland vollständige Entschädigung erhalten, wie denn auch Deutschland diesseits des Rheines alle Erbherren entschädigen mußte, welche jenseits des Rheines Verluste erlitten hatten.

Friede mit Portugal, Neapel, Rußland und der Türkei.

Neapel bat um Frieden, als sich ein französisches Heer gegen die Gränzen in Bewegung setzte, und erhielt denselben gegen Abtretung von Elba, Piombino, des Stato degli Presidii und das Versprechen seine Häfen den Engländern zu verschließen; auch mußten 12,000 Franzosen in die Festungen aufgenommen und unterhalten werden. Dem am 14. März 1800 zu Venedig gewählten Papste Pius VII. gab Bonaparte den Kirchenstaat zurück, hielt jedoch das Land durch seine Truppen besetzt. Portugal leistete das gleiche Versprechen wie Neapel und trat an das mit Frankreich verbündete Spanien die Festung Olivenza ab. Mit Rußland wurde auf die Wiederherstellung der früheren Verhältnisse Frieden geschlossen und die von Rußland und der Türkei gestiftete Republik der jonischen Inseln anerkannt. Auch mit der Türkei kehrte Frankreich auf den alten freundschaftlichen Fuß zurück, seitdem die Franzosen Aegypten geräumt hatten.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Eroberungen der Engländer.

Die bewaffnete Neutralität. Seeschlacht bei Kopenhagen (2. April 1801). Friede von Amiens (27. März 1802).

So stand am Beginne des 19. Jahrhunderts die französische Republik triumphierend da; Oesterreichs alte Macht war gedemüthigt, der deutsche Waffenruhm verloren, die Erbfürsten aber waren mit der vollständigen Auflösung des Reichs beschäftigt. Nur ein Volk blieb unbesiegt, das englische; keine französische Flotte verließ den schützenden Hafen ohne bald besiegt oder vernichtet zu werden, und nicht besser ging es den Spaniern und Holländern, seitdem sie Bundesgenossen der französischen Republik waren. Die Franzosen reizten ostindische Fürsten zum Kriege gegen England, der aber nur zur Vergrößerung der englischen Herrschaft in Ostindien führte; da nahmen sie Seringapatam, die Hauptstadt des Reiches Mysore, mit Sturm, und der Sultan Tippo Sahib, der Bundesgenosse der Franzosen, verlor das Leben (4. April 1799). Malta, das Bonaparte zum Stützpunkt der französischen Seemacht im Mittelmeer („das Mittelmeer muß ein französischer Landsee werden,"

führte er im Munde) bestimmt hatte, fiel nach zweijähriger Blokade in die Hände der Engländer (2. September 1800). Auch aus Aegypten vertrieben diese die Franzosen; dort führte Kleber nach Bonapartes Heimkehr den Oberbefehl und vereitelte die Landungsversuche der Türken. Da er jedoch seine Stellung für unhaltbar hielt und das tapfere Heer für Frankreich retten wollte, schloß er mit Sidney Smith und dem Großwesier einen Vertrag, der den Franzosen freie Rückkehr zusicherte. Aber die englische Regierung genehmigte die Uebereinkunft nicht und verlangte, daß Kleber sich mit seiner Armee kriegsgefangen geben sollte. „Soldaten, auf solche Anträge antworten wir durch Siege", schloß Kleber seine Anrede an das Heer, als er es mit Englands Forderungen bekannt machte. In der That vernichtete er die Macht des Großwesiers den 20. März 1800 durch die Schlacht bei Heliopolis; bald darauf wurde aber der tapfere Elsäßer durch einen fanatischen Moslem erstochen und Menou, der Moslem geworden war, übernahm als ältester General den Oberbefehl, den er nicht zu führen verstand. England bot jetzt den Franzosen selbst die Bedingungen an, die es Kleber verweigert hatte, allein Menou ging nicht darauf ein. Nun rüstete England aber eine mächtige Expedition gegen Aegypten und schickte selbst aus Ostindien durch das rothe Meer einige Bataillone zur Verstärkung des europäischen Heeres. Bei Abukir landete General Aberkrombie mit der Hauptmacht; die Franzosen verloren in den hartnäckigen Treffen bei Abukir und Ramanieh den Sieg (21. März und 9. April 1801), worauf sie endlich kapitulierten und die Trümmer des heldenmüthigen Heeres nach Frankreich auf englischen Schiffen zurückgebracht wurden.

Durch ihr Glück im Seekriege waren die Engländer eben so übermüthig-herrisch auf dem Meere geworden, als es die Franzosen auf dem Festlande waren, und sie behandelten die neutralen Schiffe auf eine Weise, die ebenso sehr den Handel störte als die Ehre der neutralen Flaggen verletzte. Deßwegen hatten sich Preußen, Dänemark, Schweden und Rußland (1800) abermals zu einer sogenannten bewaffneten Neutralität verbunden. Preußen besetzte den größten Theil von Hannover, Dänemark, Hamburg und Lübeck, und so war Deutschland dem englischen Handel verschlossen. Nun schickten aber die Engländer unter Parker und Nelson eine gewaltige Flotte in das baltische Meer; die Dänen wurden weder von den Russen noch von den Schweden unterstützt, schlugen sich aber mit solchem Heldenmuthe (2. April 1801), daß die Engländer den Sieg nur mit schweren Opfern erkauften und selbst auf Waffenstillstand antrugen. Da der Kaiser Paul in der Nacht vom 23. auf den 24. März durch einige Generale und Herren vom hohen Adel (Pahlen, Bennigsen, Tschitschagow, Subow, Orlow ꝛc.) wegen seiner tyrannischen Launen ermordet worden war und sein Sohn und Nachfolger

Alexander nicht denselben Eifer zeigte, so gaben die Neutralen in allen wesentlichen Dingen nach und der für England sehr gefährliche Bund ging auseinander. Aber auch England bedurfte des Friedens; es hatte zwar einen Aufstand der Irländer blutig unterdrückt, ein glücklicher Sturm hatte die französische Flotte zerstreut, welche (1796) ein Heer unter Hoche (der bald darauf starb) an die irischen Küsten tragen sollte, 1801 war die Union mit England durch Pitt durchgesetzt worden, ohne daß jedoch die vom Ministerium versprochene Emancipation der Katholiken erfolgte, aber die Irländer waren immer bereit, den Aufstand mit französischer Hilfe aufs neue zu versuchen; die französischen, spanischen und holländischen Kaper nahmen eine Menge britischer Handelsschiffe weg, die Staatsschuld stieg auf 500 Millionen, so daß die Lasten immer größer und die Forderungen nach Frieden immer drängender wurden. Daher trat Frankreichs unerbittlicher Feind William Pitt aus dem Ministerium und machte seinem großen parlamentarischen Gegner Fox Platz. Dieser schloß zu Amiens Frieden (27. März 1802), in welchem England bis auf die herrlichen Inseln Ceylon und Trinidad alle Eroberungen herausgab oder binnen 1, 3 und 6 Monaten herauszugeben versprach, je nachdem die Besitzungen in Europa, Amerika oder Asien lägen.

Sechszehntes Kapitel.

Expedition nach St. Domingo (Haiti) (1801—1803).

Den Frieden mit England wollte Bonaparte benutzen, um die kostbare Kolonie St. Domingo (Haiti) wieder zu erobern. Der Konvent hatte in seiner Weise gehandelt, wenn er die Sklaven der Plantagenbesitzer ohne weitere Umstände für frei erklärte; die Folge war ein allgemeiner Negeraufstand und die Ermordung der meisten Weißen. Die Neger und Mulatten ahmten durch diesen Mord nur die republikanischen Konventsmitglieder nach, welche die Feinde der Freiheit in Frankreich vertilgten; auf St. Domingo waren diese Feinde weiß und die Freunde schwarz oder braun, daher wurde der Kampf ein Rassenkrieg. Der erste Anführer der Aufständischen war Toussaint Louverture, ein Neger von ausgesuchter Schlauheit; keine Rede davon, daß die Neger von der französischen Republik abfielen, Toussaint verkündigte im Gegentheile die dankbarste Anhänglichkeit an die Befreierin, errichtete aber daneben eine Negerrepublik, die er leitete. Bonaparte durchschaute sein schwarzes Ebenbild augenblicklich und rüstete eine Expedition von 25,000 Mann unter seinem Schwager Leklerk, welche den 14. Dezember 1801, als die Friedenspräliminarien mit England abgeschlossen waren, unter Segel ging;

Bonaparte war unedel genug, einige tausend Polen in den fernen Erdtheil zu schicken, um französisches Blut zu sparen. Leklerk fand anfangs keinen Widerstand; Toussaint und Dessalines, die bedeutendsten Häuptlinge, ergaben sich, wie die Franzosen sagen; sonst wird behauptet, Toussaint sei von den Franzosen auf unredliche Art gefangen worden. Das weitere Verfahren spricht dafür; er wurde nämlich nach Frankreich geliefert und dort in der Citadelle in Jour gefangen gehalten bis zu seinem Tode. Der gesetzgebende Körper führte am 19. Mai 1802 die Sklaverei wieder ein, was dem Aufstande der Schwarzen neue Macht gab. Sie hielten sich in den Bergen und Wäldern und mehr als ihre Kugeln und Messer (die Schwarzen mordeten immer nur aus dem Hinterhalte) räumten die Krankheiten der regnerischen Jahreszeit unter den Franzosen auf. Leklerk und dreizehn Generale erlagen, im ganzen mehr als 24,000 Mann, und als der Krieg mit England wieder ausbrach, konnte keine bedeutende Verstärkung nach Domingo geschickt werden; am 19. November 1803 zogen die Franzosen von Domingo vollends ab und überließen es den Mulatten und Negern, deren Häuptlinge Bonaparten nachahmten, wie das Volk dem französischen Volke; denn die Schwarzen und Farbigen laborieren ganz wie die Franzosen seit 1803 an Kaisern, republikanischen Verfassungen und Präsidenten.

Bonaparte als „Vermittler" in der Schweiz (1803).

Die Schweiz wußte nichts mit ihrer einheitlichen Verfassung anzufangen, denn diese war dem Volksleben zu fremd. Kaum waren daher die Franzosen in Folge des allgemeinen Friedens abgezogen, als die Anhänger der alten Verfassung sich regten, und weil das helvetische Direktorium nichts für sich hatte als einige Beamte, so konnte es sich nicht halten. Zürich und die Urkantone kündigten gleichzeitig den Gehorsam auf, Bern folgte dem Beispiele und bei Wiflisburg liefen die wenigen Truppen des Direktoriums davon. Nun gebot Bonaparte Einhalt und gab seinem Worte durch 15,000 Mann Nachdruck, die er unter Ney in die Schweiz einmarschieren und von ihr nähren und bezahlen ließ. Er berief die angesehensten Schweizer nach Paris und sprach mit ihnen über die Zustände ihres Landes und über die beste Verfassung. Er wies die Ansprüche der verfaulten Städtleraristokratie auf Bevogtung der Landschaften ebenso entschieden zurück, als er keine unbedingte Demokratie gelten lassen wollte; „sie ist ein Sandmeer," sagte er, „in dem kein Samenkorn haftet." Ebenso wenig wollte er von der Aufhebung der Klöster wissen, weil sie den Katholiken gehörten und ihnen lieb waren; er begriff es nicht, warum nichtkatholische Staatsmänner so eifrig gegen die Klöster waren, und wenn sie dieselben, meinte er, auch für nichts anderes ansehen könnten als eine Art Opernanstalten für die Leute des

Gebirges. Von der Aufhebung der Landsgemeinden in den Hirtenkantonen mußten ihm die Abgeordneten ebenfalls schweigen, er wollte keine Kantonsverfassungen, die über einen Leisten geschlagen wären; „gerade diese Kantone machen euch für Europa interessant,“ sagte er, und in diesen wurzelte in der That bis in die neueste Zeit der altschweizerische Geist und Heldensinn, während die Städte und neuen Landschaften im Jahre 1798 keine Probe von kriegerischer Tüchtigkeit und ebenso wenig von politischem Verstande gegeben hatten. Das großsprecherische Berufen auf die alten Kriege gegen Oesterreich und Burgund wies er derb zurecht; „die Zeiten sind andere geworden; neben Mächten wie Frankreich, Oesterreich und Rußland hat die euere keine Bedeutung; wollt ihr kriegerischen Ruhm erwerben und Eroberungen machen, so werdet französisch!“ Endlich machte er aus der einen und untheilbaren helvetischen Republik eine Eidgenossenschaft von 19 Kantonen, indem Thurgau, Aargau, Waadt, Tessin, Graubünden, St. Gallen den alten 13 Orten beigefügt wurden. Die Vorrechte von Städten, Landschaften und Ständen blieben aufgehoben; eine Tagsatzung, in der die größeren Kantone durch zwei Stimmen vertreten wurden, die sich abwechselnd in den Vororten Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern versammeln sollte, wurde wieder die oberste Behörde der Eidgenossenschaft; seine inneren Angelegenheiten besorgte jeder Kanton selbst. Diese Verfassung nahmen die Schweizer widerwillig an, weil sie weder den Aristokraten noch den Einheitspolitikern zusagte, aber Bonaparte drohte, wenn sie in den englischen Zeitungen eine Fehde gegen ihn und seine Einrichtungen erhöben, der Eidgenossenschaft ein Ende zu machen; um wie viel eher wäre dies geschehen, wenn eine Auflehnung gegen seine „Mediationsakte“ erfolgt wäre? Er behielt den Titel „Vermittler“ in seinem Verkehr mit der Schweiz bei, und in der officiellen Sprache der schweizerischen Behörden heißt er bis 1814 „der erhabene Vermittler“. Jedoch vereinigte er das Wallis, dessen Pässe nach Italien er in seiner Gewalt haben wollte, als Departement Simplon mit Frankreich, das Veltlin hingegen, das zu Graubünden gehört hatte, mit Italien. Die Schweiz mußte ferner 18,000 Mann in seinen Sold stellen und diese Zahl komplet erhalten. Er erklärte sie für neutral, und sie blieb es auch wenigstens gegen Oesterreich in den folgenden Kriegen, indem sie Oesterreich weder Kriegsbedarf noch Mundvorräthe zukommen ließ, die französischen Heere aber, wenn sie in der Nähe waren, mit beiden nach Möglichkeit versorgte.

Bonapartes Schalten mit Italien.

Während des Friedens gab Bonaparte der kleinen ligurischen Republik eine neue Verfassung nach dem Muster der französischen,

einen Dogen mit zwei Beisitzern, einen Senat und einen gesetzgebenden Körper. Bedeutender war jedoch die Umwandlung, die er mit seiner eigenen Schöpfung, der cisalpinischen Republik, vornahm. Diese fand sich bewogen, eine großartige Deputation nach Lyon zu schicken, wo dieselbe von Talleyrand eine neue Verfassung in Empfang nahm. Bonaparte wurde Präsident der Republik, weil die Cisalpiner den Mann nicht finden konnten, „der sich in dem Wirbel der Meinungen Ruf und Vertrauen zu erwerben Gelegenheit hatte; daher wünschen sie sehnlichst, daß General Bonaparte die cisalpinische Republik ehren wolle, indem er fortfährt, sie zu regieren und zu berathen, so lange er es für nothwendig erachtet." Zu gleicher Zeit taufte sich die cisalpinische Republik in eine italienische um und zeigte dadurch ihren guten Willen, von dem übrigen Italien die Stücke anzunehmen, die zu einer bloßen cisalpinischen Republik nicht gepaßt hätten. Nach der französischen Verfassung konnte Bonaparte nicht italienischer Präsident sein, weil kein französischer Bürger in fremde Dienste treten durfte; er trat aber auch nicht in italienischen Dienst, „denn er regierte die italienische Republik nur so lange, bis dieselbe einen Bürger fand, welcher der höchsten Stelle gewachsen wäre." Piemont, Piacenza, Guastalla und Parma wurden mit Frankreich vereinigt; dies war eine leicht begreifliche Andeutung, welche die italienische Republik für ihre Zukunft erhielt. Für den Erbprinzen von Parma schuf Bonaparte ein Königreich Etrurien, wofür ihm Spanien in einem geheimen Vertrage Parma und in Amerika Louisiana abtrat (1801).

Siebenzehntes Kapitel.

Frankreich unter dem Konsulate (1800—1804). Das Konkordat (1801).

Die französische Republik mußte sich nicht weniger dem Willen des gewaltigen Kriegers fügen als ihre Töchterrepubliken, und er bewies, daß er die Geschäfte des Friedens ebenso sicher zu leiten verstehe, als die des Krieges, und daß er nicht bloß die Ameen, sondern die ganze französische Nation kommandieren wolle; die weitaus größere Mehrheit fügte sich diesem Kommando willig. Er ordnete die Verwaltung und die Finanzen wunderbar schnell, so daß 1801 die Staatskasse gefüllt war und alle Zahlungen regelmäßig vor sich gingen; unter ihm blühte die Gewerbsthätigkeit Frankreichs neu auf; kein früherer König, auch Ludwig XIV. nicht, that in dieser Richtung so viel als Bonaparte; für den Verkehr baute er Straßen und Kanäle und schuf die gewaltigen Heerstraßen über die Alpen, wahre Römerwerke. Das Unwesen, daß

ein katholisches Volk wegen des Unglaubens einiger Weniger außer der Verbindung mit der Kirche sein sollte, und daß die Religion als Wahn behandelt werden durfte, war ihm zuwider; zwar war er selbst der Kirche nicht von Herzen ergeben und huldigte vielfach dem Zweifel und Unglauben, aber er wußte wenigstens die sittliche Kraft der Religion zu schätzen und erkannte, daß ein Volk ohne Religion verfaulen und untergehen müsse. Zuerst gebot er die Sonntagsfeier und schaffte die Feste des 10. August und 23. Januar ab; durch das Konkordat vom 15. August 1801 führte er endlich Frankreich wieder in die Reihe der katholischen Nationen ein. Die Frage wegen der Eidesleistung, welche die Republik gleich anfangs mit dem römischen Stuhle überworfen hatte, wurde dadurch umgangen, daß alle Geistlichen, beeidigte wie unbeeidigte, ihren Stellen entsagten, aber wieder wählbar blieben. Für ganz Frankreich wurden 10 Erzbischöfe und 50 Bischöfe bestimmt; die Regierung sollte sie ernennen, ihre kirchliche Einsetzung durch den Papst geschehen. Die Pfarrer wurden durch die Bischöfe ernannt, von der Regierung aber genehmigt. Für den Unterhalt des Klerus sollte der Staat sorgen. Im ganzen Reiche sollte fürderhin nur eine Liturgie und ein Katechismus giltig sein. Der Abschluß des Konkordats wurde am Osterfeste 1802 durch ein kirchliches Dankfest gefeiert, welchem der erste Konsul und auf seinen Befehl alle Staatsbeamten anwohnten.

Auch des öffentlichen Unterrichtes nahm sich Bonaparte an; die Schulen wurden in Primar-, Sekundarschulen, Lyceen und Specialschulen eingetheilt. Die Sorge für die Primar- und Sekundarschulen überließ er den Gemeinden, die Lyceen und Specialschulen hingegen organisierte und leitete die Staatsgewalt. Sie wurden ganz militärisch eingerichtet; die Schüler waren in Kompagnien eingetheilt und trugen Uniform; zu den verschiedenen Geschäften wurde nicht geläutet, wie in den Klosterschulen, sondern kommandiert, und der Ehrgeiz durch Auszeichnungen ebenso gestachelt wie bei den Soldaten. Besondere Sorgfalt widmete er dem polytechnischen Institut, das er gegründet hatte, und diese Anstalt hat unläugbar für die Ausbildung von Ingenieuren und Technikern Ausgezeichnetes geleistet. Sein System des Unterrichts krönte er später durch die Universität zu Paris; dieser gab er die Befugniß, alle Schulanstalten zu ordnen und zu überwachen, die Lehrer zu prüfen, die Lehrfächer und Lehrmittel vorzuschreiben, wodurch das ganze Unterrichtswesen in Frankreich in die Gewalt der Regierung kam und der Kirche jede Aufsicht entzogen wurde; die Folgen dieses Systems haben zu dem Kampfe geführt, in welchem durch die Kirche und die Eltern „der freie Unterricht" errungen wurde.

Bonaparte führte auch ein neues Gesetzbuch ein, an welchem der Konvent und das Direktorium vergeblich gearbeitet hatten. Die Gleich-

heit vor dem Gesetze war darin festgehalten, dem Staate wurden jedoch Rechte über die Familienordnung eingeräumt, die er früher nicht ansprechen durfte. Auf dieses Gesetzbuch (Code Napoléon) war er mit Recht stolz und äußerte als Verbannter: „Mit meinem Gesetzbuche in der Hand trete ich der Nachwelt entgegen.“

Des ersten Konsuls Abneigung gegen die Revolution zeigte sich am auffallendsten in der Stiftung eines neuen Adels, des Ordens der Ehrenlegion. Dieser Orden war aber für bürgerliches Verdienst so gut bestimmt wie für militärisches, auch gewährte er seinem Inhaber keinerlei Vorrechte. Die Ehrenlegion sollte vorerst aus 15 Kohorten bestehen; jeder Kohorte wurden 200,000 Fr. als Dotation aus Nationalgütern angewiesen. Die Abstufung ging vom Großoffizier, Kommandanten, Offizier zum Legionär herab. Einzelne Republikaner sollen über die Ehrenlegion gemurrt haben, aber ganz gewiß ist dies, daß die republikanischen Franzosen sich durch das Legionskreuz noch beglückter fühlten, als ihre royalistischen Väter durch das Ludwigskreuz.

Gegen Bonapartes gegenrepublikanische Maßregeln, besonders gegen die tiefer gehenden als Kreuze und Bänder, zeigte sich dennoch im Senate und Tribunate eine indirekte aber systematische Opposition. Diese beseitigte Bonaparte durch „Elimination“, indem er 20 Tribunen und 60 Senatoren strich und sie durch den Senat aus den „Notabilitäten“ ergänzen ließ.

Nach dem Frieden von Amiens beantragte ein Tribun, dem ersten Konsul eine ausgezeichnete Nationalerkenntlichkeit darzubringen, und ein Senatsbeschluß verfügte, daß Bonaparte auf weitere 10 Jahre Konsul sein solle. Die beiden andern Konsuln änderten den Senatsbeschluß aber dahin ab: das französische Volk ist zu befragen: soll Napoleon Bonaparte Konsul auf Lebenszeit sein? Am 2. August (1802) machte der Senat die Volksabstimmung bekannt; von 3,577,885 stimmberechtigten Bürgern hatten 3,368,259 für den Antrag gestimmt. In Folge dieser Wahl erließ der Senat folgende Beschlüsse:

1. Das französische Volk ernennt und der Senat ruft aus als lebenslänglichen Konsul der Franzosen Napoleon Bonaparte.

2. Ein Standbild der Friedensgöttin, in der einen Hand den Siegeslorbeer, in der andern den Senatsbeschluß, wird der Nachwelt die Dankbarkeit des Volkes bezeugen.

3. Der Senat wird dem Konsul den Ausdruck des Vertrauens, der Liebe und der Bewunderung des französischen Volkes überbringen.

Dieses republikanische Schauspiel erhielt durch Bonaparte einen sehr eigenmächtigen Zusatz; durch ein sogenanntes organisches Senatskonsult bekam nämlich die Republik eine neue Verfassung. Die Stellen der Konsuln wurden als lebenslänglich erklärt; der gesetzgebende Körper konnte

von der Regierung berufen und vertagt, durch den Senat aber aufgelöst werden. Das Tribunat wurde auf 50 Mitglieder herabgesetzt (später abgeschafft), der Staatsrath aber vermehrt. Dem Senat stand es ferner zu, in der Verfassung nothwendige Abänderungen zu treffen, Departemente außer der Verfassung zu erklären, die Urtheile der Gerichte zu kassieren, das Geschwornengericht zu suspendieren. Gleichzeitig wurde eine strenge Theatercensur eingeführt und die Presse in enge Schranken gewiesen.

Neuer Krieg mit England (1803—1814).

Verschwörungen gegen Bonaparte.

Weder England noch Frankreich kamen den Bedingungen des Friedens von Amiens nach; Frankreich schaltete über die italienischen Staaten, über die batavische Republik und die Schweiz, deßwegen räumten die Engländer ihre Eroberungen nicht und weigerten sich, Malta den Johannitern zu übergeben. Nach einem heftigen Notenwechsel erklärte England am 18. Mai 1803 wieder den Krieg, der Frankreich und dessen Verbündete abermals mancher Kolonie beraubte, die bisher noch behauptet war; Bonaparte aber besetzte Hannover, obwohl es auf neutralem deutschem Boden lag. Die englische Regierung ging darauf in ihrem Hasse so weit, daß sie selbst die Waffe der Verschwörung gegen Bonaparten schliff. Schon im Jahre 1800 wollten ein Korse Arena und der italienische Bildhauer Cerachi in ihrem republikanischen Grimme den ersten Konsul ermorden, wurden aber entdeckt und guillotiniert. Am 24. Dezember desselben Jahres legten royalistische Verschworene die sogenannte Höllenmaschine, ein mit Pulver und Kugeln gefülltes Faß in einem Karren, in die Straße, durch welche Bonaparte in das Theater fuhr; sein Kutscher jagte aber so schnell vorbei, daß die Maschine erst platzte, als ihre Wirkung den Konsul nicht mehr erreichen konnte; doch wurden dadurch viele Menschen getödtet und einige Häuser zerstört. Bonaparte bezichtigte die Jakobiner als Urheber dieses schändlichen Attentats und ließ 130 ehemalige Revolutionshelden deportieren, obwohl es sich herausstellte, daß die Verschwörung royalistischen Ursprungs war. Bedeutender war jedoch die Verschwörung, welche die Royalisten gegen das Ende des Jahres 1803, als Bonaparte bereits lebenslänglicher Konsul war, anzettelten. Von England aus wurden die 17 Hauptverschworenen in drei Abtheilungen gelandet; unter ihnen befanden sich Pichegru, George Kadoudal, welcher die Höllenmaschine erfunden haben soll, und zwei Polignak. Sie kamen bis nach Paris, hielten mit dem unzufriedenen General Moreau eine Zusammenkunft, wurden aber von der Polizei entdeckt, die wahrscheinlich die Fäden schon längere Zeit in Händen hatte. Etwa 40 wurden verhaftet; Pichegru fand man (6.

April) im Gefängnisse erdrosselt, eilf, unter ihnen George Kadoudal, wurden guillotiniert (25. Juni). Moreau, der jedenfalls nicht leugnen konnte, daß er davon wußte, es sei etwas gegen den ersten Konsul im Werke, wurde zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt und zur Verbannung nach Amerika begnadigt. Zu gleicher Zeit (15. März 1804) ging ein französischer Heerhaufe nächtlicher Weile über den Rhein und nahm den Prinzen von Enghien in dem badischen Städtchen Ettenheim gefangen. Enghien wurde (22. März) in dem Festungsgraben von Vincennes erschossen, obwohl er an der Verschwörung keinen Antheil hatte; Bonaparte bereute diesen Mord nie und erklärte noch auf St. Helena, er habe den Royalisten eine Lektion geben wollen, daß er das Leben ihrer Prinzen nicht schonen werde, wenn sie nicht aufhörten dem seinigen nachzustellen. Jene Blutthat schadete ihm jedoch in ganz Europa, indem er seine Alleinherrschaft ebenso mit unschuldigem bourbonischem Blute einweihte, wie die Revolutionäre ihre Republik, und wie diese der Herrschaft wegen das Recht zertrat.

Achtzehntes Kapitel.

Napoleon I. erblicher Kaiser der Franzosen.

Die Militärmonarchie stand da, es fehlte lediglich noch der Name; Bonaparte wollte auch diesen, Frankreich selbst wünschte einen Herrscher und zwar einen erblichen, weil es sich dadurch von der Gefahr der Anarchie gerettet glaubte. Petitionen verlangten das Kaiserthum, das Tribunat beantragte dasselbe und der Senat antwortete: „die Franzosen werden ihre ruhmvolle Ruhe der erblichen Regierung eines Einzelnen verdanken, der über alles erhaben, mit einer großen Macht bekleidet, umgeben von Glanz, Ruhm und Majestät die Gleichheit aufrecht erhalte, die öffentliche Freiheit vertheidige und seine Fasces vor dem souveränen Willen des Volkes beuge. Die erbliche Regierung kann einzig und allein an Napoleon Bonaparte und sein Geschlecht übertragen werden. Der Ruhm, die Dankbarkeit, die Liebe, die Vernunft, das Staatsinteresse — alles ruft Napoleon zum erblichen Kaiser der Franzosen aus" (16. Mai 1804). Das französische Volk durfte nun abermals abstimmen und Napoleon mit ungeheurer Mehrheit zum erblichen Kaiser der Franzosen erwählen. Am 2. Dezember 1804 wurde er in Paris von Papst Pius VII. gekrönt, unter den gleichen Ceremonieen, wie einst Karl der Große, als dessen eigentlicher Nachfolger Napoleon gelten wollte. Jedoch zeigte er seinen Unterschied von dem Gründer des heiligen römischen Reichs auch bei der Krönung; denn er setzte sich die Krone selber auf und ebenso seiner Gemahlin, und nach der Krönung

bedrängte er den Papst mit Zumuthungen, in welche dieser nicht eingehen konnte. Unter dem neuen Kaiser sollten die Franzosen in der That das erste Volk der Erde sein, als welches sie sich schon lange betrachteten, und ihr Herrscher der erste Fürst der Erde. Er unterschied das eigentliche Frankreich von dem Kaiserreiche (l'empire). Ersteres reichte von den Pyrenäen bis an die Schelde und den Rhein, über den Jura bis an den Bielersee und über Genf bis an die Rhonequellen; von Italien gehörten Savoyen, Genua, Piemont und Parma dazu. Das Kaiserreich ging aber noch weiter; die italienische Republik wurde in ein Königreich Italien verwandelt und Napoleon setzte sich wie einst der deutsche Otto I. in Mailand die eiserne Krone auf und sprach: „wehe dem, der sie berührt" (26. Mai 1805). Sein Stiefsohn Eugen Beauharnais (Josefine, die Tochter eines westindischen Pflanzers, Tascher de la Pagerie, Wittwe des republikanischen Generals Beauharnais, seit 1795 mit Napoleon verheirathet, war seine Mutter) wurde zum Thronerben und Vicekönig von Italien erklärt. Napoleon umgab sich mit einem glänzenden Hofstaate und führte unter anderen Namen die alten Titel und Rangstufen wieder ein. Seine Verwandten erhob er zu Prinzen und Prinzessinnen und schuf ihnen glänzende Dotationen. Die vornehmsten Generäle ernannte er zu Reichsmarschällen und wies denselben besonders in Italien reiches und erbliches Einkommen an; ergebene Diener machte er zu Großwürdenträgern der Krone oder zu Senatoren und bedachte sie mit großen Besoldungen. Glanz und Luxus erfüllten nun wieder Paris und gaben den Handwerkern und Künstlern reichbezahlte Arbeit, das Landvolk aber freute sich des Friedens im Innern, und so lange alle Kriege glücklich endigten, vergaßen die Franzosen über ihren Ruhm die Lasten der Konskription und der Steuern; daß andere Völker sich an dem französischen Ruhme nicht erbauten und den Urheber so vieler Kriege und Bedrückungen verwünschten, davon hatten die Franzosen in ihrer Nationaleitelkeit keine Ahnung.

Deutscher Reichsdeputationshauptschluß vom 24. März 1804.

In denselben Tagen, in welchen der französische Cäsar seine Adler aufpflanzte, kamen die deutschen Stände endlich auch ins Reine, wie Deutschland vertheilt werden sollte; die Größeren verschlangen nämlich mit Bonapartes Bewilligung die Kleineren, und die wenigen unter letzteren, welche für einmal diesem Schicksal entgingen, konnten sich auf sein baldiges Hereinbrechen gefaßt machen. Von der Reichsverfassung blieben noch einige Namen. Das Erzbisthum Salzburg mit der Kurwürde erhielt der Großherzog von Toskana, der sein Land als Königreich Etrurien an den Herzog von Parma verloren hatte; Preußen bekam die Bisthümer Münster, Hildesheim, Paderborn und viele Ab-

teien in Westfalen und Thüringen. An Bayern fielen die Bisthümer Würzburg, Augsburg, Freising, ferner Abteien und Reichsstädte. Baden und Württemberg bekamen einzelne Stücke von den vorderösterreichischen Landen, Abteien und Reichsstädte, dazu die Kurwürde; Hessen, Nassau u. s. w. wurden ähnlich bedacht. Der ehemals reichsunmittelbare Adel wurde unterthan; nur die weltlichen Herren mit dem Fürstentitel blieben noch eine Zeit lang frei, die geistlichen verschwanden bis auf den Erzbischof von Mainz, den Erzkanzler des Reichs, der nach Regensburg versetzt wurde. Von 47 Reichsstädten blieben noch 6: Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck. Doch auch dieser Zustand des Reichs sollte nicht lange dauern, die Axt war schon erhoben, welche die tausendjährige Eiche niederstreckte.

Neunzehntes Kapitel.

Dritter Koalitionskrieg: England, Oesterreich, Rußland, Schweden und Neapel.

Preßburger Frieden (26. Dezember 1805).

Der Enkel Rudolfs von Habsburg, Franz II., der die Republik so standhaft und ehrenvoll, wenn auch unglücklich bekämpft hatte, ließ sich die Krone Karls des Großen von dem Sohne der Revolution nicht ohne Kampf vom Haupte reißen. Rußland verbündete sich mit ihm, weil Napoleons Schalten in Mitteleuropa ihm nicht länger erträglich schien, aber Rußlands Heere kamen nur sehr langsam heran; England gab Geld, aber seine Macht reichte in Europa doch nicht weiter als die Vierundzwanzigpfünder seiner Linienschiffe. Napoleon hatte in Boulogne ein gewaltiges Heer zusammengezogen, mit dem er England bedrohte. Seine Soldaten übten sich im Rudern und Landen, denn es waren eine Menge Schaluppen zu einer Landung gebaut worden; die englischen Kriegsschiffe aber kreuzten im Angesichte des Lagers und schickten gelegentlich ihre schweren Kugeln herüber oder wagten schnelle, oft verderbliche Landungen. Als nun die Rüstungen Oesterreichs nicht länger verborgen bleiben konnten, führte Napoleon seine Schaaren von Boulogne an den Rhein (27. August bis Mitte September) und eröffnete seinen glänzendsten Feldzug. Im Herbste rückte ein schönes österreichisches Heer unter dem unfähigen General Mack durch Bayern bis Ulm vor, ging aber nicht bis an den Rhein, sondern blieb an der Iller stehen (25. September). Napoleon war unerwartet schnell am Rheine erschienen und 25. und 26. September über den Strom gegangen; die badischen, hessischen, württembergischen und bayerischen Truppen vereinigten sich

mit den französischen; von Hannover her rückte Bernadotte über das neutrale preußische Gebiet von Anspach, das Preußen aber nicht bewachte, dem General Mack in den Rücken. Ney ging bei Elchingen über die Donau, Napoleon erstürmte den Michelsberg bei Ulm und der eingeschlossene Mack ergab sich am 17. Oktober mit 30,000 Mann tapferer Truppen und 60 bespannten Kanonen dem Sieger; nur die Reiterei schlug sich unter Erzherzog Ferdinand nach Böhmen durch. Napoleon eilte durch Bayern die Donau hinab; bei Dirnstein schlugen sich die Russen mörderisch gegen Mortier, bei Stein die Oesterreicher gegen Dupont, wichen aber zurück. Am 13. November bemächtigte sich Murat der Donaubrücke bei Wien, welche der Fürst Auersperg zu sprengen unterließ, weil er von Murat und Ney mit Friedensversicherungen übertölpelt wurde; an diesem Tage sah Wien zum erstenmale die Franzosen innerhalb seiner Mauern. Napoleon rückte den Oesterreichern und Russen in Mähren nach, und am 3. Dezember kam es bei dem Städtchen Austerlitz zu einer großen Schlacht, die Dreikaiserschlacht genannt, in welcher Napoleon einen eben so leichten als glänzenden Sieg errang. Schon am 26. Dezember schloß Kaiser Franz den Preßburger Frieden, den er mit schweren Opfern erkaufen mußte. Er erhielt zwar Salzburg, Vorderösterreich aber wurde vollends an Württemberg, Bayern und Baden abgetreten; das deutsche Tyrol, das Ney nach der Katastrophe von Ulm besetzt hatte, weil die österreichischen Generale das Landvolk nicht zur Unterstützung aufrufen wollten, fiel an Bayern, welches Napoleon zu seinem Schoßkind machte; vom wälschen Tyrol erhielt Bayern auf einige Zeit Brixen und Trient, von Preußen Anspach und Baireuth, vom Reiche die Reichsstadt Augsburg. Der Kurfürst von Bayern wurde König und Eugen Beauharnais mit einer Tochter des Königs vermählt. Der Kurfürst Friedrich von Württemberg wurde ebenfalls König und sein Gebiet über Oberschwaben und die im Neckarthale und am Schwarzwalde österreichisch gewesenen Herrschaften ausgedehnt. Baden erhielt den Breisgau, Stücke des Konstanzer Bisthums, die Grafschaft Nellenburg u. s. w. Der badische Kronprinz verheirathete sich 1806 mit einer Nichte Josefinens, Napoleons jüngster Bruder Hieronymus 1807 mit einer württembergischen Prinzessin; somit waren die mächtigsten Rheinbundsfürsten in den Olymp der napoleonischen Verwandtschaft aufgenommen. Aus dem von Preußen abgetretenen Kleve-Berg machte Napoleon ein Herzogthum und gab es seinem Schwager Murat. (Wie Preußen Abtretungen machen mußte, während es doch an dem Kriege keinen Antheil genommen hatte, wird sich bald zeigen.) In Italien trat Oesterreich das Venetianische ab, welches Napoleon mit seinem Königreich Italien vereinigte (der Erzherzog Karl hatte zwar am 29. Oktober den Marschall

Massena bei Kaldiero geschlagen, aber nach Macks Niederlage nach Steyermark zurückweichen und Italien preisgeben müssen), dazu noch Dalmatien.

Nur eines vergällte Napoleons Freude über seine ihn selbst überraschenden Erfolge; der englische Held Nelson vernichtete nämlich am 21. Oktober beim Vorgebirge Trafalgar die französisch-spanische Flotte, die mit ungeheuren Kosten von Frankreich und Spanien ausgerüstet worden war. Zwar verlor Nelson das Leben, aber die Engländer brauchten seitdem keine Seeschlacht mehr zu liefern, denn es wagte sich keine Flotte mehr aus den feindlichen Häfen.

Der Rheinbund (12. Juli 1806).

Ende des deutschen Reiches (6. August 1806).

Auf Napoleons Antrieb erklärten die Könige von Bayern und Württemberg, der Kurerzkanzler des Reichs (der Erzbischof Dalberg), der Kurfürst von Baden, der Großherzog von Kleve und Berg (Murat!), der Landgraf von Darmstadt, die Fürsten von Nassau, Hohenzollern, Salm, Isenburg, Lichtenstein, Arenberg und der Graf von Leyen sich für souverän, sagten sich von dem deutschen Reiche los, errichteten den sog. Rheinbund und unterwarfen sich dem Protektorate Napoleons. Der Kurerzkanzler nannte sich Fürst Primas, weil er in den Bundestagen der Herren den Vorsitz führen sollte; Baden, Berg und Darmstadt wurden Großherzogthümer, Nassau Herzogthum. Den Fürsten Primas, welchem Napoleon die Reichsstadt Frankfurt zum Präsente gemacht hatte, sollte in Zukunft der Kaiser ernennen. Der Bundestag sollte in Frankfurt berathen, in zwei Kollegien, einem königlichen und fürstlichen, der Souveränität der Einzelnstaaten jedoch keinen Eintrag thun.

Die Souveräne des Rheinbundes verpflichteten sich, 63,000 Mann in die Kriege des Protektors zu stellen, eine Anzahl, wie sie das Reich nie hätte verlangen dürfen. Der Souveränität der Rheinbundsfürsten wurde die Landesherrlichkeit derjenigen Fürsten und Grafen, welchen sie der Reichsdeputationshauptschluß noch gelassen hatte, zum Opfer gebracht und es entstand für Deutschland eine neue Klasse von Herren, die der „Mediatisierten". Die Stände wurden überdies, wo sie noch bestanden, aufgehoben, so namentlich in Württemberg.

Der französische Geschäftsträger Bacher zeigte dem Reichstage in Regensburg zu gleicher Zeit die Errichtung des Bundes an und daß Frankreich in Zukunft von keinem deutschen Reiche mehr etwas wisse; hierauf legte am 6. August Franz II. die Kaiserkrone mit einer würdigen Erklärung nieder; schon vorher hatte er sich Kaiser Franz I.

von Oesterreich genannt. Also fiel auch der Name des Reiches, nachdem es dem Wesen nach längst aufgehört hatte. Gewöhnlich wird der Rheinbund als die Zielscheibe benutzt, für die alle Steine aufgespart werden, welche die Historiker bei andern Anlässen aus verschiedenen Gründen nicht schleudern, sondern in den Taschen behalten, und wenn man ihn als eine Verbindung deutscher Fürsten mit dem Reichsfeinde schmählich findet, so kann man dieses Gefühl nur theilen. Aber der Rheinbund ist weder der erste noch der schlimmste Schritt dieser Art; in alter Zeit wurden von einzelnen Dynasten oder Prätendenten Ungarn und Normannen gegen den Kaiser gerufen, gegen Konrad I. bereits die Franzosen, später wurden Verbindungen mit italienischen Städten und Fürsten eingegangen, bis von der Zeit der Reformation an Frankreich sich seine Unterstützung deutscher Reichsstände gegen den Kaiser mit deutschen Städten und Landschaften bezahlen läßt. Und was sollen wir von Bernhard von Weimar und den anderen Fürsten in schwedisch-französischem Dienste sagen? was von dem Basler Frieden? Der Rheinbund nützte doch so viel, daß eine Menge kleiner Dynastieen und Republiken verschwand, die dem Reiche doch nie etwas leisten wollten oder konnten; ferner wurde durch den Rheinbund der militärische Geist wieder erweckt, denn man lernte von Napoleon fechten und kommandieren. Nachtheiliger als die Verbindung mit Napoleon wirkte die Vernichtung der bisherigen Rechte auf den Geist der deutschen Völkerschaften; es wurde damals denn doch gar zu deutlich ausgesprochen, daß nur die Gewalt ein Recht habe und daß Verträge und Urkunden aus früherer Zeit nichts mehr bedeuten; die Aufhebung der Klöster und noch mehr die Art, wie diese geschah, die Eingriffe in das Kirchengut, die Behandlung, welche in einzelnen Rheinbundsstaaten die früher Reichsunmittelbaren erfuhren, erschütterten die Begriffe von Eigenthum und Recht, und wenn dies auch in jenen Zeiten nicht sogleich offenbar wurde, weil das Kriegsgetöse die volle Entwicklung gefährlicher Gedanken verhinderte, so pflanzten sich diese doch in den Gemüthern fort wie manches Unkraut, das durch seine Wurzeln weiter wuchert, ohne daß es sich auf der Oberfläche sogleich zeigt. Der Sturz des alten heiligen Kaiserthums durch den Sohn der Revolution, die Gründung eines neuen französischen Kaiserthums durch Kanonen und Volksabstimmungen, die Huldigungen, welche ihm von den Fürsten alter Häuser dargebracht wurden, die Belehnungen, die sie von ihm annahmen oder erbaten, beeinträchtigten den Glauben an das christliche „von Gottes Gnaden" der Monarchen; denn Napoleon war durch die Franzosen zum Kaiser gemacht und diese Gunst der Franzosen hatten ihm seine Waffenthaten errungen; seine Gunst erhob Fürsten, wie sein Zorn andere vernichtete, das Recht zu herrschen wurde ohne Rücksicht auf Abstammung und auf bisherigen Besitz gegeben und genommen.

Napoleons andere Vasallen: Neapel, Holland, Neuenburg, Piombino.

Der Sohn des korsischen Edelmanns und Rechtsgelehrten, der Kanonenkaiser des europäischen Festlandes, schuf auf demselben mehrere Königreiche und Fürstenthümer für seine Angehörigen, ganz wie ein großer Gutsbesitzer seine Grundstücke und Heerden austheilt, sie bewirthschaften und hüten läßt, sich aber immer das Eigenthumsrecht vorbehält. Wie sein Schwager und Reitergeneral Murat Großherzog von Berg und Rheinbundsfürst wurde, ist schon gesagt. Seinen Bruder Josef machte er zum König von Neapel; denn Neapel hatte sich der Koalition angeschlossen und obwohl es demüthig um gnädige Strafe bat, nachdem Napoleon Oesterreich mit so unerwarteter Schnelligkeit niedergeworfen hatte, sprach er zu Schönbrunn zürnend das Machtwort: „das Haus Bourbon hat aufgehört in Neapel zu regieren", ließ dasselbe durch Massena über die Meerenge nach Sicilien treiben und Josef auf den Thron setzen (31. März 1806).

Auch die batavische Republik fand vor der neuen Monarchie keine Gnade; sie erhielt (8. Juni 1806) Napoleons Bruder Ludwig, den er mit seiner Stieftochter Hortense, Eugens Schwester, vermählt hatte, als erblichen König von Holland. Napoleons Schwager Bacciochi wurde Fürst von Piombino (18. März 1805), dieses 1806 mit Lukka, Massa und Karrara vergrößert. Seinem Adjutanten Berthier gab er das Fürstenthum Neuenburg, welches der König von Preußen mit Kleve gegen Hannover ausgetauscht hatte; Benevento und Pontekorvo, päpstliche Enklaven in Neapel, nahm er dem Papste, „weil sie immer Gegenstände des Streites zwischen dem Könige von Neapel und dem Papste gewesen seien" und gab sie als Reichslehen an Talleyrand und Bernadotte. Den Fürsten aus Napoleons Familie war in ihren Katechismus geschrieben: Ihre erste Pflicht ist die gegen Napoleon und seine Nachfolger. Die zweite Pflicht gehört Frankreich und die dritte endlich ist die Regentenpflicht gegen die Völker. (Kaiserliches Familienstatut.) Napoleon sprach es offen aus, das bisherige System eines Gleichgewichts der Staaten sei eine Chimäre gewesen, die politische Welt bedürfe eines gemeinsamen Mittel- oder Schwerpunktes wie die materielle Welt, und dieser Mittelpunkt war natürlich der Kaiser. Daraus folgte nothwendig, daß alle Staaten Europas, ja der ganzen civilisierten Welt, von dem Kaiser in eine genau regulierte Abhängigkeit gezogen würden und keinem eine selbstständige Bewegung bliebe. (Der Astronom Laplace bewies dasselbe in seinem astronomischen Meisterwerke: Mécanique céleste.) Napoleon ging darauf aus, eine eigentliche Universalmonarchie zu stiften, die in ihrer Vollendung die meiste Aehnlichkeit mit einem der alten Ritterorden gehabt hätte. Er selbst war der Groß-

meister und Frankreich sein unmittelbares Besitzthum; die anderen Länder waren die Priorate, Balleien und Komthureien, von Großkreuzen, Komthuren und Rittern (Königen, Großherzogen, Herzogen u. s. w.) nach den Vorschriften der allgemeinen Regel regiert; das republikanische Element der Ordensverfassung, in Folge dessen die Versammlung der Großkreuze und der zwei ältesten Ritter über die höchsten Angelegenheiten entschied, wurde durch den Großmeister beseitigt, indem er persönlich die höchste Instanz blieb. Der Kampf gegen die Revolution, ob diese als Republik oder konstitutionelle Monarchie auftreten wollte, war die Hauptaufgabe des Ordens, wie der Großmeister es auch immer als seine Hauptverdienste pries, daß er die Revolution niedergeschlagen habe; der Kampf gegen die dem Orden feindseligen Mächte war die zweite Aufgabe, zu deren Lösung die Ordensherren (die Mitglieder des Rheinbundes und die Brüder des Kaisers) alsbald beigezogen wurden.

Zwanzigstes Kapitel.

Der preußische und russische Krieg (1806 und 1807).

Jena und Auerstädt 14. Oktober 1806. Eylau 8. Februar, Friedland 14. Juni 1807. Frieden von Tilsit 9. Juli.

Preußen hatte seit dem Basler Frieden dem großen Kampfe ruhig zugesehen, immer in der Meinung, zur gelegenen Zeit das entscheidende Gewicht in die Wagschale zu werfen. Selbst 1805 hatte es wohl seine Armee schlagfertig aufgestellt, aber gegen die Verletzung seines Gebiets durch Bernadottes Marsch, der die Katastrophe von Ulm herbeiführte, nur unfruchtbare Klagen erhoben. Nach der Schlacht von Austerlitz trat es sogar Kleve, Neuenburg und Anspach ab und empfing dagegen Hannover, das Napoleon seit 1803 besetzt und ausgesogen hatte. Napoleon gab Preußen vor dem Tage von Austerlitz gute Worte und erhielt die preußische Regierung in der Täuschung, er werde eine Vergrößerung der preußischen Macht als eine Bürgschaft gegen Oesterreichs Einfluß in Deutschland gerne geschehen lassen; aber bald wurden die Berliner Staatsmänner eines andern belehrt. Daß Napoleon ein eroberungslustiges Kabinet, welches im letzten Kriege Miene gemacht hatte gegen ihn loszuschlagen, nicht mit Gewehr im Arm neben sich dulden werde, begriffen damals wenigstens die deutschen Bauern, und man konnte nach der Schlacht von Austerlitz in jedem Dorfe hören: jetzt kommt die Reihe an Preußen; die preußischen Minister Haugwitz und Lombard aber besaßen nicht so viel gesunden Verstand. Diese wollten dem Rheinbunde gegenüber einen nordischen Bund

stiften, doch Napoleon duldete es nicht, ja er unterhandelte mit England, wo am 23. Januar 1806 Pitt gestorben war, und bot Georg III. dessen geliebtes Hannover an, das er eben an Preußen überlassen hatte. Solcher Hohn schien unerträglich und Preußen griff nun zum Schwerte, nachdem es die französische Macht auf Kosten Oesterreichs und Deutschlands zu einer Größe hatte anwachsen lassen, von der es überwältigt werden mußte. Es verbündete sich mit England und Rußland und nöthigte Sachsen zum Anschlusse; die Russen aber konnten unmöglich im Anfange des Krieges eintreffen und Preußen mußte es vorläufig mit Napoleon allein aufnehmen. Solches Selbstvertrauen hatte Friedrich der Große geschaffen; es war nicht erschüttert worden durch den Rückzug aus der Champagne und den geringen Erfolg der Feldzüge bis zum Basler Frieden, weil Preußen keine Niederlage erlitten hatte und sich bewußt war nicht ernstlich gefochten zu haben. An hohen Worten vom großen Fritz, von Roßbach u. dgl. mangelte es auch nicht; die Regimenter exerzierten und marschierten vortrefflich in der Weise des siebenjährigen Krieges; die Offiziere waren schmucke, adelige Herren, die Generale hatten zum Theil noch unter Friedrich gedient; aber eben diese Generale waren altersschwach; von den Offizieren waren viele ohne Religion und Ehre, die Soldaten mit Stock und Spießruthen dressiert, zum Theil geworbene Leute und Ueberläufer. Napoleons Heersäulen gingen (1. Okt.) über den Rhein, die Preußen über die Saale und kamen nicht über Thüringen hinaus. Napoleon traf sie in einer solchen ungeschickten Aufstellung, daß er ausrief: „die Preußen sind ja noch eselhafter als die Oesterreicher.“ Bei Saalfeld wurde ein vorgeschobenes Korps unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand am 10. Oktober vernichtet; am 14. schlug Napoleon den einen Theil der preußischen Armee unter dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen bei Jena, der Marschall Davoust den andern unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt, wo derselbe blindgeschossen und tödtlich verwundet wurde. Die Trümmer des zersprengten Heeres wurden nach einander gefangen, bei Prenzlow 15,000 (28. Okt.), bei Passewalk 6000 Mann (29. Oktober), nur Blücher schlug sich durch bis Lübeck, das von Bernadotte mit Sturm genommen wurde (6. November). Die stärksten Festungen gingen mehrentheils ohne einen Schuß über, z. B. Erfurt mit 14,000 Mann (16. Oktober), Magdeburg mit 22,000 Mann und 800 Kanonen (11. November), Stettin, Spandau, Küstrin u. s. w. Am 27. Oktober zog Napoleon in Berlin ein und die Beamten und vornehmen Bürger bewiesen sich in ihrer Art ebenso niederträchtig als die Festungskommandanten, so daß Napoleon ausgerufen haben soll: „ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder schämen soll.“ In Berlin nahm er den Degen des großen Friedrich, verhöhnte dessen Nachfolger und die Königin Louise auf die niedrigste Weise und

legte dem Lande ungeheure Brandschatzungen auf, während seine Generale und Beamte auf eigene Faust plünderten. Die Rheinbundstruppen unter Vandamme nahmen die Festungen in Schlesien und hausten in diesem Lande so brutal und spitzbübisch, daß sie die Franzosen noch um vieles übertrafen. Aus der Mark Brandenburg ging der Siegeszug nach Polen; Danzig vertheidigte der alte Kalkreuth wacker, mußte es aber an Lefebvre übergeben, der zum Lohne den Titel „Herzog von Danzig" erhielt. Im November rückten die französischen Heere in Polen ein und lieferten am 26. Dezember den Russen bei Pultusk und Golymin mörderische aber nichts entscheidende Treffen. Denn Alexander von Rußland hatte zu den Waffen gegriffen, weil Napoleon die Türken ermuthigte und durch sein Vorrücken an die Weichsel Polen wieder herzustellen drohte. Seine Heere kamen jedoch wie 1805 nach der vollständigen Niederlage der Bundesgenossen an. Am 2. Januar 1807 zog Napoleon in das jubelnde Warschau ein; den 8. Februar wurde bei Preußisch-Eylau eine entsetzliche Schlacht geliefert, die beiden Theilen 60,000 Mann an Todten und Verwundeten kostete; die Tapferkeit der wenigen Preußen unter l'Estocq rettete die Russen von einer Niederlage; beide Theile schrieben sich den Sieg zu und ihre Erschöpfung hatte eine viermonatliche Waffenruhe zur Folge, während welcher die meisten preußischen Festungen vollends fielen; nur Kourbière hielt Graudenz, Gneisenau Kolberg. Am 14. Juni, dem Jahrestage der Schlacht von Marengo, erfocht Napoleon, wiewohl mit großen Opfern, bei Friedland einen entscheidenden Sieg. Am 25. Juni kam er mit Alexander auf dem Niemen zusammen und schon am 7. Juli schloßen sie Frieden und Freundschaft. Am 9. wurde zu Tilsit auch Preußen Friede geschenkt; es verlor an Rußland den Bialystocker Kreis; aus dem andern preußischen Polen formte Napoleon das Großherzogthum Warschau, mit welchem die polnische Nation abgefunden wurde, denn Napoleon durfte Polen nimmermehr herstellen, wenn er mit Rußland Freundschaft haben wollte. Zum Großherzog von Warschau wurde der König von Sachsen ausersehen; er hatte zwar seine Truppen auf das Schlachtfeld von Jena geschickt, aber Napoleon erhob ihn dennoch zum Könige, denn wie er gegen Oesterreich Bayern vergrößerte, so gegen Preußen Sachsen. Preußen verlor ferner außer den polnischen Provinzen all sein Gebiet zwischen Rhein und Elbe und mußte 145 Millionen Fr. Kontributionen bezahlen, bis zu deren Abtragung die wichtigsten preußischen Festungen von den Franzosen besetzt bleiben sollten, und durfte nicht über 45,000 Mann Soldaten halten. Der Kurfürst von Hessenkassel verlor sein Land, weil er 15,000 Mann aufgestellt hatte, neutral blieb und aus seinen Wünschen für Preußen kein Geheimniß machte. Auch Haus Braunschweig (der unglückliche Herzog starb auf dänischem Boden an seiner

Wunde) wurde aus der Reihe der Dynastieen gestrichen und aus Hannover, Hessenkassel, den Abtretungen Preußens zwischen Elbe und Rhein das Königreich Westfalen gebildet, welches Napoleon seinem jüngsten Bruder Hieronymus verlieh. Westfalen und Sachsen traten in den Rheinbund, so wie alle Fürsten Mittel- und Norddeutschlands, die noch außer Preußen existierten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Engländer vor Kopenhagen (2. bis 5. September 1807).

Die Kontinentalsperre.

Während Napoleon im Siegesschritte über Rhein, Weser, Elbe, Oder und Weichsel ging, den preußischen Waffenruhm zertrat, die Küsten des atlantischen, baltischen und mittelländischen Meeres beherrschte, wehte Englands Flagge triumphierend auf allen Meeren und in den andern Erdtheilen. Gegen diesen stolzen, unversöhnlichen Feind sann Napoleon auf Verderben; nach wie vor rüstete er in allen Häfen Schiffe aus, verkündete laut, daß er 100 Linienschiffe bauen und bemannen und England mit einer Landung heimsuchen wolle. Die Engländer dagegen suchten seine Schiffe in den Häfen zu verbrennen und als Napoleon 1807 an dem baltischen Meere festen Fuß faßte, so fürchteten sie, er möchte Dänemark zur französischen Allianz bewegen, den englischen Schiffen die Durchfahrt des Sundes sperren und die dänische Seemacht gegen England benutzen. Sie rüsteten deßwegen abermals gegen Kopenhagen eine große Expedition aus, und diese erschien ohne Kriegserklärung vor der Stadt. Die Engländer verlangten Auslieferung der gesammten Flotte, welche sie bis zum allgemeinen Frieden aufbewahren und alsdann unversehrt zurückgeben wollten. Die Dänen wiesen diese entwürdigende Forderung ab, worauf die Engländer die Stadt bombardierten und einen großen Theil derselben niederbrannten, während zugleich ein unter Wellesley (später Wellington) gelandetes Korps die dänische Landmacht besiegte. So wurde der dänische König gezwungen, seine ganze Flotte, 18 Linienschiffe und 15 Fregatten, an die Engländer auszuliefern, welche dieselbe fortführten. Sie blockierten nun alle Häfen von Kadix bis Danzig, dagegen erklärte Napoleon die britischen Inseln in Blockadestand, so daß durch die Willkür der beiden kriegführenden Nationen aller Handel der Neutralen aufhörte. Auch Oesterreich und Rußland schloßen die englische Flagge von ihren Häfen aus, wodurch das ganze europäische Festland, Portugal und Schweden ausgenommen, den Engländern

gesperrt war; ihre Fabrikate, die vorgefunden wurden, mußten verbrannt werden; durch diese Maßregeln (durch die Dekrete von Antwerpen, Trianon und Fontainebleau, im Juli, August und Oktober 1810, immer mehr gesteigert), welche Kontinentalsystem genannt wurden, wollte Napoleon die Quelle von Englands Macht, den Handel, abgraben. Das Kontinentalsystem schadete aber den Engländern nicht so viel, als Napoleon erwartet hatte; denn sie schmuggelten ungeheure Quantitäten von Waaren, größtentheils mit Hilfe französischer Gouverneure und Zollbeamten, auf das Festland; sodann fiel der Handel mit den andern Erdtheilen den Engländern ausschließlich zu, seitdem sie jede andere Flagge vertrieben hatten. Einen Vortheil hatte jedoch Napoleons System für das Festland: die Fabrikation kam empor, besonders in Frankreich, dann aber auch in Deutschland, und trotz der Kriege war Geld im Ueberfluß vorhanden; auch stieg die Erbitterung der Völker gegen Napoleon und seine höchsten Diener, welche mit der jeweils ertheilten Erlaubniß, Kolonialwaaren einzuführen, den schamlosesten Handel trieben, zum kaum mehr bezähmbaren Ingrimm.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Portugal und Spanien von den Franzosen besetzt (1808).

Der außerordentlich kluge, aber gegen alles Völkerrecht an Dänemark verübte Flottenraub erregte Napoleons ganzen Zorn, und er suchte Gelegenheit, den Engländern einen härteren Streich zu versetzen. Er verlangte von dem Könige von Portugal, daß er den englischen Schiffen seine Häfen schließe, und als es dieser verweigerte, so versprach Napoleon dem Könige Karl IV. von Spanien, oder vielmehr dessen Minister, dem sogenannten Friedensfürsten Godoy, Portugal mit Spanien zu theilen (27. Oktober 1807, Vertrag von Fontainebleau). Dieser ging darauf ein, und Napoleon schickte ein kleines Heer unter dem Marschall Junot durch Spanien nach Portugal; die königliche Familie ließ sich aber weder fangen noch durch einen Vertrag überlisten, sondern floh auf englischen Schiffen nach Brasilien. Junot (Herzog von Abrantes) erhob nun in dem Lande eine Kontribution von 25 Millionen Thalern „als Lehengebühren", und schickte 10,000 portugiesische Soldaten nach Spanien (die nämlichen, die später in Rußland und Deutschland für Napoleon zu Grunde gingen). Die 25 Millionen mußten zwar die Klöster und der gesammte Klerus bezahlen, aber das portugiesische Volk beurtheilte deßwegen diesen Raub nicht milder, weil er Kirchenraub war; die allgemeine Unzufriedenheit äußerte sich durch Aufstände, welche end-

lich ihren Mittelpunkt in Oporto fanden, wo sich das spanische Hilfskorps, das Godoy den Franzosen gestellt hatte, empörte.

Die französische Herrlichkeit war in Portugal von sehr kurzer Dauer; die Engländer eröffneten „den Krieg auf der Halbinsel", indem sie den Herzog von Wellington mit einem Heere von 18,000 Mann nach Portugal schickten. Dazu ermuthigte sie die Wendung der Dinge in Spanien. Dieses Land hatte seit 1795 mit Frankreich verbündet gegen England einen unglücklichen Seekrieg geführt und viele seiner kleineren Kolonieen verloren. Das Volk wurde des Krieges und Bündnisses müde, und 1806 machte Godoy Miene von Frankreich abzufallen. Die Siege von Jena und Friedland schüchterten ihn aber so ein, daß er mit Napoleon das Bündniß gegen Portugal schloß, um so bereitwilliger, als ihn der französische Kaiser mit einem Stück von Portugal köderte, welches er ihm als souveränes Fürstenthum versprach. Die Franzosen erhielten freien Durchzug nach Portugal, ein kleines Korps zur Unterstützung, und 10,000 Mann unter Romana wurden in die Dienste Napoleons gegeben, gleichsam als Unterpfand der Treue. Aber Napoleon schickte nicht bloß das Korps unter Junot nach Portugal, er stellte allmählig in einer zusammenhängenden Linie 100,000 Mann in Spanien auf, und jetzt begriffen der Friedensfürst und die Königin, was Napoleon eigentlich im Schilde führe. Godoy kannte das spanische Volk zu sehr, als daß er erwarten durfte, es werde sich freiwillig dem fremden Machtgebot fügen, und da er als der Urheber des Bundes mit Frankreich bekannt war, so fürchtete er von der Volkswuth das äußerste. Darum beredete er König und Königin, vorerst nach Sevilla und von da nach Amerika zu entfliehen, Spanien aber sich selbst und dem Kronprinzen Ferdinand zu überlassen, die dann zusehen möchten, wie sie mit den Franzosen fertig würden. Allein die Zurüstungen zur Abreise blieben nicht unbemerkt, in Aranjuez und Madrid fanden Volksaufläufe statt, und der König dankte zu Gunsten des Kronprinzen ab, um seinen Liebling Godoy vor der Volkswuth zu schützen (19. März 1808). Ferdinand bezeigte sich gegen Napoleon sehr zuvorkommend, bat ihn um Anerkennung seiner Thronbesteigung und um die Hand einer kaiserlichen Verwandtin, aber Napoleon verachtete seinerseits Ferdinand gründlich und zudem gehörte es in seinen Plan, Spanien zu einem Lehensstaat zu machen und statt des Bourbonen einen Napoleoniden einzusetzen, damit es einmal in der That keine Pyrenäen mehr gebe. Den König Karl reute seine Abdankung alsbald, so daß er und Godoy sich klagend an Napoleon wandten. Dieser lud sie nach Bayonne ein und bewog auch Ferdinand dahin zu kommen, obwohl diesem das Volk von Madrid die Pferde ausspannte, weil es die napoleonische Politik durchschauend ihn an der Abreise hindern wollte. Die beiden Parteien, Eltern und Sohn,

zeigten sich fast gleich unfähig und charakterlos; Karl IV. klagte seinen Sohn der Usurpation an und verlangte die Krone wieder; Ferdinand ließ sich zur Rückgabe bereden (5. Mai) und am 6. Mai entsagte der königliche Vater für sich und seine Nachkommen zu Gunsten Napoleons der spanischen Krone, und auch das ließ sich Ferdinand gefallen wie die andern Prinzen und lebte seitdem wie sein Vater ziemlich vergnügt mit einem ansehnlichen Jahresgehalte in einem französischen Schlosse seinem Zeitvertreib. Napoleon aber berief spanische Notabeln nach Bayonne, ließ von ihnen seinen Bruder Josef als König von Spanien anerkennen und gab ihnen zugleich eine Verfassung für Spanien mit (15. Juni).

Der spanische Aufstand und der Erfurter Kongreß (Mai und Oktober 1808).

Allein die Spanier ließen sich nicht wie eine Heerde Schafe behandeln; das treulose Spiel mit dem Könige und dem Kronprinzen, so entartet auch diese Bourbonen waren, empörte die stolze Nation; schon am 2. Mai brach in Madrid ein wüthender Aufstand los, der über 1200 Franzosen das Leben kostete; Murat dämpfte ihn und ließ Männer, Weiber und Kinder niederschießen, wodurch er die Rache der Spanier nur noch mehr herausforderte. Er verdiente sich gerade selbst eine Krone, denn durch Josefs Versetzung auf den spanischen Thron war der neapolitanische erledigt worden, der von Napoleon ihm angewiesen wurde (15. Juli). In Spanien hingegen traten in den Provinzialstädten, die nicht von den Franzosen besetzt waren, eigene Ausschüsse zusammen, Juntas, die sich der Regierungsgeschäfte bemächtigten, weil die Madrider Regierung nicht anerkannt wurde, und alles Volk zu den Waffen riefen. Dieses gehorchte aller Orten; denn der gemeine Spanier ist ein hochherziger Mann, der sich fremder Herrschaft nicht unterwirft und wenn sie noch so weise wäre; er ist streng katholisch und haßt die Franzosen, die Kirchenräuber und Kirchenschänder, mit unversöhnlicher Ausdauer, an ruhiger Todesverachtung aber kommt kein europäisches Volk den Spaniern gleich. In wenigen Monaten standen mächtige Heere im Felde, schwärmten zahlreiche Banden im Gebirge und machten die Straßen für kleinere Abtheilungen gefährlich. Ja in ganz Spanien war kein Franzose mehr sicher; in den Häusern wurden sie vergiftet, auf den Gassen der Städte erdolcht, auf dem Lande erschossen; denn die Spanier verschmähten kein Mittel zum Verderben der Eindringlinge, und wenn ein Spanier einen Franzosen umgebracht hatte, so ließ er sich willig erschießen oder erdrosseln, hatte er doch seinen Mann gestellt. Im dänischen Fünen standen die 10,000 Spanier unter Romana; als diese von den Vorgängen in ihrem Vaterlande hörten, bemächtigten sie sich der dänischen Festung Nyborg und fuhren dann auf englischen Schiffen nach Hause. Dieser Streich erzürnte Napoleon um so mehr, da er gewohnt

war alle anderen Menschen zu überlisten und ihrer zu spotten; es erschütterte ihn aber bald eine andere Botschaft, nämlich die der ersten großen Niederlage, welche die französischen Waffen erlitten, seit er über dieselben als Kriegsherr gebot. Ein französisches Heer unter General Dupont war über die Sierra Morena gegen Andalusien vorgedrungen, hatte Kordova erstürmt und geplündert und ein festes Lager der Spanier bei Jaen erobert; aber von allen Seiten umringt konnte sich Dupont in dem Gebirge keinen Ausweg mit Gewalt öffnen und gab sich mit seinem ganzen 16,000 Mann starken Heere den Spaniern gefangen (22. Juli). Diese Schlacht bei Baylen verbreitete Jubel durch ganz Spanien; denn nun hatte es sich gezeigt, daß auch die Franzosen besiegt werden können; sie galt als ein Gottesgericht, das gegen den unersättlichen Eroberer seinen ersten Ausspruch gethan hatte. Selbst kalte Politiker erkannten die Schwere des Schlages; es war ein Nationalkrieg gegen Napoleon eröffnet, und dieser Krieg erlosch nicht mit einigen Siegen, die der Kriegsmeister erfocht, sondern flammte neu auf, wenn der Ruf von einem fremden Kriege durch das Land wehte; damals that Talleyrand seinen bekannten Ausspruch über die Schlacht bei Baylen: c'est le commencement de la fin (das ist der Anfang vom Ende). Fast gleichzeitig ging auch die französische Herrlichkeit in Portugal zu Grabe. Am 21. August schlug Wellington den Marschall Junot bei Vimieira und dieser war sehr zufrieden, daß ihm die Engländer in der Kapitulation von Cintra freie Zurückfahrt nach Frankreich bewilligten.

Napoleon erkannte die Gefahr und darum entschloß er sich ihr persönlich entgegenzugehen, denn ihm selbst war noch nichts mißlungen. Vorerst wollte er sich aber seinen Rücken sichern; deßwegen lud er den Kaiser Alexander von Rußland nach Erfurt zu einem Kongresse ein, um sich mit ihm über die Theilung Europas definitiv zu verständigen. In Erfurt erschienen die Könige und Fürsten des Rheinbundes, von Preußen Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, vom österreichischen Kaiserhause niemand. Hier zeigten Napoleon und seinem Beispiele folgend seine Generale, Hofbeamten und Schauspieler den Deutschen einen Uebermuth, bei welchem wir nicht begreifen, daß der eine Theil so unklug war ihn zu üben, und der andere so geduldig um ihn zu ertragen. Gegen Alexander war Napoleon die Zuvorkommenheit selbst, und es schien wirklich, als ob die beiden Autokraten nicht bloß Verbündete aus politischen Rücksichten, sondern wirklich persönliche Freunde seien. Alexander überließ seinem „Bruder" Spanien und Portugal, Napoleon aber gab Schweden und die Türkei Rußland preis (28. September bis 14. Oktober).

Napoleon in Spanien.

Dann zog Napoleon selbst nach Spanien (5. November), wo bereits zwei Drittheile seines ersten Heeres zu Grunde gegangen waren. Mit 200,000 Mann brach er auf, denn er wollte den Krieg im größten Maßstabe und mit zermalmender Uebermacht führen; die Marschälle Lannes, Ney, Viktor, Soult, Lefebvre, Junot, Moncey, Bessieres, die Generale St. Cyr und Kellermann kommandierten die Abtheilungen der Streitmacht. Die Spanier stellten ihr ungefähr 180,000 Mann unter Palafox, Blake, Romana und Kastannos entgegen; aber diese Schaaren befanden sich erst in der militärischen Ausbildung und kannten kaum die nothwendigsten Handgriffe, es mangelte an tauglichen Offizieren und die Generale selbst hatten die gehörige Kriegsschule nicht gemacht, um den napoleonischen Feldherrn Schach bieten zu können. Napoleon stürzte mit der Schnelligkeit des Gewitters auf das Centrum der Spanier und zersprengte es am 10. November unweit Burgos; am 10. und 11. traf der Vernichtungsschlag den linken Flügel oder das Heer von Galizien bei Espinosa, am 23. den rechten bei Tudela, und am 30. nahmen polnische Lanzenreiter die Kanonen im Passe von Somosierra im wilden Fluge weg; am 4. Dez. kapitulierte Madrid.

Die spanischen Heere, die sich nach den verlorenen Schlachten neu sammelten, konnten nirgends das Feld halten, und das englische Hilfsheer, das General Moore aus Portugal herbeiführte, traf erst ein, als Napoleon die spanischen Heere abermals zertrümmert hatte; Moore zog sich daher eilig von Salamanka auf Korunna zurück. Vor dieser Stadt holte ihn Soult ein; es kam zu einem mörderischen Treffen (16. Jan. 1809), in welchem Moore fiel; mit großem Verluste schiffte sich das englische Heer in Korunna ein, Soult aber nahm Korunna, Ferrol und in einem blutigen Sturme Oporto. Saragossa in Aragonien hatte im ersten Feldzuge gegen Lefebvre eine hartnäckige Belagerung ausgehalten und nun wurde es zum zweitenmale angegriffen. Der Kriegskunst und Tapferkeit der Franzosen erlagen die Außenwerke und die Stadtmauer; die Spanier aber setzten den Kampf in der Stadt fort. Straße um Straße und Haus um Haus mußte erstürmt oder mit Minen vernichtet werden, und erst nachdem zwei Drittheile der Stadt in der Gewalt der Franzosen waren, apitulierte der Rest (21. Februar 1809). Spanien mußte trotz des verzweifelten Widerstandes der meisten Städte und trotz der Guerillasbanden Napoleons großartiger Kriegsführung unterliegen; da wurde er aber vom Tajo an die Donau gerufen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Krieg Oesterreichs gegen Napoleon (1809).

Denn Oesterreich, welches den Widerstand der Spanier sah, beschloß den Kampf gegen den furchtbaren Gegner noch einmal mit aller Macht zu wagen und stellte Heeresmassen in das Feld, welche von der Kernhaftigkeit der Völker der Monarchie Zeugniß ablegten. Es rechnete auf einen allgemeinen Aufstand der Deutschen gegen Napoleon und beschwor sie bei Hermann dem Cherusker und den Manen der alten Kaiser; aber alles zündete nicht, Napoleon galt als der Unüberwindliche und seit 1618 war ja von einem deutschen Vaterlande nie mehr die Rede gewesen. Erzherzog Karl kam mit der Hauptmacht nur bis an den Lech; die Bayern hatten sich zurückgezogen und mit ihnen und den andern Rheinbundstruppen schlug Napoleon in fünf Tagen die Oesterreicher mit bisher unerhörter Schnelligkeit bei Thann, Pfaffenhofen, Rohr, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg (19.—23. April); nur wenige Regimenter Franzosen haben in all diesen Schlachten außer der Regensburger mitgefochten. Erzherzog Karl wandte sich nach Böhmen, Napoleon aber zog die Donau hinab; bei und in Ebersberg lieferte eine österreichische Heeresabtheilung unter Hiller noch ein gräßliches Treffen (3. Mai), von dem die Franzosen nicht viel erzählen, dann war der Weg nach Wien offen, wo Napoleon am 13. Mai seinen Einzug hielt. Unterdessen rückte aber der Erzherzog Karl von Böhmen an das andere Donauufer und stellte sich der feindlichen Armee gegenüber auf. Am 21. Mai setzte Napoleon über den Donaustrom, wo dieser durch die Insel Lobau getheilt wird, und griff die österreichische Armee mit der gewohnten Zuversicht des Sieges an. Aber diese leistete furchtbaren Widerstand; Napoleons schwere Reiter, bei deren Angriff der Erdboden zitterte, wurden von dem österreichischen Fußvolke niedergestreckt und das vortrefflich bediente Geschütz schmetterte die Franzosen reihenweise zu Boden. Zwei Tage (21. und 22. Mai) dauerte diese große Schlacht, von den Dörfern Aspern und Eßling benannt; Napoleon wurde geschlagen und mit ungeheurem Verluste über die Donau zurückgeworfen. Doch seine Hilfsmittel waren zu groß, er verstärkte sich durch herbeieilende Truppenmassen und schritt im Juli wieder zum Angriff. Erzherzog Karl hingegen blieb ohne Verstärkung; selbst das Heer unter seinem Bruder, dem Erzherzog Johann, welcher den Vicekönig Eugen am 16. April bei Sacile geschlagen und bis an die Etsch gedrängt hatte, aber in Folge der unglücklichen Schlachten in Bayern bis Raab in Ungarn zurückgewichen war, kam zu dem Entscheidungskampfe zu spät. Bei Wagram auf dem Marchfelde ward den 5. und 6. Juli eine wo möglich noch

furchtbarere Schlacht als bei Aspern geschlagen; lange schwankte der Sieg, bis endlich Napoleon, wiewohl mit ungeheuren Opfern, das Centrum des österreichischen Heeres sprengte und gleichzeitig einen Flügel der österreichischen Armee umging. Der Erzherzog Karl zog sich zurück, immer noch schlagfertig, eroberte Kanonen und mehrere tausend Gefangene mit sich führend; doch Kaiser Franz wollte Frieden und Napoleon gab ihn gerne. Die Tapferkeit der österreichischen Schaaren hatte ihn erschüttert; über 20,000 Todte lagen auf den Feldern von Aspern und Wagram, 45,000 Verwundete wurden nach Wien geschafft; so schlug man sich 1809 bei Wien! Zuerst wurde in Znaym ein Waffenstillstand abgeschlossen, der immer verlängert in den Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 überging. In diesem bezahlte Oesterreich 81 Millionen Gulden zu den ungeheuren Brandschatzungen, die Napoleon während des Krieges eingetrieben hatte, trat über 2000 □Meilen mit 3½ Millionen Einwohnern ab; Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel kamen an Bayern, den Villacher Kreis, Krain, Triest, Görz, Friaul und Istrien nahm Napoleon und formte daraus ein Königreich Illyrien, durch welches Oesterreich vom Meere abgeschnitten wurde. An das Großherzogthum Warschau mußte es Westgalizien und Krakau abtreten und demselben gleichen Antheil an den Salzwerken von Wieliczka einräumen; Rußland erhielt den Tarnopoler Kreis mit 400,000 Einwohnern. Für Tyrol wurde Amnestie ausbedungen.

Der Tyroler Aufstand. Andreas Hofer; Josef Speckbacher.

Hatte auch der Erzherzog Karl die Deutschen vergeblich im Namen des gemeinschaftlichen Vaterlandes aufgerufen, sich in Masse zu erheben und das schmähliche Joch der Franzosen zu zerbrechen, so zeigten doch einzelne Erscheinungen, daß die Deutschen wohl bethört aber nicht kraftlos waren, und dieses mochte den Freund des Vaterlandes auf die Zukunft vertrösten.

Vor allem herrlich war das Beispiel der Tyroler. Diese hatten sich nur ungern vom Hause Oesterreich trennen und mit Bayern vereinigen lassen. Dazu wurden sie nun von bayerischen Beamten beschimpft und mißhandelt; selbst der Name des Landes sollte aufhören und dasselbe in Zukunft Südbayern heißen. Die Rache kochte im Stillen, bis im Frühjahre 1809 Oesterreich zu den Waffen rief; da erhob sich verabredeter Weise ganz Tyrol, und die Bayern, welche im Lande als Besatzungen lagen, wurden getödtet oder gefangen (April). Einen Angriff der Franzosen und Bayern im Juni wiesen die Tyroler blutig zurück. Selbst als nach der Schlacht von Wagram die wenigen österreichischen Truppen Tyrol räumten, vertheidigten die Tyroler ihr Bergland auf eigene Faust. Ihr oberster Anführer, der provisorische Kommandant

von Tyrol, war der fromme und tapfere Andreas Hofer, der Sandwirth aus dem Passeyerthal; ihm zur Seite standen der heldenkühne Josef Speckbacher und der kluge Kapuziner Haspinger; die Wirthe Peter Kemnater, Peter Meier, Martin Schenk u. a. führten die verschiedenen Thalschaften in den Kampf. Der Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, drang mit 40,000 Franzosen, Bayern und Sachsen von allen Seiten in das Land ein, aber die Bauern schlugen ihn anfangs August in mehreren Gefechten vollständig, indem sie wie 1703 die Vortheile ihres Gebirgslandes vortrefflich benutzten. In einen gemeinen Reitermantel gehüllt, um von den Stutzern weniger auf das Korn genommen zu werden, entfloh der Marschall; kaum ein Drittheil des Heeres entkam nach Bayern. Aber bald drangen neue Feindesmassen von Bayern und Italien her gegen das kleine Tyrol, das im Wiener Frieden dem Feinde überlassen werden mußte. Dringend forderte der Erzherzog Johann die Tyroler auf, dem jetzt hoffnungslosen Kampfe zu entsagen, auch Hofer mahnte zur Niederlegung der Waffen. Aber nicht alle Thäler gehorchten; die einen schlugen sich verzweifelt, auch Hofer trat wieder zu den Kämpfenden, während andere sich entwaffnen ließen und allmählig jeder Widerstand im Blute der Tapfersten erstickt wurde. Haspinger und Speckbacher entkamen, letzterer unter unsäglichen Mühen und Gefahren, aber der treue Sandwirth, der sich in eine Alphütte geflüchtet hatte, wurde verrathen, gefangen und unwürdig mißhandelt. In Mantua wurde er auf Napoleons Befehl erschossen; er kniete nicht nieder, ließ sich die Augen nicht verbinden und kommandierte selbst Feuer (20. Februar 1810).

Dörnberg, Schill, Wilhelm von Braunschweig.

In Westfalen versuchte es Oberst Dörnberg die Soldaten gegen die Franzosen zu führen; es mißlang und er konnte sich kaum durch die Flucht retten. Aufstände des hessischen Landvolks wurden leicht unterdrückt; ebenso ging es den Mergentheimern, Unterthanen des Deutschordens, die nicht württembergisch sein wollten.

Preußen mußte während des Kampfes ruhig bleiben, denn es war zu sehr erschöpft und in seinen Festungen lag eine ganze Armee Napoleons; aber der Husarenoberst Schill führte (18. April) sein Regiment eigenmächtig über die Gränze gegen Wittenberg, wurde jedoch durch die feindliche Uebermacht gegen Norden gedrängt. Nach manchem siegreichen Gefechte wurde er durch ein dänisch-holländisches Heer in Stralsund eingeschlossen und bei der Erstürmung der Stadt getödtet (31. Mai). Von seinen gefangenen Waffenbrüdern wurden auf Napoleons Befehl zu Wesel 11 Offiziere und zu Braunschweig 14 Unteroffiziere erschossen, 600 Gemeine aber unter die Galeerensträflinge zu

Toulon gesteckt, denn Napoleon behandelte sie gleich den gefangenen Guerillas in Spanien als „Räuber"; im Jahre 1814 kehrten von den 600 nur 120 zurück; die andern waren den Leiden der Gefangenschaft unterlegen.

Glücklicher war der Herzog Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des unglücklichen Ferdinand. Er hatte eine Schaar von 2000 Freiwilligen geworben, welche Todtenköpfe auf ihren Helmen trugen; mit diesen trat er in österreichische Dienste, um seinen Vater zu rächen. Nach der Schlacht bei Wagram anerkannte er den Waffenstillstand von Znaym nicht und schlug sich aus Sachsen über Zwickau, Leipzig, Halle, Eisleben, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Nienburg nach Elsfleth durch, wo er sich nach England einschiffte. Dieser mächtige Staat unterstützte Oesterreich nur mit Geld, das zudem theilweise erst nach dem Kriege eintraf, und durch eine gewaltige Expedition gegen Holland, die aber erst Ende Julis angriff, sich der Insel Walchern bemächtigte, die Einschmuggelung einer ungeheuren Waarenmasse nach Holland deckte und im September wieder abzog; hätten die Engländer 40,000 Mann in Norddeutschland gelandet, dann hätte Erzherzog Karl keine unverhältnißmäßige Uebermacht gegen sich gehabt und Napoleon hätte den Sieg wahrscheinlich um den gleichen Preis wie einst König Pyrrhus erkauft.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Napoleon vernichtet den Kirchenstaat, errichtet das Großherzogthum Frankfurt, vereinigt Holland mit Frankreich. Die Mündungen der Schelde, Maas, des Rheins, der Ems, Weser, Elbe, Oder und Weichsel französisch.

Napoleon schaltete in Europa fortwährend nach Belieben und zertrat, was ihm mißfiel, gerade wie vor ihm die republikanischen Gewalthaber gethan hatten.

Dem Papste nahm er den Kirchenstaat mit den Allmachtsworten (17. Mai 1809): „der Papst hat aufgehört ein weltlicher Regent zu sein". Rom wurde als zweite Stadt des Reiches erklärt, dem Papste ein ansehnlicher Gehalt angeboten und die Wahl zwischen Paris und Rom als Aufenthaltsort gelassen. Pius VII. verwarf aber alle Anträge des Drängers, der gegen seine Vorstellungen und Bitten taub gewesen war, und sprach im Juni 1809 den Bann gegen Napoleon aus, sowie gegen alle, welche seine ungerechten Befehle vollzögen, und die, welche die Bekanntmachung des Bannes hindern würden. Deß spottete aber Napoleon, ließ den Greis im Quirinal verhaften und nach Valence, später nach Savona bringen; seine Werkzeuge mißhandelten das Oberhaupt

der Kirche bei der Gefangennehmung und Wegschleppung auf die unwürdigste Weise; 1812 ließ er ihn nach Fontainebleau bringen und anständiger behandeln, als ein von dem Kaiser zusammengerufenes sogenanntes Koncilium die erwartete Willfährigkeit nicht zeigte, sondern der gegen die Kirche geübten Despotie entgegentrat. So setzte Napoleon den Krieg gegen die Kirche fort, welchen der Konvent begonnen hatte; er, der die monarchische Würde in Wort und That so schnöde mißhandelte und die höchste Autorität der katholischen Welt in den Staub erniedrigen wollte, gebärdete sich dennoch als Bändiger der Revolution!

Fast gleichzeitig vergrößerte er das Gebiet des Fürsten Primas mit Hanau und Fulda und erhob es zum Großherzogthum Frankfurt, gab hingegen Regensburg an Bayern. Nach dem Tode des Primas sollte aber Eugen Frankfurt erben, „weil in Zukunft keine weltliche Herrschaft mehr mit einer geistlichen Würde vereint sein dürfe".

Auch Westfalen vergrößerte er durch einige hannoverische Ueberreste; dafür behielt er sich aber jährliche $4\frac{1}{2}$ Millionen Fr. zu Schenkungen vor und unterwarf den Handel Westfalens französischen Zollbeamten.

Sein Bruder Ludwig, welchen er zum König von Holland gemacht hatte, wollte sein Königreich und Volk nicht den Planen Napoleons aufopfern, legte mißmuthig am 1. Juli 1810 die Krone nieder und begab sich nach Oesterreich; am 9. vereinigte Napoleon Holland mit Frankreich „als Anschwemmung des Rheines, der Maas und der Schelde, dreier Hauptadern des französischen Körpers"; Amsterdam wurde die dritte Stadt des Reiches, das Land von den französischen Generalen und Beamten wie ein erobertes ausgesogen und mißhandelt.

Am 13. Dezember des gleichen Jahres wurden das Herzogthum Oldenburg, die Mündungen der Ems, Weser und Elbe, der Hauptadern des deutschen Körpers, als Departements mit Frankreich vereinigt, „um dem englischen Schmuggel Einhalt zu thun". Danzig an der Weichselmündung war schon seit 1807 eine „freie Stadt" mit einem französischen Gouverneur und französischer Besatzung.

Diese Thaten, durch die Napoleon I. sein Gebäude der Gewalt fester gründen wollte, waren ebenso viele Stöße gegen dasselbe. Wenn die Unterwerfung unter Frankreich auch die Millionen der betroffenen Deutschen nicht erbittert hätte, so mußten dies die schamlosen Erpressungen und Mißhandlungen bewirken, welche die französischen Beamten und Generale verübten; diese schmiedeten eigentlich das Eisen, das später die fremden Bande durchschnitt. Die Mißhandlung des Papstes zeigte den Katholiken, daß Napoleon die Religion nicht heilig war, sondern daß er sie nur als eine Polizeianstalt zu seinem Vortheile ausbeuten wollte; sie glaubten nun auch nicht mehr an die Dauer seines Glückes, denn er

hatte jetzt zu seinen andern Gewaltthaten die Verfolgung der Kirche gefügt und das Maß voll gemacht; die göttliche Gerechtigkeit war von ihm herausgefordert.

Der Zwist mit seinem Bruder Ludwig bewies der Welt, daß er auch in seinen Blutsverwandten nur Knechte haben wollte und daß er sie unbedenklich opfere, wenn sich dieselben gegen die unwürdige Rolle sträubten. Dies vollendete die Ueberzeugung, daß der große Kriegsmeister der ärgste Despot war, der seit den römischen Cäsaren die Geißel über Europa geschwungen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Rußland. Bernadotte wird Kronprinz von Schweden.

Nach dem Frieden von Tilsit hielt Alexander vorerst zu Napoleon und vergrößerte sein Reich, zwar nicht in dem Umfange wie Napoleon, deßwegen aber auch um so dauernder. Es ist bereits angegeben, wie es Alexander nicht verschmähte im Tilsiter Frieden sich von Napoleon auf Kosten des gedemüthigten Preußen den Bialystocker Kreis geben zu lassen; im Kriege von 1809 nahm er als Napoleons Bundesgenosse nur mit einer geringen Macht Antheil, weil dieser Krieg die Polen wieder unter die Waffen rief und eine Vereinigung des österreichischen Polen mit dem Großherzogthum Warschau für das russische Polen die größte Gefahr bereitet hätte. Im Wiener Frieden erhielt Rußland jedoch den Tarnopoler Kreis von Oesterreich, und Napoleon beurkundete dadurch abermals, daß er an die Wiederherstellung Polens nicht denke. Dies war auch der größte Gewinn, welchen Rußland aus seiner Allianz mit Napoleon zog; es wäre 1807 in Napoleons Macht gestanden, das ganze polnische Reich wieder herzustellen und Rußland eine Schranke zu setzen, die es nicht so leicht mehr gebrochen hätte, aber er haßte alle nationale Erhebung bei andern Völkern; da er selbst Italien und Deutschland in Stücke riß und Spanien und Portugal ganz verschlingen wollte, so konnte er, der Verstümmler und Vernichter der Nationen, die polnische Nation nicht wieder herstellen, ohne seine eigenen Thaten vor der Welt zu verurtheilen. Darum hielt er sich an die zweideutige Freundschaft Rußlands und opferte derselben Polen.

Kaum geringer war ein anderer Vortheil, den Rußland aus der Allianz mit Napoleon zog; dieser ließ ihm freie Hand gegen Schweden. Gustav IV., seit 1796 regierender König von Schweden, war Napoleons erbittertster Feind; dabei mangelte es ihm aber noch viel mehr als seinem Vater Gustav III. an der Klarheit des Blickes in die Welt-

lage. Mit Rußland und Preußen bekämpfte er 1807 Napoleon, nach dem Frieden von Tilsit gab er den Kampf nicht auf und machte den beiden Mächten wegen ihres Friedensschlusses die größten Vorwürfe. Napoleon nahm dafür den Schweden den Rest ihrer Besitzungen in Deutschland, Rügen und Stralsund. Kaiser Alexander forderte nun von Gustav IV., daß er seinen Bund mit England aufgebe und den englischen Schiffen bis zum allgemeinen Frieden das baltische Meer verschließe; Gustav verweigerte beides, und so war der Vorwand gefunden, ihm den Krieg zu erklären (Februar 1808). Einzelne schwedische Abtheilungen schlugen sich in Finnland vortrefflich gegen die russische Uebermacht, aber der Verrath der Kommandanten lieferte die stärksten Plätze in russische Hände (so der Admiral Graf von Kronstedt Sweaborg mit der ganzen Flotte den 3. Mai 1808 um 1 Million Rubel), denn Rußland führte den Krieg gegen Gustav IV. wie vordem gegen Gustav III. zugleich mit Rubeln und Anstiftung von Meutereien. Als Gustav durchaus nicht nachgeben wollte, aber ebenso unfähig war den Krieg selbst zu leiten, stürzte ihn eine Adelsverschwörung, die mit Dänemark und Rußland im Einverständniß war. Den 13. März wurde Gustav gewaltsam verhaftet, zur schriftlichen Thronentsagung gezwungen und durch Reichstagsbeschluß auch seine Nachkommen ausgeschlossen. Der Reichstag beschränkte die königlichen Rechte und ernannte des vertriebenen Königs Oheim, den Herzog Karl von Südermanland, als Karl XIII. zum Könige, der auch von allen Mächten anerkannt wurde. Mit Rußland wurde alsbald Friede geschlossen und demselben nicht nur ganz Finnland, sondern auch Ost- und Westbothnien bis an den Torneafluß abgetreten, ebenso die Alandsinseln, im ganzen ein Drittheil des schwedischen Reichs. Durch diesen Frieden von Friedrichsham (17. September 1809) wurde Rußlands Herrschaft über das baltische Meer gesichert, Schweden als Seemacht ausgestrichen.

Karl XIII. nahm den Prinzen August von Holstein-Augustenburg an Sohnes Statt an; derselbe starb jedoch plötzlich (23. Mai 1810); das Volk glaubte, er sei von dem Grafen Fersen vergiftet worden, und ermordete diesen. Darauf wählten die Reichsstände (21. August 1810) auf Betreiben des Adels den französischen Marschall Bernadotte, Fürsten von Ponte-Corvo, der vor Zeiten französischer Jakobiner gewesen, zum Reichsnachfolger und der geistesschwache Karl XIII. adoptierte denselben; es ist noch nicht bekannt, welche Einflüsse diese Wahl herbeiführten, jedenfalls nicht Napoleon, denn Bernadotte war keineswegs der Mann seines Vertrauens. Doch willigte er nach einigem Zögern in seine Abreise nach Schweden und steuerte ihn mit 2 Millionen Franken aus. Bernadotte hieß als Kronprinz Karl Johann, wechselte die Religion und fügte sich Bonapartes Forderung, mit den Engländern

allen Verkehr abzubrechen, zuerst insgeheim nicht und nahm dann allmählig einen gereizteren Ton an, bis der ehemalige Franzose und Marschall sich 24. März 1812 mit Rußland, 30. Juli mit England insgeheim gegen Napoleon verbündete und 1813 gegen Napoleon zu Felde zog, übrigens stets ein sehr zweideutiges Verfahren beobachtete.

Auch gegen die Türkei führte Rußland einen blutigen Krieg, konnte jedoch nicht einmal die ganze Walachei behaupten, so oft die russischen Heere über die Donau gingen; allein im Frieden von Bukarest (1812), den England vermittelte, wurde die russische Gränze dennoch an den Pruth und die Donaumündungen vorgeschoben. Die Engländer vergaßen in ihrer Furcht vor Napoleon alle Gefahr, die ihnen Rußland langsam aber sicher bereitete; sie unterstützten Schweden niemals nachdrücklich gegen Rußland und ließen dieses die Herrschaft im baltischen Meere wohlfeilen Kaufs erringen, und ebenso wenig nahmen sie sich der Türkei ernsthaft an. Denn als Rußland 1807 mit Preußen bei Eylau und Friedland gegen Napoleon kämpfte, wollte England die Türkei, die von Rußland herausgefordert zu den Waffen gegriffen hatte, zur Niederlegung derselben nöthigen, indem Admiral Duckworth die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwang (19. Februar) und Konstantinopel in Brand zu schießen drohte. Die türkischen Batterieen bei dem Serail, deren Errichtung der französische Gesandte Sebastiani leitete, so wie die bessere Bewaffnung der Dardanellen bewirkten aber die eilige Umkehr der Flotte, und ebenso wenig gelang der Angriff des englischen Generals Fraser auf Aegypten, das von Mehemet Ali vertheidigt wurde (September 1807).

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der König von Rom (geb. 20. März 1811).

Das Glück schien alles aufzubieten, um keinen Wunsch seines Lieblings Napoleon unerfüllt zu lassen, denn am 20. März gebar ihm seine zweite Gemahlin, Marie Louise von Oesterreich, einen Sohn, welchen er König von Rom nannte. Schon am 12. Dezember 1809 nämlich hatte der Senat Napoleons kinderlose Ehe mit Josefinen getrennt und das erzbischöfliche Officialat in Paris das kirchliche Band gelöst, worauf sich Napoleon am 10. April mit Marie Louise, der Tochter des Kaisers Franz, vermählte. So wollte Napoleon seine Nachkommenschaft den alten Dynastieen ebenbürtig machen und den Glanz seines Namens mit der Hoheit altkaiserlicher Abkunft in seinem Sohne vereinigen. Wir begegnen hier demselben Widerspruche, den er sonst in

seinem Reden und Thun bewies; er rühmte sich die Revolution bezwungen zu haben und forderte bei der nächsten Gelegenheit die Völker zur Revolution auf; er baute einen Thron und zertrümmerte andere, oder verwandelte sie in fürstliche Sitze, auf die er seine Brüder und Vettern hinwies oder abrief nach seinem Wohlgefallen und setzte dadurch die monarchische Würde in den Augen der Völker herab. Auf St. Helena noch weissagte er, Europa werde kosackisch werden, und doch stellte er Polen nicht her, als es noch möglich war und gab Schweden und die Türkei an Rußland preis. Er warf dem Wiener Kongresse vor, daß er die Völker wie willenlose Heerden vertheile, und doch hatte er den Spaniern seinen Bruder aufgedrungen und hatte aus hessischen, braunschweigischen und preußischen Gebietstheilen ein Königreich Westfalen gezimmert, das schon 1809 in allen Fugen krachte; das Schicksal der Welt wäre ein anderes geworden, wenn er einen seinen Brüder zum Könige von Polen gemacht hätte! Er rechnete es zu seinen Verdiensten, die katholische Religion in Frankreich wieder hergestellt zu haben, und acht Jahre nach dem Konkordate nahm er dem Papste den Kirchenstaat und führte ihn in die französische Gefangenschaft. So rühmte er sich stolz der Sohn seines Degens zu sein und freite doch um eine Kaiserstochter; er verschwägerte sich mit Haus Habsburg und blieb demselben doch feindselig, nannte römischen König seinen Sohn, dessen Großvater den Titel des römischen Kaisers geführt und durch Napoleon verloren hatte. Damals jedoch achtete man auf die Widersprüche in seinem Wesen nicht oder nicht viel, nur das gemeine Volk ahnte eine baldige Katastrophe; denn bei der Hochzeitsfeier in Paris gerieth ein Festsaal in Brand und mehrere Damen, unter ihnen die edle Fürstin von Schwarzenberg, verloren dabei das Leben; da erinnerte man sich, daß bei der Vermählung der Königin Marie Antonie ein ähnliches Unglück entstanden war, und prophezeite der neuen Verbindung eine unglückliche Zukunft. Indessen ist noch niemals die Geburt eines Prinzen in der Weise gefeiert worden, wie die des jungen Napoleon. So weit die napoleonischen Adler wehten, donnerten die Geschütze Festsalven, paradierten die stolzen Kriegsschaaren; die Großen Europas beeilten sich dem Kaiser Glück zu wünschen; die Stadt Paris schenkte dem Neugebornen eine kunstvolle silberne Wiege, die vornehmen Franzosen huldigten dem König von Rom so unterwürfig, als wenn sie Orientalen gewesen wären; Napoleon aber entwarf Palastbauten, wie sie des Weltbeherrschers und seiner Nachkommen würdig waren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der russische Feldzug (1812).

Nunmehr aber sollte der furchtbare Glücksumschwung beginnen, welcher in der ganzen Weltgeschichte seines Gleichen nicht hat. Spanien war noch immer nicht unterworfen; die Guerillas waren, wenn auch nicht zahlreicher, so doch kühner und gewandter geworden, der Herzog von Wellington aber hielt die französischen Marschälle im Schach und eroberte selbst einige Festungen. Zu dem spanisch-englischen Kriege, der die französischen Heere im äußersten Westen beschäftigte und aufrieb, kam 1812 ein Krieg mit Rußland, dem halbasiatischen Kaiserreiche. Der Kaiser von Rußland ward nach dem Wiener Frieden des Bundes mit Frankreich überdrüssig; einen andern Grund als den, daß Alexander neben Napoleon und Rußland neben Frankreich eine ganz unansehnliche Rolle spielte, hatte Kaiser Alexander nicht, und seine Rolle hatte ihm bisher nicht wenig eingetragen. Zwar erlitt der russische Handel durch das Kontinentalsystem einen empfindlichen Verlust, indem die Hauptausfuhren nach England, die des Leders, Hanfs und Talgs, aufgehört hatten; es war ferner eine Beleidigung gegen den russischen Kaiser, als Napoleon den Herzog von Oldenburg, Alexanders Vetter, seines Landes beraubte, obgleich derselbe Rheinbundfürst war; aber dafür hätten sich Entschädigungen in Deutschland finden lassen, wenn die beiden Kaiser gewollt hätten. Die Ursache des großen Krieges war, wie gesagt, in letzter Reihe keine andere, als daß Rußland nicht länger zusehen wollte, wie Bonaparte vom Tajo bis zur Weichsel, und von der Meerenge Siciliens bis zum Sunde in Europa schaltete, während Rußland nur am schwarzen Meere und an den finnischen Seen seine erobernde Thätigkeit versuchte, das Großherzogthum Warschau aber wie ein Keil gegen das Centrum der russischen Monarchie gerichtet blieb.

Die Sprache der beiden Herrscher wurde immer gereizter. Rußland schloß Bündniß mit Schweden, dem Norwegen garantiert wurde, mit England und den spanischen Kortes (denn die spanische Königsfamilie befand sich auf französischem Boden), Napoleon aber bot die Streitkräfte Frankreichs und seiner Bundesgenossen auf. Seine eigenen Heere, aus Franzosen, Italienern, Holländern, Deutschen, den entführten Spaniern und Portugiesen bestehend, betrugen gewiß 300,000 Mann. Zu dieser unerhörten Masse stellten die Rheinbundfürsten 100,000, Polen 60,000, die Schweiz 12,000, Oesterreich 30,000, Preußen 20,000 Mann; diese zwei Mächte hatten besondere Verträge mit Napoleon abgeschlossen, in welchen dieser ihnen eine Gebietsvergrößerung auf Kosten Rußlands zusagte. Im ganzen zogen mehr als eine halbe Million

auserlesener Krieger mit 1200 Geschützen gegen Rußland, unter trefflichen Feldherren und erprobten Offizieren; ein Geist militärischer Ehre durchdrang diese Heeresmassen, wie sie nur die Phalanxen Alexanders und die Legionen Cäsars in alter Zeit beseelte. Im Mai 1812 weilte der Eroberer zehn Tage in Dresden und empfing hier den Besuch des Kaisers von Oesterreich, des Königs von Preußen und der Rheinbundfürsten; dann ging er zur „großen Armee" und verkündete die Eröffnung des „zweiten polnischen Krieges". Durch seinen Gesandten in Warschau (de Pradt, Erzbischof von Mecheln) rief er einen Reichstag der polnischen Nation zusammen, der sich zur polnischen Generalkonföderation erklärte und die Wiederherstellung des Königreichs aussprach. Napoleon bestätigte dies, nahm aber Galizien aus, welches Oesterreich vertragsmäßig verbleiben sollte, wenn ihm Napoleon nicht Illyrien zurückgab, wozu er keine Lust hatte.

Vom 22. bis 25. Juni ging der Gewaltshaufen unter Napoleon, mehr als 200,000 Mann stark, an drei Punkten über den Niemen. Den linken Flügel, dem die Preußen zugetheilt waren, etwa 40,000 Mann stark, führte Makdonald über den Fluß; sein Ziel war Riga. Rechts von der Hauptmacht ging Hieronymus Bonaparte mit 100,000 Mann bei Grodno über den Niemen; den äußersten rechten Flügel, gegen 50,000 Mann, bei dem die Oesterreicher und die meisten Sachsen standen, kommandierte Schwarzenberg und drang über den Bug gegen Podolien vor. Napoleon mußte jedoch zu seinem Verdrusse wahrnehmen, daß er es diesesmal mit einer ganz neuen Art von Kriegsführung zu thun habe; die Russen zogen sich vor ihm zurück; die Bevölkerung wich von dem Heerwege seitwärts in die Waldungen aus und nahm Vieh und Lebensmittel mit sich. Die Soldaten trafen nur die elenden, halb oder ganz verlassenen Dörfer und es bemächtigte sich ihrer auf dem öden langen Zuge ein unheimliches Vorgefühl. Der Hunger, die vielfachen Entbehrungen, die Kämpfe in den Wäldern machten die Soldaten wüthend, während Krankheiten unter ihnen furchtbar aufräumten; sie brannten die verlassenen Dörfer nieder, zerstörten die Feldfrüchte auf dem Halme und beraubten so ihre nachziehenden Kameraden der wenigen Hilfsmittel, welche das Land darbot, so daß das französische Heer schon an der Düna bereits um ein Drittel schwächer war als am Niemen. Das russische Hauptheer unter Barklay de Tolly zog sich zurück und zerstörte die Magazine, die es nicht fortschaffen konnte. Zu einer Hauptschlacht konnte es Napoleon nicht zwingen, so sehr er auch vorwärts eilte; ebenso wenig gelang es ihm, den rechten russischen Flügel unter Bagration abzuschneiden. Andererseits mißlang den Russen der Versuch bei Mohilew (22. Juli) den rechten französischen Flügel, und bei Polozk (17. und 18. August) den linken zurückzudrängen, wodurch das

Hauptheer unter Napoleon isoliert worden wäre. Bei Polozk zeichneten sich besonders die Bayern aus, welche dort den alten General Deroy verloren. So drang Napoleon über Wilna und Witebsk auf Smolensk vor, während sich die beiden Flügel an der Düna, dem mittleren Dniepr und am Bug hielten. Bei Smolensk stellte sich Barklay und vertheidigte die Stadt, welche bei einbrechender Nacht von den Franzosen in Brand geschossen und erstürmt wurde (17. August). Während der Nacht zog die russische Armee ab. Napoleon verfolgte sie über Walontina, Dorogobusch und Wiasma, welche Orte von den Russen in Brand gesteckt wurden. Endlich hielt die russische Armee bei Borodino; Barklay hatte das Oberkommando an Kutusow abgeben müssen, der seine Stellung durch Schanzen deckte und gegen die ermattete, durch Krankheiten und Nachzügler geschwächte französische Armee für die Rettung Moskaus den Kampf wagte. Er wurde den 6. und 7. September ausgefochten und war mörderisch wie wenige Schlachten der neueren Zeit. Die Russen schlugen sich heldenmüthig; die Hauptschanze wurde von den Franzosen wiederholt genommen und verloren und nur die Ueberlegenheit des französischen Geschützes entschied den Sieg für Napoleon, der das mit 40,000 Leichen bedeckte Schlachtfeld behauptete, aber die Russen in Ordnung abziehen lassen mußte; sie wandten sich südwärts nach Kaluga. Am 15. September sahen Napoleons Krieger endlich das große Moskau mit seinen tausend Kirchen und Palästen vor sich, eine Stadt mehr asiatischen als europäischen Anblicks. Sie zogen ein, die Straßen wiederhallten vom Hufschlag der Kriegsrosse, aber kein Mensch ließ sich sehen; viele Einwohner, die vornehmern alle, waren ausgewandert, die Zurückgebliebenen hielten sich in ihren Wohnungen. Wie froh waren die abgematteten, ausgehungerten, halbentblößten Soldaten, daß sie einmal in dem Ort der Erholung angelangt waren! Aber bald erhob sich da und dort in der weitläufigen Stadt eine Feuersäule, bald loderte der Brand an 40 Stellen auf, und nun wurde es Napoleon und den Soldaten zu ihrem Entsetzen klar: die Russen hatten ihre Hauptstadt selbst angezündet! So war es auch; der Statthalter Rostopschin hatte vor dem Einzug der Franzosen die Feuerspritzen untauglich gemacht, in den öffentlichen Gebäuden leicht entzündbare Stoffe aufgehäuft und einige hundert Verbrecher aus den Gefängnissen losgelassen, die an allen Enden und Ecken Brand legten. Bald war die große Stadt nur ein Feuermeer, das alles verzehrte: das ersehnte Obdach und ungeheure Vorräthe an Kleidern und Speise (15. bis 21. Septbr.). Von den Trümmern Moskaus unterhandelte Napoleon mit Kaiser Alexander, der ihn einige Zeit hinhielt und dann erklärte, von keinem Frieden wissen zu wollen, so lang noch ein Franzose auf russischem Boden stehe. Kutusows Heer verstärkte sich und trieb einen Angriff Murats auf Kaluga

zurück; die Erbitterung der Russen war durch den Brand Moskaus noch gestiegen, denn nur wenige wußten, daß er durch Rostopschin angelegt war, das Heer und das gemeine Volk glaubten, die Franzosen hätten die heilige Stadt den Russen zum Schimpfe den Flammen überliefert.

Napoleon mußte sich zum Rückzug entschließen, weil er einen Winterfeldzug gegen Petersburg mit seinem geschwächten und entblößten Heere nicht wagen konnte. Am 19. Oktober begann die rückgängige Bewegung, und zum Abschiede wurde (am 23.) der Kremlin, die alte Zarenburg, in die Luft gesprengt. Die große Armee zog die Strecke von Moskau über Malo-Jaroslawez, wo ein nichts entscheidendes Treffen gegen Kutusow stattfand, den gleichen Weg, den sie gekommen war, und hatte sie schon damals Mangel gelitten, so fand sie jetzt um so weniger Lebensmittel und es begann eine schreckliche Noth. Zu allem Unglück brach der russische Winter mit seiner ganzen Strenge schon am 6. November ein; zuerst unterlagen die halbverhungerten Pferde zu tausenden und bald auch die Soldaten. Ueber 300 Stunden Weges zogen sie durch eine Schneewüste, fast ohne alle andere Nahrung als das Fleisch der gefallenen Pferde, ohne warmes Kleid und ohne Schuhe, verfolgt von den ergrimmten Russen, die mit allen Bedürfnissen versehen der Winterkälte leichter Trotz bieten konnten. So mußte die große Armee zu Grunde gehen; die Leichen häuften sich an beiden Seiten des Weges; von den Lebenden sorgte jeder nur für sich selbst, die Bande der militärischen Disciplin und der Kameradschaft lösten sich auf. An der Beresina, einem Nebenflusse des Dniepr, wurde das unglückliche Heer von den Russen eingeschlossen; denn nach dem Friedensschlusse von Bukarest war das russische Heer unter Admiral Tschitschagow von der türkischen Gränze aufwärts gezogen und am andern Beresinaufer angekommen. Aber Napoleon hatte unter Oudinot und Viktor aus Polen her eine Heeresabtheilung herbeiziehen können, und dies machte es ihm möglich sich durchzuschlagen. „Die Tage der Beresina", 26. bis 29. November, waren entsetzlich; einen vielfach überlegenen rachedurstigen Feind vor und hinter sich, dazwischen einen tiefen Fluß mit sumpfigen Ufern und nur zwei Brücken (bei Studianka) zum Uebergange! Dennoch bahnte sich Napoleon mit 18,000 kampffertigen Kriegern einen Weg durch die Russen, aber nur mit entsetzlichem Verluste. Denn als der Weg geöffnet war, entstand bei der nachziehenden, größtentheils wehrlosen Masse ein gräßliches Gedränge; jeder drückte vorwärts; die einen wurden in den Fluß hinuntergestoßen, andere umgeworfen und von den Hufen der Rosse und den Fußtritten der Kameraden zermalmt, und in diesen Knäuel schlugen die Kugeln der verfolgenden Russen. Ungezählte tausende kamen da um oder trieben mit den Eisschollen der Beresina. Von da ging die Flucht weiter und weiter; auch im lithauischen Wilna

keine Ruhe, keine Erquickung; erst jenseits der Gränze hielt der Rest, von 500,000 Mann keine 50,000 mehr; die andern lagen in Rußland den Wölfen zum Fraße, welche aus größter Weite dem Heerwege zuliefen. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß bis in die letzte Zeit die noch kampffähigen Männer eine Tapferkeit und Ausdauer bewiesen, die einer besseren Sache und eines besseren Schicksales werth gewesen wäre; namentlich zeichneten sich die Rheinbundstruppen und Schweizer aus, welche bei dem Angriffe die ersten und bei dem Rückzug die letzten sein mußten; „der Brave der Braven", der Marschall Ney, verrichtete seine von den Franzosen gepriesenen Heldenthaten an der Spitze deutscher Soldaten.

Napoleon selbst, der von nichts erschüttert wurde, hatte nach dem Uebergange über die Beresina bei Smorgony das Heer verlassen (6. Dezember) und war auf einem Schlitten vorausgeeilt; er kam allen unerwartet nach Paris (19. Dezember) und mit ihm erst die volle Kunde des Unheils. Diese scholl durch Europa, die Völker trauerten um ihre untergegangenen Söhne, aber bebend sprachen sie auch: „das Gericht Gottes über den Gewaltigen der Erde hat begonnen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Preußen greift zum Schwert.

Kutusow machte bei Wilna Halt, Tschitschagow am Niemen, Wittgenstein aber verfolgte Makdonalds Korps; General York, der Kommandant des preußischen Heeres, das unter Makdonald mit Auszeichnung vor Riga gefochten hatte, schloß bei dem Rückzuge am 30. Dezember (zu Tauroggen) einen Vertrag mit dem nachrückenden russischen General Diebitsch, durch welchen er sich dem Kampfe entzog und Makdonald seinem Schicksale überließ; überdies wurde in der von den Russen besetzten Provinz Preußen durch Stein, Schön &c. eine Verwaltung im Namen des Königs von Preußen eingesetzt, ein Landtag einberufen und durch Klausewitz, Dohna &c. eine Landwehr von 30,000 Mann aufgestellt. Der König mißbilligte zwar öffentlich Yorks Schritt auf die härteste Weise, bald jedoch deutete seine Abreise (22. Januar 1813) aus dem von den Franzosen besetzten Berlin nach Breslau seine Absichten an, und am 3. Februar erschien sein Aufruf „an mein Volk", der die wehrbaren Männer zu den Waffen rief.

Sogleich erhob sich Preußen zum Kampfe gegen den Unterdrücker aller Nationen, von dessen Härte gerade der Staat Friedrichs des Großen am meisten hatte leiden müssen. Preußen trat wohlgerüstet in den Kampf;

die Tage der Noth und Schmach hatten das Volk geläutert; Glaube, Gottvertrauen und ernste Sitte waren wieder zurückgekehrt. Das Heer bestand nicht mehr aus angeworbenen Söldlingen, sondern aus Landeskindern, denn der Kriegsdienst war allgemeine Bürgerpflicht geworden, und wer die Waffenführung bei der Linie erlernt hatte, trat in die Reihe der Landwehr. Scharnhorst war der Mann, der mit Gneisenau und Grolmann Preußens neue Wehrordnung schuf, welche dem ganzen Deutschland so treffliche Dienste leisten sollte. Auch in bürgerlicher Beziehung hatten Stein und Hardenberg den Staat neu geordnet und jene Verwaltung geschaffen, welche mit der Wehrordnung es Preußen seitdem möglich machte, ein bei weitem größeres Ansehen unter den Staaten Europas zu behaupten, als ihm seiner Größe und Seelenzahl nach zukommen würde. Der König befahl in seinem Aufrufe nicht, er munterte bloß zur allgemeinen Ergreifung der Waffen auf und begeistert folgte man ihm. Vom Pfluge, aus der Werkstätte, aus dem Hörsaale eilten Jünglinge und Männer den bezeichneten Sammelplätzen zu; an den ungeheuren Kosten steuerte Arm und Reich nach Vermögen Geld, Kleidung, Lebensmittel, Pferde; es war ein edler Wetteifer, es galt einen heiligen Krieg: die Befreiung Preußens von dem fremden Joche. Am 28. Februar wurde der Bund zwischen Preußen und Rußland geschlossen, und am 25. März erging in der Proklamation von Kalisch ein Aufruf an das andere Deutschland: „Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen ihres Bundesgenossen, des Königs von Preußen, kündigen den Deutschen die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwendeten aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große und über alle Selbstsucht erhabene und deßwegen Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen ihrer Heere gebietet und leitet.“ Daß dieser Aufruf Anklang gefunden habe, bewies sich später, für den Augenblick aber blieben Rußland und Preußen allein. Noch hatte Napoleon alle Festungen von Wesel bis Danzig und Thorn inne, deren Besatzungen allein über 100,000 Mann betrugen; dazu hob er 300,000 Franzosen aus, der Rheinbund stellte abermals seine Schaaren, und für wie viel hunderttausend Mann sollte man Napoleons Person rechnen?

Schlachten bei Lützen und Bautzen (2. Mai; 19.—21. Mai).

Die Franzosen waren nach Preußens Kriegserklärung rasch aber nicht ohne schwere Verluste von der polnischen Gränze bis an die Elbe und Saale zurückgewichen, die Russen und Preußen aber in Sachsen eingedrungen, wo schon so mancher Blutstrom geflossen ist; hier dröhnten auch

die furchtbarsten Donner des Befreiungskrieges. Am 2. Mai wurde bei Lützen blutig gekämpft; hier empfing der edle Scharnhorst die tödtliche Wunde. Napoleon behauptete durch seine Uebermacht das Schlachtfeld; aber das war kein Sieg, wie die früheren; mit ungeheuren Opfern war er erkauft worden und zwang die Verbündeten nur zum Rückzuge, er brachte keine Trophäen, weder Fahnen noch Geschütze, und als der französische Vortrab lebhaft nachdringen wollte, wurde er am 5. blutig zurückgewiesen. Die Alliierten zogen über Dresden ab und nahmen bei Bautzen eine feste Stellung. Hier wurde drei Tage lang, vom 19. bis 21. Mai, wie bei Lützen gekämpft, abermals mit dem gleichen Erfolge. An Napoleons Seite wurden sein Liebling Durok und der General Kirchener zerschmettert; der eherne Mann war erschüttert, er und seine Soldaten erkannten, daß ein neuer Geist in den feindlichen Reihen wehe. Den entschlossenen Rückzug der Preußen wollte er durch den General Maison beunruhigen, dieser fiel aber bei Hainau in einen Hinterhalt und beinahe sein ganzes Korps wurde von den Preußen zusammengehauen (26. Mai). Die Verbündeten zogen sich durch Schlesien bis Schweidnitz zurück, wo sie an dem Gebirge, an die österreichische Gränze gelehnt, eine feste Stellung bezogen.

Waffenstillstand. Oesterreich bringt die Entscheidung.

Die ermüdeten Streiter schloßen (zu Pleischwitz bei Jauer) einen Waffenstillstand vom 4. Juni bis zum 20. Juli; beide Theile wollten sich während der Zeit verstärken und Oesterreich zum Bundesgenossen gewinnen. Dieses rüstete mit Macht und zeigte abermals, daß es an Streitkräften fast unerschöpflich sei; wohin es sein Gewicht in die Wagschale warf, dorthin mußte sich die Entscheidung neigen, das wußte Europa. Auf dem Friedenskongresse von Prag brauchten Napoleons Botschafter ihre ganze Kunst und Napoleon versprach seinem Schwiegervater sogar Schlesien; aber Kaiser Franz wollte den Frieden vermitteln, nicht die Uebermacht Frankreichs stützen, und als Napoleon erklärte, Frankreich werde kein Dorf von seinen einverleibten Provinzen abtreten, und dadurch bewies, daß es keinen dauerhaften Frieden wolle, mußten sich die Unterhandlungen zerschlagen. Am 12. Aug. erklärte Oesterreich den Krieg; zugleich kam aus Spanien gute Botschaft: dort hatte Wellington immer größere Fortschritte gemacht, bei Talavera und Salamanka gesiegt, Madrid befreit und am 21. Juni 1813 den König Josef bei Vittoria geschlagen. Darum schickte Napoleon den Marschall Soult mit 30,000 alten Soldaten an die Pyrenäen, um die Fortschritte der Spanier und Engländer aufzuhalten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der große Krieg.

Schlachten: bei Großbeeren den 23. August; Wahlstatt den 26. Aug.; Dresden 26. und 27. Aug.; Kulm 30. Aug.; Dennewitz 6. September; an der Göhrde 16. Sept.; Wartenburg 3. Oktober; Völkerschlacht bei Leipzig 16.—19. Oktober; Hanau 30. und 31. Oktober.

Am 10. August wurde der Waffenstillstand gekündet und nun folgte eine beispiellose Reihe von großen Schlachten. Napoleon stand in Sachsen; der Mittelpunkt seiner Stellung war Dresden, wie einst im siebenjährigen Kriege für Friedrich den Großen; von da gedachte er sich auf Berlin, Breslau oder Prag zu stürzen, sobald ihm seine Gegner eine Blöße gäben, worauf er sicher rechnete. Diese Rechnung war nicht ohne Grund; dem Fürsten Schwarzenberg, welchem das oberste Kommando über die Heeresmassen anvertraut wurde, war es unendlich schwer eine Uebereinstimmung in die Operationen zu bringen, namentlich wollten die russischen Generale weder den österreichischen noch den preußischen je nachgeben, gerade wie ihre Schriftsteller alle Schlachten des ganzen Feldzugs die Russen gewinnen lassen und den Preußen und Oesterreichern nur bei den verlornen die Hauptrolle anweisen. Die große Armee der Verbündeten stand in Böhmen unter dem direkten Kommando des Fürsten von Schwarzenberg, ein anderes Heer in Schlesien unter Blücher; ein drittes, das Nordheer, unter dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, deckte Berlin, und ein kleineres unter Wallmoden hielt den Marschall Davoust im Schach, der von Hamburg aus operierte, das sich erhoben hatte, aber von den Dänen am 31. Mai den Franzosen überliefert wurde.

Zuerst entsandte Napoleon den Marschall Oudinot (Herzog von Reggio) gegen Berlin; dieser wurde aber von den Preußen unter Bülow am 23. August bei Großbeeren vollständig geworfen und zurückgejagt. Der Kronprinz von Schweden, der im ganzen Kriege nur schlug, wenn er schlagen mußte, blieb unthätig in der Nähe stehen; die preußischen Landwehrmänner dagegen, welche Napoleon verspottet hatte, rächten sich da mit Bajonet und Kolben. Napoleon selbst zog gegen Blücher, um den kühnen Greis mit Uebermacht anzugreifen; aber dieser wich zurück und zog Napoleon hinter sich her; dies benutzte Schwarzenberg und brach mit der großen Arme durch das Erzgebirge nach Dresden vor. Schnell eilte Napoleon herbei und kam trotz des Regens, der die Wege fast ungangbar machte, mit solcher Geschwindigkeit an, daß er Dresden noch nicht in den Händen der Verbündeten fand. In der zweitägigen Schlacht (26. und 27. August) errang er einen großen Sieg

und warf die feindliche Macht in voller Unordnung in das Gebirge zurück. Aber gerade am 26. traf sein Heer, das er unter Makdonald gegen Blücher zurückgelassen hatte, der Vernichtungsschlag. Makdonald folgte dem weichenden Blücher über die angeschwollenen Bergflüsse Bober und Neiße, und wurde dann wüthend angegriffen. Die Musketen gingen wegen des Platzregens nicht los, um so kräftiger arbeiteten die Bajonete und Kolben. Die Preußen schlugen und stachen nieder, was nicht weichen wollte, und stürzten viele tausend Flüchtlinge in die angeschwollenen Gewässer. (Schlacht an der Katzbach oder bei Wahlstatt.) Makdonald konnte dem Kaiser in Dresden selbst melden, daß seine Armee vom Bober nicht mehr existiere. Gleiches Unheil traf den General Vandamme, der mit etwa 20,000 Mann in das Erzgebirge vorgedrungen war und der großen weichenden Armee, die bei Dresden so unglücklich gekämpft hatte, höchst gefährlich wurde. Aber zuerst hielten ihn einen ganzen Tag lang bei Kulm 8000 russische Gardisten unter Ostermann auf, die sich wohl tödten aber nicht vertreiben ließen; dann kam einige Hilfe von der Armee, und Vandamme wollte sich über die Nollendorfer Höhe zurückziehen, als die Preußen unter Kleist herbeieilten und von oben herab die Franzosen angriffen. Ein Reiterregiment schlug sich durch und hieb fast alle preußischen Kanoniere zusammen, die Hauptmasse aber wurde niedergemacht oder mit Vandamme gefangen (30. August).

Nun sollte Ney (Herzog von Elchingen und Fürst von der Moskwa) den früher mißglückten Streich gegen Berlin ausführen. Bei Dennewitz stieß er auf die Preußen unter Tauenzien und Bülow, die kaum halb so stark als die Franzosen die Schlacht annahmen und den Feind zurückwarfen; als der Kronprinz von Schweden endlich mit der Hauptmacht heran kam, waren die Franzosen schon in voller Flucht (6. September). Auch Davoust, der aus dem Mecklenburgischen auf Hamburg zurückzog, erlitt den 16. an der Göhrde eine Schlappe, wo sein Nachtrab unter Pecheur in die Flucht gejagt wurde. Am 30. wurde Bertrand bei Wartenburg von den Preußen geschlagen, welche bei dieser Gelegenheit Dämme, Brücken und Schanzen erstürmten und mehr thaten als die Franzosen in der Schlacht bei Lodi.

Nach manchem Manöver Napoleons um einen seiner Gegner zu überfallen, — nachdem nur er allein noch unbesiegt dastand, alle seine Generale aber, so oft er einen entsandte, geschlagen wurden, als auch Bayern den 8. Oktober ihm den Krieg erklärte, als ihn die Heere der Verbündeten mehr und mehr umzogen und von Frankreich abzuschneiden drohten — beschloß er eine Hauptschlacht zu liefern. Er wählte dazu die großen Ebenen um Leipzig; am 16. Oktober begann die Völkerschlacht, eigentlich eine Kette von großen Schlachten, und Napoleon

bewährte auch hier seine Meisterschaft. Er selbst leitete einen gewaltigen Angriff gegen Wachau auf das Centrum der feindlichen Armeen, erfocht auch wirklich einige Vortheile, konnte aber weder durch seine Reiterstürme noch durch sein Geschütz die feindliche Linie sprengen. Dagegen hatte Blücher den Marschall Marmont nach einem mörderischen Kampfe bei und in Möckern vollständig geschlagen und bis Leipzig zurückgedrängt. Den 17. war Waffenruhe; nur bei Lindenau wurde gefochten. Napoleon benutzte diesen Tag nicht zum Rückzuge, obwohl er am 16. erprobt hatte, daß er seinen Gegnern nicht gewachsen sei und nun noch weniger auf einen Sieg rechnen konnte, da den 150,000 Streitern, die er noch haben mochte, eine doppelt so starke Anzahl erbitterter Feinde gegenüber stand. Er wollte abermals durch Unterhandlungen gewinnen, was er mit Gewalt nicht mehr erreichen konnte. Durch den gefangenen General Meerfeldt machte er dem Kaiser Franz neue Anträge und große Anerbietungen, um denselben zum Austritt aus der Allianz zu bewegen, aber vergebens. Am 18. begann die Schlacht wieder in ihrer ganzen Furchtbarkeit; 1500 Feuerschlünde donnerten gegeneinander; man konnte nicht mehr die einzelnen Kanonenschläge unterscheiden, sondern ein ununterbrochenes Zusammenbrüllen machte die Erde zittern und warf tausende nieder. Trotz aller Kunst Napoleons, trotz der Tapferkeit der Franzosen scheiterten alle ihre Angriffe, und außer Propstheida verloren sie alle Stellungen. 12,000 Sachsen und zwei Regimenter württembergischer Reiter verließen die Franzosen und traten zu den Verbündeten; dieses ist ein wahrer Trost für die eitlen Franzosen, denn nun wissen sie eine Ursache, warum die Schlacht verloren ging. Schon in der Nacht ordnete Napoleon den allgemeinen Rückzug an; doch erneuerte er am 19. die Schlacht, um den Rückzug zu decken, und opferte zu diesem Zwecke zwei Armeekorps, darunter die treuen Polen. Die einzige Brücke über die Elster wurde zu bald in die Luft gesprengt, die abgeschnittenen Polen und Franzosen wurden getödtet oder gefangen; der polnische Fürst Josef Poniatowsky, der schönste Mann der Armee, von Napoleon während der Schlacht zum Marschall ernannt, ertrank in der Elster. Diese Schlacht kostete wohl 80,000 Menschen das Leben; viele tausend Verwundete blieben während der kalten Nacht unter freiem Himmel liegen, und ihr Jammer tönte schauerlich über das weite Schlachtfeld. Die Franzosen flohen über Erfurt, erlitten aber bei Freiburg an der Unstrut durch die Preußen noch eine tüchtige Schlappe. Sie eilten dem Rheine zu; bei Hanau verlegte ihnen General Wrede mit 60,000 Mann Bayern und Oesterreichern den Weg; doch schlug sich Napoleon den 30. und 31. Oktober, obwohl mit großem Verluste, durch und führte die Trümmer seiner Heere, kaum noch 70,000 Mann, bei Mainz über den Rhein. Der tapfere General Bülow drang in den letzten Monaten

des Jahres in Holland ein und verjagte die Franzosen mit leichter Mühe, da die Holländer dieselben so satt hatten als jede andere Nation.

Gleichzeitig hatte der Vicekönig von Italien, Eugen, die illyrischen Provinzen räumen müssen, und wurde von den Oesterreichern unter Bellegarde bis an den Mincio gedrängt; Murat hatte sich nach der Schlacht bei Leipzig nach Neapel begeben und im Januar 1814 schloß er sich der Allianz gegen Napoleon an, so daß Eugen Oberitalien räumen mußte.

Frankreich überzogen. Schlachten: Brienne 1. Februar; Montmirail, Kraonne, Monterau 10.—18. Febr.; Bar sur Aube 26. Febr.; Laon 9. und 10. März; Arcis sur Aube 20. März; La Ferre Champenoise 25. März; Paris 30. März; Erster Pariser Frieden 30. Mai. Napoleon dankt den 11. April ab und geht nach Elba; König Ludwig XVIII. von Frankreich.

Nach der Schlacht bei Leipzig verlor Napoleon vollends seine rheinbündischen Bundesgenossen, und die deutschen Stämme waffneten wetteifernd, um dem Nationalfeind in seinem eigenen Lande den Todesstoß zu geben. Von Holland bis Basel überschritten die Heersäulen am ersten Tage des Jahres 1814 den Rhein und rückten auf französischem Boden vor. Auch die englisch-spanische Armee unter Wellington drang über die Pyrenäen in Frankreich ein, obwohl Napoleon durch die Freigebung Ferdinands VII. sich auf dieser Seite hatte Frieden schaffen wollen. Napoleon aber sprach stolz: „vor einem Jahre zog ganz Europa mit uns, jetzt zieht es gegen uns; in drei Monaten will ich einen ehrenvollen Frieden erstritten haben oder untergehen.“ Schon tief in Frankreich lieferte Blücher die Schlacht bei Brienne (1. Februar), die keine entscheidenden Folgen hatte, obwohl Napoleon abermals zurückwich. Nun theilten sich aber die alliierten Heere, Napoleon warf sich auf die einzelnen Abtheilungen und schlug sie nacheinander bei Montmirail, Kraonne, Rheims und Montereau (10.—18. Februar); seine Soldaten leisteten fast Uebermenschliches; denn er eilte in Gewaltmärschen im Halbkreise an dem übermächtigen Feinde hin und warf immer die vordersten Abtheilungen zurück, obwohl sie den entschlossensten Widerstand leisteten. Einige Wochen lang mußten sich die Verbündeten zurückziehen, bis sie sich wieder sammeln konnten; dann lieferte Schwarzenberg das blutige aber unentschiedene Treffen bei Bar sur Aube, Blücher aber schlug durch Ueberfall den 9. März den Marschall Marmont bei Laon und warf am 10. den Angriff des herbeieilenden Napoleon zurück. Nun faßte dieser einen kühnen Plan; er umging nach dem unentschiedenen Treffen bei Arcis sur Aube (20. März) die feindliche Armee und wollte, unterstützt von der aufgestandenen Bevölkerung in Lothringen, Burgund, Elsaß, den Feind im Rücken fassen, und schon verkündete er stolz: „ich bin näher bei Wien als sie bei Paris.“ Aber dies-

mal hatte er sich bitter getäuscht; die Verbündeten rückten rasch auf Paris los, um durch die Eroberung dieser Stadt dem Kriege ein Ende zu machen. Am 25. März wurden Marmont und Mortier bei La Fere Champenoise geschlagen, und am 30. war Paris der Preis eines blutigen Kampfes. Die Franzosen vertheidigten die Zugänge ihrer Hauptstadt mit außerordentlicher Tapferkeit, allein die Angreifer waren nicht weniger muthig und deßwegen mußte ihre Uebermacht siegen. Als der Montmartre, ein die Stadt beherrschender Hügel, erstürmt war, konnte sich Paris nicht mehr halten und ergab sich. Die Franzosen, die nur ihre Thaten bewundern, schreiben die Uebergabe der Stadt dem Verrathe zu; mögen sie sich damit dafür trösten, daß sie dem Andrange der „Fremden" nicht widerstehen konnten, und daß die Pariser an dem Glücke Napoleons verzweifelten, wie es auch Napoleons Marschälle und Generale thaten! Als die Verbündeten nach der Kapitulation am 31. März einzogen, ließen die Volkshaufen die Bourbonen hochleben und stürzten Napoleons Standbild von der Vendomesäule herab, die er in den Tagen seines Glückes aus 1200 eroberten Kanonen gegossen hatte. Mehrere seiner Marschälle weigerten sich zu fechten und nun entsagte er (12. April) dem Throne zu Gunsten seines Sohnes, was jedoch von den Verbündeten nicht angenommen wurde. Der ehemalige Graf von der Provence, der Bruder des unglücklichen Königs Ludwig XVI., bestieg als Ludwig XVIII. (Ludwig, jener Sohn der ermordeten königlichen Eltern, der bei einem Jakobiner starb, wird seines Rechtes wegen als Ludwig XVII. gezählt) den königlichen Thron von Frankreich. Gegen Frankreich waren die Verbündeten mehr als gnädig; es behielt die Gränzen von 1792, bezahlte keine Brandschatzung, und die Pariser gewannen durch den langen Aufenthalt so vieler vornehmer Gäste Millionen; viele Kaufleute hatten drei- bis zehnfache Einnahmen gegen sonst. Diese Verwandlung der Feinde in zahlende Gäste bestärkte die Pariser in dem Glauben, daß ihnen alles erlaubt sei und darum bewiesen sie auch, namentlich gegen die Deutschen, eine liebenswürdige Unverschämtheit.

Napoleon ging als souveräner Fürst nach der Insel Elba (28. April), die er mit Bewilligung der Mächte zu seinem Wohnsitze erkoren hatte; die verbündeten Fürsten aber beschieden sich nach Wien, um dort eine neue Staatenordnung zu begründen.

Dreißigstes Kapitel.

Der Wiener Kongreß.

Napoleon kehrt zurück. Herrschaft der 100 Tage.

Seit dem 20. Sept. 1814 tagten in Wien die Gesandten der europäischen Mächte, ohne mit ihrer Aufgabe zum Abschlusse zu kommen, denn diese war an sich keine leichte und überdies waren die bisherigen Bundesgenossen auf einander selbst eifersüchtig, namentlich erfuhren die Ansprüche Rußlands und Preußens, von denen sich das eine ganz Polen, das andere ganz Sachsen aneignen wollte, heftigen Widerstand. Da kam plötzlich (6. März) die Nachricht: „Napoleon ist in Frankreich gelandet!“ Er hatte von Elba aus, dieser Warte zwischen Frankreich und Italien, den Gang der Dinge genau beobachtet, und als er die Fehler sah, welche die wieder eingesetzte Familie der Bourbonen machte, rief er freudig aus: „Frankreich ist noch mein!“ Zu solchen Mißgriffen verleiteten und nöthigten Ludwig XVIII., einen sonst sehr klugen Mann, die mit ihm zurückgekehrten vornehmen Auswanderer, von denen Napoleon so schlagend sagte: „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.“ Auf die Mißstimmung der Pariser und anderer Städter, auf die Furcht derjenigen, welche die Kirchengüter und die Güter der unter dem Konsulate nicht zurückgekehrten Emigranten gekauft hatten, baute Napoleon indessen seine vornehmsten Hoffnungen nicht, sondern auf die Armee, wohl wissend, daß die Mehrzahl der Franzosen, die Pariser voran, ihm zujubeln würde, wenn sich erst die Armee für ihn erklärt hätte. Die Armee aber war nun wieder zu einer sehr zahlreichen geworden; die Kriegsgefangenen und die Besatzungen der Festungen, z. B. Magdeburg, Glogau, Thorn, Danzig, Hamburg, Mainz, Antwerpen, Mons u. s. w. waren zurückgekehrt und mit ihnen ebenso viele Anhänger Napoleons. Auf diese seine alten Soldaten zählte Napoleon, von ihnen erwartete er, daß sie dem Anblicke der dreifarbigen Fahne und des Adlers nicht widerstehen würden, für sie hielt er Worte bereit, welche die Krieger wie Zauberlieder an ihn bannten. Am 1. März 1815 stieg er bei Kannes mit 900 Gardisten an das Land, nicht weit von Frejus, welches ihn den 11. Oktober 1799 aus Aegypten hatte zurückkehren sehen. Wo er hinkam, wurde er mit Jubel empfangen oder traf wenigstens keinen Widerstand. Die Festung Grenoble öffnete ihm der Oberst Labedoyère (7. März) und bei Melun ging Marschall Ney mit dem ganzen Armeekorps zu ihm über (17. März), obwohl er versprochen hatte, den Usurpator gebunden einzuliefern. Ludwig XVIII. mußte entfliehen (19. März) und Napoleon pflanzte seine Adler wieder in Paris auf, ja er gab den Parisern sogar einige republikanische Formen zum besten. Der Kon-

greß zu Wien hatte ihn (13. März) als Störer des Weltfriedens in die Acht erklärt und bot die Kriegsmacht von ganz Europa gegen ihn auf; darum wollte Napoleon auch das Revolutionselement gegen die Monarchen in Bewegung setzen, so wenig er gesonnen war, demselben etwas gegen sich einzuräumen.

Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815).

Als seine friedlichen Erklärungen kein Gehör und keinen Glauben fanden, eröffnete er den Krieg und stürzte sich auf seine Gegner, bevor diese Zeit hatten, alle ihre Streitkräfte gegen ihn zu vereinigen. Mit 120,000 schlachtendurstigen Kriegern brach er über die Sambre in die Niederlande ein, es war derselbe Weg, den die Franzosen unter Pichegru und Jourdan 20 Jahre früher zuerst im Siegesschritte betreten hatten. In Belgien standen zwei Heere unter Blücher und Wellington, aber Napoleon überraschte sie, was fast unmöglich schien, bevor sie sich vereinigen konnten. Bei Ligny und Fleurus, zum drittenmal Schlachtfeld zwischen Deutschen und Franzosen, griff er den alten Blücher mit Uebermacht an und besiegte ihn in einer mörderischen Schlacht (16. Juni). Bald wäre Blücher selbst gefangen worden; sein Pferd wurde erschossen, der greise Held lag unter demselben, als die französische Reiterei an ihm vorüberjagte; zum Glück wurde er nicht erkannt und durch einen Angriff der preußischen Reiterei gerettet. Am gleichen Tage bestand Wellington einen harten Kampf gegen den Marschall Ney bei Quatrebras; dort verlor der Herzog von Braunschweig an der Spitze seiner schwarzen Husaren durch eine feindliche Musketenkugel das Leben. Triumphierend meldete der Telegraph nach Paris: „das ist einmal Blücher; morgen wollen wir sehen, was aus Wellington wird“, und die Pariser warteten hochentzückt auf die neue Siegesbotschaft.

Wellington aber hatte endlich alle seine Streitkräfte gesammelt, und bei Waterloo, vorwärts Brüssel, eine starke Stellung genommen, die nach dem Ausdrucke des rapportierenden französischen Generals durch ein Gebirge von Fußvolk und Geschütz vertheidigt wurde. Dennoch beschloß Napoleon den Angriff; er glaubte nämlich die Preußen entmuthigt und im vollen Rückzuge; deßwegen schickte er ihnen den Marschall Grouchy mit 36,000 Mann nach, „die Preußen in den Rhein zu sprengen“. Aber Blücher und seine Soldaten waren nicht entmuthigt, sondern ergrimmt, und als Wellington fragen ließ, ob ihm Blücher eine Division zur Schlacht zusenden könne, antwortete dieser: „ich werde mit dem ganzen Heere kommen.“ Gegen Grouchy stellte er unter Thielemann eine Heeresabtheilung bei Wawre, und diese schlug sich am 18. so hartnäckig, daß Grouchy lange glaubte, er habe das ganze preußische Heer vor sich, und nicht daran dachte, sich gegen Waterloo zu wenden, woher

fortdauernder Kanonendonner scholl. Das war den Preußen unter Blücher ein Sporn auf ihrem mühseligen Marsche; denn die Wege waren durch das Regenwetter grundlos geworden, und Mann und Roß drohten ermüdet umzusinken. Nachmittags kamen die Preußen zur Schlacht an; alle ihre Züge hatten sich gegen die Höhe von Belle Alliance gerichtet; es war hohe Zeit; denn Napoleon hatte trotz Wellingtons furchtbarem Widerstande Boden gewonnen, und die Siegesfreude machte die Angriffe der Franzosen noch stürmischer. Die Preußen gaben jedoch dem furchtbaren Tage eine andere Wendung; vergebens boten die Franzosen gegen den neuen Feind alle Tapferkeit auf und entwickelte Napoleon sein ganzes Genie, die Preußen drangen unaufhaltsam vor und auch Wellingtons gelichtete Linie schritt zum Angriffe. Da führte Napoleon seine Gardebataillone vor, aber diese wurden durch Kartätschen, Bajonette und Säbel niedergestreckt. Gerne wäre Napoleon in seiner letzten Schlacht unter seinen Tapfern gestorben; aber der Marschall Soult rief ihm zu: „Sire, man tödtet Sie nicht, man nimmt Sie gefangen", und die allgemeine Flucht riß auch ihn fort.

Das ist die Schlacht von Waterloo, deren sich auch die Besiegten nicht schämen; die Ehre des Sieges gebührt der deutschen Tapferkeit. Wellingtons Heer in seiner Vertheidigungsschlacht bestand zum größern Theile aus Deutschen, besonders aus Hannoveranern, Nassauern und Braunschweigern, zum kleineren Theile aus Engländern und Holländern, und zudem wäre Wellington trotz seines Widerstandes verloren gewesen, wenn Blücher nicht herbeigeeilt wäre.

Die Preußen verfolgten den Feind unausgesetzt; sie gönnten ihm keine Rast, Napoleon konnte keine Ordnung mehr herstellen; die Preußen kamen vor Paris an, ehe Grouchy zu Hilfe kommen konnte, und nach einigen blutigen Gefechten kapitulierte die erschrockene Stadt (7. Juli). Napoleon hatte schon am 22. Juni die Krone zum zweitenmale niedergelegt, ergab sich in Rochefort den 8. Juli an die Engländer und das Linienschiff Bellerophon brachte ihn auf die Rhede von Torbay. Er rief die englische Gastfreundschaft und den Schutz der englischen Gesetze an, indem er von nun an als Privatmann in England wohnen wolle. Aber am 2. Juli hatten die Verbündeten einen Vertrag geschlossen, demzufolge Napoleon als Gefangener unter englischer Obhut nach St. Helena gebracht wurde. Am 18. Oktober, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, kam er auf dieser Insel an und lebte da bis zum 5. Mai 1821. Er trug sein Schicksal würdig und ungebeugt, und diktierte einigen Getreuen die Geschichte seiner Thaten; seufzend sagte er einmal: „wäre ich Kaiser der Deutschen gewesen, so stürbe ich nicht auf diesem Felsen." So ehrte er die Treue eines Volkes, das er dem Untergang bestimmt hatte.

Die Franzosen haben seine Gefangenschaft ausgebeutet, um auf England und die verbündeten Mächte zu schmähen; sie vergaßen aber, daß Napoleon nie Wort hielt und nie Großmuth übte, so lange er einen Gegner fürchtete. Seine Gefangenschaft war für den Frieden der Völker nothwendig, und die Franzosen werden vielleicht jetzt schweigen, seitdem sie den Emir Abd el Kader trotz dessen Vertrag mit dem General Lamoricière so manche Jahre in Frankreich gefangen hielten und ihn nicht eher in die Türkei entließen, als bis sie Algiers ganz sicher zu sein glaubten.

Murats Ende.

Bevor noch Napoleon seinen letzten Gang auf dem Kriegspfade antrat, schlug sein Schwager **Murat**, der im Jahre 1814 von ihm abgefallen war und deßwegen, aber offenbar nur einstweilen, in Neapel als König geduldet wurde, wieder los und proklamierte die Einheit und Unabhängigkeit Italiens. Er rückte im März ohne Widerstand bis an den Po vor; aber nun trieben die Oesterreicher sein feiges Heer in sechs Wochen durch ganz Italien hinab und ihn selbst aus dem Lande. Abermals Napoleon nachahmend landete er mit einer kleinen Schaar in Kalabrien, wurde aber in Pizzo gefangen und am 13. Oktober erschossen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der zweite Pariser Frieden (20. Nov. 1815).

Von den aufgebotenen Heeresmassen der Verbündeten zog nach der Schlacht bei Waterloo ungefähr eine halbe Million nach Frankreich, und die Monarchen verweilten bis nach dem Abschlusse des Friedens in Paris (20. Nov. 1815). In demselben erhielt Frankreich die Gränzen von 1790, mußte 700 Millionen Franks Kriegskosten bezahlen und 150,000 Mann in 17 festen Plätzen drei Jahre lang unterhalten; die geraubten Kunstschätze kamen aus dem Musée Napoleon wieder nach Rom, Florenz, Parma u. s. w. zurück. Durch diesen Frieden und den Wiener Kongreß erhielt Europa die folgende Gestalt:

Belgien und **Holland** wurden unter **Wilhelm** I. von **Oranien** zu einem Königreiche der vereinigten Niederlande umgeschaffen; als Großherzog von **Luxemburg** wurde der König der Niederlande Mitglied des deutschen Bundes.

Norwegen wurde als eigenes Königreich mit fast republikanischer Verfassung mit **Schweden** verbunden (Personalunion). **Dänemarks** König wurde durch Lauenburg entschädigt und als Herzog von **Holstein** Mitglied des deutschen Bundes.

Piemont, Savoyen, Genua, ein Strich der Lombardei mit Alessandria und die Insel Sardinien wurden zu einem Königreich Sardinien vereinigt.

Der Papst erhielt den Kirchenstaat wieder; die Rückkehr Pius VII. glich einem Triumphzuge. Das Königreich Sicilien wurde wieder hergestellt; Napoleons Gemahlin Marie Louise erhielt auf Lebenszeit das Herzogthum Parma; die Herzogthümer Modena und Lukka erstanden wieder; die Lombardei und Venedig kamen als lombardisch-venetianisches Königreich an das Haus Habsburg.

Die Schweiz vereinigte sich in 22 Kantonen zu einer neuen Eidgenossenschaft; Wallis, Neuenburg und Genf, früher nur bundesverwandt, traten als eigene Kantone ein.

Spanien, Portugal und die Türkei behielten in Europa die alten Gränzen.

England erwarb die sieben jonischen Inseln unter dem Namen einer Republik; es behauptete Malta und der Elbemündung gegenüber die Insel Helgoland.

Deutschland bestand aus 38 Staaten, welche sich zu einem deutschen Bunde vereinigten (deutsche Bundesakte 8. Juni 1815; Wiener Schlußakte 16. Mai 1820); Sachsen verlor fast zwei Drittheile an Preußen; dieses erhielt auch die Provinzen, die man gewöhnlich Rheinpreußen nennt, trat aber an Hannover Ostfriesland ab.

Tyrol kam wieder an Oesterreich zurück.

Rußland behauptete außer Posen und Galizien ganz Polen, und bildete aus einem kleinen Theile desselben ein Königreich Polen mit konstitutioneller Verfassung.

Die Stadt Krakau wurde ungefähr mit 20 □ Meilen eine eigene Republik.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die nordamerikanische Union gegen England.

England feierte durch den zweiten Pariser Frieden den vollkommensten Sieg; Napoleon war sein Gefangener, Frankreichs Seemacht vernichtet, ebenso die Spaniens, Hollands, Dänemarks; die werthvollsten Kolonieen dieser Staaten hatte es in seine Gewalt gebracht, und die großen spanischen in Amerika, welche es nicht wegnehmen konnte, waren im Aufstande begriffen; dennoch wurde England um diese Zeit durch einen harten Schlag getroffen, der jedoch damals wenig beachtet wurde. Die nordamerikanische Union (die ehemaligen englischen Kolonieen südlich vom Lorenzstrome bis zum Mississippi), welche seit dem Frieden

von Versailles (1783) in ungestörter Ruhe ihre Bevölkerung und deren Wohlstand sich mehren sah, wagte es zuerst mit Erfolg den englischen Anmaßungen gegen die neutrale Flagge Schranken zu setzen. Die Union hatte Englands Eifersucht sehr gereizt, als sie 1803 von dem Konsul Bonaparte Louisiana an den Mündungen des Mississippi um 60 Mill. Franks kaufte und sich dadurch die Herrschaft über den wichtigsten Ausfuhrweg Amerikas erwarb. Als nach dem Wiederausbruche des Kriegs zwischen England und Frankreich (18. Mai 1803) die Engländer durch ihr ungerechtes Blockadesystem der neutralen Flagge den Handelsverkehr unmöglich machten und Napoleon durch sein Kontinentalsystem die meisten europäischen Häfen schloß, protestierte die Union gegen die Maßregeln der einen wie der andern Macht, war jedoch vorerst nicht im Stande der Protestation durch Waffengewalt Nachdruck zu geben. Als jedoch die Engländer so weit gingen, daß sie amerikanische Schiffe nicht nur durchsuchten, sondern auch amerikanische Matrosen wegnahmen und unter die Bemannung ihrer Kriegsschiffe steckten, erklärte Präsident Madison am 17. Juni 1812 an England den Krieg. Die Amerikaner hatten damals noch keine Linienschiffe und konnten deßwegen keine Seeschlacht liefern, aber ihre Fregatten und kleineren Kriegsschiffe nahmen in der Regel die ihnen begegnenden englischen Schiffe von gleicher Stärke, und ihre Kaper thaten dem englischen Handel großen Schaden, denn sie holten sogar von der Rhede Dublins Handelsschiffe weg. Die Engländer hatten eine Flotille auf dem Erie- und Champlainsee, die Amerikaner nicht ein einziges Kriegsschiff auf diesen Binnengewässern; aber binnen vier Monaten waren die Bäume gefällt und gezimmert, die Schiffe gebaut, bemannt und die englischen weggenommen (auf dem Erie 10. Sept. 1812, auf dem Champlain erst 11. Sept. 1814). Dagegen mißlang ein Angriff der Amerikaner auf Kanada vollständig, Admiral Cochrane und General Roß nahmen die Bundesstadt Washington und verbrannten das Kapitol und andere öffentliche Gebäude (24. August 1814). Die Amerikaner vergalten den Engländern (den 8. Januar 1815) bei Neworleans; diese hatten unter General Packenham ein Heer gelandet, das von den amerikanischen Scharfschützen, die sich zum Theil mit Baumwollenballen verschanzt hatten, mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde. Der Widerstand der Amerikaner, die Unzufriedenheit des englischen Volkes, die einen Aufstand drohte, hatte indessen das englische Ministerium schon bewogen mit der Union Frieden zu schließen (zu Gent 25. Dezember 1814). In ungestörtem Frieden (die Kämpfe gegen die Indianer hatten keine große Bedeutung, Algier und Tunis aber wurden durch einige Kriegsschiffe zur Achtung der amerikanischen Flagge gezwungen) ging die innere Entwicklung des gewaltigen Staats weiter. Die Bevölkerung wuchs beispiellos (die Union zählte 1783 gegen 3 Mill. Einwohner,

1820 gegen 10 Millionen), Ackerbau, Gewerbe und Handel entfalteten sich im gleichen Verhältnisse, und die Zahl der 13 alten Unionsstaaten von 1776 vermehrte sich bis 1830 um die folgenden: Vermont 1791, Kentucky 1792, Tenessee 1796, Ohio 1803, Louisiana 1812, Indiana 1816, Mississippi 1817, Illinois 1818, Alabama 1819, Maine 1820, Missouri 1821 (früher Gebiete; Gebiete [Territorien] werden Staaten, wenn sie 60,000 Einwohner zählen); Florida wurde 1817 zuerst weg genommen und dafür nachträglich 1822 dem unmächtigen Spanien 5-Mill. Dollars bezahlt. Seit 1814 war die Union eine Großmacht, die einzige transatlantische, enthielt sich aber aller Einmischung in europäische Angelegenheiten, um den europäischen Mächten, die transatlantische Kolonieen besitzen, den Rang in Amerika um so sicherer abzulaufen und wies die beabsichtigte Einwirkung der heiligen Allianz in Europa gegen den Aufstand der spanischen Kolonieen zurück.

Viertes Buch.

Die Zeit von 1815—1847.

Erstes Kapitel.

Die heilige Allianz.

Am 26. September 1815 schloßen Kaiser Franz I. von Oesterreich, Alexander I. von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen persönlich einen Vertrag mit einander, den sie die heilige Allianz nannten, und welchem auf ihre Einladung außer dem Papste, den Königen von England und Frankreich und dem Sultan, alle europäischen Mächte beitraten. Sie gelobten in diesem Bündnisse: gemäß den Worten der heil. Schrift durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hilfe zu leisten, ihre Unterthanen väterlich zu regieren; Religion, Gerechtigkeit und den Frieden aufrecht zu halten, sich als Glieder einer und derselben Familie zu betrachten, von der Vorsehung beauftragt Brudervölker zu regieren.

So erneuerte sich 1815 der Gedanke eines Bundes aller christlichen Nationen (der respublica christiana des Mittelalters), welchen unsere Vorfahren durch die Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthume

verwirklichen wollten; das Mittelalter vermochte weder die Entzweiung der christlichen Welt zu verhindern, noch die Feindseligkeit christlicher Fürsten und Völker schiedsrichterlich zu schlichten, ebenso wenig konnte auch die heilige Allianz den Völkern Europas Einigkeit und Frieden erhalten. Sie zeigte ihre Hauptthätigkeit in der Bekämpfung der revolutionären Bewegungen und in der Aufrechthaltung des Friedens und der bestehenden politischen Verhältnisse und Zustände; sie war ferner ein Damm gegen den Einfluß Englands, welche Macht schon 1815 ihr Streben verrieth, ihre Herrschaft im Mittelmeere durch weitere Stützen zu sichern. England rächte sich aber dafür, indem es den Abfall der amerikanischen Kolonieen Spaniens begünstigte und sich öfters den Anschein gab, als ob es die religiöse und politische Freiheit der Völker vertheidige.

Zweites Kapitel.

Spanien unter Ferdinand VII. (1814—1833).

Ferdinand VII. wurde von Napoleon 1814 unter der Bedingung seiner Haft entlassen, daß Spanien alle weiteren Feindseligkeiten einstelle, was Ferdinand bei der Erbitterung der spanischen Nation gegen die Franzosen nicht hätte durchführen können, falls er auch gewollt hätte. Er traf sein Königreich in einem ganz andern Zustande an, als wie er es 1808 verlassen hatte; das Volk war durch den verzweifelten Kampf gegen Napoleon der Ruhe und bürgerlichen Ordnung entfremdet und doch nicht an militärische Subordination gewöhnt worden, weil es hauptsächlich in Guerillasbanden focht, deren Anführer Mönche, Hirten, Bauern, Studenten, Schmuggler und selbst ehemalige Räuber waren, die sich Generale nannten, aber selten militärische Disciplin einführten. Außerdem hatten die Kortes (die spanische Ständeversammlung, die Ferdinand vor seiner Abreise nach Bayonne einberufen hatte) sich der Regierung bemächtigt und am 19. März 1812 Spanien eine Verfassung nach dem Muster der französischen von 1791 gegeben, welche von dem Königthume kaum den Namen stehen ließ. Ferdinand hatte diese Verfassung niemals anerkannt und warf sie auch sogleich um, als der General Elio ihm ein ergebenes Heer zur Verfügung stellte. Das spanische Volk war damit nicht unzufrieden, denn es wollte von einem Könige regiert sein, nicht von einer Versammlung, in welcher politische Theorieen und Parteien den Schauplatz ihrer Thätigkeit aufgeschlagen hatten; ebenso wenig wollte es von der Säkularisation des Kirchenguts und der Beeinträchtigung der kirchlichen Rechte wissen, wie dies in den Kortes bereits angebahnt war. Doch leuchtete es jedem Spanier ein,

daß die Regierungsweise vor 1808 nicht wiederkehren dürfe; denn unter ihr war Spanien zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken; trotz der Silber- und Goldbergwerke in Amerika schwoll das Deficit in der Staatskasse mit jedem Jahre an, den Handel mit den Kolonieen beuteten die Engländer aus, Spanien selbst war ohne genügende Industrie und doch von einem Zollsystem umschlossen, das den Schmuggel groß zog, es war schon verödet, ehe noch der Kampf gegen Napoleon neue Wüsten schuf. Spanien bedurfte einer kräftigen Regierung, eines redlichen und geordneten Staatshaushaltes, vor allem der innern Ruhe, und hätte Ferdinand VII. ihm diese gegeben, so wäre es ohne Verfassung nach französischem Zuschnitte wohl zufrieden geworden. Aber die Verfolgung der Afrancesados oder Josefinos (Anhänger der Franzosen oder des Königs Josef) fachte die Leidenschaften neu an, die Wiedereinführung der von den Kortes aufgehobenen Inquisition und der gerichtlichen Folter verstärkte die Reihen der Liberalen, welche in den Städten und höheren Ständen, besonders aber in dem Offizierkorps ihren Rückhalt hatten. Schon 1814 revoltierten die beiden Mina, als Ferdinand VII. die Verfassung aufhob, mußten aber flüchten; wegen des gleichen Verbrechens wurde General Porlier 1815, General Lascy 1817 gehenkt, General Milans rettete sich durch die Flucht, die Gefängnisse füllten sich mit Liberalen, die Gebirge mit Banden, während der Staatskredit immer tiefer sank und der Aufstand der Kolonieen fortdauerte. Die Forderungen der letztern schlug Ferdinand VII. ab und zog 1819 bei Kadix ein Heer von 20,000 Mann zusammen, das nach Amerika eingeschifft werden sollte; in demselben zeigte sich aber ein solcher widerspenstiger Geist, daß 7000 Mann entwaffnet werden mußten, und dessenungeachtet brach unter den Truppen auf der Isla de Leon ein Aufstand aus (1. Januar 1820), vom Oberst Quiroga und dem General Riego geleitet. Ihr Angriff auf Kadix mißlang jedoch, Riegos Marsch nach Andalusien brachte diese Provinz nicht in Aufstand, die meuterischen Truppen schienen verloren, als unerwartet die Besatzungen in Ferrol und Korunna revoltierten, Saragossa, Murcia, Galizien sich erhoben, der ältere Mina in Navarra erschien und Pampelona besetzte. Anfangs März konnte sich Ferdinand VII. nur noch auf die Garde verlassen und gab widerstrebend nach; zuerst wollte er die alten Kortes zusammen rufen, damit waren aber die Führer des Aufstandes nicht zufrieden und riefen (7. März) die Verfassung von 1812 aus. Der größere Theil der Nation, besonders das Landvolk, wollte dieselbe so wenig als 1814, allein es konnte sich keine allgemeine Organisation geben, weil die Städte und das Militär den Zusammenhang unmöglich machten, daher sich Banden bildeten, welche den absoluten König ausriefen, während die Liberalen selbst sich in Moderados (Gemäßigte) und Exaltados, Progressistas, Kommuneros

(Ueberspannte, Fortschrittsmänner, Republikaner) theilten und dadurch die allgemeine Verwirrung vermehrten. Schon 1822 bildeten die Gegner der Konstitution in der katalonischen Festung Urgel eine Regentschaft, indem sie erklärten, daß der König nicht frei sei; ihren Heerhaufen nannten sie „die Glaubensarmee", weil ihre Gegner aus ihren Absichten auf das Kirchengut kein Geheimniß machten. Die Glaubensarmee wurde jedoch von Mina nach Frankreich geworfen und dem Könige ein Ministerium von Exaltados aufgezwungen; der Kongreß in Verona (1822), der die Kortes aufforderte, die Verfassung im monarchischen Sinne zu ändern, erhielt eine Protestation gegen jede fremde Einmischung zur Antwort, worauf die Gesandten von Rußland, Oesterreich und Preußen Madrid verließen. Bereits hatten auch die französischen Revolutionäre Spanien zu ihrer Operationsbasis gegen Ludwig XVIII. benutzt, die dreifarbige Fahne aufgepflanzt und ein Bataillon errichtet. Der Kongreß zu Verona willigte deßwegen ein, daß Ludwig XVIII. bewaffnet einschreite, obwohl England darüber sich mißbilligend erklärte. Am 1. April 1823 gingen 90,000 Franzosen unter dem Herzog von Angoulême über die Pyrenäen und drangen gegen Madrid vor, ohne ernstlichen Widerstand zu finden; am 11. April übersiedelten die Kortes mit dem Könige nach Sevilla, am 24. Mai zogen die Franzosen in Madrid ein, am 11. Juni flüchteten die Kortes mit dem Könige nach Kadix, das ihre letzte Zufluchtstätte gegen Napoleon gewesen war. Aber damals hatte sich die ganze Nation gegen die Franzosen erhoben, jetzt hingegen waren sie dem Landvolke willkommenere Gäste als die unbezahlten Soldaten der Kortes; damals vertheidigten sich Städte und Festungen aufs äußerste, jetzt kapitulierten sie ohne ernstlichen Widerstand, und selbst die Generale gingen mit ihren Truppen der Reihe nach zu den Franzosen über. Im August langte der Herzog von Angoulême vor Kadix an und forderte die unbedingte Freilassung des Königs; sie wurde verweigert, da erstürmten die Franzosen am 31. August die starken Forts Trokadero und San Luis, was jedoch die Kortes noch nicht zur Uebergabe der Stadt bewog, weil sie von einer Diversion Riegos einen Umschwung der Dinge erwarteten. Dieser hatte sich aus Andalusien nach Kastilien gewandt, aber sein Korps wurde von den Franzosen versprengt, er selbst am 15. September gefangen. Am 20. September begannen die Franzosen das Bombardement auf Kadix von ihren Landbatterieen und den Kriegsschiffen, am 1. Oktober wurde der König endlich freigelassen, am 3. und 4. Oktbr. Kadix von den Franzosen besetzt und am 12. Nov. kapitulierten die letzten Festungen. Vergebens suchten nun die französischen Generale der Rache Einhalt zu thun, welche über die Anhänger der Kortes verhängt wurde; Riego, Empecinado &c. endeten durch den Henker; General Espanna (eigentlich Gousserant, ein französischer

Emigrant) wüthete in Katalonien dergestalt, daß man die Zahl der auf seinen Befehl Hingerichteten auf 10,000 angibt. Diese Angabe ist ohne Zweifel übertrieben, aber es bleibt gewiß, daß Spanien 1823 und 1824 seine royalistische Schreckenszeit hatte, welche der französischen republikanischen von 1793—94 wenig nachgab. Die Verfolgung traf besonders die wohlhabenden Bürger, während die königlichen Freiwilligen, eine aus Proletariern bestehende Miliz, die Geißel des Landes waren. Das Räuberwesen nahm einen neuen Aufschwung und bildete sich zu einem förmlichen Guerillaskrieg aus; daneben dauerte der Krieg in den Kolonieen fort und 1826 verheerte der Dey von Algier die spanischen Küsten, weil ihm der Tribut nicht bezahlt werden konnte! Der König war auf seinem Throne von den Kommuneros bedroht, wie von der absolutistischen Partei, welche seinem Bruder Karlos mehr Festigkeit zutraute, und schon 1827 einen Aufstand in Katalonien erregte. Das Jahr darauf zogen endlich die letzten französischen Besatzungen ab, die Schuldforderung Frankreichs wurde zu 3% verzinslich in das große Buch eingeschrieben. Die Finanznoth überstieg alle Gränzen, die Soldaten und Beamten blieben ohne Bezahlung, Unterschleif und Schmuggel wurden auf das grasseste betrieben, und 1829 wurden durch eine thörichte Unternehmung auf Tampiko in Mexiko einige Millionen hinausgeworfen. Da heirathete der König am 10. Dezember 1829 die neapolitanische Prinzessin Christine, und diese bewog ihn (31. März 1830) das salische Gesetz aufzuheben (das bourbonische Familienstatut, nach welchem die Krone in männlicher Linie forterbt); in Folge dessen wurde die am 1. Oktober 1830 geborene Prinzessin Isabella zur Kronerbin erklärt. Don Karlos protestierte dagegen und seine Anhänger machten sich zum Aufstande bereit, den nur die Erschütterungen verhinderten, welche der französischen Julirevolution folgten. Die Einfälle der geflüchteten spanischen Liberalen von Frankreich aus mißlangen jedoch, sowie auch 1831 ein Landungsversuch des Generals Torrijos in Andalusien; die Gefangenen wurden jedesmal standrechtlich erschossen. Ferdinands VII. Minister Kalomarde ließ den kranken König einen Widerruf des Dekrets, durch welches er das salische Gesetz aufgehoben hatte, unterzeichnen; als jedoch der König wieder zum vollen Bewußtsein kam, vernichtete er den Widerruf, bestätigte das Aufhebungsdekret und ernannte zugleich Christinen zur Regentin. Diese sah wohl ein, daß sie und ihre Tochter nach dem Tode des Königs dem Don Karlos werden weichen müssen, darum bewog sie Ferdinand VII., sein Ministerium mit einem liberalen zu vertauschen, eine Amnestie zu erlassen, die alten Kortes einzuberufen und auf diese Weise die konstitutionelle Partei zur Vertheidigerin der Ansprüche Isabellas zu machen. Ferdinand VII. starb am 29. September 1833 und hinterließ Spanien einen Bürgerkrieg.

Der Abfall der spanischen Kolonieen in Amerika und ihre Geschichte von 1808—1854.

Unter Ferdinand VII. gingen für Spanien auch alle Kolonieen in Amerika mit Ausnahme von Kuba und Portoriko verloren. Die Veranlassung zu dem Abfalle derselben gab Napoleon durch seine Frevelthat zu Bayonne; aber nur mit englischer Unterstützung war es den Aufständischen möglich, sich gegen die Waffen Spaniens zu behaupten, und wäre dieses nicht innerlich zerrüttet gewesen, so hätte es wahrscheinlich seine Kolonieen dennoch behauptet. Denn die spanische Herrschaft drückte in Amerika das gemeine Volk nicht im mindesten, nur die reichen Kreolen (die Nachkommen der eingewanderten Spanier) waren erbittert, daß die höchsten Aemter in Kirche, Staat und Militär ausschließlich mit geborenen Spaniern besetzt wurden. Herde der Unzufriedenheit waren die größeren Städte, theils weil sie auch in Amerika viel Pöbel beherbergen, theils weil sie als Sitze des Handels und Verkehrs am besten wußten, um wie viel wohlfeiler sie die verschiedenen Fabrikate kaufen und um wie viel besser sie die Erzeugnisse ihres Bodens verwerthen könnten, wenn Spanien den Verkehr mit den Kolonieen nicht als Monopol behandeln würde. Als die Kunde nach Amerika gelangte, daß Spanien den Josef Bonaparte sich nicht als König aufdrängen lasse, so verweigerten ihm auch alle spanischen Kolonieen die Anerkennung als König der beiden Indien. Das verführerische Beispiel der nordamerikanischen Republik jedoch und die Einwirkung Englands verwandelten die Erhebung gegen den Usurpator des spanischen Throns in eine Erhebung gegen die Herrschaft Spaniens. Im Jahre 1810 brach die Revolution in Karakkas, Chili und Buenosayres in Südamerika aus, am 14. September desselben Jahres auch in Mexiko, wo der Pfarrer Miguel Hidalgo y Kastillo die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzte. Diese Versuche blieben vorläufig ohne entscheidenden Erfolg und wurden von den Spaniern überwältigt, ebenso der mexikanische Aufstand, der 100,000 Indianer und Mischlinge unter die Waffen gebracht hatte und als Rassenkrieg alle Weißen zu vernichten drohte. Deßwegen vereinigten sich die Kreolen mit den Spaniern, und die Aufständischen wurden in blutigen Kämpfen geschlagen, Hidalgo selbst gefangen und mit 52 Offizieren erschossen; als darauf ein Priester Morelos eine neue Revolution versuchte, endete er 1815 wie sein Vorgänger. Außer dem jüngern Mina, der nach dem mißlungenen Aufstandsversuche in Spanien nach England entflohen war, mit englischem und nordamerikanischem Gelde eine Truppe Abenteurer geworben hatte und mit ihr in Mexiko landete, waren kaum noch einige aufständische Guerillas in den Gebirgen und dem öden Texas übrig, welche da und dort einzelne Spanier überfielen und ermordeten.

Mina bewirkte keine allgemeine Erhebung, er wurde gefangen und den 27. Oktober 1817 erschossen. So unterlag der Aufstand allenthalben mit Ausnahme von Buenosayres, das sich 1816 wieder empört hatte; hier hielt er sich theils durch die günstige Lage der Stadt, vornehmlich aber durch die Theilnahme der halbwilden Hirten (Gauchos) in den Pampas und durch englisches Geld, womit diese besoldet wurden. Von Buenosayres als dem Vorderland gedeckt konnte sich Paraguay ohne alle Gefahr unabhängig erklären und erhalten, es fand aber für gut, sich in dem Dr. Francia einen Diktator zu geben, der im Stande war, alle inneren Unruhen im Keime zu ersticken. England drückte durch seine Politik ohne Unterlaß auf Spanien; es konnte zwar dessen Kolonieen nicht erobern (von 1806—1808 waren die Versuche gegen Buenosayres gänzlich mißlungen), aber es wollte sie wenigstens von Spanien ablösen, sowohl um sie als Märkte für die englische Industrie auszubeuten, als um den Aufschwung der spanischen Seemacht für immer zu verhindern. Aehnlich handelte die nordamerikanische Republik; sie beanspruchte seit 1803 das spanische Florida als einen Theil von Louisiana, und 1817 nahm es General Jackson ohne weitere Umstände weg, so daß Spanien froh sein mußte, als ihm nach langen Unterhandlungen fünf Millionen Dollars als Entschädigung bezahlt wurden.

Außerdem dachten die Nordamerikaner schon damals daran, alle europäischen Mächte vom amerikanischen Boden zu vertreiben, ein Plan, dessen Ausführung die Hegemonie des großen Erdtheils ohne Frage an die Union bringen wird. Es wäre sonst für Spanien schon schwer genug gewesen seine Kolonieen gegen die von England und Nordamerika unterstützte Empörung zu behaupten, gewonnenes Spiel aber bekam diese, als am 1. Januar 1820 auf der Isla de Leon gerade die nach Amerika bestimmten Truppen revoltierten und die Konstitution ausriefen, was zum Bürgerkriege, zu der französischen Intervention und zum finanziellen Ruin führte. Auf die Nachricht von dem Aufstande Riegos organisierte der kreolische Adel in Mexiko mit aller Umsicht eine allgemeine Revolution; sie brach unter Guerrero im Westen aus und der Vicekönig Apodaka, der nur sehr wenige spanische Truppen zur Verfügung hatte, mußte die einheimische Miliz aufbieten und den Oberbefehl dem adeligen Kreolen Augustin Iturbide übergeben, der als Oberst gegen Hidalgo und Morelos wesentliche Dienste geleistet hatte, sich aber zurückgesetzt glaubte und deßwegen eines der Häupter der Verschwörung wurde. Er ging mit seinen Leuten zu den Insurgenten über und der wehrlose Vicekönig war zufrieden, als er am 24. August 1821 einen Vertrag abschließen konnte, dem gemäß Mexiko von Spanien unabhängig, aber ein Königreich unter einem spanischen Prinzen werden sollte. Die Kortes zu Madrid verwarfen den Vertrag mit großer Entrüstung, Mexiko aber riß

sich jetzt gänzlich von Spanien los. Durch das Militär und das gemeine Volk ließ sich hierauf Iturbide am 21. Mai 1822 als Kaiser Agostino I. der Große ausrufen, wodurch er die adeligen Kreolen, die einen Prinzen auf dem Throne sehen wollten, die Anhänger Spaniens und die Republikaner gleich sehr ärgerte. Iturbides Herrlichkeit dauerte auch nicht lange; Soldaten und Beamte wollten bezahlt sein, die Steuern hingegen nicht eingehen, das ausgegebene Papiergeld konnte es zu keinem Kredite bringen, Iturbide verlor Macht und Ansehen, und dieser amerikanische Napoleon kam seiner gewaltsamen Absetzung durch Abdankung zuvor (20. März 1823). Nun erklärte sich Merixo den 4. Oktober zur Republik und gab sich eine der nordamerikanischen nachgebildete Verfassung, erhielt die Anerkennung Englands und Nordamerikas, zudem in London ein Anlehen von 8 Millionen Pf. Sterling. Iturbide aber, der aus seiner Verbannung, Napoleon abermals nachäffend, zurückkehrte und seine Adler aufpflanzte, wurde ohne Mühe gefangen genommen und den 19. Juli 1824 erschossen. Der Kongreß zu Verona, der 1822 die europäischen Aufstände ohne Ausnahme verurtheilte, machte Miene auch die amerikanischen durch energische Unterstützung Spaniens niederzuschlagen, mußte sich jedoch zurückhalten, als England sich entschieden dagegen erklärte und der Präsident Monroe in Washington den Satz aufstellte, die Union werde die Einmischung europäischer Mächte in die spanisch-amerikanische Sache nicht dulden. So machte sich Merixo ohne viele Anstrengung von der spanischen Herrschaft los; 1825 ergab sich das Inselfort San Juan d'Ulloa vor Verakruz, 1829 wurden 4000 Spanier, die unter General Barradas Tampiko besetzt hatten, durch ein unbedeutendes Gefecht zum Abzug genöthigt. Aber Merixo hatte mit der Freiheit sein Unglück errungen, denn es arbeitet seit dieser Zeit an seiner Zerstörung. Die merixanische Bevölkerung besteht nämlich 1) aus dem zahlreichen ehemaligen Kreolenadel (den Nachkommen der Konquistadoren oder Eroberer Merixos und andern großen Grundbesitzern spanischer Abkunft); 2) dem Adel schließt sich eine verhältnißmäßig schwache städtische Bevölkerung an; denn die geborenen Spanier (22,000) wurden 1823 aus dem Lande vertrieben, so daß den Handel größtentheils Fremde inne haben, die sich um schnellen Gelderwerb, aber keineswegs um die Zukunft Merixos bekümmern. Die Hauptmasse der städtischen Bevölkerung, ein müßig in den Tag hineinlebendes unruhiges Volk, besteht meistens aus Farbigen; 3) diese und die Indianer machen wenigstens $^2/_3$ der Gesammtbevölkerung aus. Die Indianer wurden von der alten spanischen Regierung viel menschlicher behandelt als gegenwärtig von der nordamerikanischen Republik; denn sie behielten ihre Freiheit, ihren Grundbesitz, selbst ganze Distrikte, hatten keine Frohndienste zu leisten, lebten demnach glücklicher als unter der Despotie der Azteken, die jährlich Chiliaden von Men-

schenopfern forderte; sie waren zum Christenthum bekehrt, wurden jedoch weder zu bürgerlichen, noch zu militärischen, noch zu kirchlichen Aemtern zugelassen, also doch als untergeordnete Rasse behandelt und waren gegen die Weißen um so leichter zu erbittern, als sich überall bei ihnen Ueberbleibsel von dem heidnischen Glauben ihrer Vorfahren erhalten haben. Aus der Vermischung der Weißen, Indianer und Neger sind die verschiedenen Abstufungen der Farbigen oder Mischlinge entstanden, die nur die schlechten Eigenschaften ihrer Eltern und keine einzige ihrer guten geerbt haben sollen. Sie sind in der Regel gegen die Weißen feindseliger als Indianer und Neger, arbeiten wie diese nur das Nothwendigste und finden ihren Lebensunterhalt um so leichter, als das Klima und der natürliche Reichthum des Landes an Früchten und Thieren fast überall unerschöpflich ist. In Meriko besteht demnach trotz der Republik eine große Ungleichheit unter der Bevölkerung, die sich nicht allein auf Besitz und Bildung gründet, sondern auf die Hautfarbe, auf die Rasse, welcher Unterschied sich als der allergehässigste herausstellt. Diese Elemente bekämpfen sich seit 1822 unaufhörlich; der Adel und fast alle weißen Grundbesitzer strebten mit der höhern Geistlichkeit zuerst nach einer Monarchie unter einem spanischen Prinzen, und seitdem diese unmöglich ist, halten sie an einer möglichst centralisierten republikanischen Verfassung fest, weil sie nur durch eine solche die Farbigen, die Indianer und kleineren Städte von der Hauptstadt aus zu beherrschen und die Zertrümmerung des Staates aufzuhalten im Stande sind. Die andere Partei nimmt eben deßwegen den Föderalismus zum Schiboleth, d. h. sie verlangt für die einzelnen Staaten der Bundesrepublik mehr Freiheit und ihre „Pronunciamentos" erfolgen in der Regel in den Provincialstädten, wie die der andern Partei in der Hauptstadt. Nicht drei Jahre verflossen seit der Proklamation der Republik, als der Bürgerkrieg ausbrach; am 7. Januar 1828 wurde General Bravo, das Haupt der Centralisten, bei Tulamingo von den Föderalisten unter General Guerrero, einem Farbigen, geschlagen, worauf dieser Präsident wurde, die Verfassung änderte und auch die Sklaverei aufhob. Doch am 22. Dezember 1829 wurde er durch eine Revolution aus der Hauptstadt vertrieben, setzte aber den Krieg fort, siegte am 27. September 1830 bei Teraka, wurde zuletzt an seinen Gegner, den Präsidenten Bustamente, verrathen und am 17. Februar 1831 erschossen. Diesen stürzte 1833 der General Santa Anna und centralisierte die Verfassung noch mehr; als aber Santa Anna 1836 von den Teranern bei S. Jacinto überfallen und gefangen wurde, kam Bustamente wieder ans Ruder.

Nach Teras waren mehr und mehr Nordamerikaner eingewandert, die bewaffneten Widerstand leisteten, als Santa Anna sie einschränken wollte, und ihn selbst gefangen nahmen; für die verlorene Provinz war

es wohl kein Ersatz, daß Spanien im gleichen Jahr die Unabhängigkeit Merikos anerkannte. Im Jahre 1838 gab die merikanische Regierung der französischen keine Genugthuung für die Beeinträchtigung französischer Kaufleute, mußte sich aber dazu verstehen, als französische Schiffe die merikanischen Häfen blockierten und San Juan d'Ulloa zusammenschoßen. Der aus der Gefangenschaft zurückkehrende General Santa Anna wurde 1843 wieder Präsident, doch schon das Jahr darauf von den Generalen Paredes und Bravo gestürzt und aus dem Gebiete der Republik verwiesen, Herrera aber auf den Präsidentenstuhl erhoben. Die nordamerikanische Republik nahm, England zum Trotze, Teras, das sich als selbstständiger Staat konstituiert hatte, 1845 in die Zahl ihrer Staaten auf (Anneration nannten die Amerikaner diese neue Weise zu erobern), was die Merikaner so reizte, daß es im Sommer 1846 zum Krieg kam. Der nordamerikanische General Zacharias Taylor drang von Teras in das merikanische Gebiet ein und siegte bei Palo Alto den 2. Mai, bei Matamoros am 8. und 9. Mai, bei Monterei in Neu-Leon am 24. September, bei Buena Vista den 22. und 23. Februar 1847; General Skott aber landete bei Verakruz, nahm diese Stadt sowie San Juan d'Ulloa nach kurzer Belagerung, und rückte dann landeinwärts gegen die Hauptstadt, in welche er den 15. September nach den Siegen bei Cerra Gordo (17. und 18. April), bei Churubusko (19. und 20. August) einzog. Der merikanische Kongreß war nach Queretaro ausgewandert und trat im Frieden vom 2. Februar 1848 Teras, Utah, Neumeriko und Oberkalifornien an die nördliche Schwesterrepublik gegen 15 Millionen Dollars ab, welcher ungeheuren Ländermasse 1854 nachträglich gegen einige Millionen ein weiterer Landstrich im Südwesten beigegeben wurde (Gasden-Vertrag; die Gränzlinie lauft von Fort Passo del Norte am Rio Grande del Norte bis zur Mündung des Rio Kolorado in den kalifornischen Meerbusen). In Meriko gewannen nun die Föderalisten wieder die Oberhand; in diesem und jenem Staate erließ der eine oder andere General sein „Pronunciamento", in welchem die Worte Freiheit und Vaterland die große Rolle spielten, machte sich zum Chef des Staates und versuchte so an die Spitze des Gesammtstaates zu kommen; letzteres gelang jedoch nicht mehr, weil andere Generale und Staaten eben so patriotisch waren. Dagegen trennte sich Yukatan 1841 von Meriko und wurde von Nordamerika anerkannt; Tamaulipas, Neu-Leon, Kohahuila versuchten dasselbe; ein abenteuernder Franzose, der Graf Raousset-Boulbon, wollte Sonora 1852 auf eigene Faust erobern (er wurde 1854 gefangen und erschossen). Die Selbstauflösung Merikos schien rasch verlaufen zu wollen, als 1853 Santa Anna sich der Diktatur bemächtigte und mit strenger Gewalt die Zügel faßte. Der farbige General Alvarez erhob sich aber im Westen gegen den Diktator im Namen der Freiheit und des Vaterlandes und vertrieb ihn im Sommer 1855. Das Schauspiel des Bürgerkriegs dauerte aber auch jetzt noch ununterbrochen

fort; dazu kommt noch die indianische Plage; in Yukatan haben sich die Indianer förmlich unabhängig gemacht und drohen die Weißen zu vertilgen; im Süden und Südwesten führen die berittenen Apatschis und Komantschis Raubzüge bis tief in das mexikanische Gebiet aus, und haben das goldreiche Sonora bereits zur Einöde gemacht und die friedlichen ackerbautreibenden Indianer ausgemordet. Die Gränzforts (Presidios) sind zerfallen, ebenso wie die Kirchen und Missionshäuser, in welchen spanische Mönche mit bewunderungswürdigem Erfolge civilisiert hatten. Mexikos Schicksal scheint entschieden; die große nordamerikanische Republik wird es allmählig in sich aufnehmen, nordamerikanische Büchsenkugeln und Bowiemesser aber die wilden Indianer zur Ruhe bringen. (Eine neue Phase trat 1662 ein: die nordamerikanische Union lag im Bürgerkriege, Napoleon III. trug seine Waffen nach Mexiko und setzte den Erzherzog Maximilian als Kaiser ein; doch nach dem Sieg der Union über die Sklavenstaaten zwang Präsident Johnson den französischen Kaiser 1866 durch Drohungen zum Abzuge aus Mexiko.)

Aehnlich wie die Geschichte Mexikos entwickelte sich die der andern spanischen Kolonieen. Von dem Aufstande in Buenosayres und wie dieser durch englische Hilfe nicht nur glückte, sondern auch Paraguay nach sich zog, ist oben gesprochen worden; von Buenosayres aus wurde Chili revolutioniert, von Chili Peru (1820), während gleichzeitig der Aufstand auch in Venezuela ausbrach. Die Hauptanführer waren: San Martin, Sukre, Paez und Simon Bolivar (geb. zu Karakkas 1783); Nordamerika und England anerkannten die neuen Republiken, in England fanden sie Anlehen, der englische Admiral Kochrane rüstete mit englischem Gelde ein Geschwader aus und verdrängte die spanischen Schiffe aus den Gewässern Perus und Chilis, wodurch der Erfolg des Aufstandes nicht wenig beschleunigt wurde. Anfangs behaupteten die spanischen Generale die Oberhand im freien Felde, aber nach 1821, d. h. nach der Revolution Riegos auf Isla de Leon, erhielten sie von dem Mutterlande keine wirksame Unterstützung mehr, wohl aber verpflanzte sich die in Spanien herrschende Zwietracht auch unter die in Amerika kommandierenden Generale. Die entscheidende Schlacht gewann Sukre bei Ayakucho in Peru auf der Ostseite der Andes den 9. Dezember 1824, worauf die spanischen Generale kapitulierten und sich nach Europa einschifften; nur das Fort Kalloo hielt sich bis zum 19. Januar 1826, der letzte Platz, den die Spanier auf dem amerikanischen Festlande besaßen, da 1821 auch Centralamerika dem allgemeinen Beispiele gefolgt war. Bolivar wollte aus Peru, Quito, Neugranada und Venezuela eine große südamerikanische Union, Kolumbia, mit möglichst starker Centralgewalt gründen, aber das Werk gelang nicht, denn nicht nur die ehemaligen Vicekönigreiche und Generalkapitanerieen, sondern auch Provinzen, und selbst Distrikte wollten unabhängig sein. Seine eigenen Waffen-

gefährten empörten sich gegen ihn, den „Befreier" (el libertador), er dankte 1829 ab und starb den 10. Dez. 1830 (der Sieger von Ayakucho, Sukre, war den 25. März des gleichen Jahres ermordet worden).

Aus den spanischen Kolonieen in Südamerika haben sich bis jetzt folgende Staaten gebildet: 1) Die argentinische Bundesrepublik oder Rio-Platastaaten, aus 13 Staaten bestehend mit der Hauptstadt Buenosayres; sie ist wie Mexiko in die Parteien der Centralisten und Föderalisten gespalten, der Schauplatz unaufhörlicher Bürgerkriege, zeitenweise von einem Diktator tyrannisiert (1835 bis 1852 von Manuel Rosas, der jetzt als Flüchtling in England lebt). 2) Die Banda Oriental oder Uruguay, von der Hauptstadt auch Montevideo genannt, war während der Revolution von Brasilien okkupiert, von 1826 bis 1828 der Zankapfel zwischen Buenosayres und Brasilien, seit 1829 selbstständige Republik und bis 1852 in fortwährendem Bürgerkriege, in dem die Generale Ribera und Oribe einander die Diktatur streitig machten und der letztere von Manuel Rosas unterstützt wurde. 3) Paraguay, der ehemalige so vielfach besprochene Jesuitenstaat, bekam in dem Doktor Francia (geb. 1760) 1819 einen Diktator, welcher es bis zum 10. September 1840 mit unumschränkter Gewalt regierte. Er schloß es von dem Auslande gänzlich ab und gestattete nur den nothwendigsten Handelsverkehr, überwachte alle demokratischen Regungen unter den reichen Kreolen auf das strengste, führte aber den Staatshaushalt musterhaft und konnte deßwegen sich auf eine wohlbezahlte Militärmacht stützen, hielt Ruhe und Ordnung aufrecht und stand darum bei dem gemeinen Volke in hohem Ansehen; selbst nach seinem Tode, seitdem Paraguay wieder Republik geworden und dem Auslande mehr geöffnet ist, dauern die guten Folgen von der Zucht des Dr. Francia noch fort. (Paraguay gerieth 1865 mit Brasilien in Kampf, das von der argentinischen Republik und Uruguay unterstützt wird; im März 1867 war noch keine Entscheidung erfolgt). 4) Chili; hier dauerte der Kampf zwischen der bürgerlichen und militärischen Partei bis 1828, wo erstere den Sieg davon trug. Von 1837 bis 1839 schlug es sich mit Peru herum, dessen Diktator Santa Kruz das Reich der Inka wieder herstellen wollte; es stürzte denselben, erfreute sich bis in die neueste Zeit eines dauernden Friedenszustandes und nahm eine ziemliche Anzahl deutscher Einwanderer auf. 5) Ekuador, 6) Neugranada und 7) Venezuela, in welche Bolivars Kolumbia zersprungen ist, lassen nichts anderes von sich hören, als wenn ein Präsident oder Diktator, die immer Generale sind, durch einen andern General gestürzt wird; desgleichen 8) Peru und 9) Bolivia (früher Oberperu trägt es den neuen Namen Bolivarn zu Ehren).

In dem centralen Amerika bildete sich 1823 eine Bundesrepublik,

die sich von ihrer geographischen Lage Centralamerika nannte, nach langen Bürgerkriegen aber spaltete sie sich in die Republiken: Guatemala, Honduras, San Salvador, Kostarika, Nikaragua und in ein indianisches sogenanntes Königreich Mosquito, dessen baarfüßiger Beherrscher ein englischer Schützling ist. Diktator von Guatemala war von 1839 bis 1865 der Indianer Karrera, zuerst Schweinhirt, dann Trommelschläger, Bandenchef und General, der seine widerspenstigen Republikaner so kräftig in Ordnung zu halten wußte, als vor Zeiten seine Heerde. Diese kleineren Republiken gewinnen in unseren Tagen eine große Bedeutung als die Brücken vom atlantischen zum stillen Ocean und sind bereits so ziemlich in den Händen der Nordamerikaner.

Die Früchte, welche die sogenannten Freiheitskriege der spanisch-amerikanischen Kolonieen trugen, sind demnach keine glänzenden. Als während derselben die heilige Allianz die Revolutionen in Europa erdrückte, wiesen die europäischen Liberalen hinüber auf Amerika, von wo das heilige Feuer der Freiheit herüber leuchte über den Ocean, feierten in Paez einen republikanischen Ritter sonder Furcht und Tadel und sahen selbst Washington durch Bolivar übertroffen. Noch jetzt wird von dieser Seite her versichert, die jugendlichen Staaten in Amerika müssen sich eben zuerst austoben, dann werden sich die Zustände klären und zur Freude und Ehre der Menschheit ausbilden. Schade, daß solche Hoffnungen auf Selbsttäuschung beruhen; in diesen Republiken ist nicht ein einziges Element für eine solche Staatsform vorhanden, und wenn vollends die kirchliche Zucht beseitigt ist, welche die Leidenschaften noch allein etwas zügelt, so wird sich die Freiheit der Wald- und Wüstenbewohner entwickeln, werden die Indianer mit den Farbigen die Oberhand gewinnen, da die amerikanischen Angelsachsen unmöglich den ganzen Erdtheil in sich aufnehmen und verdauen können.

Portugal (von 1815—1830).

Wo möglich noch trauriger als das Schicksal Spaniens gestalteten sich die Dinge für Portugal. Es war durch Wellington von den Franzosen befreit worden und ein portugiesisches Heer hatte unter dem englischen Feldherrn und im englischen Solde die Franzosen über die Pyrenäen zurücktreiben helfen. Der vor Napoleon geflüchtete Hof blieb aber nach dem Kriege in Rio Janeiro zurück, so daß die Kolonie Brasilien das Hauptland zu sein schien. Portugal selbst hatte zwar einen Regentschaftsrath, eigentlich aber war Regierung und Verwaltung in englischen Händen, wie auch die Armee von dem Lord Beresford kommandiert wurde, der sie durch englische Offiziere im Kriege gegen Napoleon eingeschult hatte. Das portugiesische Volk haßte die herrschenden schroffen Fremdlinge bitter, und doch muß sich Portugal auch heute der

englischen Schutzherrschaft fügen, wenn es nicht in Spanien, von dem es doch nur ein (freilich schon seit 700 Jahren) losgetrenntes Stück ist, aufgehen soll. Eine Militärverschwörung unter General Freyre wurde von Beresford mit blutiger Strenge unterdrückt, als aber 1820 der spanische Militäraufstand gelungen war, wirkte dies Beispiel unwiderstehlich auf Portugal. Am 24. August erhob sich die Besatzung zu Oporto, am 1. Oktober folgte die in Lissabon, in beiden Städten schloß sich die Bürgerschaft den Soldaten an, auch das Landvolk war der, wie es glaubte, gegen die Engländer gerichteten Bewegung günstig, so daß sich eine Junta aus allen Parteien bilden konnte, welche den König Johann VI. (der bis zu dem Tode seiner wahnsinnigen Mutter Maria, 1816, Regent gewesen war) aus Brasilien zurückrief, zugleich aber nach dem spanischen Vorgange allgemeine Kortes erwählen ließ und in Lissabon versammelte. Dieses portugiesische Parlament entwarf nun eine Verfassung, die noch weniger monarchisch als die spanische war, indem sie das Veto dem Könige gänzlich entzog. Ein Militäraufstand in Brasilien erzwang für diese Kolonie dieselbe Verfassung mit der sich begreiflicher Weise der König um so weniger befreunden konnte, als sie offenbar zur Unabhängigkeit Brasiliens führen mußte. Er ließ seinen ältesten Sohn Dom Pedro als Prinzregenten in Brasilien zurück und schiffte sich gegen Ende des Jahres 1821 nach Portugal ein. Hier ahmten die portugiesischen Kortes den spanischen auch darin nach, daß sie Forderungen der großen amerikanischen Kolonie rund abschlugen und Dom Pedro zurückriefen, worauf die brasilianischen Kortes Brasilien unabhängig erklärten (1. August 1822) und Dom Pedro sich am 12. Oktober zum Kaiser ausrufen ließ, um Brasilien wenigstens für die Dynastie Braganza zu retten. Der Eindruck dieser Begebenheiten verstärkte nur die Mißstimmung der Portugiesen gegen die Regierung der Kortes; sie wollten so wenig als das spanische Volk einen König, der nur den Namen, aber keine Macht hätte, sie wollten dem Adel nicht alle Berechtigung entziehen und noch weniger den Einfluß der Geistlichkeit für immer vernichten und zu diesem Zwecke das Kirchengut säkularisieren. Die Kortes hatten ihren Anhang ausschließlich in der Bürgerschaft der wenigen größeren Städte und ihre Stütze in dem Heere, aber nur insofern als die meisten Offiziere, nicht die gemeinen Soldaten, dieser Partei angehörten. Der König selbst ertrug die ihm aufoktroyierte Verfassung höchst ungerne, konnte sich jedoch noch nicht dazu entschließen, gegen sie einen Streich zu führen, weil er (als Moderado) nicht abgeneigt war, eine die königliche Gewalt mehr schonende Verfassung (Charte) zu genehmigen. Aber die Königin Donna Karlotta, Ferdinands VII. Schwester, und der Infant Dom Miguel theilten diese Gesinnungen nicht und als das Schicksal der spanischen Kortes durch den Einmarsch der Franzosen 1823 besiegelt war, stürzten sie die Verfassung und jagten die Kortes aus Lissabon fort. Damit war jedoch für Portugal nichts gewon-

nen, denn wie die spanische Königsfamilie sich parteite, so geschah dieses auch bei der portugiesischen: Dom Pedro in Brasilien war ein Liberaler, Johann VI. ein Moderado, Donna Karlotta aber und Dom Miguel allem konstitutionellen Wesen grimmig feind. Durch die Palastrevolution von Bembosta (30. April 1824) bemächtigten sich die letzteren der Gewalt, verloren sie jedoch wieder, als es dem Könige gelang, am 9. Mai auf ein im Tajo liegendes englisches Linienschiff zu entkommen und der englische wie der französische Gesandte ihn im Namen ihrer Höfe mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln unterstützten. Der König verbannte den Infanten und versprach eine neue Verfassung, die er jedoch nie erließ, sondern bis zu seinem Tode (10. März 1826) als unumschränkter König unter englischem Einflusse fortregierte. Jetzt trat der eigenthümliche Fall ein, daß nach dem für die Thronfolge in Portugal geltenden Rechte Dom Pedro Thronerbe war, während er zugleich die Krone Brasiliens trug, das sich von Portugal getrennt hatte. Dom Pedro schlug einen Weg ein, der alle Parteien befriedigen sollte: er nahm die portugiesische königliche Krone an am 19. April 1826, gab den 2. Mai Portugal eine Verfassung nach dem Muster der französischen von 1814, dankte hierauf als König von Portugal zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria da Gloria ab, welche sich später mit ihrem Oheim Dom Miguel, dem Haupte der Absolutisten, vermählen sollte. Ein Aufstand derselben, den der Marquis von Chaves erregte und Spanien unterstützte, wurde schon durch das Erscheinen eines englischen Korps, das Minister Kanning abschickte, unterdrückt, Dom Miguel selbst ging alle ihm vorgelegten Bedingungen ein, beschwor die Verfassung, verlobte sich durch Prokuration mit seiner Nichte, wurde dann den 3. Juli 1827 während deren Minderjährigkeit zum Regenten ernannt und kehrte 1828 im Februar nach Portugal zurück. Er beschwor die Verfassung noch einmal und übernahm die Regentschaft, dann aber schickte er die Kortes heim und entließ das Ministerium, berief die alten Kortes (von Lamego) und ließ sich den 25. Juni zum rechtmäßigen König von Portugal ausrufen. Ein Aufstand in Oporto scheiterte, das englische Toryministerium (Aberdeen-Wellington) mischte sich nicht ein, weil Portugal dem englischen Einflusse und Markte doch sicher blieb, und nun begann eine Verfolgung der Liberalen in einem noch schrecklicheren Maße als in Spanien, obwohl Dom Miguels Gegner gewiß vieles Uebertriebene verbreitet haben, z. B.: 13,000 Portugiesen konnten sich nur durch die Flucht retten, 10,000 wurden hingerichtet, 26,000 waren 1831 in den Gefängnissen! Jedenfalls war die Regierung Dom Miguels nicht geeignet, Portugal zu beruhigen, so wie er es auch vergeblich versuchte, Terceira zu erobern, eine der azorischen Inseln, auf welcher sich die geflüchteten Liberalen unter dem Grafen Villaflor festgesetzt hatten. Selbst die Achtung der ausländischen

Regierungen wurde in die Schanze geschlagen; die englische und die französische Regierung erhielten auf ihre Beschwerden wegen des Unrechts, das einigen ihrer Unterthanen durch portugiesische Regierungsbeamte widerfahren war, nicht eher Genugthuung, als im Frühling 1831 eine englische Flotte den Tajo blockierte, im Sommer eine französische die Einfahrt erzwang und den königlichen Palast zu bombardieren drohte.

Brasilien (von 1822—1854).

Seit Dom Pedro I. am 18. Dezember 1822 als Kaiser von Brasilien gekrönt wurde, war es mit dem Negerkaiserthum auf der Insel Hayti die einzige Monarchie in Amerika, bei 132,000 □Meilen groß, mit dem herrlichsten Flußsysteme auf der ganzen Erde (Amazonenstrom mit 60 Nebenflüssen von der Größe der Donau und des Rheins) und einem Reichthume der mannigfaltigsten Erzeugnisse, der höchstens von Ostindien übertroffen wird. Auf diesem ungeheuren Gebiete leben aber nach der höchsten Schätzung 7½ Millionen Einwohner, von denen 6% Ureinwohner oder Indianer, 49% Neger, 23% Mischlinge, 22% Weiße sind. Von den Indianern hausen die meisten Horden in den Wildnissen als Kanibalen, die wenigen ausgenommen, welche durch die alten Missionen civilisiert sind; von den Negern ist ungefähr die Hälfte frei, die andere besteht aus Sklaven. Die freien Neger wie die Mischlinge werden übereinstimmend als ein arbeitsscheues, ausschweifendes und verrätherisches Gesindel geschildert, und die portugiesischen Kreolen haben einen nicht viel bessern Ruf. Wie soll unter solchen Verhältnissen aus Brasilien eine Achtung gebietende Monarchie werden? Dom Pedro I. wurde zwar 1825 durch Englands Verwendung von Portugal anerkannt, erlebte aber auf dem Throne wenig Glück. Der Krieg mit Buenosayres um die Banda Oriental (1825—1828) hatte keinen glücklichen Erfolg; er und die inneren Unruhen machten eine Ordnung des gestörten Finanzwesens zur Unmöglichkeit, worüber die Brasilier, obwohl sie selbst die Ursache waren, sich bitter beschwerten. Am meisten aber ärgerte es sie, als Dom Pedro sich Portugals annahm und seine Tochter Donna Maria als Königin einsetzen wollte. Am 5. und 6. April 1831 kam es deßwegen in Rio Janeiro zu Unruhen und bis auf 4 Soldaten fielen alle Truppen von dem Kaiser ab, am 7. entsagte dieser dem Throne zu Gunsten seines 6jährigen Sohnes Pedro II. und segelte auf einem englischen Kriegsschiffe nach Europa. Die Regentschaft hielt mit Mühe die Ruhe aufrecht, die Parteien in den Kortes stürzten sie jedoch und bewirkten, daß der Kaiser vor der gesetzlichen Zeit volljährig erklärt wurde. Die Ruhe wurde zwar später noch einigemal gestört, doch 1853 ein glücklicher Krieg gegen den Diktator von Buenosayres, Manuel Rosas, geführt und 1854 ein republikanischer Aufstand in der Provinz

Rio grando do Sul unterdrückt. Die republikanische Partei hat in Brasilien eine ganz eigene Bedeutung; sie besteht fast ausschließlich aus den freien Negern und Mischlingen, denen die Negersklaven alsbald zufallen würden, wenn ein Aufstand gelänge. In diesem Falle würde Brasilien ein zweites Hayti, wo die Weißen zuerst von den Negern und Mischlingen, dann diese von den Negern abgeschlachtet würden. Seitdem durch die Engländer die Sklaveneinfuhr fast unmöglich geworden ist, bemüht sich die Regierung sehr, die Einfuhr ostindischer Arbeiter, der Kulis, zu befördern und in Deutschland durch Agenten Auswanderer anzuwerben, welche die mangelnde Sklavenarbeit ersetzen sollen; die glänzenden Versprechungen werden aber von den Brasilianern nie gehalten, die deutschen Arbeiter gehen in der Regel durch das Klima und Elend zu Grunde, und nur einige wenige Kolonieen in gesunderer Lage, wo die Einwanderer Grundeigenthümer oder Pächter sind, sollen gut gedeihen. Begreiflich hat die brasilianische Regierung unter ihren Kreolen, Mulatten und Schwarzen einen noch schlechteren Stoff zu Soldaten als zu Arbeitern, sie suchte deßwegen durch Werbungen in Europa, besonders in Deutschland, ihre Militärmacht in einen solchen Stand zu setzen, um die brasilianischen Republikaner, die Wilden und Sklaven in Respekt zu halten. In den zwei Kriegen gegen Buenosayres fochten die deutschen Söldner mit größter Tapferkeit, im letzten namentlich warf die holsteinische Reiterei die centaurischen Gauchos; aber nach dem ersten Kriege wurden sie so schlecht behandelt, daß sie endlich revoltierten und zu Grunde gingen, nach dem zweiten hatten sie kein besseres Schicksal, doch sollen diesmal die Deutschen durch Insubordination ihr Unheil selber herbeigeführt haben. (Später nahm Brasilien unter Pedro II. einen ungeahnten Aufschwung, der Krieg mit Paraguay stellt jedoch Alles wieder in Frage. (s. S. 403).

Drittes Kapitel.

Italien (von 1815—1830).

Die französische Herrschaft über Italien war durch Treulosigkeit und Ströme von Blut begründet worden und unter dem Jubel des Volkes mußte sie 1814 und 1815 vor den österreichischen Waffen weichen; dessen ungeachtet schickte sich Italien an, die Rolle Spaniens und Portugals nachzuspielen. Daß es nicht der Schauplatz unaufhörlicher Bürgerkriege wurde und deren Verwüstungen nicht erleiden mußte, verdankte es allein der bewaffneten Aufsicht Oesterreichs. Unter der Herrschaft Murats über Neapel hatte sich die geheime Gesellschaft der Karbonari (Kohlenbrenner) gebildet, die gegen die französische Herrschaft gerichtet, also dem deutschen Tugendbunde ähnlich war, nach der Vertreibung der Franzosen aber kehrte sie sich gegen die monarchische Verfassung der

einzelnen italienischen Staaten und besonders gegen die sogenannte Fremdlingsherrschaft, d. h. gegen Oesterreichs Herrschaft über das lombardisch-venetianische Königreich, unter welcher dieses eines der blühendsten Länder der Erde geworden ist. Die Karbonari verschworen sich, um die Einheit Italiens wieder herzustellen, als ob es je eine solche gegeben hätte; allerdings hatte das römische Schwert alle nichtrömischen Italiener bezwungen und auf diese Weise geeinigt, aber sowie das römische Reich zerfiel, löste sich auch Italien, das nicht ein einzelner Staat, sondern nur ein Stück des großen Cäsarenreichs gewesen war, in einzelne Staaten auf. Aus der Römerzeit blieb den Italienern nichts als das Andenken an dieselbe und ihre Sprache, wenn aber diese beiden Elemente eine politische Einheit begründen würden, so würde sich z. B. das spanische Amerika nicht in der Weise zersplittern und befehden, wie es wirklich geschieht. Die Geschichte Italiens im Mittelalter, in welchem dasselbe eine bewunderungswürdige Fülle jeder Kraft entwickelte, schien bisher der unwidersprechliche Beleg dafür zu sein, daß Italien durch seine natürliche Beschaffenheit als langgestreckte, vielfach gegliederte Halbinsel ebenso sehr als durch die Rivalität seiner Länder und Städte nicht geeignet ist, einen Einheitsstaat zu bilden (dies Urtheil hat Napoleon, der mehr Italiener als Franzose war, auf St. Helena ausgesprochen). Die neue Geschichte bezeugt dies nicht minder; kaum hatte König Ferdinand IV. 1815 nach Murats Vertreibung den Thron bestiegen und Neapel und Sicilien als Ferdinand I. unter eine gemeinsame Regierung vereinigt, als sich in Sicilien große Unzufriedenheit zeigte; denn der Sicilianer ist gegen den Neapolitaner eifersüchtig bis zum tiefen Hasse und würde im besten Falle seine Insel mit Neapel höchstens durch eine Personalunion, wie z. B. dies bei Norwegen und Schweden der Fall ist, verbinden. Diese sicilianischen Sonderungsgelüste hatten die Engländer, welche die Insel von 1805 mit einem Heere besetzt hielten (und wie Portugal regierten), in eigennütziger Absicht genährt und 1812 der Insel eine parlamentarische Verfassung nach Art der englischen gegeben. Als der König dieselbe 1815 aufhob und die Insel mit Neapel vereinigte, entstand zwar kein förmlicher Aufruhr, aber die Unzufriedenheit brütete im Stillen fort. Die höheren Stände in beiden Königreichen waren entweder von dem Geiste des Karbonarismus durchdrungen oder huldigten wenigstens dem Glauben, daß durch eine konstitutionelle Verfassung allem Uebel abgeholfen würde. Daran nämlich mangelte es jedenfalls in dem vereinigten Königreiche keineswegs, sowohl was Verwaltung als Gerichtswesen und Gesetzgebung anbelangte, so daß auch die unteren Schichten der Bevölkerung dem Regierungssysteme wenig hold waren. Als nun 1820 die Nachricht von der geglückten Revolution in Spanien und Portugal zu Neapel eintraf, so war auch für

die Neapolitaner die Zeit gekommen, das spanische Beispiel nachzuahmen, und es gelang ihnen, weil die Verhältnisse ungefähr dieselben waren: die Volksmasse zwar nicht feindselig gegen den Monarchen, aber doch mißvergnügt und von der ihr durch die höheren Stände angepriesenen konstitutionellen Verfassung alles Gute erwartend; Adelige, Offiziere, Advokaten, Beamte, Professoren, Kaufleute rc. fast sammt und sonders dem Liberalismus huldigend. Den Anfang machten in Nola zwei Lieutenants und ein Geistlicher, den 1. und 2. Juli, den Ausschlag gaben aber die Regimenter in Neapel unter General Pepe, welche die spanische Konstitution ausriefen, von der mit Mühe ein gedrucktes Exemplar beigebracht werden konnte. Der König übertrug die Regierung dem Kronprinzen Franz als Stellvertreter und am 7. Juli proklamierte dieser wirklich die Verfassung der spanischen Kortes, während in Sicilien wilde Pöbelhaufen die Revolution mit Mord und Brand einleiteten und mit den höheren Ständen Trennung von Neapel verlangten. Neapel trug jedoch sein spanisches Gewand nur bis zum nächsten Frühjahr, denn die zu Laibach versammelten Monarchen (Januar bis März 1821) beschloßen, der neapolitanischen Revolution, welche ganz Italien in Flammen zu setzen drohte, ein schleuniges Ende zu machen. Die Exekution übernahm Oesterreich; General Frimont überschritt Anfangs März die neapolitanische Gränze, am 7. März liefen die neapolitanischen Soldaten und Milizen davon, als die ersten Kanonenschüsse in den Abruzzen widerhallten, und am 21. März zog Frimont in Neapel ein; eine Division setzte nach Sicilien über, wo General Rossarol zu guter Letzt in Messina die Republik ausgerufen hatte, und entwaffnete die ganze Insel. Neapel und Sicilien wurden nun wieder jedes nach seinen eigenen Gesetzen regiert und jedes erhielt eine Art Ständeversammlung mit sehr beschränkten Vollmachten. Von 1825—1830 herrschte als Nachfolger seines Vaters, Ferdinands I., König Franz I. als ein wohlwollender Fürst, ohne daß er jedoch im Stande war, die alten Schäden seiner Monarchie in Verwaltung und Gesetzgebung vollständig zu heilen.

Eine zweite italienische Revolution wurde in dem Königreich Sardinien aufgeführt, während der österreichische Gouverneur Graf Bubna die Revolutionsversuche, welche der Graf Gonfaloniere in Mailand einleiten wollte, mit Entschlossenheit vereitelte. Die sardinischen Karbonari glaubten den günstigsten Zeitpunkt gekommen, als die österreichische Armee nach Neapel abmarschiert war, und am 10. März 1821 riefen Offiziere und Studenten zu Turin die spanische Verfassung aus. Die meisten Städte und Garnisonen folgten diesem Beispiele, worauf König Viktor Emmanuel seinen Vetter Karl Albert, Prinzen von Karignan, der mit den Karbonari im Einverständnisse war, zum Regenten ernannte. Allein der Graf Torre führte die wenigen treu gebliebenen

sardinischen Truppen nach Novara, General Bubna eilte mit einigen österreichischen Bataillonen herbei und zersprengte am 8. April die Aufständischen, womit die Revolution ihr Ende hatte. Karl Albert dankte ab und ging nach Toskana, diente hierauf zur Abbüßung seiner Karbonarisünden als Freiwilliger in dem Heere des Herzogs von Angoulême gegen die spanischen Kortes und war beim Sturm auf den Trokadero. Er folgte 1831 dem Könige Karl Felix, Viktor Emmanuels Bruder, der vom 21. April 1821 an Sardinien ruhig regiert hatte, als König.

Viertes Kapitel.

Griechenland (der Krieg von 1821—1827).

Gleichzeitig mit den Revolutionen in Spanien und Italien begann die Erhebung der Griechen gegen die despotische Herrschaft der Türken, und alle christlichen Völker begleiteten deren Fortschritte oder Verluste mit der lebhaftesten Theilnahme. Gewöhnlich nennt man die christlichen Bewohner der Türkei mit dem Gesammtnamen Griechen (und unterscheidet von ihnen nur die Armenier), diese Griechen sind jedoch mit ganz geringer Ausnahme keine eigentlichen Griechen, d. h. Nachkommen der Hellenen. Die Bewohner der Moldau und Walachei sind mit Slaven gemischte Romanen, die Serben, Bulgaren, Montenegriner, Bosniaken 2c. Slaven, die meisten Bewohner des alten Hellas Slaven oder Albanesen und die wenigsten sind Nachkommen der Hellenen. Die türkische Herrschaft lastete auf den Griechen sowohl durch den Druck der regelmäßigen Abgaben, noch mehr aber durch die Erpressungen der Paschas und Agas, deren zügellose Gewalt Leben, Eigenthum und Ehre fortwährend bedrohte, und daneben bestanden erniedrigende Verordnungen für die Christen, welche bei der fanatischen Brutalität der gemeinen und vornehmen Türken nicht einmal durch die Gewohnheit erträglich werden konnten (Verbot gewisser Farben und Trachten, des Reitens auf Pferden, des Gebrauchs der Glocken, der Kreuze auf den Kirchen, Ehrenbezeugungen gegen jeden begegnenden Türken u. s. w.). Einzelne Bezirke jedoch, z. B. Athen, das Vorgebirge Athos, die meisten Inseln genoßen gewisser Freiheiten, theilweise regierten sie sich fast selbstständig und entrichteten nur die festgesetzten Abgaben; viele Griechen waren als Sekretäre, Aerzte und Diplomaten im Dienste des Sultans und der Paschas, und diese Griechen thaten ihren Landsleuten oft mehr Uebel an als die Türken. Daß die christliche Bevölkerung ihren Zustand schmerzlich empfinden mußte, ist natürlich, um so mehr als die Erinnerung an die Zeit des griechischen Kaiserthums nie erlöschen konnte. Die Hoffnung

einmal von den Türken erlöst zu werden sprach sich in den Prophezeiungen aus, die unter dem Volke verbreitet waren und durch die sichtbar zunehmende Schwäche des osmanischen Reichs als bestätigt erschienen. Die Kraft der Osmanen war durch Prinz Eugen in ihren Grundfesten erschüttert worden, und wenn auch der Kaiser den von Eugen vorgezeichneten Weg, welcher an das schwarze Meer geführt hätte, verließ und den Türken seinerseits Erholung gewährte, so drängte Rußland seit Peter I. um so entschiedener gegen das schwarze Meer, das Pfand der Herrschaft über Kleinasien und die unteren Donauländer. Rußland rückte auf Kosten der Türkei an die Mündungen des Kuban, des Don, des Dnieper, Dniester, bis an den Pruth und die Donau vor, in Asien über den Kaukasus bis an den Phasis und Kur und steigerte durch jeden neuen Krieg die Schwäche der Pforte. Durch die Unterwerfung der Tataren in der Krim und nogaischen Steppe erlitt die türkische Militärmacht einen unheilbaren Schlag, indem sie jene leichte Reiterei verlor, welche bisher die Schwärme der russischen Kosaken unschädlich gemacht hatte; auch das ehemals so gefürchtete Fußvolk der Janitscharen zeigte sich der neuen Taktik und Bewaffnung, die Rußland durch deutsche Offiziere empfangen hatte, immer weniger gewachsen, und der Versuch, das türkische Heer nach christlichem Muster zu organisieren, kostete 1807 dem edlen Sultan Selim III. Thron und Leben. Sein Nachfolger Sultan Mahmud II. verlor zwar im Frieden von Bukarest an Rußland nur einen kleinen Landstrich, aber Rußland sorgte dafür, daß es über die Türkei eine Art von Oberhoheit behielt. Dies geschah durch die russische Schutzherrlichkeit über die der Türkei tributpflichtigen Donaufürstenthümer, besonders aber durch das im Frieden von Kutschuk Kainardsche (1774) gewonnene und in jedem späteren Friedensschlusse bestätigte Recht des russischen Kaisers, kraft dessen er darüber wacht, daß die griechische Kirche in der Türkei in ihren Privilegien nicht beeinträchtigt werde. Dadurch erschien der russische Kaiser den Griechen als der natürliche Beschützer und künftige Erlöser, und er selbst hatte zu jeder Zeit, wann er es für gut fand, einen Anlaß, der Türkei einen neuen Stoß zu geben; wie sollte es nämlich bei dem rohen Fanatismus der Türken jemals an Gewaltthätigkeiten gegen die Griechen fehlen? Rußland hatte in seinen Kriegen gegen die Türken noch jedesmal die Griechen gegen die Türken aufgerufen, 1770 sogar die peloponnesischen, jedesmal aber im Frieden die Griechen den Türken thatsächlich preisgegeben; die barbarische Rache der letzteren machte sie den Griechen nur um so verhaßter und diese vergaßen darüber, daß Rußland sie verlassen hatte, und hofften um so mehr von der Zukunft, auf welche sie von den russischen Agenten vertröstet wurden; auch ermangelte der russische Hof niemals, den Griechen Zeichen seiner Sympathie zu geben

(Zeugen davon sind vorzugsweise Jerusalem, der Athos, überhaupt die griechischen Klöster und Kirchen). Napoleon erkannte es ganz gut, daß Rußland durch die christliche Bevölkerung die Türkei allmählig zerbröckle, wie die Wurzeln von Sträuchern und Kräutern im Laufe der Zeit ein Gemäuer sprengen, und als er über Italien gebot, auch Dalmatien und die jonischen Inseln inne hatte, entwarf er den Plan die Türken aus Europa zu vertreiben; allein weil er Rußland einstweilen noch gegen England und Oesterreich brauchen wollte, überließ er die Türkei dem Kaiser Alexander, und nach seinem Sturze hatte Rußland das entschiedene Uebergewicht in Europa. Deßwegen kehrten sich die Hoffnungen der Griechen wieder ausschließlich nach St. Petersburg und unmittelbar nach dem zweiten Pariser Frieden organisierte sich die Hetärie, die griechische Nachahmung des deutschen Tugendbundes gegen Napoleon. Ihr Stifter war der russische Minister Kapo d'Istria (er schrieb sich Kabodistria), ein Grieche aus Korfu, ihr angeblicher Zweck die Beförderung der Bildung unter den Griechen, und sie breitete sich vom Pruth bis in den Peloponnes (Morea) und über die Inseln aus. Der Ausbruch erfolgte im Januar 1821 in der Walachei durch einen Gutsbesitzer Wladimiresko, einen ehemaligen russischen Offizier, der aber mit der Hetärie in keiner Verbindung gestanden haben soll. Den Anlaß gab der eben ernannte Hospodar Kalimachi, von dem nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge die Erpressungen gefürchtet wurden, durch welche sich die neu ernannten Hospodare für die durch Bestechung der türkischen Großen verwendeten Summen (den Weg zum Hospodariate) schadlos zu halten pflegten. Wladimireskos Haufen wuchs auf 4000 Mann und den Hetäristen schien der Augenblick zum Losschlagen sehr günstig. Sie rechneten so: „Die christliche Bevölkerung wird sich allgemein gegen die Türken erheben und da sie denselben an Zahl wohl dreifach überlegen ist, muß der Aufstand gelingen, um so leichter, da auch den mohammedanischen Albanesen und Bosniaken die Türken kaum weniger verhaßt sind als den Griechen, der Pascha von Janina aber gegen die Pforte in offener Empörung begriffen und mit den kleinen Bergbewohnern Aetoliens, den Sulioten, im Bündnisse ist. Es ist daher nicht schwer, die zerstreuten Türken in den Provinzen zu überfallen und in die schlecht oder gar nicht befestigten Städte einzuschließen, ein großes christliches Heer zu sammeln und mit demselben vor Konstantinopel zu marschieren, dessen Eroberung durch den Aufstand der zahlreichen Griechen in der Stadt möglich wird." Allein die ganze Berechnung schlug fehl. Alexander Ypsilanti, ein mit den Komnenen verwandter Fanariote (Grieche von adeliger Abkunft, in Konstantinopel wohnend), General in russischen Diensten, und ein anderer Fanariote, Kantukazeno, überschritten mit etwa 30 Griechen die russische Gränze und riefen zu Jassy

alle Christen auf das türkische Joch zu zerbrechen. In Jassy und Galacz wurden auch sogleich einige hundert dort wohnende Türken umgebracht, aber die große, stumpfe Bauernmasse nahm so wenig an dem Aufstande Antheil, als ihre Herren, die schwelgenden Bojaren. Ypsilanti brachte kaum 5000 Mann zusammen, ließ zwar den ungehorsamen Wladimiresko erschießen, aber die im türkischen Solde stehenden Albanesen gingen nicht zu ihm über, er verzweifelte, daß die Griechen sich allein befreien könnten, und flehte den Kaiser Alexander von Rußland um Hilfe an. Dieser versagte sie in strengen Worten, denn eben waren auf dem Kongresse zu Laibach die Revolutionen in Spanien und Italien verurtheilt worden und hatten sich die Monarchen des Festlandes aufs neue das Wort gegeben, jede revolutionäre Bewegung zu unterdrücken, und als eine solche wurde auch die griechische betrachtet. Sie fand in der Moldau und Walachei bald ein blutiges Ende; die Türken hieben die aufständischen Schaaren zusammen (im Juni 1821; am 19. wurde bei Dragaschan die heilige Schaar aufgerieben, etwa 300 griechische Jünglinge, die größtentheils auf deutschen Hochschulen studiert hatten); Ypsilanti flüchtete nach Siebenbürgen, und wurde auf Befehl der österreichischen Regierung bis 1827 auf der Bergfestung Munkacz in Haft gehalten.

Unterdessen war auch im eigentlichen Griechenland der Aufstand ausgebrochen, im Peloponnese zu Kalavrita am 18. März, wo Erzbischof Germanos demselben eine religiöse Weihe ertheilte, und von da verbreitete er sich über Mittelgriechenland und Thessalien; überall wurden die Türken überfallen und umgebracht, wenn sie sich nicht in die Festungen retten konnten. Die Hauptstärke der Griechen waren die Bergbewohner, welche den Türken nie gehorcht hatten, z. B. die Mainoten in Lakonien, die Linlioten in Aetolien x. und die sogenannten Klephten oder Palikaren, d. h. bewaffnete Banden unter Häuptlingen, die vor dem Aufstande griechische wie türkische Dörfer ausplünderten, um Sold dem einen Pascha gegen den andern dienten, wohl auch einander selbst befehdeten. Im April folgten die meisten Inseln dem von Morea gegebenen Beispiele, namentlich Hydra, Spezzia, Ipsara, deren Namen im Alterthum kaum genannt wird, welche aber in der letzten Zeit durch Seehandel zu großem Reichthume gelangt waren. Zur Zeit der Kontinentalsperre nämlich hatten sie bald unter türkischer, bald unter russischer Flagge segelnd den größten Theil des Zwischenhandels auf dem mittelländischen Meere an sich gebracht und besaßen 1815 bereits 600 Schiffe, die zum Schutze gegen Seeräuber durch ein von dem Sultan ertheiltes Privilegium mit Kanonen bewaffnet waren. Der griechische Aufstand stützte sich daher auf eine Seemacht und mit um so größerem Erfolge, als die türkische Flotte wohl große Schiffe, aber eine um so schlechtere Bemannung hatte. Als griechische Seehelden zeichneten sich aus: Sachturi,

Tombasi, Miaulis, vor allen aber der Branderführer Kanaris, während unter den zu Lande gegen die Türken fechtenden Häuptlingen Kolokotroni, Mauromichali (Bey der Mainoten), Guras, Odysseus, Panurias, Nikitas, Karaiskaki, die Sulioten Botzarris und Tsavellas am meisten genannt wurden. Die Türken geriethen durch den griechischen Aufstand in Wuth; der Sultan forderte durch einen Hatscherif alle Moslemin zum Kampfe gegen die Ungläubigen auf und nun stürzte sich der türkische Pöbel in den Städten auf die christliche Bevölkerung, mordete Männer, schändete Weiber und verkaufte Kinder in die Sklaverei. Am schauerlichsten ging es in Konstantinopel selbst zu; der greise Patriarch Gregorios, der nicht nur der Hetärie fremd geblieben war, sondern die Aufständischen mit dem Banne belegt hatte, wurde am Ostertage mit andern Geistlichen an der Thüre seiner Kirche aufgehenkt, gegen 30,000 Griechen wurden von dem Pöbel und den Janitscharen geschlachtet, viele reiche Fanarioten auf Befehl des Sultans hingerichtet und deren Vermögen eingezogen. Diese Wütherei, welche in Adrianopel, Thessalonich, in Smyrna und an der kleinasiatischen Küste, auf Kreta und Kypern die gräuelvollste Nachahmung fand, dauerte von April bis in den Herbst; die Gesandten der christlichen Mächte erhoben in Konstantinopel vergebens Einsprache, sie selbst wurden von den Türken mit verdächtigen Augen angesehen, dem russischen, Stroganoff, widerfuhren Insulte, der Bosporus wurde den russischen Schiffen geschlossen. Daher brach Stroganoff allen Verkehr ab und schiffte sich Ende Juli nach Odessa ein; russische Truppenmassen bewegten sich gegen den Pruth, allein der Sultan gab dem Zureden der andern christlichen Mächte, den Kaiser Alexander geziemend zu beschwichtigen, um so eher nach, als derselbe gleich den andern Kabinetten den griechischen Aufstand wiederholt als Rebellion erklärte. Um so größeren Anklang fand die griechische Sache bei den Völkern; der Name Grieche, Hellene, regte den ganzen Zauber auf, mit welchem die Geschichte des hochbegabten Volkes der klassischen Vorzeit das jugendliche Gemüth erfüllt, erinnerte an die Pflicht der Dankbarkeit, die jedes civilisierte Volk den alten Hellenen schuldet, und wenn auch das gemeine Volk in der europäischen Christenheit von Themistokles und Leonidas, von Phidias und Sokrates nichts wußte, so nahm es um so eifriger für die Griechen als Christen Partei, und seine Theilnahme steigerte sich um so mehr, je entsetzlicher die Nachrichten über die Gräuelthaten der Türken lauteten. Das christliche Volk begriff nicht recht, wie die heilige Allianz es dulden konnte, daß die Türken das Kreuz mit Füßen treten, Myriaden unschuldiger Christen ermorden durften, wie jene Goßmächte, welche sich auf dem Wiener Kongresse so feierlich gegen den Handel mit Negersklaven erklärt hatten, den Verkauf von Tausenden griechischer Mädchen und

Knaben in den Schanddienst der türkischen Harems gestatten konnten. Besonders bitter war die Stimmung gegen England, das den massenhaften Christenmord und Christenverkauf im östlichen Europa nicht nur duldete, sondern von Malta und den jonischen Inseln aus die Türken mit Waffen, Munition, gutem Rath und Anzeigen unterstützte, während es gegen den Verkauf der Neger in spanische und portugiesische Plantagen nicht genug Worte des Abscheus und der Drohung aufbringen konnte und unzählige Bibeln in die heidnische und christliche Welt austheilte. Wohl hörte man Stimmen, welche den Griechenfreunden warnend entgegentraten: „der griechische Aufstand dient einzig und allein den Planen Rußlands gegen die Türkei und deßwegen ist es ein Gebot der Politik, demselben ein möglichst schnelles Ende zu bereiten, damit die Türkei Rußland gegenüber so wenig als möglich geschwächt werde." Man hätte diese Rücksicht in der That billigen müssen, wenn die christlichen Mächte interveniert und dem Aufstande der Griechen zugleich mit der Wütherei der Türken ein Ende gemacht hätten, wenn endlich nicht doch ein anderer Weg eingeschlagen worden wäre, der für die Türkei verderblich wurde.

So überließ das christliche Europa die Griechen vorläufig den Türken, in der Voraussetzung, daß diese mit ihnen bald fertig sein würden. Nach englischer Berechnung mußte überdies die Türkei um so fester werden, je geringer die Zahl der Griechen, der gefährlichsten Feinde der Türkei, wurde! Diese hatten keinen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und auch nur sehr geringe Hilfsquellen; zwar wurde Demetrius Ypsilanti, der Bruder des moldauischen Hetäristenchefs, zum Oberkommandanten im Peloponnese ernannt, die gleiche Stellung dem Fanarioten Maurokordato im westlichen, dem Thessalier Odysseus im nordöstlichen Griechenland angewiesen, aber die Kapitanis (Palikarenhäuptlinge) gehorchten ihnen selten und handelten gewöhnlich auf eigene Faust. Dennoch errangen die griechischen Waffen im Peloponnese nicht unbedeutende Erfolge; die Türken griffen die griechischen Schanzen bei Valtezza am 27. und 28. Mai vergebens an und warfen sich darauf in die festen Plätze Napoli di Romania (Nauplia), Napoli di Malvasia, Modon, Koron, Navarin, Kastell Tornese, Korinth, die Hauptmasse nach Tripolizza, welche Plätze darauf von den griechischen Heerhaufen blockiert wurden. Die Uebergabe wollten sie durch Hunger erzwingen, denn sie hatten keine Kanonen, selbst Mangel an Musketen, Pulver und Blei; dagegen verstanden es auch die Türken nicht, von ihrem Geschütze wirksamen Gebrauch zu machen, so wenig als sie zur Ausführung kombinierter taktischer Bewegungen geeignet waren. Der Krieg wurde deßwegen wesentlich ein Guerillaskrieg; auf einen Kampf im freien Felde durften sich die Griechen nicht einlassen, denn ohne Bajonet und Quarrébildung

konnten sie einigen hundert türkischen Reitern nicht widerstehen, auch liebten sie ohnehin den offenen Kampf nicht; wo sich größere Schaaren den Türken entgegenstellten, so geschah es in natürlich festen Stellungen, hinter Schanzen, Mauern rc. Im Mai segelte endlich die türkische Flotte aus den Dardanellen, um den belagerten Plätzen im Peloponnese Unterstützung zu bringen; im Archipel aber wurde sie von den leichten griechischen Schiffen, die übrigens nur 6—12 Geschütze, meistens Sechspfünder, trugen, dermaßen umschwärmt, daß die Kapitäne der türkischen Linienschiffe bei ihren Vierundzwanzig- und Sechzigpfündern alle Fassung verloren; ein Linienschiff gerieth bei Tenedos auf den Strand und wurde von den Griechen angezündet, die andern aber suchten darauf Schutz innerhalb der Dardanellen.

Im Spätsommer ergaben sich die ausgehungerten Festungen Napoli di Malvasia und Navarin, Tripolizza unterhandelte, als unerwartet die türkische Flotte in den Gewässern des Peloponneses erschien, Koron, Modon und Nauplia verproviantierte und bei den Türken solche Hoffnungen erregte, daß die in Tripolizza Eingeschlossenen 60 vornehme griechische Gefangene niedermetzelten. Doch der Kapudan Pascha retirierte abermals vor den griechischen Briggs hinter die Dardanellen, Tripolizza gerieth in die größte Noth und knüpfte wieder Unterhandlungen an; aber während derselben erstiegen Kolokotronis Palikaren die unbewachten Mauern, 8000 Türken jedes Alters und Geschlechts wurden niedergemacht und sehr viel Gut und Kriegsbedarf erbeutet; bald darauf zwang der Hunger das uneinnehmbare Akrokorinth zur Uebergabe. Weniger günstig war das Glück den Griechen jenseits des Isthmus; der Seraskier Churschid Pascha hielt ihren Bundesgenossen, den alten Ali Tepeleni, in Janina enge eingeschlossen und ließ durch Omer Brione, den Pascha von Negroponte (Euböa), Athen und Arta entsetzen, während die thessalischen Türken die Belagerer von Larissa in die Berge vertrieben, der Pascha von Salonichi die aufgestandene makedonische Halbinsel Kassandra (bei den Alten Halbinsel Pallene) unterwarf und 3000 Griechen umbrachte; nur in den Thermopylen hatte Odysseus die Türken zurückgeschlagen.

Zu Anfang des folgenden Jahres (1822) gaben sich die Griechen auf der Nationalversammlung zu Argos eine republikanische Verfassung und setzten eine gemeinschaftliche Regierung ein; diese fand jedoch wenig Gehorsam und bereits zeigte sich der Zwiespalt zwischen den Primaten (vornehme bürgerliche Geschlechter, meistens Kaufleute von den Inseln) und den Kapitanis, der sich später bis zum Bürgerkriege steigerte. Dagegen war das Kriegsglück den Griechen im Ganzen sehr günstig. Der von Persien gegen die Türkei eröffnete Krieg und die Aufstellung einer Beobachtungsarmee an der russischen Gränze machten

es dem Sultan unmöglich bedeutende Streitkräfte gegen Griechenland zu verwenden. Zwar hatte sich Ali Pascha in Janina an Churschid ergeben und war wortbrüchig ermordet worden, doch hinderte diesen der Widerstand der Sulioten die in Livadien und Morea operierenden Türken kräftig zu unterstützen. Im Frühjahre erfüllte der Kapudan Pascha Europa mit Abscheu; die Samioten hatten die blühende Insel Chios im März besetzt und zum Aufstande verleitet, als aber die türkische Flotte nahte, ließen sie Chios im Stich und flüchteten in die Gebirge ihrer eigenen Insel. Im April setzte der Kapudan Pascha 15,000 Asiaten bei Chios an das Land, welche keinen Widerstand fanden, aber alle Männer ermordeten und gegen 40,000 Weiber und Kinder in die Sklaverei schleppten; auch die Mastixdörfer, welche mit ihrem Erzeugnisse fast ganz Europa versorgt hatten, wurden niedergebrannt.

Während die Flotte bei der ausgemordeten Insel vor Anker lag und den Beiram feierte, näherten sich am Abend drei kleine Segelschiffe unter österreichischer Flagge, ohne daß sie besondere Aufmerksamkeit erregten, in der Nacht aber führte der Ipsariote Kanaris (die fremden Schiffe waren griechische) seinen Brander bis an das türkische Admiralschiff und hängte ihn fest. Das große Schiff stand bald in hellen Flammen und flog mit 2000 Türken sammt dem Kapudan Pascha in die Luft; dieser wurde gräßlich verbrannt aufgefischt und starb am asiatischen Ufer. Noch größeren Verlust erlitt die türkische Flotte im Spätherbste; am 10. November flog abermals das von einem Brander angezündete türkische Admiralschiff auf und drei Fregatten scheiterten an der asiatischen Küste. Dennoch konnten die leichten griechischen Schiffe den schweren türkischen niemals einen offenen Kampf anbieten und mußten sich darauf beschränken, die Ungeschicklichkeit und faule Sorglosigkeit der Türken zu verwegenen Handstreichen zu benützen, an der Verproviantirung der von der Landseite blockierten türkischen Festungen konnten sie aber den Kapudan Pascha nie gänzlich verhindern.

Einen Aufstand der makedonischen Griechen an der thessalischen Gränze dämpfte der Pascha von Salonichi, indem er 150 Dörfer verbrannte und 5000 Familien ausrottete. In Westgriechenland waren die Operationen der Türken anfangs sehr glücklich; bei Peta liefen 5000 Griechen vor den Türken davon, fast ehe sie einen Schuß abgefeuert hatten, und das schwache Bataillon Philhellenen (meistens junge enthusiastische Deutsche) wurde beinahe aufgerieben. In Folge davon übergaben die Sulioten ihre Bergfestung auf die Bedingung freien Abzugs in den Peloponnes, die Paschas Omer Brione und Reschid (von Arta) schloßen das schwach befestigte Missolunghi ein, den einzigen festen Platz, welchen die Griechen in Livadien besaßen, bis sich ihnen endlich die ausgehungerte Akropolis von Athen ergab. Pascha Dram Ali fand mit

einem 15,000 Mann starken Heere in den Thermopylen keinen Widerstand, weil damals Odysseus gerade für gut hielt, den Befehlen der Regierung nicht zu gehorchen; auch den Isthmus passierten die Türken unangefochten und stießen erst bei Argos auf heftige Gegenwehr. Diese hätte jedoch wenig gefruchtet, wenn die Türken nicht von einem stärkeren Feinde, dem Hunger, wären angegriffen worden; denn die griechischen Thäler und Ebenen waren gänzlich verwüstet, die Einwohner in die Gebirge geflüchtet, so daß ein Korps nur so lange operieren konnte, als es in einem Lande ohne alle Straßen die Lebensmittel nachzuschleppen im Stande war. Deßwegen mußte auch Dram Ali nach einigen Wochen abziehen; seine hungernden Leute fügten sich keiner Ordnung mehr und wurden in den Pässen fast sämmtlich aufgerieben, so daß der Feldzug für die Griechen glänzend schloß, zumal da auch Odysseus die Türken in den Thermopylen zurückschlug und die halbverhungerte Besatzung in Nauplia die starke Festung übergab.

Auch das Jahr 1823 war den Türken nicht viel günstiger; der Widerstand der Alttürken gegen die Reformplane des Sultans hinderte die Ausrüstung der Flotte dergestalt, daß sie erst im Juli auslaufen konnte, worauf sie einige Seeplätze verproviantierte und dann unbelästigt in die Dardanellen zurückkehrte; dagegen mißlang der Angriff der Türken auf Böotien und bei Karpenisi in Akarnanien vernichtete der Suliote Marko Botzarris durch einen nächtlichen Ueberfall (30. August) ein türkisches Korps, fand aber dabei selbst den Tod.

Unterdessen ging in Europa selbst eine wichtige Veränderung vor; in England war Lord Kanning 1822 an das Ruder gekommen und seine Thätigkeit gegen die heilige Allianz machte sich bald auch für Griechenland bemerklich. England anerkannte nämlich das Recht der Griechen die türkischen Häfen zu blockieren und behandelte es also dem Kongresse zu Verona zum Trotze als eine kriegführende Macht. Daher gelang es der griechischen Regierung in London ein Anlehen und später ein zweites abzuschließen, wodurch größere Unternehmungen möglich gewesen wären, wenn die Unredlichkeit und Uneinigkeit der Primaten und Kapitanis nicht alles verdorben hätte. Außerdem bildeten sich in England, Frankreich, Deutschland und in der Schweiz zu Gunsten der Griechen zahlreiche Vereine, von welchen sie eine nicht unbeträchtliche Unterstützung an Geld und Kriegsmitteln erhielten. Während aber ihre Sache in Europa diese Anhaltspunkte gewann, kam es unter ihnen selbst 1824 zu einem kurzen Bürgerkriege, in dem die mächtigsten Kapitanis der Regierung den Gehorsam aufkündeten und sich mit ihr erst wieder versöhnten, als die Türken einen neuen Einfall machten. Dieser hatte die gewöhnlichen Folgen; aus Mangel an tüchtiger Artillerie konnten die Türken die festen Plätze nicht ernstlich angreifen und aus Mangel an

Lebensmitteln mußten sie bald wieder den Rückzug antreten, auf welchem ihnen die Kapitanis an günstigen Punkten auflauerten und einigen Schaden zufügten, welche Gefechte dann dem gläubigen Europa als glänzende Siege berichtet wurden. In diesem Sommer verloren die Griechen jedoch die Insel Ipsara, welche der Kapudan Pascha am 4. Juli leicht eroberte, da eine im Solde der Ipsarioten stehende Truppe Albanesen zu ihm überging. Viele Ipsarioten retteten sich zu Schiffe, die andern fielen entweder im Kampfe oder sprengten sich mit ihrem letzten Fort in die Luft, als die Türken in dasselbe eindrangen. Dagegen widerstand Samos glücklich, ebenso hielt Guras die Akropolis von Athen, und als sich Odysseus und Kolokotroni abermals gegen die Regierung empörten, tödtete er den einen und nahm den andern gefangen, welchen die Regierung alsdann in Hydra verwahrte.

Das Jahr 1825 brachte einen furchtbaren Feind nach Griechenland. Der Sultan nämlich, der die Unmöglichkeit einsah Griechenland zu überwältigen, bewog den Pascha Mehemet Ali von Aegypten den Krieg auszufechten, indem er ihm dafür Kreta und den Peloponnes als Paschaliks verlieh. Dieser Mehemet Ali, zu Kavala in Makedonien 1769 geboren, war als gemeiner Soldat im türkischen Heere 1799 nach Aegypten gekommen und hatte sich durch Tapferkeit, Schlauheit und Geld allmählig zum Pascha emporgearbeitet. Die französische Expedition nach Aegypten, deren Augenzeuge er war, bewies seinem scharfen Verstande, wie überlegen die europäische Taktik und Verwaltungsweise der türkischen sei, und mit Hilfe von Franzosen und Italienern bildete er aus Türken, Fellahs, Berbern und Negern allmählig ein regelmäßiges Heer, mit welchem er die Mameluken besiegte; den Ueberrest lud er später in seinen Palast nach Kairo und ließ ihn in dem Hofe durch Albanesen zusammenschießen. Mit seinem Heere eroberte er das Nilland bis Sennaar, vertrieb 1818 die kriegerische Sekte der Wahabis aus den heiligen Orten Mekka und Medina, wodurch sich sein Sohn und Obergeneral Ibrahim Pascha bei allen Moslemin großen Ruhm erwarb. Dieser kommandierte auch die Expedition nach Griechenland; schon im Sommer 1824 war die ägyptische Flotte mit Landtruppen an Bord ausgelaufen und obwohl die griechische unter Miauli ihr vielen Schaden zufügte, so konnte sie Ibrahim doch nicht verhindern, im Hafen von Suda in Kreta zu landen. Er besiegte die ungeordneten Schaaren der kretensischen Griechen und trieb die Sphakioten in ihr Gebirge zurück. Nachdem er Kreta zum größten Theile unterworfen hatte, schiffte er sich mit seinem Heere wieder ein und landete am 22. Februar 1825 zu Koron und Modon auf dem Peloponnese. Er belagerte alsbald Navarin, erstürmte die Außenwerke, schlug am 19. April die griechischen Entsatztruppen und nahm die Festung am 18. Mai durch Kapitulation. Die griechische

Regierung stellte auf das Begehren der Truppen den Kolokotroni an ihre Spitze, allein auch dieser wurde von Ibrahim geschlagen und noch in demselben Jahre fiel der ganze Peloponnes mit Ausnahme der beiden Napoli, Akrokorinths und des mainotischen Gebirgs in die Gewalt des Aegypters. Gleichzeitig war Reschid Pascha vor Missolunghi gerückt; seine Artillerie vermochte aber nichts gegen die Erdwälle dieser zweiten Heimat der Sulioten, welche auch alle seine Stürme blutig zurückwiesen, dagegen konnten ihn die griechischen Kapitanis nicht zur Aufhebung der Blockade zwingen. Noch im Dezember erschien auch Ibrahim Pascha vor Missolunghi und belagerte es bis in den April 1826 auf europäische Weise. Die griechische Seemacht war um diese Zeit ebenso desorganisiert als die Landtruppen; statt der türkischen Flotte auf den Leib zu gehen, die Missolunghi von der Seeseite blockierte, trieben die Inselgriechen Seeräuberei und störten den levantischen Handel. Mit Noth brachte Miauli 24 Briggs zusammen und seiner Geschicklichkeit gelang es Missolunghi wieder auf einige Wochen zu verproviantieren; allein bald darauf nahm Ibrahim die beiden Inselforts Wasiladi und Anatoliko weg, welche Missolunghi von der Seeseite deckten, daher Miaulis zweiter Versuch gänzlich mißlang. Die Sulioten sahen den Hungertod vor Augen, deßwegen beschloßen sie einen Ausfall zu wagen und sich den Weg in das nahe Gebirge zu öffnen. Es geschah in der Nacht des 22. April; die erste 3000 Mann starke Kolonne, mit den Weibern und Kindern in der Mitte, brach sich Bahn und erreichte die rettenden Berge, die zweite jedoch, welche von einer schweren Batterie beschossen wurde, war nicht so glücklich; die Männer verkauften ihr Leben theuer, die zurückgebliebenen Verwundeten, Greise und Priester sprengten sich mit den eindringenden Türken in die Luft, ungefähr 4000 Weiber und Kinder kamen auf die türkischen Sklavenmärkte; viele tausend abgeschnittene und eingesalzene Ohren wurden dem Sultan als Trophäe in Säcken nach Konstantinopel geschickt. Hierauf kehrte Ibrahim nach Morea zurück, der Kapudan Pascha nach Konstantinopel, Reschid Pascha aber drang mit Omer Brione nach Attika vor und belagerte vom 17. August an die Akropolis, von deren Schicksal das von Mittelgriechenland abhing. Der Kommandant derselben, Guras, wurde getödtet, sie litt bereits Mangel an Munition, als es dem Philhellenen Fabvier, einem napoleonischen Obersten, gelang sich nachts mit 400 Mann, von denen jeder ein Säckchen mit 10 Pfund Pulver trug, hinein zu werfen. Die griechische Regierung, der weder Kapitanis noch Primaten gehorchten, die sogar die Spaltung der Nationalversammlung in zwei abgesondert tagende nicht verhindern konnte, nahm in ihrer Noth die Zuflucht zu Ausländern; sie ernannte den Engländer Kochrane, der sich durch seine verwegene Taktik gegen die Franzosen und Spanier einen

Namen erworben hatte, zum Oberadmiral, einen andern Engländer, Church, der ein aus Griechen angeworbenes Regiment in englischem Dienste befehligt hatte, zum Obergeneral, und diese beiden bewirkten wenigstens so viel, daß sich die entzweite Nationalversammlung wieder einigte, welche darauf den Grafen Kapo d'Istria zum Präsidenten Griechenlands erwählte. Unterdessen erfocht der tapfere Kapitano Karaiskaki in dem Rücken des türkischen Belagerungsheeres nicht unbedeutende Vortheile und es gelang gegen Reschid Pascha 12,000 Mann zu koncentrieren. Die griechische Flotte zwang Ende Aprils 1827 ein Bataillon Albanesen, welches das Kloster St. Spiridion im Piräeus besetzt hielt, zur Kapitulation mit freiem Abzug, die griechischen Landtruppen jedoch hieben dasselbe in Stücke. Am 4. Mai blieb Karaiskaki in einem unbedeutenden Gefechte und mit ihm war der Mann verloren, der die griechischen Pelikaren zu führen verstand. Am 6. Mai wurde der rechte griechische Flügel beim Kap Kolias ausgeschifft und so 3000 Mann, die weder Bajonette noch Kanonen hatten, in die Ebene geführt, wo sie von der türkischen Reiterei größtentheils niedergesäbelt wurden; 250 Gefangene erlitten später dasselbe Schicksal. Die Akropolis, die keinen Entsatz mehr zu hoffen hatte, kapitulierte am 5. Juni unter der Vermittlung französischer und englischer Kriegsschiffe; die Besatzung erhielt freien Abzug und wurde nach Nauplia und den Inseln eingeschifft, welche mit der Maina, der argolischen Halbinsel, den beiden Napoli, Akrokorinth und dem arkadischen Kloster Megaspeläon den Griechen noch geblieben waren. Doch war die Wendung der europäischen Politik, welche mit Kanning begonnen hatte, schon weiter vorgeschritten; die europäischen Großmächte forderten den Sultan bereits auf, dem unmenschlichen Kriege dadurch ein Ende zu machen, daß er den Griechen annehmbare Bedingungen der Unterwerfung vorlege; die Antwort war aber eine Protestation gegen jede fremde Einmischung. Diese erfolgte aber dennoch und auf eine sehr überraschende Weise von Seiten Englands, Rußlands und Frankreichs. Bei der englischen Regierung erregte die steigende Macht Mehemet Alis, der nun bereits Aegypten, das arabische Küstenland, Kreta und Kypern besaß und den Peloponnes zu erobern im Begriffe war, so große Besorgniß, daß sie die Rücksichten überwogen, welche eine Schwächung der Türkei Rußland gegenüber verboten. Ein ägyptisches Reich würde den Schlüssel zu Ostindien in Händen haben und als Frankreichs natürlicher Verbündeter die englische Herrschaft im Mittelmeere ernsthaft bedrohen; daher schien es der englischen Politik rathsamer, das Anwachsen der ägyptischen Macht zu hemmen, als dem Sultan einige Opfer (sie sollten möglichst klein werden!) zu ersparen. Das Ende des Krieges verlangte auch das kaufmännische Interesse, weil der levantinische Handel durch die griechischen Seeräuber

(die griechischen Matrosen mußten aus Noth dieses Geschäft ergreifen) fast vernichtet wurde und endlich wirkte auch das menschliche Gefühl mit, das sich gegen den von Ibrahim systematisch betriebenen Vertilgungskrieg (die Wehrhaften wurden getödtet, Weiber und Kinder verkauft) empörte. Aus diesen Gründen bot England dem russischen Kaiser die Hand und Nikolaus I. (seit dem 1. Dezember 1826) ergriff mit Freuden die Gelegenheit der Pforte einen Stoß zu geben und als Schutzpatron der griechischen Christen aufzutreten. In Frankreich war die öffentliche Meinung entschieden für die Griechen und diese wollte die Regierung für sich gewinnen; ohnedies war Frankreich damals mit Rußland in einem geheimen Bunde, der jedoch niemals zu seiner vollen Entwicklung gedieh. Diese drei Mächte schloßen den 6. Juli zu Petersburg einen Vertrag (nachdem ein neuer Vermittlungsversuch bei dem Sultan mißlungen war), in welchem die Befreiung Griechenlands ausgesprochen wurde, jedoch nur insofern, daß Griechenland wie die Moldau und Walachei eine eigene Regierung und Verwaltung haben, dem Sultan aber einen jährlichen Tribut entrichten sollte. Eine englische, französische und russische Flotte unter den Admiralen Kodrington, Rigny und Heyden erschien im Mittelmeere, welche Ibrahim Pascha erklärten, sie seien beauftragt dem ferneren Blutvergießen Einhalt zu thun, nöthigenfalls mit Waffengewalt. Ibrahim suchte Ausflüchte, als jedoch seine Kriegsschiffe ausliefen, wies sie Kodrington mit Kanonenschüssen zurück, worauf das ägyptische Heer verwüstend in die Maina vordrang. Am 20. Oktober liefen die vereinigten Flotten in den Hafen von Navarin ein, wo die schwächere türkisch-ägyptische Flotte, jedoch nicht in Schlachtaufstellung, vor Anker lag. Die Admirale mußten wissen, daß die türkischen Matrosen und Soldaten das herausfordernde Herankommen der Ungläubigen nicht ruhig hinnehmen, sondern mit Schimpfworten und einzelnen Schüssen begrüßen würden, daß dann das Signal zu einem allgemeinen Kampfe gegeben sei, den Offiziere und Gemeine sehnlich herbeiwünschten. Kodringtons (er vorzüglich suchte den Kampf) Voraussetzungen trafen ein; einige Schüsse, die eine türkische Fregatte auf ein englisches Schiff abfeuerte, wurden erwiedert und nun eröffneten die Linienschiffe ein solches Feuer, daß binnen wenigen Stunden die türkisch-ägyptische Flotte bis auf 1 Fregatte und wenige kleinere Schiffe zerstört war (das englische Admiralschiff, die Asia, schoß in $^1/_2$ Stunde das türkische und ägyptische Admiralschiff zusammen). Darüber erscholl in Europa allgemeiner Jubel, doch gaben einzelne Stimmen zu bedenken, daß diesmal die Christen die Barbaren gewesen seien, indem sie nicht nur die Schlacht durch ihren Uebermuth herbeigeführt, sondern in derselben auch schonungslos vernichtet, selbst die mit Verwundeten angefüllten Wracks nach der Schlacht in Grund gebohrt hätten. Der englische

Minister Wellington sprach seine Mißbilligung des Ereignisses („untoward event“) offen aus; denn wem konnte es willkommener sein als Rußland, das von jetzt an mit seinen Schiffen im schwarzen Meere unbestritten die Oberhand hatte? Sultan Mahmud war höchst erbittert, hielt jedoch die türkische Bevölkerung in Konstantinopel so weit zurück, daß sie sich nicht abermals auf die christliche stürzte und vollends vernichtete. Der bald ausbrechende türkisch-russische Krieg verhinderte jeden ernsten Angriff gegen Mittelgriechenland von Seite der Türken und die Landung von 16,000 Franzosen unter General Maison nöthigte Ibrahim zum Abzug aus dem Peloponnese. Dessenungeachtet war Griechenland in einem trostlosen Zustande; die Regierung war vollständig unmächtig, die Kapitanis beschoßen einander von den Forts in Nauplia, einzelne Unternehmungen z. B. gegen Chios, Prevesa, Zeituni rc. mißlangen gänzlich und eben so wenig gelang es, die Türken aus Attika und Böotien zu werfen. Unterdessen war Kapo d'Istria Ende Januar 1828 in Griechenland angekommen und regierte als Präsident mit diktatorischer Gewalt; er hatte den ganzen Einfluß Rußlands für sich, daher auch die Militärpartei, wogegen ihm die Mainoten und Inselgriechen um so feindseliger waren. Es kam abermals bis zum Bürgerkriege; Miaul verbrannte die Kriegsschiffe, welche dem griechischen Staate gehörten, damit dieselben nicht von dem russischen Admirale in Beschlag genommen würden, die Erbitterung wuchs mit jedem Tage, wahrscheinlich wäre jedoch der Präsident der Gegenpartei Meister geworden, wenn er nicht am 9. Oktober 1831 von zwei Söhnen des Mainotenhäuptlings Petro Mauromichali ermordet worden wäre. Seine Brüder Augustin und Viaro Kapo d'Istria hielten sich noch einige Zeit, wurden jedoch durch den Abfall der Rumelioten (die Bewohner Mittelgriechenlands im Gegensatz zu den Peloponnesiern) zur Abdankung gezwungen, aber die nun folgende provisorische Regierung vermochte es eben so wenig dem Bürgerkriege Einhalt zu thun.

Endlich schufen die Schutzmächte Ruhe, nachdem sie wegen der künftigen Existenz Griechenlands unter sich und mit der Pforte in das Reine gekommen waren. Seit dem Vertrage vom 6. Juli 1827 hatten sie unter sich über die Ausdehnung des künftigen Schutzstaates Griechenland unterhandelt und England setzte es im März 1828 durch, daß das Fürstenthum (Hospodariat) Griechenland auf den Peloponnes, Attika, Böotien, Phokis, Lokris, Euböa und die Kykladen beschränkt werde und dem Sultan einen jährlichen Tribut von 1½ Million türkischen Piastern bezahle, doch Kapo d'Istria und der Sultan verwarfen diesen Antrag. Das russische Schwert löste endlich den diplomatischen Knoten; als Diebitsch 1829 den Frieden von Adrianopel diktierte, mußte der Sultan auch die vollständige Unabhängigkeit Griechenlands mit beträchtlich

erweiterten Gränzen anerkennen. Dagegen vermochte England nur noch so viel durchzusetzen, daß Griechenland nicht weiter als bis an die Thermopylen und den Aspropotamo (Achelous) reichen und Leopold von Sachsen-Koburg, einen apanagierten englischen Prinzen, zum König erhalten sollte. Dieser schlug jedoch 1830 die Krone aus, wenn Griechenland nicht die Insel Kreta, auf welcher sich noch immer die Sphakioten mit den Türken herumschlugen, und eine bessere Gränze auf dem Festlande erhalten würde. Darauf ging das englische Ministerium nicht ein; unterdessen wurde Kapo d'Istria ermordet, brach die Julirevolution aus, entwickelte sich das „herzliche Einverständniß" der französischen und englischen Regierung und so kam das Protokoll der drei Schutzmächte vom 7. März 1832 zu Stande. Dasselbe bestimmte den Prinzen Otto von Bayern zum griechischen König, eine Regentschaft für dessen Minderjährigkeit, rückte die Gränzen bis an den Meerbusen von Arta und Volo vor und verschaffte durch die Bürgschaft der drei Schutzmächte dem neuen Königreiche ein Anlehen von 60 Millionen Franken. Am 30. Januar 1833 langte der König mit der Regentschaft und 3500 Mann bayerischer Truppen vor Nauplia an und hielt am 6. Februar unter dem Jubelrufe der Griechen seinen feierlichen Einzug. Die Regentschaft (Graf Armansperg, Staatsrath Maurer, Legationsrath Abel, General Heidegger) hatte eine unendlich schwierige Aufgabe; das Land war entvölkert, verwüstet (die Türken hatten alle Oelbäume und damit eine Hauptquelle des Wohlstandes vernichtet), das Volk in Parteien getheilt, an keine bürgerliche Ordnung gewöhnt, voll Eifersucht gegen die Fremden und Lateiner (abendländische Katholiken) — und endlich war der Staat für eine selbstständige Existenz offenbar viel zu klein und zu arm, deßwegen eigentlich an die Zukunft d. h. die Vergrößerung auf Kosten der Türkei gewiesen. Die Regentschaft löste die Militärbanden auf und brach dadurch die Macht der Kapitanis, bayerische Truppen besetzten die festen Plätze, die trotzige Maina wurde zum Gehorsam gezwungen, die Räuberbanden an der türkischen Gränze wurden zerstreut und gleichzeitig ging die Einrichtung des Gemeindewesens mit freier Municipalverfassung vor sich; es wurde ordentliches und regelmäßiges Gericht eingesetzt, das Münzwesen geordnet, die Verwaltung des Staatseinkommens neu geschaffen, für die verdienten Kämpfer im Befreiungskriege eine Dotation in Nationalgütern ausgeschieden, die Kirche durch die Errichtung einer Nationalsynode mit dem König an der Spitze von dem Patriarchen zu Konstantinopel unabhängig gemacht, der öffentliche Unterricht gefördert, mit unsäglicher Mühe einige Bataillone regulärer Infanterie aus Griechen formiert und eine kleine Kriegsflotte geschaffen. Im ganzen vermochte die Regentschaft die Ruhe aufrecht zu erhalten, daher wuchs die Bevölkerung, besonders durch die Einwanderung vieler Griechen aus der

Türkei; Ackerbau und Weinbau, vor allem aber die Rhederei hoben sich, die eifersüchtigen Elemente jedoch konnte die Regentschaft nicht beseitigen, nämlich die Militärpartei und die der Primaten. Das gemeine Volk wollte Ruhe und Ordnung, war jedoch sehr mißgestimmt durch die ungewohnten Formen einer ganz neuen Verwaltung, namentlich das Forstgesetz, und sah die vielen Fremden (fast lauter Deutsche) im Militär- und Civildienste ungerne, die Primaten aber und ihre vornehmeren Klienten, weil sie die bürgerlichen Aemter als ihnen gehörig anzusehen und schamlos auszunützen gewohnt waren, haßten die Fremden auf das bitterste. Diese Partei gestaltete sich zu einer konstitutionellen, weil in der That eine Kammer von Abgeordneten, in welcher die Primaten naturgemäß das Uebergewicht haben mußten, das einfachste Mittel gewesen wäre, die verhaßten Fremdlinge aus Amt und Land hinaus zu votieren. Schon deßwegen mußten Armansperg und sein Nachfolger Rudhardt dem Konstitutionalismus entgegen treten, wenn sie auch nicht von der Unmöglichkeit dieser Regierungsform in einem armen parteiten Ländchen überzeugt gewesen wären; eben darum mußten sie sich auf die Militärpartei stützen (Kolokotroni, Grivas, Tsavellas ꝛc.), die sich auf diesem Wege zu einer absolutistischen gestaltete. England und Rußland benützten diese Parteien als Hebel für ihren Einfluß. England begünstigte die konstitutionelle Partei, dem Vorgeben nach aus Liebe zu dem Principe, in der That aber darum, weil es durch sie Griechenland verwirren und in seiner Entwicklung hindern wollte; denn ein selbstständiges Griechenland übt auf die jonischen Inseln eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, und wenn Griechenland nicht von Zeit zu Zeit niedergebort wird, so erwächst die griechische Rhederei zu einer Handelsflotte und endlich zu einer Seemacht, welche Englands Absichten auf Aegypten, Kypern und Kreta durchkreuzen würde. Dagegen unterstützte Rußland die militärische Partei; es will so wenig als England einen kräftigen griechischen Staat, weil dieser bei dem endlichen Zusammensturze der hohen Pforte die Wiederherstellung des byzantinischen Thrones versuchen würde (dies ist der hellenische Traum; die Hetärie hatte auch ihre Ranken vom Hämus bis über den Peloponnes und Kreta verbreitet), während Rußland den Bosporus und Hellespont, die Schlüssel zu dem schwarzen Meere und Südrußland, um jeden Preis in seine Hände zu bringen trachtet. Für die russische Politik hat Griechenland keine andere Bestimmung als die, ein Pfahl im türkischen Fleische zu sein, der sich nach Umständen tiefer eintreiben läßt, oder während Rußland die Gräkoslaven in den Donaufürstenthümern und Bulgarien mit Hoffnungen auf Freiheit tränkt und dadurch die Pforte untergräbt, soll dies durch Griechenland in Epirus, Thessalien und Makedonien geschehen. Bei solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn England und

Rußland gelegentlich die Rollen tauschten; ist die eine Partei widerspenstig und will sie sich nicht zu allem gebrauchen lassen, so ist eben darum die andere um so fügsamer. Diese Lage änderte sich auch nicht als 1835 der König die Regierung übernahm, 1837 die verhaßten ausländischen Minister und die bayerischen Soldaten abzogen, eben so wenig als 1841 der Fanariote Maurokordato Ministerpräsident wurde und das konstitutionelle Zeitalter anzubrechen schien. Eine Menge deutscher Philhellenen wurden ihrer Aemter enthoben und heimgeschickt, aber die Zahl der amtshungerigen Griechen war zu groß, als daß sie hätten befriedigt werden können. Der König behielt das Ministerium auch nicht lange und schlug wieder die frühere Regierungsweise ein; da brach in der Nacht vom 14. zum 15. Sept. zu Athen ein Militäraufstand aus, den die Gesandten der Schutzmächte gewähren ließen oder unterstützten, und der König sah sich gezwungen, eine Nationalversammlung auf den 13. November zusammen zu rufen, die auch nach wenigen Monaten eine Verfassung fertig hatte. Sie ist natürlich nach englischem Muster zugeschnitten, nur muß das griechische Staatsoberhaupt der griechischen Religion angehören, während es in England protestantisch sein muß, auch ist der griechische Senat keine Pairie; daß vollends alle Deutsche (mit geringer Ausnahme) mit höhnendem Undanke fortgeschickt wurden, war selbstverständlich. Mit seinen zwei Kammern hatte Griechenland aber nur zwei öffentliche Herde der Zwietracht gewonnen; von Parteihatzen begrüßt und begraben folgten sich das (russische) Ministerium Metaxas, das (englische) Maurokordatos, endlich das von Koletti, der sich auf Frankreich stützte, welche Macht sich Griechenland immer am meisten gewogen zeigte, weil jede kleine Seemacht ein Bundesgenosse Frankreichs gegen England ist. Dafür stiftete der englische Gesandte Lyons 1847 einen schlimmen Handel mit der Türkei an; der Gesandte derselben, Musuros (ein Fanariote), verweigerte einem Adjutanten des Königs, Karatasso (einer der Kapitani, die sich gegen die Türken ausgezeichnet hatten), einen Paß nach Konstantinopel, und eine Aeußerung des Königs brachte den Fanarioten auf Geheiß des Engländers in die bitterste Stimmung; dieselbe ging auch in das Serail über und führte zu schweren Beschränkungen des griechischen Handels. Ein Brief des Königs an den Sultan that keine Wirkung, der Sultan verlangte binnen zweimal 24 Stunden eine Erklärung, daß die griechische Regierung den Fall bedaure, wozu sich der König und Koletti nicht verstanden. Dieser starb jedoch bald und das neue (russische) Ministerium Tsavellas gab eine Art Entschuldigung in mildester Form; daß sie in Konstantinopel genügend erfunden wurde, dafür sorgte daselbst der russische Gesandte. Eine andere Unbedachtsamkeit der griechischen Regierung verursachte 1849 noch größeren Schaden; zwei englische Unterthanen, ein gewisser Finlay, der

in protestantischer Propaganda arbeitete, und Pacifico, ursprünglich ein portugiesischer Jude, hatten durch Volkstumulte einigen Schaden erlitten und ihre unverschämten Entschädigungsforderungen wurden von der griechischen Regierung unbeachtet gelassen. Sie klagten bei Lord Palmerston, dem Minister des Auswärtigen in London, der nun sogleich gegen die griechische Regierung eine solche Sprache anstimmte, wie es nur der zertretende Uebermuth thun kann, eine Sprache, welche der Minister eines Monarchen gegen eine Monarchie nie führen sollte, weil sie dieselbe herabwürdigt. Die griechische Regierung verweigerte den englischen Fuß zu küssen, der ihr eben einen Tritt gegeben hatte, aber nun nahm die englische Flotte die griechischen Schiffe weg, blockierte alle Häfen und zu allem verlangte Palmerston noch einige kleine Inseln an der Küste des Peloponneses, die angeblich vor Zeiten zu Cerigo gehört hatten (Jan. 1850). Da schritt Frankreich vermittelnd ein, setzte die Entschädigung des Pacifico auf ihr Maß herunter, strich Palmerstons Inselforderungen und dieser ließ es sich gefallen, weil er Frankreich nicht vor den Kopf stoßen durfte. Er hatte doch hinlänglich gewonnen, indem er dem griechischen Handel einen auf Jahre fühlbaren Schlag gegeben hatte; warum zählte aber auch die griechische Handelsmarine trotz aller Wirren 3800 Schiffe mit mehr als 15,000 Seeleuten? warum wollte Griechenland kein Krüppel bleiben, wie es doch das englische Interesse fordert? 1822 hatte Griechenland 675,000 Einwohner, 1856 über 1 Million; davon kamen auf den Peloponnes über $^1/_2$ Mill., auf Hellas 287,000, auf die Inseln 249,000.

Die Türkei (1812—1848).

Den Frieden von Bukarest (28. Mai 1812) erkaufte Sultan Mahmud II. mit der Abtretung des Landstriches vom Dniester bis zum Pruth deßwegen so wohlfeil, weil Napoleon damals seine furchtbaren Waffen gegen Rußland trug, aber in den folgenden Friedensjahren befestigte sich das erschütterte türkische Reich nicht, sondern die Auflösung machte immer weitere Fortschritte. Die Türkei zeigt hierin die gleichen Erscheinungen, wie die verschiedenen großen asiatischen Monarchieen, welche vor Jahrhunderten und Jahrtausenden von glücklichen Eroberern gegründet wurden. So lange das erobernde Volk (Assyrer, Meder, Perser, Parther, Neuperser, Araber, Türken) die rohe Kraft bewahrt, welche ihm den Sieg über ein verweichlichtes Volk nach dem andern verschaffte, so lange dauert seine Herrschaft unbestritten fort; hat es aber durch den Genuß einer despotischen Herrschaft seine ursprüngliche Energie verkümmert (das geschieht immer zuerst bei der Dynastie und den Großen), so beginnt die Empörung der Theile des Reichs und bereitet dasselbe für die Eroberung durch eine fremde Macht vor. Daß das türkische

Reich verhältnißmäßig länger als die andern asiatischen Despotieen dauert, verdankt es dem Islam, dessen Fanatismus den Türken zum Kampfe gegen Christen und Heiden entflammt, ist aber dieser Fanatismus gebrochen, so existiert die Türkei ferner nur mehr durch die Gnade und Uebereinkunft der großen Mächte. Gegen die Russen hatten sich die Janitscharen und die bosnischen Spahis mit Wuth geschlagen, aber gegen die europäische Taktik im Ganzen doch den Kürzeren gezogen; daß die Türkei in Zukunft nur einen Vertheidigungskampf führen könne, war dadurch entschieden, daß die Vorlande, Moldau und Walachei, im Kriege nicht behauptet werden konnten und im Frieden dem Protektorate Rußlands unterstellt wurden, dessen Truppen es im Kriege inne gehabt hatten. Die Würde des Sultans als Chalifen wurde unterdessen von der Wiege des Islam, Arabien, schwer bedroht. Dort hatte um 1750 ein Araber Ebn Abd-el-Wahab eine Reform des Islam verkündet und seine Anhänger, die Wahabis (Wechabiten), eroberten fast ganz Arabien, selbst die heiligen Städte Mekka und Medina, wie die schiitische heilige Stadt Kerbelah am westlichen Ufer des Euphrat. Wahab eiferte besonders gegen die fast göttliche Verehrung des Propheten, gegen die vielen Ceremonieen, die Pracht der Moscheen, die Verehrung der Marabuts oder mohammedanischen Heiligen, gegen den Luxus mit Tabak, geistigen Getränken, Kleidern rc., gegen den Glauben an Zauberei und gegen Geschlechtsvergehen; die Gütergemeinschaft empfahl er, führte sie jedoch nur in so weit durch, daß die armen Gläubigen von den reichen in den Krieg ausgerüstet werden sollten und die Kriegsbeute zu gleichen Theilen unter die Krieger verloost würde. Die Wahabis waren so fanatisch als die ersten Moslemin, schlugen auch die türkischen Paschas immer, obwohl sie keine Artillerie hatten, unterlagen aber von 1811 bis 1818 den Anstrengungen Mehemet Alis von Aegypten, der sie mit regulärer Infanterie und Artillerie angriff, so wie den englischen Generalen Grant und Smith, welche die Seeraub treibenden Wahabis am persischen Meerbusen nach hartem Kampfe bändigten. Die Wahabis schienen für immer unschädlich gemacht, in letzter Zeit jedoch haben sich die Anzeichen gemehrt, daß Arabien der türkischen Herrschaft in Asien noch einmal gefährlich werden könnte. Die Siege Mehemet Alis nützten jedoch dem Sultan kaum so viel, als sie ihm auf der andern Seite schadeten; denn durch sie wuchs das Ansehen und die Macht des Paschas so sehr an, daß sie dem Sultan thatsächlich überlegen wurde. Diesen spornten die Erfolge seines Vasallen noch mehr, den Plan, das türkische Militär in ein reguläres umzuschaffen, der Ausführung allmählig näher zu bringen, und wirklich waren schon einzelne Häupter der Janitscharen gewonnen, andere aus dem Wege geräumt, als der griechische Aufstand das Reich in furchtbare Verwirrung stürzte. Ali Pascha von

Janina empörte sich, Mehemet Ali weigerte sich, ein Kontingent an Truppen und Kriegsschiffen zu stellen, die Perser fingen Krieg an und nahmen Bagdad, während die Niedermetzelungen der Christen in den großen Städten den eigentlichen Aufstand nicht trafen, wohl aber Europa mit Abscheu erfüllten. Daß die Finanzen in noch schlechteren Zustand geriethen, als sie dem Sultan von seinen Vorfahren hinterlassen wurden, war die natürliche Folge, und dies zeigte sich in dem Unvermögen des Sultans, auch nur ein Korps von 25,000 Mann wohlausgerüstet gegen Griechenland zu verwenden. Doch wurden die Moldau und Walachei unterworfen und nach Siegerrecht ausgebeutet, auch Mehemet Ali vermocht, seine regulären Truppen unter Ibrahim Pascha nach Kreta und Morea zu schicken, wie bereits (s. S. 420 ff.) erzählt worden ist, ebenso 1823 mit Persien ohne Verlust Frieden geschlossen. Unterdessen hatte Nikolaus I. den russischen Thron bestiegen und mit ihm begann die energischere Verfolgung der traditionellen Politik der russischen Selbstherrscher. England suchte durch seine Vermittlung derselben einen Hemmschuh anzulegen und in der That kam auch den 6. Oktober 1826 der Vertrag zu Akjerman zu Stande, in welchem die Türkei die genaue Vollziehung der Stipulationen des Bukarester Friedens versprach, den Donaufürstenthümern eine noch unabhängigere Stellung einräumte, die Privilegien Serbiens wiederherzustellen gelobte, die Gränzregulierungen von 1817 anerkannte &c. Der Sultan bewilligte Rußland alles dies, wenn auch vor innerem Grimm kochend, denn er war nicht gerüstet und hatte eben die Janitscharen vernichtet, in der Meinung, dadurch die Wehrkraft seines Reiches neu zu begründen. Er stellte im Frühjahr 1826 ein reguläres Korps auf, in das er auch freiwillige Janitscharen einreihen wollte, diese empörten sich aber den 25. Juni, ermordeten die Hauptleute, welche sie für Anhänger des neuen Militärsystems hielten, und plünderten die Paläste vieler Großen. Mahmud II. schickte aber Hussein Pascha mit den Regulären und den Artilleristen gegen die Kasernen der Janitscharen, die zusammengeschossen oder mit allen ihren Bewohnern verbrannt wurden. Nach dreitägigem Kampfe, in dem über 7000 Janitscharen blieben, war der Sultan Sieger, welcher nun ein furchtbares Blutgericht hielt; 16,000 Verschwörer sollen durch den Nachrichter geendet haben, über 30,000 wurden nach Asien deportiert. Solche Verschwendung mosleminischen Blutes zu Gunsten einer von den Ungläubigen entlehnten Einrichtung erfüllte die ächten Türken, also besonders das gemeine Volk, das der Einfluß europäischer Kultur noch nicht berührt hatte, mit Wuth, die sich in Feuersbrünsten (den 31. August 6000 Häuser) Luft machte, weil die Kanonen und Soldaten des Sultans von offener Empörung zurückschreckten. Den wahren Verehrer des Propheten konnte es nur noch mehr erbittern, als Branntwein- und

Weinschenken in Stambul sich aufthun durften und es bekannt wurde, daß der Sultan selbst in dem von dem Propheten verbotenen Getränke schwelge, als eine Polizei nach dem Muster der französischen eingeführt wurde und gegen die Pest, den von Allah gesandten Würgengel, die Quarantäne der Ungläubigen angeordnet werden sollte. Fortwährend loderten in der Hauptstadt nächtliche Feuersbrünste empor und am 22. Oktober wurde endlich eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt, deren Theilnehmer durch das Schwert des Scharfrichters oder durch Ersäufung im Bosporus bestraft wurden (es sollen bei 12,000 gewesen sein!). Während so der Sultan seinen Fluch: „entweder vernichte ich die Janitscharen oder der Pflug geht über Stambul", erfüllte, dauerte der Krieg gegen die aufgestandenen Griechen fort und als Ibrahim Pascha die letzten Streiche in Morea zu führen sich anschickte, schritten in Folge des Londoner Vertrags vom 6. Juli 1827 die drei christlichen Mächte Rußland, Frankreich und England ein. Mit vollem Rechte konnte der Sultan diese Einmischung zurückweisen und die Gesandten auf die Aussprüche der Kongresse zu Laibach und Verona aufmerksam machen; er mußte sich überzeugen, daß mit ihm ein politisches Spiel getrieben werde, das England und Rußland arrangiert hatten, aus dem also beide ihren Vortheil ziehen wollten. Die Vernichtung der türkisch-ägyptischen Flotte im Hafen von Navarin, der Jubel, mit dem diese barbarische Verletzung des Völkerrechtes in dem christlichen Europa aufgenommen wurde, rechtfertigten es vollständig, daß der Sultan allen Versicherungen der drei Gesandten keinen Glauben schenkte, von keiner Koncession etwas wissen wollte, die drei Mächte insofern als feindliche behandelte, daß er sämmtliche Verträge mit England, Frankreich und Rußland als aufgehoben erklärte und Entschädigung für die Zerstörung seiner Flotte verlangte. Oesterreich und Preußen versuchten vergebens die Entrüstung des Sultans dadurch zu mildern, daß sie ihm die noch viel schlimmeren Folgen eines Kriegs mit den drei Mächten zu bedenken gaben; der Sultan verschmähte ihren Rath und gab Rußland die lang erwünschte Gelegenheit zum Kriege. Am 26. April 1828 erfolgte das russische Kriegsmanifest, in welchem der Kaiser Nikolaus feierlich erklärte, daß er keine Eroberungen beabsichtige, sondern einzig und allein für die Aufrechthaltung der Verträge die Waffen ergriffen habe. Der Sultan, welcher kaum vorher die alte Miliz der Janitscharen vernichtet hatte, war in der kurzen Frist bis zu dem russischen Kriege nicht im Stande gewesen eine reguläre Armee zu bilden und konnte in Asien und Europa dem russischen Angriffe nach der höchsten Angabe 80,000 Mann reguläre und 85,000 Mann irreguläre Truppen entgegenstellen, von denen mehr als die Hälfte zur Deckung Konstantinopels gegen eine feindliche Landung, zur Besatzung der Dar-

danellen, Varnas, Schumlas, der Donaufestungen ꝛc. verwendet werden mußten. Die Türken entschloßen sich deßwegen zu einem geharnischten Vertheidigungssysteme und führten dasselbe im ersten Feldzuge beharrlich und ziemlich glücklich durch. Auch die Russen stellten keine Armeen in das Feld, wie man gemäß den officiellen Ziffern ihrer Militärmacht erwartet hätte; über höchstens 120,000 Mann verfügte der alte Feldmarschall Wittgenstein, als er im Mai 1828 den Krieg durch den Uebergang über den Pruth eröffnete. Die Türken räumten Galacz und zogen sich nach Braila, vor welcher Festung am 21. Mai Kaiser Nikolaus selbst ankam. Der Kommandant, Solyman Pascha, ließ sich dadurch nicht einschüchtern und leistete kräftigen Widerstand; selbst als Wittgenstein bei Isatschka den Uebergang über die Donau erzwungen hatte und Braila von aller Verbindung mit Schumla abschnitt, auch am 11. Juni Isatschka durch Kapitulation nahm, schlug Solyman am 14. Juni einen allgemeinen Sturm der Russen blutig ab und kapitulierte erst, als die Stadt zusammengeschossen war, gegen freien Abzug nach Silistria. Die schwachen Festungen Matschin, Tultscha, Hirsowa und Kustendsch gingen nun gleichfalls über und die russische Armee bewegte sich in langsamen Märschen von Karasu über Bazardschik gegen die türkischen Hauptplätze Schumla und Varna, während ein russisches Armeekorps unter Geismar Widdin gegenüber lagerte und ein anderes unter Roth Silistria und Giurgewo blockierte. Am 19. Juli kam die russische Armee vor Schumla an und schlug sich mit den Türken in nichts entscheidenden aber blutigen Gefechten herum; am 26. August gelang den Türken ein Ueberfall gegen eine russische Abtheilung, welche sie niedermachten, dagegen verloren sie am 31. August ein Gefecht bei Jenibazar. Die Einschließung Schumlas konnte nicht bewerkstelligt werden, im Gegentheile litten die Russen Mangel an Zufuhr, und als sich die herbstlichen Regen und mit ihnen die gewöhnlichen Krankheiten einstellten, mußte sich Wittgenstein anfangs November auf die Belagerungsarmee vor Silistria zurückziehen, wobei das 3. Korps, das die Nachhut bildete, von den Türken so lebhaft gedrängt wurde, daß es all sein Gepäck verlor. Vor Silistria ging es nicht besser; der Regen füllte die Laufgräben, die Besatzung machte häufige Ausfälle, und als Hussein Pascha von Schumla her nachdrängte, zogen die Russen auch hier ab, wobei sie wegen der grundlosen Wege fast alles Geschütz im Stiche ließen. Glücklicher waren die russischen Waffen auf beiden Flügeln; der Pascha von Widdin drängte Geismar durch Uebermacht bis Krajova zurück, ließ sich aber in der Nacht des 27. Septembers überfallen und mit großem Verluste über die Donau zurückwerfen. Viel wichtiger war die Eroberung Varnas, welche nur durch die Mitwirkung der russischen Flotte unter Admiral Greigh, einem gebornen Engländer, gelang. Sie

beherrschte das schwarze Meer, weil die türkische nach der Katastrophe von Navarin sich vor derselben nicht blicken lassen durfte. Greigh hatte am 14. Mai etwa 20,000 Mann unter Mentschikoff bei Anapa an der kaukasischen Küste an das Land gesetzt und zwang nach kurzer Belagerung den Platz zur Uebergabe, welchem Beispiele bald darauf Poti folgte, das die Mündungen des Phasis beherrscht. Ein Theil dieses Korps wurde nach Varna übergesetzt, wo unter General Suchtelen bereits eine russische Division stand und begann am 20. Juli den Angriff. Varna hatte keine regelmäßigen Festungswerke, aber eine starke Garnison und in Izzet Mehemet, dem Kapudan Pascha, einen tapfern Kommandanten. Die Hoffnung der russischen Generale, Varna in kurzer Zeit zu nehmen, schlug gänzlich fehl, obwohl die russische Flotte die türkischen Fahrzeuge im Hafen verbrannte, dann den Platz selbst bombardierte, endlich Geschütz und Mannschaft zur Belagerung ausschiffte. Die Türken erhielten von Schumla her Verstärkung und bewiesen den Russen durch unaufhörliche Gefechte und Ueberfälle, daß der kriegerische Geist der Osmanen noch nicht erloschen sei. Darum entsandten die Russen vor Schumla und Silistria alle entbehrlichen Truppen nach Varna, Kaiser Nikolaus erschien selbst auf der Flotte und forderte Izzet Mehemet zur Uebergabe auf, die entschieden verweigert wurde. Varna mußte regelmäßig belagert werden und dies ging sehr langsam vorwärts; im Bajonetgefechte zeigten sich die Russen überlegen, dagegen feuerten die türkischen Schützen mit mörderischer Sicherheit. Im September erschien Omer Vrione mit etwa 15,000 Mann in der Nähe Varnas und lieferte einige blutige Gefechte, namentlich warf er am 20. September den Prinzen Eugen von Württemberg, der ihn vertreiben sollte, in Folge eines mörderischen Kampfes zurück. Nach diesem kühnen Auftreten blieb aber der türkische Feldherr ruhig in seiner Stellung und ließ den Belagerungsarbeiten und Kämpfen um Varna ihren Lauf; noch am 6. Oktober unternahmen die Russen vergeblich und mit großen Opfern einen nächtlichen Sturm; eine Aufforderung des Kaisers zur Uebergabe wies Izzet am 8. entschieden zurück, aber am 10. kam der Unterbefehlshaber von Varna, Jussuf Pascha, in das Lager und übergab die Stadt, während Izzet Mehemet die Citadelle noch einen Tag vertheidigte und freien Abzug erhielt. In diesem Feldzuge verloren die Russen nach einer Berechnung, der nicht widersprochen wurde, 45,000 Mann an Todten, den Mehrtheil davon durch Krankheiten. Besser ging es ihnen in Asien, wo die Türken dem General Paskewitsch keine 30,000 Mann entgegensetzen konnten. Dieser eröffnete im Juni den Feldzug von Gumri aus und erstürmte am 5. Juli das wichtige Kars. Am 17. August war er nordwärts gegen Achalzik gerückt, schlug am 21. eine irreguläre türkische Armee von 25,000 Mann und erstürmte die Stadt am 24.; bald

darauf ergab sich auch Bajazid mit andern minder wichtigen Plätzen. Während des Winters rüstete sich der Sultan zur kräftigen Fortsetzung des Krieges, fand aber bei den Moslemin, die ihm weder die Hinschlachtung der Janitscharen noch seine Reformen verziehen, den nöthigen Anklang nicht; andererseits bemühte sich Oesterreich vergebens, Frankreich und England zu einer Tripelallianz zu bewegen, deren Zweck gewesen wäre, Rußland die Erneuerung des Krieges zu verbieten, den Sultan aber zur Haltung der vor dem Kriege bestandenen Verträge zu nöthigen; die beiden Westmächte hatten sich in der griechischen Frage von Rußland zu weit führen lassen, als daß sie jetzt eine Frontänderung machen konnten. Im Frühjahre begann daher der Krieg wieder, zu welchem die Russen auch die Moldauwalachen in einigen Freikorps verwendeten; am 17. Mai erschien die russische Hauptarmee, jetzt von Feldmarschall Diebitsch, einem geborenen Schlesier, angeführt, vor Silistria, während der Großwesier Reschid Pascha, der Sieger von Athen, das Roth'sche Korps bei Parawedi an demselben Tage mit Uebermacht angriff und nur durch einen unerschütterlichen Widerstand an der vollständigen Vernichtung desselben verhindert wurde. Am 4. Juni brach Diebitsch von Silistria auf, dessen Belagerung er den nachrückenden Korps überließ, vereinigte sich mit den Ueberresten des Roth'schen Korps und nöthigte dadurch den Großwesier die Belagerung von Parawedi aufzuheben und auf Schumla zurückzugehen. Aber auf dem Marsche zwang ihn Diebitsch am 11. Juni bei Kuletscha zur Schlacht; die türkische Reiterei jagte eine steinige Anhöhe hinunter, wo jede europäische Reiterei gestürzt wäre und hieb ein russisches Infanterieregiment zusammen, allein die andern hielten ruhig Stand und ihr Feuer, das von einer überlegenen Artillerie unterstützt wurde, zwang den Großwesier zur Flucht nach Schumla. Am 30. Juni ergab sich Silistria nach tapferer Vertheidigung und das Belagerungskorps wurde alsbald von Diebitsch an sich gezogen, der nun an den Uebergang über den Balkan dachte. Den Großwesier, der in Schumla liegen blieb, ließ er durch ein starkes Korps unter Suchtelen beobachten, während Roth und Rüdiger über den Kamtschik gingen (18.—20. Juni) und bereits am 22. Juni den südlichen Abhang des Balkans hinabstiegen, am 24. Burgas besetzten, wodurch die Verbindung mit der russischen Flotte hergestellt war, welche auch Siscepoli besetzt hatte. Im Juli wandte sich Rüdiger gegen Aidos, das Korps von Pahlen vereinigte sich mit ihm und endlich ging Diebitsch über den Balkan, da sich der Großwesier in Schumla festhalten und die Stimmung der Türken keinen allgemeinen Aufstand befürchten ließ. Am 12. August schlug er ein türkisches Korps bei Sliwno und am 19. erschien er vor Adrianopel, am 20. kapitulierte die Stadt und der russische Vortrab drang bis Kirklissa vor. In Asien war es den Türken wo möglich noch schlimmer gegangen; Paskewitsch schlug sie am

30. Juni und 2. Juli, nahm das wichtige Erzerum am 9. durch Kapitulation und rückte gegen Trapezunt vor. Diese Nachrichten bestimmten den Sultan zum Frieden, noch mehr aber der sich in Konstantinopel zeigende Geist des Volkes. Statt in das Feld zu rücken und die 30,000 Russen unter Diebitsch zu vernichten, verschworen sich die Türken alle Christen zu ermorden, das Land zur Wüste, Konstantinopel zum Schutthaufen zu machen und nach Asien zurückzukehren. Natürlich wäre der Sultan das erste Opfer geworden, daher gelang es dem preußischen Gesandten, General von Müffling, den Frieden zu vermitteln, der am 14. September zu Adrianopel abgeschlossen und am 27. von dem Sultan unterzeichnet wurde. Die Pforte zahlte 10 Millionen holländische Dukaten Kriegskosten, räumte alle moldauische und walachische Festungen, welche von den Russen geschleift wurden, gab Serbien die strittigen 6 Bezirke zurück, anerkannte die selbstständige Verwaltung, Justiz und Gesetzgebung in Serbien und den Donaufürstenthümern und begnügte sich neben dem Bestätigungsrechte der Fürsten mit einem Tribute. Die Handelsvortheile der Russen in der Türkei wurden abermals verbriest, deßgleichen das russische Schutzrecht über die türkischen Unterthanen griechischer Religion, endlich die Unabhängigkeit von Hellas anerkannt.

Die territorialen Abtretungen waren dem Raume nach unbedeutend; mit dem Donaudelta aber erhielt Rußland die Herrschaft über diesen Strom, dessen Mündungen seitdem immer mehr verschlammten, mit Anapa und Poti am südlichen Fuße des Kaukasus die Mittel, die unabhängigen Kaukasier vom Meere abzuschließen, auf welcher Seite sie allein noch Unterstützung erhalten konnten, mit Achalzik endlich gewann es eine sichere Operationsbasis gegen Erzerum. Die Engländer ergrimmten über diesen Frieden, konnten aber die Lage der Dinge nicht ändern, die sie selbst in die Hand des russischen Kaisers gegeben hatten.

Durch die Losreißung Griechenlands und den Krieg mit Rußland war für die Auflösung des osmanischen Reichs mehr geschehen, als durch alle frühern Niederlagen in Ungarn und Bessarabien seit der Zeit Solymans des Großen; der Glaube der Osmanen an die längere Dauer ihrer Herrschaft in Europa und an die Chalifenwürde ihres Sultans war auch so erschüttert, daß bereits um diese Zeit Prophezeiungen im Munde des Volkes waren, denen zufolge 1853 Stambul den Ungläubigen wieder in die Hände fallen würde, nachdem es den Moslemin die 400 durch Allahs Rathschluß bestimmten Jahre angehört hätte. Noch lagen die Russen in den Donaufürstenthümern, die sie bis zur Abzahlung der Kriegskontribution vertragsmäßig besetzt halten durften, als in Albanien, Bosnien, Makedonien, in Kleinasien, Aleppo und Bagdad Empörungen ausbrachen. Diese wurden jedoch von Reschid Pascha glücklich gedämpft. Am meisten machte ihm Mustafa Pascha von

Skutari Mühe, der sich von Rußland während des Krieges durch das Versprechen, seine Unabhängigkeit anerkennen zu wollen, hatte födern lassen und erst nach dem Frieden von Adrianopel, als er sich getäuscht sah, gegen die Russen losschlug, was ihm aber nur eine Niederlage durch General Geismar einbrachte. Reschid wandte gegen die Häuptlinge der Albanesen ein altes türkisches Mittel an; er lud sie nach Bitoglia zu einer Unterredung ein und ließ sie sämmtlich niederschießen. Mustafa selbst, dem sich 12,000 Bosnier anschloßen, wurde 1831 besiegt und in Skutari zur Ergebung gezwungen; daß Sultan Mahmud II. den gefangenen Rebellen und bald darauf Daud Pascha von Bagdad begnadigte, war jedenfalls ein Beweis, daß der Sultan persönlich einem humaneren Systeme nicht unzugänglich war. Als er auch die aus Konstantinopel verbannten Armenier zurückberief und ihnen ihre Häuser wieder einräumte, in welchen sich Türken festgesetzt hatten, die Griechen auf Tenedos und Chios amnestierte, welche an der Revolution Theil genommen hatten, eine türkische Zeitung erscheinen ließ, daneben aber die Zölle erhöhte und mehrere Handelszweige monopolisierte, sprach sich die Unzufriedenheit der Alttürken in häufigen Feuersbrünsten zu Konstantinopel aus, ohne daß jedoch die Anstifter aus Furcht vor der unerbittlichen Energie des Sultans weiter zu gehen wagten.

Mahmud und Mehemet Ali. Schlachten bei Koniah (1832) und Nisib (1839).

Dagegen erhob sich nun Mehemet Ali gegen seinen bedrängten Oberherrn; während des russischen Krieges weigerte sich der Satrape auf das Gebot des Sultans 20,000 Mann unter Ibrahim Pascha nach Konstantinopel zu schicken, bezahlte jedoch einen Antheil an der russischen Kriegskontribution, besetzte aber zugleich Kandia stärker, welche Insel er zu räumen verpflichtet war. Seine Absicht, Aegypten zum selbstständigen Reiche zu erheben, konnte durch die Macht des Sultans nicht mehr verhindert werden und Mehemet Ali brauchte auch nur mehr Palästina und Syrien, Aegyptens Vormauern, zur Sicherung des Nillandes, da er Kypern und Kreta, die maritimen Vorposten, bereits inne hatte. Er begehrte daher 1831 unter sehr unschuldigen Vorwänden von dem Sultan die Festung St. Jean d'Akre, was ihm natürlich abgeschlagen wurde. Dadurch wurde aber Abdallah, Pascha von Akre, sein persönlicher Feind und nahm einige tausend Fellahs auf, die vor Mehemet Alis Bedrückungen aus Aegypten geflohen waren. Er weigerte sich sie auszuliefern und nun marschierte Ibrahim Pascha im November 1831 gegen Akre und nahm es durch Kapitulation im Mai 1832; auch Jerusalem, Tripolis und die andern aus den Kreuzzügen her bekannten Städte wurden von den Aegyptern besetzt. Als die Aufforderung des Sultans, Syrien zu räumen, kein Gehör fand, so sprach er den Bannfluch des Chalifen gegen Ibrahim und Mehemet Ali aus und

schickte ein Heer von etwa 50,000 Mann unter Hussein Pascha über den Taurus, während Ibrahim Damaskus besetzte. Am 6. Juli schlug dieser die Vorhut der türkischen Armee bei Hems (Emesa), worauf diese über den Taurus zurückfloh, ohne eine Vertheidigung der Gebirgspässe zu versuchen. Ibrahim machte jenseits des Taurus Halt, weil sein Vater einstweilen nicht mehr als Syrien wollte und dasselbe von dem Sultan zu erhalten hoffte. Allein dieser brachte während dieser halbjährigen Frist eine neue Armee auf und schickte sie unter Reschid Pascha gegen den stolzen Vasallen. Nun ging Ibrahim über den Taurus und rückte ohne Widerstand bis Koniah (Ikonium) vor. Dort lieferte ihm Reschid, sein Waffengefährte vor Missolunghi, am 21. Dezember 1832 die entscheidende Schlacht und verlor sie durch die Ueberlegenheit der ägyptischen Reiterei. Reschid selbst, der mit einigen Gardebataillonen verzweifelten Widerstand leistete, fiel schwer verwundet in die Gefangenschaft. Ibrahim machte abermals Halt und rückte erst im Januar 1833 bis Kutahia vor, wenige Tagmärsche von Brussa, und bedrohte demnach den Sultan in Konstantinopel. Dieser hoffte vergebens auf Unterstützung von Frankreich und England, welche seit 1829 gegen den russischen Einfluß in Konstantinopel nicht genug zu operieren wußten, erhielt aber keine und warf sich nun dem Kaiser von Rußland in die Arme. Dieser nahm ihn gerne auf, und schon am 20. Februar 1833 ankerte eine russische Flotte unter Admiral Lazaref bei Bujukdere und schützte den Sultan gegen eine Revolution in Konstantinopel. Ibrahim hatte wieder Halt gemacht, als aber der französische Gesandte, Admiral Roussin, dem Sultan seine Vermittlung in dem Streite mit Mehemet Ali anbot und Zusicherungen machte, als ob der Aegypter dem Winke Frankreichs gehorchen müsse, war eine bittere Enttäuschung die Folge; Mehemet Ali verweigerte stolz die Annahme der französischen Vorschläge und der Sultan hatte keine andere Wahl mehr als ein russisches Hilfskorps aufzunehmen, das jenseits des Bosporus lagerte und durch eine Masse von Positionsgeschützen Ibrahim von einem Versuche am Bosporus Stellung zu nehmen abschreckte. Am 4. Mai 1833 kam der Friede zu Stande; Mehemet Ali blieb dem Namen nach Vasall des Sultans, erhielt aber zu Syrien noch Adana und damit die Pässe des Taurus. Europäische Mächte hatten den Frieden zwischen dem Souverän und dem rebellischen Vasallen vermittelt, den letztern also gleich einem Souverän behandelt und damit den Bruch des seit 1815 geltend gemachten Staatsrechts besiegelt. Am 24. Mai marschierte Ibrahim Pascha ab, am 10. Juli segelte das russische Hilfskorps nach Sebastopol und Odessa zurück, nachdem Graf Orlow den 8. Juli den Vertrag von Hunkiar Chalessi auf 10 Jahre geschlossen hatte, in welchem sich die Pforte verpflichtete, auf Rußlands Verlangen die Dardanellen zu sperren und mit keiner andern Macht ein Bündniß zu schließen. Dieser Vertrag, der den Sultan zum Schutzbefohlenen

Rußlands machte, erregte in Paris viel Mißvergnügen, noch mehr aber in London, und die Gesandten dieser Höfe verlangten von dem Sultan mancherlei Auskunft; dieser weigerte sich jedoch jeder einläßlichen Verhandlung, weil er weder auf die Engländer noch auf die Franzosen ein Vertrauen haben konnte, die ihm zuerst seine Flotte vernichtet, Griechenland entrissen, den Krieg mit Rußland herbeigeführt, endlich gegen Mehemet Ali keine Hilfe geleistet hatten. Seine Reformen setzte er unermüdlich fort, besonders in militärischer Beziehung; die Dardanellen wurden durch preußische Offiziere besser befestigt, die Artillerie eingeübt, ein ziemlich brauchbares Fußvolk organisiert und es gelang auch die Aufstände in Bosnien und Albanien, so wie in Kurdistan zu unterdrücken. Seinem Vasallen Mehemet Ali vergab der Sultan nie und freute sich, als gegen denselben ein Aufstand nach dem andern ausbrach und Drusen, Araber, Naplusier rc. die Kräfte Aegyptens zu verzehren drohten; er war daher weit entfernt demselben seine neuen Forderungen, Erblichkeit seiner Dynastie und souveräne Verwaltung zu gewähren. Als er sich stark genug glaubte, begann er den 1. Juni 1839 den Krieg; aber sein zahlreiches, von Hafiz Pascha, einem ehemaligen tscherkessischen Sklaven, angeführtes Heer wurde den 25. Juni bei Nisib (am Euphrat im nördlichen Syrien) von Ibrahim zersprengt. Mahmud II. erlebte jedoch die Unglückspost nicht mehr, indem er den 1. Juli 1839 der galoppierenden Schwindsucht erlag. Sein 16jähriger Sohn Abdul Medschid folgte ihm als Sultan, statt seiner leiteten die Sultanin Mutter und der alte Chosrew Pascha, Mehemet Alis Todfeind, die Geschäfte. Die Lage wurde verzweifelt, als der Kapudan Pascha die großherrliche Flotte aus den Dardanellen führte und Mehemet Ali übergab; es blieb kein anderes Mittel, als die Entscheidung den europäischen Großmächten anzuvertrauen und wirklich eröffneten Rußland, England, Oesterreich und Preußen die Londoner Konferenzen, zu welchen sie Frankreich vergebens einluden, weil dieses seinem Schützling Mehemet Ali mehr zu nützen glaubte, wenn es eine isolierte Stellung einnahm. Da schloßen die vier Mächte den 15. Juli 1840 den Vertrag zu London, in welchem sie sich verpflichteten, mit allen Mitteln die Bedingungen durchzusetzen, welche der Sultan dem Sieger Mehemet Ali stellen würde. Sie waren günstig genug; derselbe sollte Aegypten als erbliches Paschalik, Syrien aber auf Lebenszeit erhalten, die anderen Besitzungen räumen. Er verwarf sie, indem er sich auf Frankreich verließ, das gewaltige Rüstungen machte und durch seine Kriegsdrohung das Londoner Protokoll zu ändern hoffte. Doch die vier Mächte schritten ein; die englisch-österreichische Flotte nahm im September Beirut, Saida, im Oktober alle Küstenplätze außer Akre, das sich am 4. November nach vierstündiger Beschießung der Flotte ergeben mußte, die unter Napier gegen Alexandrien segelte. Gleichzeitig

erhoben sich die Maroniten und Drusen im Libanon, die arabischen Stämme in den Steppen Syriens und Palästinas, Damaskus, Haleb waren in Gährung, und so bequemte sich Mehemet Ali zum Frieden (27. November), in welchem er die Erblichkeit der Verwaltung des Paschaliks Aegypten behielt. Ibrahim räumte Syrien, wo sogleich die alte Wirthschaft der türkischen Pascha begann, daher auch ein Aufstand dem andern folgte, was bis heute fortdauerte. Mehemet Ali regierte Aegypten in seiner Weise fort; er beutete das Land gründlich aus, zwang die trägen Fellahs zur Arbeit, hielt aber Ruhe und Ordnung aufrecht, beförderte den Handel, schützte die Christen und trieb seine Moslemin der europäischen Civilisation mit Gewalt entgegen. Er starb den 2. August 1849, nachdem Ibrahim den 10. November 1848 vorausgegangen war.

Der Hatischerif von Gülhanie (1839).

Der junge Sultan hatte anfangs der alttürkischen Partei einige Zugeständnisse gemacht, indem er einige der von seinem Vater eingeführten neuen Beamtungen aufhob, jedoch schon am 3. November 1839 erließ er den Hatischerif von Gülhanie (d. h. Kiosk der Tulpen, ein Pavillon in den Gärten des neuen Serails), in welchem er allen Unterthanen ohne Unterschied der Religion Sicherheit des Lebens, des Eigenthums, der Ehre gewährleistete, öffentliche und geregelte Rechtspflege, ein gerechtes Abgabensystem, für die Moslemin gleichmäßige Konskription und feste Dienstzeit, die Aufhebung der Käuflichkeit der Aemter ꝛc. zusagte, wodurch die Stimmung der mohammedanischen und christlichen Bevölkerung gebessert werden sollte. Allein wenn auch da und dort die alte Willkür nicht mehr geübt wurde, im ganzen blieb sich die Türkei gleich; die Pascha erpreßten wie zuvor, die Christen fanden so wenig Recht als ehedem, und diese würden sich auch nicht zufrieden geben, wenn der Hatischerif von Gülhanie eine Wahrheit geworden wäre; denn sie wollen nicht neben den Moslemin als Gleichberechtigte leben, sondern dieselben vertreiben oder vernichten. In dem jungen Griechenland darf kein Türke leben, eben so wenig in der Moldau, Walachei, in Serbien, kurz nirgends wo die Gräkoslaven Meister sind. Beweist dieses von den europäischen Mächten gutgeheißene System, daß dieselben ein Zusammenwohnen der Christen und Moslemin mit gleichen Rechten für möglich halten? kann der gemeine Türke demnach in dem Hatischerif seines Sultans eine Handlung der Gerechtigkeit erblicken, selbst wenn der Koran nicht die Ungläubigen zur Dienstbarkeit und zum Tribute verurtheilte? Seit dem Erlasse des Hatischerifs fand bei dem Sultan ein beständiges Schwanken statt; bald wurden einzelne Bestimmungen desselben eingeschärft, bald thatsächlich aufgehoben, eines aber dauerte immer fort, die Auflösung des Reichs durch immerwährende Unruhen und zwar gerade in den Gebietstheilen, wo noch die kräftigste mohammedanische Bevölkerung haust, z. B. Bosnien, Alba-

nien, Kurdistan ꝛc. Daher verfielen die Finanzen des Reichs immer mehr, so daß die Verschlechterung des Metallgeldes, die bereits vor 100 Jahren begonnen hat, fortdauert. Die Türkei ist wohl reich an Naturerzeugnissen, die sich zur Ausfuhr eignen, aber die Kriege und Empörungen schwächten diesen Ertrag und die alte Industrie ist durch die Europäer wenigstens zur Hälfte vernichtet; Hof, Militär, Flotte ꝛc. verlangen mehr als früher, woher sollten nun die zureichenden Mittel kommen? Eben so ließ sich die charakteristische Erscheinung bei jedem nationalen Zerfalle, die Abnahme der wehrhaften Bevölkerung, so wenig mehr in Abrede stellen, daß vielfach die Rede davon war, auch die Rajahs (d. h. christliche Unterthanen) zum Militärdienste auszuheben, eine Sache, die wegen ihrer baren Unmöglichkeit unterblieb.

Fünftes Kapitel.

Rußland von 1815—1830. Kaiser Alexander I. nach dem großen Kriege (1815—1825).

Kaiser Alexander hatte als Bundesgenosse Napoleons von Schweden Finnland, von der Türkei Bessarabien erobert, als Napoleons Feind gewann er den größten Theil von Polen und rückte die russischen Gränzen wie einen Keil zwischen den österreichischen und preußischen Ländern gegen Wien und Berlin vor. Alexander gönnte aber Europa den Frieden und bewirkte deßwegen die heilige Allianz, auch war seine Freundschaft mit den Beherrschern Oesterreichs und Preußens eine aufrichtige. Mit denselben war er die Seele der Kongresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona (1818—1822), wo über die revolutionären Bestrebungen und Bewegungen Gericht gehalten und die Vollstrecker des Urtheils ernannt wurden. Der Widerwille des Kaisers gegen alles Aufständische, so wie seine Friedensliebe waren auch die Ursache, daß die russischen Truppen 1822 den Pruth nicht überschritten, obwohl die Türken mehr als genügenden Anlaß zu einem Bruche gaben, das russische Volk und Heer den Krieg wünschte und die Stimmung Europas gegen die Türken dermaßen erbittert war, daß keine Macht es hätte wagen dürfen, gegen Rußland einzuschreiten, wenn dasselbe als Befreier der Griechen aufgetreten und gegen Konstantinopel marschiert wäre. Rußland bedurfte übrigens des Friedens so sehr als irgend ein anderer europäischer Staat; durch den gigantischen Angriff im Jahre 1812 so wie durch die Vertheidigung, die zu eben so unerhörten Waffen gegriffen hatte, war ein großer Theil Rußlands zur Wüste geworden, Moskau und Smolensk mit zahllosen Dörfern waren noch Jahre lang Brandstätten; der Menschenverlust wurde um so mehr empfunden, als die Bevölkerung

des Reichs ohnehin eine dünne ist, und die finanziellen Kräfte waren so abgespannt, daß sie allein schon den Frieden als das einzige Heilmittel rathsam machten. Unter Alexander ruhten daher von 1815 bis 1825 die russischen Waffen und die seit Peter I. traditionelle russische Politik zeigte sich während dieses Decenniums nur dadurch, daß 1824 die Nordwestküste von Amerika zum großen Aergernisse der Briten und Nordamerikaner förmlich in Besitz genommen wurde. Wie das Augenmerk der russischen Herrscher unverrückt gegen Centralasien schaut, bewies die Geschicklichkeit, mit der im gleichen Jahre 7 kirgisische und kalmückische Horden sich dem chinesischen Reiche entziehen und zu russischen Schützlingen machen ließen. Für den Ackerbau sorgte der Kaiser, insoweit dies überhaupt ein Fürst thun kann, in dessen Lande die Mehrzahl der Bauern Leibeigene sind. Den Ausfuhrhandel mit den Erzeugnissen des Ackerbaues, der Viehzucht, der Jagd, des Fischfangs, des Bergbaues (Hanf, Lein, Talg, Häute, Pelzwerk, Hausenblase, Kaviar, Holz, Theer, Kupfer), beförderte er durch weise Gesetze; die Industrie, die den Bedürfnissen Rußlands bei weitem nicht genügte, versuchte er bereits durch die unmittelbare Betheiligung des Staats zu heben, indem er z. B. Wollentuchfabriken auf Regierungskosten anlegte. Erst 1823 jedoch wurde durch den Finanzminister Kankrin (einen Deutschen aus Hanau) das System der russischen Handelspolitik in seinen Grundzügen aufgestellt, das jetzt vollendet dasteht: Ausschließung jedes fremden Fabrikats, dessen Erzeugung in Rußland nur irgendwie möglich ist; Herstellung einer einheimischen Industrie nicht allein durch diese Sperre gegen das Ausland, sondern nöthigenfalls dadurch, daß aus den Leibeigenen Arbeiter für die Fabriken wie Rekruten ausgehoben, gedrillt und eingetheilt werden; Verschließung des alten Handelswegs nach Centralasien über Kolchis und das kaspische Meer für alle nichtrussischen Waaren. Dadurch strebte Rußland sein ungeheueres Gebiet der Abhängigkeit von fremder Industrie zu entziehen, wie es auch andererseits als eine eigene Welt dastehen und dem, was man in dem andern Europa den Zeitgeist zu nennen pflegt, keine Opfergaben oder Tribut darbringen wollte. Anfangs gehörte Alexander selbst der liberalen Richtung an (das beweisen die finnländische und polnische Verfassung, die Manifeste im Kriege von 1812—15 rc.), er entzog ihr jedoch bald seine Gunst. Er gründete allerdings 5 Universitäten, 50 Gymnasien, 100 Kreis- und mehrere tausend Volksschulen, aber er ließ den öffentlichen Unterricht streng überwachen und führte eine scharfe Censur ein, Maßregeln, die unter seinem Nachfolger bis zur äußersten Konsequenz ausgebildet wurden, so daß der Umfang des Wissens jedem Russen der unteren Stände genau zugemessen ist. Religiösen Bewegungen und Differenzen wurde er schon 1816 sehr abhold; in diesem Jahre vertrieb er die Jesuiten aus allen großen Städten, 1820

aus ganz Rußland und konfiscierte ihre Güter; gleichzeitig stellte er aber auch die eifrige Geschäftigkeit der protestantischen Bibelgesellschaften ein, verbot 1822 die Freimaurerei, die Betversammlungen und die Missionsgesellschaften. Wie Peter I. sah er zuletzt in der militärischen Verfassung des Reichs die Bürgschaft für dessen Ruhe, Wachsthum und Macht nach außen; diese Verfassung verstärkte er durch die Gründung von Militärkolonieen nach dem Plane des Generals Arakschejew. Dieser zielte darauf hin, die Soldaten zu Kronbauern und die Kronbauern zu Soldaten umzuschaffen, indem eingeübte Soldaten in den Dörfern bei den Bauern angesiedelt werden, die Gemeinde eine militärische Ordnung erhält, der ganze männliche Nachwuchs zur Landarbeit und zum Waffendienst herangezogen wird, während der weibliche die Bestimmung hat, Soldatenweiber und Soldatenmütter zu werden. In wiefern die Ausführung dieses Plans vorgeschritten ist, darüber verlautet keine sichere Kunde; doch sollen dergleichen Reiterkolonieen weithin über Asien verbreitet sein, während auf europäischem Boden die Fußgängerkolonieen vorherrschen. Gelingt die Durchführung dieses Systems, so gewinnt nicht allein der Landbau in Rußland Hunderttausende von kräftigen Armen, sondern es wird auch die russische Landmacht in einer Weise verstärkt, daß sie nach einigen Generationen die ganze alte Welt bezwingen kann. (Dem Wesen nach sind die Militärkolonieen seit einigen Jahren als unhaltbar aufgegeben.)

Dem Gange der russischen Entwicklung, die Peter I. vorgezeichnet hat, die folgerichtig durchgeführt zur Weltherrschaft führen muß, legte Alexander selbst einen Hemmschuh an, indem er ein Königreich Polen konstituierte. Er gab demselben zwar nur die sehr mäßige Größe von 2300 □ Meilen mit nicht 4 Millionen Bewohnern, aber eigene Finanzen, welche der Fürst Lubecki trefflich ordnete, eigene Gesetzgebung, selbst eine sehr liberale Repräsentativ-Verfassung mit zwei Kammern, und endlich ein eigenes Heer von 50,000 Mann, das größtentheils von Generalen und Offizieren kommandiert wurde, die unter den französischen Fahnen gegen Rußland gefochten hatten. Die Folgen zeigten sich bald; dem griechischen Rußland stand ein katholisches Polen gegenüber, der Autokratie eine konstitutionelle Verfassung, der russischen Armee eine polnische, dem weltherrschenden Gedanken Peters I. die neubelebte Hoffnung Polen wieder herzustellen, d. h. Rußland den rechten Arm abzuschlagen, den es über Europa ausstreckt. Bald zeigte sich in dem polnischen Reichstage eine Opposition; sie erzürnte den Kaiser, nahm aber dessenungeachtet an Größe zu und wurde endlich zur Mehrheit. Es bildeten sich Verschwörungen, die theilweise entdeckt und bestraft wurden, andere aber konnte die geheime Polizei nicht auffinden, noch deren Fortwuchern verhindern. Es war sogar auf die Ermordung des Kaisers abgesehen, der gleichzeitig durch russische Verschwörungen bedroht wurde;

denn selbst in den höchsten russischen Ständen hatte der Gedanke einer gewaltsamen Veränderung der Verfassung Anhänger gefunden, obwohl diese nicht gewußt zu haben scheinen, welchen Verfassungsmantel sie Rußland überwerfen sollten, einen konstitutionellen oder einen republikanischen. Alexander erlebte jedoch keinen offenen Ausbruch des revolutionären Feuers, indem er den 1. Dezember 1825 zu Taganrog starb.

Kaiser Nikolaus I. (1825—1854). Persischer Krieg (1826—1828).

Da sein ältester Bruder Konstantin der Thronfolge schon früher entsagt hatte, so folgte ihm der jüngere, Nikolaus, geboren 1796. Die russischen Verschworenen, die besonders unter dem Offizierkorps zahlreich waren, benutzten die Gelegenheit zu einem verwegenen Handstreiche; mehrere Garderegimenter empörten sich, weil ihnen ihre Offiziere sagten, Konstantin werde mit Gewalt von dem Throne ausgeschlossen; sie ließen ihn als Kaiser hochleben und zugleich die Konstitution (sie meinten, so heiße die Gemahlin ihres rechtmäßigen Zaren). Der Stadtkommandant General Miloradowitsch, der die Meuterer beruhigen wollte, wurde erschossen, aber Nikolaus selbst entwaffnete sie, indem er nur von wenigen Getreuen begleitet vor sie hintrat und durch Blick und Wort seine angeborene kaiserliche Majestät beurkundete. Ebenso dämpfte er allein durch die Hoheit seiner persönlichen Erscheinung den Aufstand in einer Militärkolonie; in beiden Fällen wurde die Minderzahl der Schuldigen von dem Henker, die Mehrzahl von Sibirien in Empfang genommen.

Das russische Militär bekam unter Nikolaus jedoch bald andere Arbeit. Persien war wie die Türkei seit Peter I. durch die russischen Waffen erschüttert worden und wie diese zerfiel das schiitische Reich durch die trostlos schlechte Verwaltung täglich mehr. Zwar hatte England, das in Persien seine Vormauer Ostindiens erblickt, an ihm seine Heilkünste versucht, aber es nicht weiter gebracht, als daß die persische Armee um einige reguläre Bataillone und Schwadronen nebst einigen brauchbaren Batterieen stärker wurde. Der Haß gegen die Russen war bei den Persern so lebendig als bei den Türken, und wie in Europa die Griechen, so waren in Asien die Armenier für Rußland thätig. Die fortdauernde Auswanderung der ackerbauenden armenischen Bevölkerung über die russische Gränze, die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander und der Revolution in Petersburg spornte den kriegerischen Kronprinzen Abbas Mirza im Frühjahre 1826 zum Angriffe, so daß er den Krieg mit einem Einfall in die kaukasischen Provinzen Rußlands begann. Seine Fortschritte hatten jedoch bald ein Ende; General Yermoloff trieb ihn durch mehrere Gefechte über den Kur gegen den Araxes zurück, sein Nachfolger im Kommando, General Paskewitsch, drang selbst in Persien vor, nahm den armenischen Patriarchensitz Etschmiadsin, am

13. Okt. die Hauptfestung Eriwan, bald selbst Tauris, eine persische Hauptstadt, und nöthigte den Schah zum **Frieden von Turkmantschai** (10. Februar 1828). In diesem trat er die Provinzen Armenien und Nachitschewan ab und bezahlte 80 Millonen Rubel Kriegskosten; außerdem wurde ihm verboten (auf ächtrömische Weise) auf dem kaspischen Meere Kriegsschiffe zu halten, das nun als russischer See von kaiserlichen Dampfern beherrscht wird.

Wie Rußland endlich auch mit der Türkei den Kampf beginnen konnte und wie es sogar von seinem eifersüchtigen Nebenbuhler England dabei unterstützt wurde, ist oben (S. 431 ff.) bereits erzählt worden. Die russische Politik feierte dadurch einen Triumph, wie er nicht mehr gesehen wurde, seitdem Ludwig XI. Deutschlands Vormauer, Burgund, durch deutsche Waffen gestürzt hatte; außerdem bewirkte der türkische Krieg einen Aufschub der polnischen Revolution, die von Offizieren und Adeligen vorbereitet war.

Sechstes Kapitel.

England von 1815—1830. Die Kornbill (1815). Emanzipation der Katholiken (1829).

Bei dem Friedensschlusse 1815 erwarteten in England Regierung und Volk, daß die Nachfrage nach englischen Fabrikaten auf dem Festlande eine ungeheure sein und einen Strom edlen Metalls auf die Insel hinüberführen werde, aber sie fanden sich anfänglich bitter getäuscht. Das Festland hatte die englischen Fabrikate entbehren gelernt und durch das Kontinentalsystem Napoleons war eine Menge Fabriken in das Leben gerufen worden, welche nun den englischen erfolgreiche Konkurrenz machten und die verblüfften Insulaner nöthigten ihre Waaren zu niedrigen Preisen loszuschlagen. Darüber entstand große Unzufriedenheit unter der englischen industriellen Bevölkerung, welche die Drangsale des langen Krieges in der Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter nach errungenem Frieden mit ziemlicher Geduld ertragen hatte. Lord **Kastlereagh** (Londonderry), der englische Minister des Auswärtigen, welcher die europäischen Verträge hatte schließen helfen, erfuhr jetzt bitteren Tadel, daß er Java an die Holländer zurückgegeben, Genua nicht wieder als Republik hergestellt, für Sicilien nicht eine eigene Verfassung gerettet, zur Entschädigung Englands für seine Subsidien an die Kontinentalmächte keine Handelsbegünstigungen ausbedungen hatte ꝛc. Die Theurung in Folge der Mißärnte im Jahr 1816 brachte eine wirkliche Noth über den größten Theil der arbeitenden Bevölkerung; es kam zu Aufläufen an manchen Orten; Getreidemagazine der Kornhändler wurden geplündert, hungrige Fabrikarbeiter zertrümmerten Maschinen, welchen sie die Schuld

ihrer Arbeits- und Brotlosigkeit beimaßen, so daß die Regierung militärisch einschreiten und die habeas-corpus-Akte suspendieren, die besitzende Bevölkerung in England 7,890,000 Pf. Sterling, in Schottland 119,000 Pf. Sterling Armensteuer bezahlen mußte, während die Irländer zu Tausenden verhungerten. Die folgende gute Aernte machte zwar der Hungersnoth ein Ende, aber nicht der Geldnoth und der Verdienstlosigkeit der Fabrikarbeiter. Die Regierung wurde beschuldigt durch ihre torystische Richtung das Wiederaufleben der Industrie und des Kredits zu hemmen; in Manchester erfolgte 1819 ein Auflauf, dessen Niederschlagung durch Militärmacht an 500 Menschen Leben und Gesundheit kostete und 1820 noch vier Personen an den Galgen brachte, welche sich zur Ermordung der Minister, um Manchester zu rächen, verschworen hatten, während Irland durch Verschwörungen geängstigt wurde, denen einzelne Beamte und Grundbesitzer zum Opfer fielen. Das torystische Ministerium lenkte daher selbst etwas ein; auf Robert Peels Antrag mußte die Bank die Baarbezahlungen gegen ihre Noten wieder aufnehmen, die seit 1797 eingestellt waren, was aber ein Staatsanlehen (denn der Staat war der Hauptschuldner der Bank) von 12 Millionen Pfund Sterling nothwendig machte. Schon damals organisierte sich eine Association gegen die 1815 erlassene Kornbill. Während des Kriegs hielten sich aus begreiflichen Ursachen die Kornpreise auf einer sehr bedeutenden Höhe, so daß ein unverhältnißmäßiges Kapital auf die Grundstücke und die Urbarmachung bisher unbebauter Landstrecken verwendet wurde. Nach dem Frieden drohte das wohlfeilere Getreide aus Norddeutschland, Rußland, Türkei ꝛc. die Preise des englischen herunterzudrücken, wodurch der Werth der englischen Grundstücke einen entsprechenden Verlust erlitten hätte. Dies zu verhindern wurde nun in dem Parlamente die Bill durchgebracht, daß eingeführtes fremdes Getreide so lange unverkauft liegen müsse („unter Königs Schloß"), bis der Quarter englischen Korns 80 Schilling koste. Dies Gesetz war einmal zu Gunsten der meistentheils der hohen Aristokratie und der torystischen Partei angehörigen Grundbesitzer, deren Grundrente mit dem Fallen der Getreidepreise nothwendig auch sinken mußte, sodann der Pächter, welche ohne fremde Konkurrenz den Getreidemarkt beherrschen und die hohen Pachtpreise bezahlen konnten. Die Kornbill war demnach ein Band der gegenseitigen Interessen, womit die torystische Regierung die hohe Aristokratie und die ackerbauende Bevölkerung verknüpfte, das sich auch in der That als ein starkes bewährte. Dagegen verlangten die Industriellen wohlfeileres Brot, damit der Arbeiter um wohlfeileren Lohn arbeiten und der Arbeitgeber mit den ausländischen Fabrikanten um so eher auf dem Weltmarkt konkurrieren könnte, und von dieser Zeit an eröffnete sich der Kampf zwischen der grundbesitzenden Aristokratie und der ackerbauenden Bevölkerung gegen die Industriellen, die großen

Fabrikanten mit ihren Tausenden von Arbeitern, der bis in die neueste Zeit gedauert und mit dem Siege der letzteren geendigt hat. Die Partei der Whigs, welche seit 1803 nie mehr als einmal und vorübergehend das Staatsruder geführt, aber immer eine lebhafte Opposition unterhalten hatte, machte zunächst nicht die Kornbill zum Angriffspunkte, sondern benützte vorläufig die äußere Politik und gelegenheitliche Blößen der Gegenpartei. Ein solcher Anlaß bot sich, als Georg III. den 29. Januar 1820 hochbetagt starb und sein Sohn, der bisherige Prinzregent, als Georg IV. den englischen Thron bestieg. Dieser haßte seine Gemahlin Karoline, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, und wollte von ihr geschieden sein, was nach englischen Gesetzen nur durch einen Prozeß vor dem Hause der Lords geschehen konnte. Die Minister brachten eine Anklage der Königin wegen unehrenhaften Privatlebens vor das Parlament und damit vor das englische Volk; die Whigs ergriffen augenblicklich die Partei der Angeklagten, der Unwille des Volks sprach sich namentlich in London so stark gegen die Minister aus, daß sie den Prozeß fallen ließen und somit eine entschiedene moralische Niederlage erlitten, von der sie sich nie mehr erholten. Dazu kam die unleugbare Thatsache, daß die Angelegenheiten Europas auf den Kongressen zu Aachen, Troppau und Laibach geschlichtet wurden, ohne daß England ein großes Gewicht in die Wagschale legen konnte, um so weniger, als die Torys den revolutionären Bewegungen in Spanien, Portugal und Italien aus Grundsatz abhold waren, obwohl sie es in dem Parlamente nicht offen gestehen durften. Die Lage des Ministeriums war deßwegen eine so wenig erfreuliche, daß die Torys es für gut fanden, nach Kastlereaghs Tode (der sich den 22. August 1822, als er zum Kongreß nach Verona abgehen sollte, auf seinem Landsitze entleibte) den Georg Kanning in das Ministerium aufzunehmen. Mit dem Eintritte dieses Mannes trat ein Wendepunkt in der innern und äußeren Politik Englands ein. Für jene wurde die „Emancipation der Katholiken" das Schlagwort, mit welchem die Whigs unter Kannings Auspicien die Reformbewegung begannen. Irland war bekanntlich von König Heinrich II. unterworfen, von der Königin Elisabeth, Kromwell und Wilhelm III. aber niedergetreten worden. Die Katholiken durften gesetzlich keine Geistlichen, keine Kirchen, keine Schulen haben, kein bürgerliches Amt begleiten, konnten weder im Heere noch auf der Flotte Offiziere werden, mußten doppelte Grundsteuer bezahlen, durften kein Grundstück durch Kauf erwerben, der Uebertritt zur katholischen Kirche sollte als Hochverrath bestraft werden! Neunundvierzig Fünfzigtheile des Grundbesitzes in Irland waren 6 Millionen katholischen Iren entrissen und einigen Hunderttausend eingedrungenen Engländern übertragen worden; jene Millionen mußten ihren Lebensunterhalt als Pächter

kleiner Grundstücke von den Eindringlingen unter himmelschreienden Bedingungen fristen und konnten zu jeder Zeit aus ihren Hütten gewiesen werden. Nicht genug, die armen, aller Bürger- und Ehrenrechte beraubten katholischen Iren mußten die anglikanische Geistlichkeit, die $^2/_{11}$ des Grundeigenthumes besaß und noch besitzt, durch Entrichtung eines Zehentens bereichern, dessen Ertrag auf 800,000 Pf. Sterling berechnet wird, eine Geistlichkeit, deren geringerer Theil im Lande wohnt, das ihrer nicht bedarf (viele Pfarrer und Dekane haben gar keine Gemeinde), sondern in Italien, der Schweiz, zu London und Paris ihre Einkünfte verzehrt. Allerdings wurden jene Gesetze, dergleichen kein Türke und kein Mongole je gegen Christen erlassen hat, durch die Praxis gemildert, indem die stille Religionsübung Duldung fand und die Iren die eigenen Geistlichen durch ihr Almosen erhalten durften, aber die Entehrung blieb und nicht weniger der materielle Druck. Kein Wunder, daß der Ausbruch des Krieges mit dem republikanischen Frankreich Irland in furchtbare Gährung setzte, Mord und Brand an der Tagesordnung waren, Henker und Standgericht nicht genug aufräumen konnten. Die Katholiken erhielten einige kleine Koncessionen, die aber die Regierung immer wieder zu reuen schienen, und 1801 gelang es Pitt, die Union durchzusetzen, d. h. das irische Parlament mit dem englischen zu vereinigen, wodurch Irland der gesetzgebenden Gewalt Englands und Schottlands, damals zweier fanatisch protestantischer Länder, unterworfen wurde. Pitt hatte allerdings die Emancipation der Katholiken zugesagt, aber später nicht durchsetzen wollen und können, und als nun fast 25 Jahre später der Antrag der Whigs auf die Emancipation im Unterhause durchging, wurde dieselbe (1823) im Oberhause verworfen, England als ein protestantischer Staat, die Iren als Fremdlinge erklärt. Doch war mit der Zustimmung des Unterhauses die Stellung gewonnen, von welcher aus neue Anstrengungen zum Siege führen mußten. Als die europäischen Verhältnisse sich mehr verwickelten, Kanning die Konstitution in Portugal unterstützte, das aufgestandene Griechenland als kriegführende Macht anerkannte, als er erklärte, das Panner Englands dürfe nirgends die Unterdrückung schirmen (bloße Worte, denn England unterdrückt, wo immer es ihm vortheilhaft und möglich ist, aber solche Phrasen dienten in alter und neuer Zeit als Netz, mit dem man unbedachtsame Völker fängt), konnte die Emancipation nicht mehr lange verweigert werden. Zudem trat der Advokat Daniel O'Connell (geb. 1774), der als Anwalt bedrückter Iren gegen die Ungerechtigkeiten, die sie von ihren Grundherren dulden mußten, die allgemeine Achtung erworben hatte, 1825 an die Spitze des katholischen Vereins, in dessen Leitung er besonders von Richard Shiel unterstützt wurde. Der Verein hatte seine eigene durch freiwillige Beiträge unterhaltene Kasse für die nothwendigen

Ausgaben und die katholischen Iren bewiesen ihren Führern einen wahrhaft bewundernswürdigen Gehorsam. Alle Feindschaften angesehener katholischer Familien hörten auf, kein Ire erlaubte sich einer Ungesetzlichkeit, denn O'Connell wollte bloß petitionieren, aber petitionieren mit dem ganzen irischen Volke. Mit Schaaren von 20,000 Männern hielt er seinen Einzug in protestantische Städte, redete über das Recht, das den katholischen Iren vor Gott und der Welt gebühre und mit geringer Ausnahme stimmte die Mehrzahl der protestantischen Bevölkerung in Irland bei, während die Whigs in England und Schottland für die Emancipation agitierten. Mit Kannings Tod (8. August 1827) gaben sie ihre Sache nicht verloren; das Ministerium Wellington-Peel ließ zwar 1828 die Test- und Korporationsakte zu Gunsten der Dissenters abändern, um der Reformpartei eine Koncession zu machen, aber diese Diversion hatte keine Wirkung. Im gleichen Jahr wurde O'Connell von der irischen Grafschaft Klare zu ihrem Abgeordneten in das Parlament gewählt, was gesetzlich nicht geschehen durfte. Das Ministerium hatte nun die Wahl zwischen O'Connells Zulassung in das Parlament, d. h. der Emancipation der Katholiken, oder einer irischen Revolution, die über wenigstens 200,000 Irländer verfügen konnte. Die damalige Lage Europas bestimmte Wellington und die Torys die Emancipation im Oberhause durchzusetzen (13. April 1829) und den Katholiken die Rechte britischer Unterthanen einzuräumen, was seitdem keinen englischen Staatsmann gereut hat, obwohl die 40 bis 60 katholischen Mitglieder des Unterhauses (die sogenannte irische Brigade) im Parlamente ein großes Gewicht bei den Abstimmungen ausüben können. Doch sollte die Emancipation nur der Anfang, nicht das Ende davon sein, daß England gegen Irland gerecht werde, aber weitere Hoffnungen sind bisher nur spärlich erfüllt worden.

Parga, Algier. Kapland, Mahratten und Birmanen.

Während Großbritannien die Nachwehen des großen Krieges verwand und von dem Getreibe der Torys und Whigs nicht schwerer afficiert wurde, als ein kräftiger Organismus von vorübergehenden Kopfschmerzen, dehnte es seine kriegerischen und friedlichen Eroberungen fortwährend aus, ohne von dem übrigen Europa anders als durch Murren oder Beifallklatschen behelligt zu werden. Es ließ sich bekanntlich im adriatischen Meere die jonischen Inseln und die Stadt Parga (auf dem Festlande, der Insel Paro gegenüber) abtreten, welche die Franzosen bis 1815 behauptet hatten. So hatte z. B. Ali Pascha von Janina Parga angegriffen, aber die Einwohner schlugen ihn mit Hilfe von 60 Franzosen tapfer zurück, wiesen jedoch die Franzosen fort und übergaben ihre Stadt den Engländern als mächtigeren Schutzherren. Diese

fanden es jedoch nicht nützlich einen vereinzelten militärisch und kommerciell unwichtigen Küstenpunkt zu behaupten und verkauften darum Parga in aller Stille an den albanesischen Pascha um gute spanische Piaster. Als die Einwohner es endlich erfuhren, zwangen sie die englischen Kommissäre unter Todesdrohung, so lange in der Stadt zu verweilen und dem Pascha von Janina den Einmarsch zu verbieten, bis sie sich zur Auswanderung fertig gemacht hätten. Sie gruben die Gebeine ihrer Väter heraus und verbrannten sie, packten ihre Habseligkeiten zusammen und wanderten dann nach den jonischen Inseln oder zerstreuten sich in die weite Welt. Dies geschah 1816 gegen 3000 Christen; im gleichen Jahre wurde der Dey von Algier gezüchtigt, weil dieser Barbar es wagte die englische Flagge zu beleidigen. Lord Exmouth bombardierte den 26. und 27. August das Raubnest und zwang den Dey zu dem Versprechen, künftig die englischen Schiffe in keiner Weise zu belästigen; für die anderen christlichen Flaggen sorgte die englische Politik, die sich damals schon der Negersklaven so eifrig annahm, auf eine höhnische Weise. Statt dem Dey das Seeräuberhandwerk ein für allemal niederzulegen, begnügte sich England mit der Zusage, er werde in Zukunft die Mannschaft gekaperter christlicher Schiffe nicht mehr als Sklaven, sondern als Kriegsgefangene behandeln, eine Unterscheidung, die ungefähr dasselbe werth sein mochte, wie wenn jemand statt der Hiebe Prügel erhält.

In Ostindien nahmen es die klugen Insulaner ernsthafter mit den Nepalesen, die sie 1817 zum Frieden, zur Abtretung aller Eroberungen außerhalb Nepal und zur Freundschaft zwangen, und noch schärfer verfuhren sie mit den Mahratten. Diese räuberischen Krieger wurden in blutigen Schlachten, in denen man nicht Pardon gab, aufgerieben und ihre Fürsten als Vasallen unter englische Oberhoheit gestellt, so daß in ganz Vorderindien mit Ausnahme des Reiches Lahore keine eigentliche Macht mehr neben der britischen bestand (1819). Es dauerte auch nur bis 1824 und es erhob sich ein Krieg mit dem Reiche Birma, dessen stolzer Beherrscher selbst Veranlassung gab. Am 11. Mai wurde Rangun mit Sturm genommen, die Birmanen trotz ihres hartnäckigen und gutgeleiteten Widerstandes überall geschlagen, und hätte das Klima des Irawaddithales die englische Armee nicht gezehntet und die Unkenntniß des inneren Landes die Operationen des Generals Kampbell nicht gehemmt, so wäre der Krieg im ersten Sommer zu Ende gegangen. So dauerte er aber bis 1826, wo Birma im Friedensschlusse vom 25. Februar Assam, Arrakan, Martaban, Tenasserim und Gentha abtrat. Somit waren nicht nur die Gränzen Bengalens gesichert, sondern auch fester Fuß auf der Halbinsel jenseits des Ganges gefaßt, von der die Engländer auch die Niederländer zu entfernen wußten. Um sich gegenseitig nicht in die Quere zu kommen, wurde nämlich am 17. März 1824

eine Konvention abgeschlossen, kraft welcher die Niederländer Malakka und die Insel Singapore den Engländern übergaben, die Engländer den Niederländern ihre Besitzungen auf Sumatra einräumten; die einen entsagten dem Festlande, die andern den Sundainseln zu Gunsten der anderen; als jedoch später die Niederländer ein Inselreich zu gründen vermochten, warteten die Engländer nicht ab, bis es ausgebaut war, sondern streckten ihre Hand über Borneo aus, die reichste und größte Sundainsel, und lassen seither die Niederländer stille grollen und bescheiden protestieren.

Auch Afrika, der geheimnißvolle Erdtheil, wurde von den weiten Kreisen der englischen Politik umzogen; Mungo Park, Denham, Klapperton, Laing, Lander, Morrison, Pearce und andere Reisende wagten ihr Leben, um das innere Afrika zu erkunden und den englischen Waaren zugänglich zu machen; doch dieser Erdtheil scheint den Schwarzen vorbehalten zu sein und verschlang bis jetzt fast jeden weißen Fremdling, der sich in das Innere wagte. An seinen Rändern jedoch setzten sich die Briten fester, als es seit der Zeit der Portugiesen einer andern Nation möglich war. Der Gouverneur des Kaplandes, Lord Somerset, ernannte einen Kaffernhäuptling, den unmenschlichen Gaika, zum Oberkönig über alle Kaffernstämme und wollte durch diesen die Stämme an den Gränzen des Kaplandes beruhigen oder wegweisen. Denn an diesen Gränzen bestand ein fortwährender kleiner Krieg zwischen den holländisch-englischen Kolonisten und den Kaffern; die einen dringen Schritt für Schritt mit ihren Ansiedelungen vorwärts und treiben die Kaffern aus den fruchtbaren und weidereichen Thalgegenden, was diese mit mörderischen Ueberfällen und Räubereien vergelten. Durch den letzten Krieg waren sie 1812 über den großen Fischfluß gedrängt worden; jetzt sollten sie den Befehlen des englischen Gouverneurs gehorchen, die er durch Gaika zu erlassen für gut fand. Sie duldeten den Druck nicht lange und empörten sich 1818 unter einem Häuptling Makarna, der den Gaika schlug, aber der englischen Uebermacht erlag. Doch selbst Gaika, das Werkzeug des Gouverneurs, fand es unmöglich mit den weißen Gränzbauern in Frieden zu leben und begann einen Krieg (1819), der erst 1824 mit seinem Tod endete. Wer barbarischer verfuhr, läßt sich nicht entscheiden, denn weder Kaffern noch Weiße gaben Pardon, die einen wie die andern trieben die Viehherden weg oder metzelten sie nieder, wenn das Wegtreiben nicht möglich war, verbrannten die reifen Saatfelder, die Häuser und Dörfer, die Hütten und Kraals. Nach den Friedensbedingungen mußten nun die Kaffern über den Keiskamafluß zurück, das Land zwischen ihm und dem Fischfluß aber sollte neutrales Land sein und von keinem Theile angebaut oder beweidet werden.

An der Goldküste, wo Kap Koast Kastle der englische Handels- und Waffenplatz ist, kam es zu Streitigkeiten mit den kriegerischen

Ashantees, die ein mächtiges, aristokratisch gegliedertes, nach bestimmten Gesetzen regiertes Reich gestiftet haben. Am 21. Januar 1824 wurde das englische Korps, aus Kolonisten und der kleinen Garnison bestehend, von den Ashantees geschlagen und der Gouverneur Mak Karthey selbst getödtet, dessen Beine hierauf den Ashantees als Trommelschlegel dienen mußten. Doch schon am 11. Juli erlitten die siegestrunkenen Neger bei Kap Koast Kastle eine vollständige Niederlage; das Gewehrfeuer hatte für sie keinen besondern Schrecken, indem sie zum Theil selbst mit Flinten bewaffnet sind, dagegen machten die unter sie geschleuderten Kongrev'schen Raketen einen um so größeren Eindruck. Ihr König, der seitdem wieder an die Uebermacht der Weißen und ihres Gottes glaubte, fand daher für gut, sich mit den Engländern auf friedlichen Fuß zu stellen. Diese kolonisierten 1827 die Insel Ascension, auf der sie seit 1815 zur Bewachung der benachbarten Insel St. Helena eine Garnison gehalten hatten; in demselben Jahre eigneten sie sich die den Spaniern gehörige Insel Fernando Po im Meerbusen von Benin zu, angeblich weil sie ihnen als Station für ihre gegen die Sklavenhändler kreuzenden Schiffe unumgänglich nothwendig war.

Seit 1815 begannen die Ansiedlungen auf der nördlichen und westlichen Küste Neuhollands und auf dem benachbarten Van Diemensland; anfangs geschah es nur zögernd, indem erst 1829 die Niederlassung Perth am Schwanenflusse angelegt wurde. Neuholland schien damals nur zu einer ungeheuren Schafweide, zur Wolleproduktion für England bestimmt (1825 lieferte es den englischen Fabrikanten 3,240,000, Deutschland dagegen 28⁴/₅ Millionen Pfund), wurde aber in seiner ganzen, Europa fast gleichkommenden Ausdehnung als englisches Kronland in Anspruch genommen.

Zieht man zu allem diesem die von 1815—1830 unternommenen Entdeckungsreisen der Engländer gegen den Nord- und Südpol (Roß, Scoresby, Parry, Franklin, Beechy, Biscoe, Weddel ꝛc.) in Betracht, so wie den Eifer, mit welchem die Flüsse und das Meer mit Dampfschiffen bedeckt wurden; den Bau der Eisenbahnen (die erste 1821 von Stockton nach Darlington), Unternehmungen wie der Themsetunnel (1825 angefangen), die Kettenbrücke über den Mennaysund (1826) ꝛc., so muß man zur Ueberzeugung gelangen, daß ein Volk von solcher großartigen Thätigkeit an dem Traumleben so wenig Geschmack finden kann als an dem periodischen Revolutionsmachen; ein solches Volk konnte die Handelskrisis von 1825 glücklich überstehen, die Vereine der Arbeiter gegen die Fabrikherren unschädlich machen, und als es durch die Emancipationsakte den Katholiken das Bürgerrecht gegeben hatte, ruhig zusehen, wie Europa durch die Julirevolution 1830 in Bewegung gerieth, und durfte daran denken, dieselbe zu seinem Vortheile zu benutzen.

Siebentes Kapitel.

Frankreich während der Restauration (1815—1830).

Ludwig XVIII. (1815—1824). Intervention in Spanien (1823).

Als Ludwig XVIII. nach der Schlacht bei Waterloo von Gent nach Paris zurückkehrte und so zum zweitenmale durch die Niederlage der französischen Heere König von Frankreich wurde, hatte er unter allen Monarchen Europas die drückendste Krone auf sein Haupt gesetzt. Schon daß er durch die fremden Bajonette zurückgeführt war, konnten die Franzosen fast nicht verwinden, trotzdem daß sie unter Napoleon anderen Völkern so manchen Beherrscher aufgezwungen hatten (man denke an das sogenannte Königreich Italien, Neapel, Piombino, Spanien, Westfalen), denn Europa hatte die Franzosen daran gewöhnt, sich als eine Nation zu betrachten, die wegen ihrer geistigen Ueberlegenheit („la nation la plus civilisée") den andern gegenüber das Vorrecht hätte im eigenen Lande frei zu schalten und gelegentlich an andern Ländern die französische Tapferkeit und Organisationsmethode zu erproben. Hatte doch das Manifest der Verbündeten bei deren Uebergang über den Rhein (1. Januar 1814) den Franzosen verkündet, der Krieg gelte nicht Frankreich, das die verbündeten Monarchen groß und glücklich zu sehen wünschen, sondern nur dem Friedensstörer Napoleon, und nach seiner Rückkehr von Elba wurde ausdrücklich gegen ihn die europäische Acht geschleudert, als ob die Franzosen ihn nicht zum Kaiser gemacht und ihm nicht die Millionen Soldaten geliefert hätten, die er von der Schlacht von Montenotte bis zu der bei Waterloo gegen die Nationen Europas verbrauchte. Diesem im ersten Pariser Frieden so außerordentlich wohlwollend behandelten und deßwegen noch mehr verzogenen Volke wollte es unerträglich vorkommen, als man ihm 700 Mill. Franken Kontribution auflegte, während die europäischen Völker ihre durch Frankreich erlittenen Verluste auf 3582 Mill. berechneten. Die Memoiren der napoleonischen Marschälle wissen nicht genug zu klagen über die 1814 angerichtete Verwüstung in dem „schönen Frankreich", als ob von Moskau bis Oporto und von Kalabrien bis Königsberg nicht alle Städte und Dörfer von den Franzosen erzählen könnten; die Rückgabe der von Napoleon aus Italien, der Schweiz, Deutschland und Spanien nach Paris geschleppten Kunstschätze figuriert bei ihnen unter dem Titel: Beraubung der französischen Museen („la spoliation de nos musées")! Die Armee besonders konnte ihre Niederlage nicht verschmerzen, aber auch nicht ableugnen; anstatt dieselbe jedoch der durch französischen Uebermuth bewirkten Erhebung der europäischen Völker zuzuschreiben, wissen die meisten französischen Schriftsteller noch jetzt nur

von der Treulosigkeit der Verbündeten Frankreichs, von der Ungunst des Zufalls, von der ungeheuren Ueberlegenheit der feindlichen Heere zu erzählen, die aber dennoch alle durch das französische Genie untergegangen wären, wenn nicht der Verrath von Franzosen sie gerettet hätte. Diese sogenannten Verräther waren aber gerade die Anhänger des königlichen Hauses und so traf die von den entlassenen Soldaten unter dem gemeinen Volke und von den Schriftstellern unter den sogenannten gebildeten Ständen verbreitete Anklage mittelbar immer wieder den neu errichteten Königsthron. Großes Aergerniß nahmen die Soldaten auch daran, daß Ludwig XVIII. wieder Schweizerregimenter in französischen Dienst nahm und der Pariser Pöbel sah in deren Uniformen eine beständige Erinnerung an die von ihm verübten Mördereien während der Schreckenszeit, zugleich aber auch eine Drohung gegen das Gelüsten nach Wiederholung ähnlicher Scenen. Auch die Bourgeoisie würde der Auseinandersetzung nicht geglaubt haben, der König habe durch die Aufnahme von 12,000 Schweizern in französische Dienste seine politische Weisheit bewiesen, indem er die vornehmen schweizerischen Familien durch Offizierstellen, die gemeinen Schweizer aber durch den rothen Rock den Interessen Frankreichs dienstbar mache und die Schweiz dem beherrschenden Einflusse der andern Großmächte entziehe. Großen Anstoß nahmen die Bourgeoisie und auch viele Mitglieder der höchsten Stände daran, daß der König den entschiedenen Willen zeigte, der Kirche ihre Rechte zu gewähren und ihr nicht wieder in den Weg zu treten, wenn sie Unterrichtsanstalten gründen und dadurch die Jugendbildung mit dem christlichen Geiste durchdringen würde. Dies glich einer Verurtheilung der Philosophie des 18. Jahrhunderts, nach der gangbaren Ansicht des Triumphes der Vernunft über Aberglauben und Gewissenszwang, glich der Verurtheilung eines Triumphes, der Frankreich an die Spitze des gesammten geistigen Lebens auf dem Erdball gestellt habe. Diese große Partei war damit nicht befriedigt, daß sie für ihr Thun und Streben volle Freiheit hatte und somit ihren viel gefeierten Sieg der Vernunft durch Unterrichtsanstalten aller Art, Schriften, wissenschaftliche Vereine ꝛc. nur weiter auszubeuten brauchte, sie verlangte, daß der Kirche nur eine beschränkte, gleichsam geduldete Stellung angewiesen würde und hinderte deßwegen durch ihre offene Feindseligkeit die volle Ausführung des 1817 abgeschlossenen Konkordats, vermochte es jedoch nicht der Errichtung von zahlreichen Klöstern und Unterrichtsanstalten, welche von Geistlichen geleitet wurden, Einhalt zu thun, weil kein Gesetz dagegen vorhanden war. Ludwig XVIII. bewegte sich in seiner von zahllosen Schwierigkeiten umgebenen Stellung mit sicherer Klugheit, indem er einerseits dem übertriebenen Eifer eines Theils der royalistischen Partei den Zügel anlegte, andererseits sich den kirchenfeindlichen Plänen nicht willfährig

zeigte, Verschwörer bestrafte (Berton, Karon, Dizier rc.), sonst im versöhnlichen Geiste verfuhr und überhaupt die strenge Beachtung der Gesetze nach jeder Richtung forderte. Im Jahre 1818 erwirkte er den vollständigen Abzug der von den Alliierten zurückgelassenen Okkupationstruppen; das Heer wurde reorganisiert, so daß Frankreich wieder eine Achtung gebietende Stellung einnahm, auch die Herstellung einer Flotte machte auffallende Fortschritte, während der wissenschaftliche Ruhm Frankreichs durch Männer wie Kuvier, Arago, Silv. de Sacy, Remusat, La Place rc. ungeschmälert erhalten wurde. Damals bildete sich der „Verein für den Glauben“, welcher seitdem für die Erhaltung der christlichen Gemeinden in China, Siam rc. und zur Stiftung von neuen Wunderbares geleistet hat; Missionen belebten den nie ganz erstorbenen kirchlichen Sinn des französischen Landvolks, und die zahlreichen Mittelschulen der Kleriker konnten die ihnen zuströmenden Zöglinge kaum aufnehmen. Gleichzeitig entstanden aber auch geheime Gesellschaften, welche die Vertreibung des königlichen Hauses zum Zwecke hatten, und viele einflußreiche Männer jedes Standes, besonders Advokaten und Publicisten, arbeiteten in deren Sinne, obschon sie in der Regel nicht förmlich Mitglieder waren. (Lafayette war in jede Verschwörung eingeweiht, ohne sich jedoch an den Operationen zu betheiligen.) Diese Partei liebte es Skandale hervorzurufen, wozu die Vertheidigungen politischer Verbrecher und schmähsüchtiger Libellisten oft genug Veranlassung gaben. Ein solcher Skandal war die Erwählung des Abbé Gregoire, eines ehemaligen Konventsmitgliedes, in die Deputiertenkammer und die Ausschließung desselben (1819), die Entfernung des Deputierten Manuel, der 1823 die Intervention in Spanien benutzte, um die Restauration des französischen Königshauses als ein Nationalunglück darzustellen rc. Von dem Fanatismus, der gegen die Bourbonen genährt wurde, zeugte die Ermordung des königlichen Neffen, des Herzogs v. Berri (13. Febr. 1820), des Stammhalters der älteren Linie, durch einen Sattler Louvet, und die Mordschläge, welche später unter den Fenstern der ihrer Niederkunft nahen Herzogin explodierten. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux (29. Sept. 1820) sicherte die Fortdauer des älteren Zweiges, der Tod Napoleons auf St. Helena (5. Mai 1821) schien die Hoffnung der Bonapartisten zu vernichten und der König fand sich stark genug in das revolutionierte Spanien eine Armee zu schicken, wozu er nicht bloß durch das allgemeine Interesse der Monarchie bewogen wurde, sondern sich eigentlich genöthigt sah, weil französische Unzufriedene auf dem spanischen Boden bereits ein Bataillon unter der dreifarbigen Fahne errichtet hatten. Die französische Armee, welche von dem Herzog von Angoulême geführt wurde, bewies sich treu und machte der Revolution ohne viele Mühe ein Ende; laut Vertrag sollte sie zwei Jahre Spanien be-

setzt halten, es gelang demnach dem König den englischen Einfluß auf Spanien, den noch kein Herrscher Frankreichs gleichgiltig ansah, vollständig zu verdrängen. In demselben Jahre (1824) wurde die Dauer der französischen Kammern auf 7 Jahre bestimmt (eine Bürgschaft gegen den schnellen Wechsel der Repräsentation und der mit jeder Wahl verbundenen Aufregung und ehrgeizigen Werbung), der König schien demnach bei seinem Tode (16. September 1824) seinem Bruder Karl X., dem ehemaligen Grafen von Artois, einen befestigten Thron zu hinterlassen.

Karl X. (1824—1830). Die Milliarde für die Emigranten.

Karl X. stellte die geschmälerte Preßfreiheit wieder her und als er sich das folgende Jahr den 29. Mai zu Rheims krönen ließ, wurde er auf seiner Reise von dem Landvolke mit Jubel begrüßt und die Städte mit den Beamten an der Spitze beeiferten sich sehr ihre Loyalität durch Feuerwerke, Beleuchtungen und Bankette darzulegen. Allein es mangelte schon damals nicht an verhängnißvollen Anzeichen; der alte Lafayette, Washingtons Freund und Kampfgenosse, feierte 1824 in den vereinigten Staaten Nordamerikas als „Gast der Nation" einen Triumphzug, dessen Beschreibung selbst deutsche Spießbürger erwärmte, die Franzosen aber erinnerte, wie sie einst selbst daran gewesen waren, die Staatsform Nordamerikas auf Frankreich überzutragen, was (wie die gangbarste Ansicht war) durch die Gegenwirkung des Hofes und die Feindseligkeit der Aristokratie und Geistlichkeit mißlungen sei, so daß Frankreich nur durch die Schreckensmänner von der Herrschaft einer korrupten Aristokratie und des von ihr geflissentlich genährten Aberglaubens bewahrt wurde, sowie es nur durch das gleiche fürchterliche System den Angriff des mit der Aristokratie verbundenen Auslandes abwehren konnte. Bereits demonstrierten nämlich Schriftsteller, was Napoleon nie erlaubt hatte, daß die Schreckensherrschaft mit allen ihren gegen das königliche Haus, die Aristokratie, die Geistlichkeit, die Bürgerschaften von Lyon, Marseille, Straßburg &c., gegen die Bauern der Vendée verübten Gräueln eine Nothwendigkeit gewesen sei, daß die Dinge eben gekommen seien, wie sie hätten kommen müssen, u. dgl. Phrasen. Wie diese Anschauung der Revolutionszeit gefördert wurde, als 1825 die Kammern auf den Antrag der Regierung für die Emigranten eine Milliarde Entschädigung bewilligten, läßt sich leicht denken; waren dieselben ja in der Marseillaise als Verräther des Vaterlandes gebrandmarkt, waren sie doch erst mit den fremden Heeren nach Frankreich zurückgekehrt. Daß Revolutionsmänner und pfiffige „Citoyens", sowie knechtische Werkzeuge des Kaisers die Güter unschuldig gemordeter oder vor der Wuth der Schreckensmänner geflüchteter Edelleute um ein Spottgeld an sich gebracht hatten und nun sehr liberal

gegen die „Milliarde" eiferten, darüber schwiegen die Herren der freisinnigen Presse. Sie betonten es auch nicht, daß die königliche Regierung in demselben Jahre die Neger- und Mulatten-Republik Haiti durch ernstliche Drohungen dahin vermochte, den Erben der gemordeten oder vertriebenen französischen Plantagenbesitzer 150 Millionen Franken Entschädigungsgelder zu bezahlen (welche Summe 1838 auf 60 Mill. in 30 Jahresfristen zahlbar herabgesetzt wurde); um so mehr aber zürnten sie gegen die Verschärfung des Sakrilegiengesetzes, gegen die Errichtung zahlreicher Frauenklöster, gegen die Volksmissionen und die Frequenz der von den Jesuiten geleiteten Mittelschulen. Geheime Gesellschaften, die auf den Umsturz seiner Herrschaft zielten, hatte selbst Napoleon durch den Schrecken seines Namens und seiner geheimen Polizei nicht verhindern können, um so weniger vermochte dies Ludwig XVIII. und Karl X.; unter dem erstern waren sie meistentheils bonapartischer Natur, unter diesem mehr republikanischer, alle trafen aber darin zusammen, daß die Vertreibung des königlichen Hauses als erste Aufgabe betrachtet wurde. Die bedeutendste war die 1824 gestiftete „aide-toi et le ciel t'aidera" (Hilf dir selbst, dann wird dir auch der Himmel helfen), der die meisten liberalen Journalisten, Deputierten, Advokaten, Gelehrten ꝛc. angehörten; ihre Stifter wollten ein bürgerliches Königthum, zu dessen Träger sie den Herzog Louis Philippe von Orleans ausersehen hatten, weil er ein sehr respektables Familienleben führte, ein guter Haushälter war, mit der Geistlichkeit sich so wenig als möglich abgab, seine zahlreichen Prinzen in den Pariser Kolleges neben Bürgerssöhnen unterrichten und Preise gewinnen ließ, liberale Poeten und Schriftsteller unterstützte und offenbar kein Freund des bisher von seinen königlichen Vettern befolgten Systems war. Von der englischen Verfassung hatte diese Partei des Bürgerkönigthums natürlich keine hohe Meinung und es wurde von ihr daher beifällig aufgenommen, als die Pairskammer ein von der Regierung vorgelegtes Gesetz, durch welches die Erstgeburt bevorrechtet und die Erhaltung des Familienbesitzes als Stammgut bewahrt werden sollte, mit großer Majorität (1826) zurückwies. Das folgende Jahr mißstimmte ein großer Pairsschub, durch welchen die Regierung die Opposition der Pairskammer brechen wollte, sowie die Aufhebung der Pariser Nationalgarde (April), welche sich bei einer Musterung erlaubt hatte, der Regierung ihr Mißfallen auszudrücken, und dann die darauf folgende Beschränkung der Preßfreiheit, die jedoch nur bis zum November dauerte. Dagegen berührte es die Nationaleitelkeit nicht unangenehm, als einige Kriegsschiffe die algierischen Häfen blockierten, weil der Dey dem vorlauten französischen Konsul den Fächer ins Gesicht geschlagen hatte; die Verbindung mit England und Rußland zur Befreiung Griechenlands fand den Beifall der ganzen Nation,

und die ruhmvolle Theilnahme der französischen Flotte an der Schlacht von Navarin erfreute als die erste Waffenthat der neugeschaffenen Seemacht jedes französische Herz. Die Entlassung des Ministeriums Villele und die Ernennung eines liberalen unter dem Präsidium des Grafen Martignak (4. Jan. 1828) wirkte ebenfalls günstig, hatte jedoch die erwarteten Folgen nicht, außer daß die Gesetze Ludwigs XV. gegen die Jesuiten wieder hervorgesucht und deren Schulen in ganz Frankreich geschlossen wurden; dagegen verwarf die Deputiertenkammer eine Vorlage über eine neue Municipal- und Departementalorganisation, worauf der König das Ministerium entließ und durch den Fürsten Polignak ein neues zusammensetzte (Aug. 1829).

Ministerium Polignak (1829). Die Eroberung von Algier (1830). Julirevolution.

Dieser Name war der unpopulärste, der in ganz Frankreich aufgefunden werden konnte, denn Polignak hatte nicht bloß als Emigrant gegen die französische Republik gewirkt, sondern war auch als Theilnehmer an der Verschwörung des Pichegrü und Kadoudal gegen Napoleon im Jahre 1804, welche Verschwörung durch englisches Geld unterstützt wurde und die Ermordung des ersten Konsuls bezweckte, der Nation denunciert worden. Kaum weniger verhaßt war der Minister des Innern de la Bourdonnaye, der, während die Okkupationstruppen in den französischen Gränzfestungen lagen, in der Kammer sich den Ruf eines royalistischen Schreckensmannes erworben hatte; die Ernennung des Generals Bourmont zum Kriegsminister aber verletzte die französische Armee, denn Bourmont hatte allerdings unter Napoleon den Ruhm eines tapferen und geschickten Offiziers erworben, aber vor der Schlacht von Waterloo die französischen Fahnen verlassen, weßwegen er als Deserteur verachtet war. Die andern Mitglieder des Ministeriums waren Männer ohne Bedeutung, die genannten drei genügten aber (La Bourdonnaye trat jedoch schon nach zwei Monaten aus), um eine allgemeine Spannung in Frankreich hervorzubringen; sie schienen dafür zu bürgen, daß es sich um den Sturz der konstitutionellen Verfassung und die Wiederherstellung der absoluten Monarchie handle, wie dies kaum vorher durch Dom Miguel in Portugal und wenige Jahre vorher durch Ferdinand VII. in Spanien geschehen war. Der Zustand Portugals und Spaniens schwebte als ein Schreckbild vor den Augen der französischen Konstitutionellen aller Farben und Stände; alsbald bildeten sich Vereine zur Verweigerung der Steuern, die Deputiertenkammer erließ am 18. März 1830 mit 221 Stimmen eine Antwort auf die Thronrede des Königs, welche diesem nur die Wahl zwischen der Auflösung des Ministeriums oder der Kammer überließ. Es geschah das letztere und zugleich wurde die Expedition gegen Algier mit Eifer betrieben. Am 14. und 15. Juni landete Bourmont mit 32,000

Franzosen 2½ Meilen westlich von Algier, schlug am 19. die Türken und Araber bei Staueli, am 24. bei Sidi Khalef, erstürmte am 4. Juli das Kaiserfort und als die Flotte unter Duperré sich vor die Stadt legte, die Landarmee zum Sturme bereit stand, ergab sich Algier am 5.; der Dey mit seinem Privatvermögen und die türkische Miliz erhielt freien Abzug, die Franzosen aber erbeuteten außer den Vorräthen und dem Geschütze baare 48½ Mill. Franken.

Unterdessen war die Katastrophe in Frankreich herangereift. Die neuen Wahlen ergaben eine gleich feindselige Mehrheit der Deputiertenkammer, der König löste sie auf, bevor sie noch förmlich konstituiert war und den Tag darauf (26. Juli) erschienen die königlichen Ordonnanzen, welche die Wahlform änderten und die Preßfreiheit suspendierten. Daß auf solche verfassungswidrige Maßregeln ein Aufstand erfolgen werde, wußte man selbst in Deutschland, in Frankreich aber hatte man es gleichsam vorausgesagt („encore une dissolution et nous avons une revolution", hieß es in jedem Städtlein), nichtsdestoweniger hatte der Marschall Marmont, der Kommandant von Paris, kaum 15,000 Mann zu seiner Verfügung, weil sich die Rathgeber des Königs auf die gleichgiltige Stimmung der niederen Volksklasse und auf die Feigheit der liberalen Häupter verließen. Die Deputierten wagten allerdings weiter nichts als eine Protestation, dasselbe thaten die Redakteure mehrerer Journale, aber diese entließen zugleich ihre Setzer und Drucker und schickten sie auf die Straße, andere Geschäftsmänner folgten diesem Beispiele, der Bankier Lafitte gab Geld und so bewegte sich bald ein Haufen von mehreren tausend Menschen in den Straßen, welche Charte, Preßfreiheit und die 221 Deputierten hoch leben ließen. Es kam zu Reibungen mit einzelnen Militärposten, mit dem wachsenden Tumulte mehrte sich die Volksmasse in den Straßen und als von den gedrängten Militärposten einige Schüsse fielen, war der gewünschte Zweck erreicht. Denn nun verbreitete sich das Geschrei: „man mordet das Volk!" wie ein Lauffeuer durch die Stadt, die Schüler der polytechnischen Anstalten brachen aus, leiteten die Errichtung der Barrikaden und die Angriffe der Volksmassen auf die wichtigsten Punkte der Stadt. Die Truppen thaten ihre Schuldigkeit und erst als der Mangel einer zusammenhängenden Leitung sichtbar war, als sich nirgends ein Prinz, Minister oder ein angesehener Mann bei ihnen zeigte, von allen Seiten aber ihnen der Zuruf entgegenscholl, nicht gegen Frankreichs Grundgesetz, nicht für verrätherische Minister zu fechten, stellten einzelne Abtheilungen den Kampf ein, worauf die Schweizer, die Garden und die Linientruppen das Louvre und die Tuilerien räumten. Vom 27. bis 29. Juli hatte der Kampf gedauert, und als er beinahe zu Ende, jedenfalls entschieden war, bemächtigten sich die Deputierten der öffentlichen Gewalt und ernannten den

Herzog von Orleans zum Reichsverweser; auch die Nationalgarde kam am Schlusse des Kampfes, den die Proletarier hatten durchfechten dürfen, zum Vorschein, wählte den alten Lafayette zum Anführer und verhütete durch gute Worte und schöne Versprechungen, daß von dem gemeinen Volke weder die Republik noch Napoleon II. ausgerufen wurde.

Achtes Kapitel.

Deutschland und Oesterreich von 1815—1830. Die Bundesakte. Getäuschte Erwartungen. Burschenschaften.

Kein Volk hatte im Kampfe gegen Napoleons Tyrannei mehr Opferwilligkeit und Begeisterung gezeigt als das deutsche, von keinem andern wurde Streit und Sieg mit so viel Sang und Klang begleitet als von dem deutschen, dessen zahlreiche Dichter (Göthe wenigstens nachträglich) in Kriegsliedern, Aufrufen, geharnischten Sonetten, in Triumph- und Spottliedern dem Patriotismus die Sprache der Poesie liehen, keines sollte aber durch den Frieden mehr ernüchtert werden, als gerade das deutsche. Daß von der „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches", welche die Proklamation von Kalisch verheißen hatte, auf dem Kongresse zu Wien keine Rede mehr war, konnte niemanden befremden, da sie als baare Unmöglichkeit erscheinen mußte, weniger durch die Gegenwirkung des Auslandes, als wegen des Widerstrebens der einzelnen Theile des vielgestaltigen Deutschlands gegen eine gemeinschaftliche Oberherrlichkeit, ein Widerstreben, das sich durch die ganze deutsche Geschichte hinzieht, durch die Reformation neue Wurzeln trieb und von 1792 bis 1813 befestigt wurde. Als daher den 8. Juni 1815 die deutsche Bundesakte abgeschlossen war, deren weitere Vervollständigung zugesagt wurde, war die mögliche Einigung Deutschlands gesichert, indem in einer Bundesverfassung der innere Frieden aufrecht erhalten werden und die Freiheit der einzelnen Staaten in Gesetzgebung, Staatshaushalt und in der Pflege der geistigen Entwicklung recht wohl bestehen kann, während gleichzeitig die Aegide der Bundesverfassung die einzelnen Staaten an eine gemeinsame Politik gegen das Ausland bindet und die nationalökonomischen Interessen (Münze, Maß, Gewicht, innerer Verkehr, Handelsgesetze, Zollwesen) gegen eigennützige oder unkluge Maßregeln der Einzelstaaten sowie gegen Uebervortheilung durch das Ausland in Schutz nimmt. Ein solcher deutscher Bund ist allerdings nicht geeignet, der allgemeinen Politik treibende Impulse zu geben, er gewährt vielmehr die Bürgschaft eines dauernden Friedens, und wenn

eine europäische Frage dennoch durch das Schwert gelöst werden muß, so liegt die Entscheidung bei dem deutschen Bund, der mitteleuropäischen Großmacht. In der That wurde durch den deutschen Bund, dessen auswärtige Politik keine andere sein konnte, als die, welche Oesterreich und Preußen als europäische Großmächte verfolgten, der Frieden eine lange Reihe von Jahren aufrecht erhalten, und seit vielen Jahrhunderten hat Deutschland in die Wagschale der Weltpolitik kein solches Gewicht mehr gelegt als seit 1815, aber in allen andern Beziehungen erfüllte der Bund auch die bescheidensten Erwartungen keineswegs. So wurde 1816 das ehemalige Herzogthum Sachsen-Lauenburg an Dänemark abgetreten, gewissermaßen zur Entschädigung für das von demselben an Schweden verlorene Norwegen, eine Praxis, die sehr lebhaft an den Frieden von Luneville erinnerte, in welchem das niedergeworfene Reich dem Erbstatthalter von Holland und dem Herzog von Modena Ersatz gab für das, was diese ausländischen Herren an die französische Republik verloren hatten. Bis zur untern Elbe durfte sich Dänemark ausdehnen, dessen Handelspolitik seit vielen Jahrhunderten eine gegen Deutschland feindselige ist, dessen frühere Bedeutung als Handelsmacht hauptsächlich auf dem Ruin des hanseatischen Handels (der deutschen Handelsstädte an der Ost- und Nordsee) gegründet war, das den Seehandel der deutschen Ostseehäfen durch seinen Sundzoll nach Möglichkeit lähmte. Dänemark wurde durch Lauenburg und Holstein Mitglied des deutschen Bundes, und doch ist dasselbe durch den Verlust Norwegens, den Lauenburg nicht von ferne ersetzt, so geschwächt worden, daß es nicht mehr in die Reihe der Staaten gehört, welche eine selbstständige politische Haltung behaupten können, sondern es hat seitdem nur die Wahl gehabt, ob es sich mehr auf Rußland oder mehr auf England stützen wollte. Naturgemäß wäre Dänemark an Deutschland als Rückhalt gewiesen, allein dies hinderte, abgesehen von der Eifersucht der andern europäischen Mächte, der krankhafte Nationalstolz der Dänen, der ihnen den Gedanken des Anschlusses an Deutschland unerträglich, aber den, ihre Schwäche auf Kosten Deutschlands zu heilen, alltäglich machte. Holstein und Dänemark gehörten durch Personalunion zusammen, wie einst England und Hannover, doch diese bewahrten gegenseitig ihre eigenen Gesetze und Rechte, Holstein aber wurde gegen dänische Uebergriffe nicht gesichert, obwohl es dem deutschen Bunde zugetheilt wurde und die dänischen Versuche, dasselbe ihrem Gesammtstaate förmlich einzuverleiben, vorauszusehen waren.

Im Jahre 1816 bestätigte König Friedrich VI. von Dänemark die Privilegien Holsteins, aber schon 1822 gab die holsteinische Ritterschaft beim Bundestage in Frankfurt eine Beschwerde gegen dänische Uebergriffe ein, auf welche derselbe mit einer Inkompetenzerklärung ant-

wortete. Die Reibungen der dänischen und deutschen Nationalität zeigten sich also früh genug und sie mußten fortdauern, wenn die deutsche einige Lebenskraft behielt, und daß diese sich fortwährend verstärkte, dafür sorgte der fratzenhafte dänische Stolz bei zunehmender Armseligkeit.

Dänemark war jedoch nicht der einzige auswärtige Staat, der durch ein deutsches Nebenland sich dem deutschen Bunde anhängte, das Königreich der vereinigten Niederlande erhielt die gleiche Gunst, indem dessen König 1815 Großherzog von Luxemburg und dadurch Mitglied des deutschen Bundes wurde. Die niederländische Politik bewies ihre Freundschaft gegen Deutschland dadurch, daß es demselben die Rheinmündung sperrte und es über zwei Jahrzehnte mit der bekannten Auslegung der freien Rheinfahrt „jusqu'à la mer" (bis an das Meer) foppte. Es verkaufte den Kaffee, die Gewürze, den Tabak 2c. seiner überseeischen Besitzungen fast ausschließlich an Deutschland, belegte aber die deutsche Einfuhr mit höheren Zöllen als z. B. die englische und französische; es warb die Truppen, mit denen es nach 1815 sein Kolonialreich auf den Sundainseln eroberte, zum größten Theil aus Deutschen, gab aber möglichst wenige Offizierstellen an Deutsche. Der deutsche Bund kümmerte sich um den Sundzoll gar nicht und bekämpfte die Sperrung des „deutschen Rheins" nur mit diplomatischen Noten, es schien ihm überhaupt weder an dem deutschen Handel, noch an den natürlichen Handelsstraßen etwas zu liegen. Jeder deutsche Staat umgab sich mit einem stacheligen Zollgürtel gegen seinen Nachbar und nur die winzigen Stäätchen, denen es unmöglich war, die nöthige Anzahl Zollwächter zu bezahlen, verständigten sich mit dem größeren Nachbar, so daß ein Deutscher, der 50 Stunden auf vaterländischem Boden reiste, es wohl treffen konnte, daß er fünfzigmal nach zollbaren Gegenständen durchsucht und bei der damaligen Sitte der Zollwächter ebenso oft durch verfängliche Fragen in die Gefahr als Schmuggler bestraft zu werden gebracht wurde. Die freie Beschiffung der deutschen Flüsse und Ströme wurde 1815 durch eine eigene Akte grundsätzlich ausgesprochen, aber dabei hatte es auch sein Bewenden; denn die Konferenzen, die z. B. über die Main-, Elbe- und Rheinschifffahrt abgehalten wurden, vermochten die einzelnen Staaten nicht ihre Zölle und Stapelrechte aufzugeben, oder natürliche Hindernisse der Flußfahrt zu Gunsten eines Nachbars wegzuräumen oder diesem die Wegräumung zu gestatten. So blieb fast alles stehen, was der alte Partikularismus aufgebracht hatte und das Interesse einzelner Staaten, Ortschaften 2c. stützte. Begreiflich, daß unter solchen Umständen an ein gemeinsames Wechselrecht, an ein gleichartiges Verfahren in Handelsprozessen, an Münz-, Gewichts- und Maßeinheit ferner nicht mehr gedacht wurde und es den Vereinbarungen der einzelnen Staaten anheimfiel, den Wirrwarr etwas weniger kraus zu machen.

Dagegen wurden die deutschen Staatsmänner durch die deutschen Universitäten, deren Professoren und Studenten und die landständischen Verfassungen, die sogenannten Charten, um so mehr in Anspruch genommen.

Als das tief erniedrigte **Preußen** nach dem Frieden von Tilsit (1807) seine Wiedergeburt durch die Verbesserungen der Staats- und Kriegseinrichtungen vorbereitete, entstand zu Königsberg ein Verein von 20 Männern zur sittlichen Hebung des Volks durch Wort und Beispiel, um dadurch, und dies war der eigentliche Zweck, eine allgemeine Volkserhebung gegen die Franzosenherrschaft einzuleiten. Dieser „sittlich-wissenschaftliche Verein", der später den Namen „**Tugendbund**" annahm, dehnte sich über ganz Preußen und Norddeutschland aus und zählte hochgestellte Militärs und Beamte unter seinen zahlreichen Mitgliedern; die Statuten wurden von den Vorstehern des Vereins der preußischen Regierung mitgetheilt, die französische Polizei aber witterte den Bund alsbald, ein aufgefangener Brief des Ministers von Stein an den Fürsten Wittgenstein lieferte ihr den Beweis und der Zug Ferdinands von Schill (1809), der ein offenkundiges Mitglied des Bundes war, ließ sie über den Kern des „sittlich-wissenschaftlichen Vereins" nicht länger im Zweifel; Napoleon diktierte hierauf der preußischen Regierung das strenge Verbot des Vereins. Derselbe bestand aber dennoch fort, wenn auch nicht mehr als eine organisierte Verbindung; denn der Haß gegen die übermüthigen Fremdlinge und der ernste Wille, dieselben einmal aus dem Lande zu jagen, vereinte überall Gesellschaften mit dem Zwecke des Tugendbundes. Dagegen ist es sehr zweifelhaft, ob während des Befreiungskrieges und unmittelbar nach demselben noch Gesellschaften von Tugendbündlern bestanden, und jedenfalls hat der Staatsmann nichts Gutes bewirkt, der zwei deutsche Professoren (1815 **Dabelow** in Göttingen, 1816 den Geheimen Rath **Schmalz** in Berlin) gegen den Tugendbund losließ, der von diesen Herren als noch bestehend und jakobinischer Natur bezeichnet wurde. Denn die Regierungen mußten doch durch die Polizei von dem Bestehen eines Geheimbundes mehr wissen, als die beiden Kathedermänner, und sie mußten alsdann, da jede Geheimbündlerei mit der Staatsordnung unverträglich ist, eine derartige Verbindung kraft des Gesetzes unterdrücken; wozu frommte es nun, auf die Lärmtrompeten der beiden Herren zu warten und das ganze deutsche Publikum allarmieren zu lassen? Dabelow fand seines Bleibens in Göttingen nicht ferner, dafür eine Anstellung an der russischen Universität Dorpat, gegen Schmalz aber eröffneten Männer wie Niebuhr, Schleiermacher, Rühs, Krug &c. eine förmliche kritische Hetzjagd, in welche das Halloh des Publikums einstimmte, bis der König von Preußen dem Skandal durch Kabinetsbefehl ein Ende machte und das Verbot des

Tugendbundes erneuerte, demselben aber zugleich ein ehrenvolles Zeugniß für seine Wirksamkeit in der Zeit von 1808—1813 ausstellte.

Ein Sprichwort sagt: wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er; Dabelow und Schmalz hatten das Schemen einer geheimen Verbindung denunciert, es dauerte aber nicht lange, bis unter der Universitätsjugend, welche an dem Skandale den lebhaftesten Antheil genommen hatte, die Verschwörung in leibhafter Gestalt auftrat. Unmittelbar nach dem Kriege bildete sich unter den Studenten zu Jena eine Verbindung, um dem theilweise rohen und wüsten Leben auf der Universität, das besonders durch die sogenannten Landsmannschaften gefördert wurde, einen Damm entgegenzusetzen, Sittlichkeit und wissenschaftliches Streben zu fördern und so die Heranbildung eines tüchtigen deutschen Beamtenstandes, durch den hinwiederum das Volk gehoben werden sollte, zu bewirken. Dieses Programm von sittlichen, wissenschaftlichen und patriotischen Bestrebungen beweist augenscheinlich, daß die „Burschenschaft“ zu Jena aus dem Tugendbunde hervorging; sie gestaltete sich den 18. Oktober 1817 bei dem Feste auf der Wartburg zu einer „deutschen Burschenschaft“, indem sich auf den meisten deutschen Universitäten (die österreichischen ausgenommen) burschenschaftliche Verbindungen bildeten, die unter einander einen fortwährenden Verkehr unterhielten. Schon auf dem Wartburgfeste fand eine politische Demonstration statt, indem einige Studenten 28 Bücher oder die Titel von Büchern, die sie der deutschen Sache für feindselig hielten, Luthers Verfahren gegen die Bannbulle und das kanonische Recht nachahmend, in das Festfeuer warfen (darunter war aber die deutsche Bundesakte nicht, wie ausgestreut wurde). Ueberschwänglicher phantastischer Patriotismus, wohl auch der Hochmuth, den die alles begeifernden und aburtheilenden philosophischen Systeme von jeher erzeugt haben, traurige politische Zeiterscheinungen (die von Schmalz angeregten Verdächtigungen gewannen immer mehr Umfang; im gleichen Jahre verbot eine deutsche Regierung die Jahresfeier der Leipziger Schlacht; wurden noch Stücke deutschen Landes als Entschädigungen zugeschnitten, so z. B. Birkenfeld; offenbarte sich die Feindschaft gegen ständische Vertretung weniger durch eine gerade Weigerung als durch Ertheilung von Scheinverfassungen) gaben der Burschenschaft mehr und mehr die Gestalt einer politischen Verbindung, deren Bestreben gegen die bestehende Ordnung der Dinge gerichtet war. Sie war jedoch von sehr untergeordneter Bedeutung, indem sie wohl niemals auch nur 500 Mitglieder zählte, die zudem in den verschiedenen Landsmannschaften ihre bittersten Gegner hatten; überdies war ja mit Sicherheit zu erwarten, daß das reifere Alter und die Lebenserfahrung die Ueberschwänglichkeit heilen werde, während zugleich die Gesetze hinreichten, um verbrecherische Absichten und Thaten zu verhindern und zu

strafen. Man ließ jedoch abermals Allarm schlagen und diesmal war es ein Ausländer, der 1818 in deutscher Sache die Lärmtrommel rührte, der russische Staatsrath Alexander von Stourdza, ein moldauischer Bojarensohn, welcher in seinem französisch geschriebenen Pamphlete „über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands“ von dem schlechten Geiste, der bei den deutschen Professoren und Studenten herrsche, eine schreckhafte Schilderung machte, und gleichzeitig rapportierte August von Kotzebue, der berüchtigte Schauspielschreiber, über die deutschen Studenten nach Petersburg in seiner boshaften Komödiantenmanier. Dies reizte einen politischen Fanatiker, den Studenten Karl Ludwig Sand, zur Ermordung Kotzebues (zu Mannheim 23. März 1819), und diese That, die erwiesenermaßen von dem Verbrecher allein ausgebrütet wurde, mußte nun als unwiderleglicher Beweis für Stourdzas und Kotzebues Behauptung gelten, ungefähr wie Napoleon nach dem Mordversuche des Friedrich Staps die deutschen Professoren zu Predigern des Tyrannenmords und zu Schwärmern stempeln wollte. In der That hatte sich von der Burschenschaft ein Zweig abgelöst, der eine republikanische, selbst kommunistische Revolution aushecken wollte, gleichsam das Jahr 1848 anticipierte, aber er stand vereinzelt da, und die spätern Ereignisse haben bewiesen, wie wenig die gesammte Burschenschaft, selbst in Zeiten allgemeiner Unordnung, bei der Volksmasse auszurichten vermochte. Schon im Jahre 1819 erfolgten auf dem Ministerkongresse zu Karlsbad strenge Verordnungen über das Universitätswesen, wurde in Mainz eine Centraluntersuchungskommission gegen die demagogischen Umtriebe niedergesetzt, die auch, da die Burschenschaft trotz der Verbote im Geheimen fortbestand, bis 1828 saß, aber gar nichts Erhebliches zu Tage förderte, außer daß sie bei dem Volke den Glauben wach erhielt, es arbeite in Deutschland eine Verbindung, die unsichtbar wie die Geister und ungreifbar wie sie, schaffe und webe, bis ihre Stunde geschlagen habe, wo sie hervortreten und die Fürstenthrone zerschmettern werde. (Selbst Sand ist auf diese Weise der Held eines Volksliedes im südwestlichen Deutschland geworden und die letzten Scenen seines Lebens, von der Wanderung nach Mannheim bis zu seinem Tod auf dem Blutgerüste, hängen unter Glas und Rahmen in den Stuben der Dorfschenken.)

Von einer eigentlichen Aufregung war in Deutschland von 1815 bis 1830 selten etwas zu bemerken, selbst die sogenannten Verfassungsfragen berührten die großen Schichten der Bevölkerung sehr wenig. Die Monarchen hatten 1815 die landständische Verfassung (Konstitution) gleichsam selbst als die beste erklärt, denn die Bundesakte verordnete sie für die einzelnen Staaten, die Monarchen bewogen Ludwig XVIII. den Franzosen eine Konstitution zu geben, Kaiser Alexander verlieh seinem Königreiche Polen eine, das neugeschaffene Königreich der Niederlande bekam ebenfalls eine rc. Die Theorie der Staatsrechtslehrer erklärte die

konstitutionelle Monarchie ebenfalls als die beste aller Staatsverfassungen, und in der That wäre bei einer solchen eine Regierung wie die Ludwigs XV. nicht möglich gewesen, und ebenso wenig hätten je deutsche Landstände die Hand zur Schließung des Rheinbundes geboten, allein es war ein sehr großer Fehler, daß man jedem Staate seine landständische Verfassung nach dem Muster des englischen Parlaments zurecht machen wollte, obwohl die rechtlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Englands ganz andere waren und sind als die in den Staaten des Festlandes. Die neuen republikanischen Staaten in Amerika ahmten die Verfassung der Nordamerikaner nach, obwohl z. B. Merico, Peru rc. in keiner Weise Nordamerika ähnlich sind, und in Europa wurde in den kleinsten Monarchieen das englische Parlament kopiert und eine Art von Ober- und Unterhaus eingerichtet, doch weder die amerikanischen noch die europäischen Kopieen bewährten sich als lebenskräftig. Das Verlangen der deutschen Völkerschaften war auch nicht auf Kammern und Kammerreden gerichtet; dasselbe wäre vollständig befriedigt gewesen, sobald eine Staatsordnung bestand, welche sichere Gewähr gab für einen geordneten, den Bedürfnissen und Kräften des Staats angemessenen Haushalt, für billige, prompte und für Alle gleiche Justiz, welche der Willkür sowie der Unordnung feste Schranken zog; wenn endlich dafür gesorgt wurde, daß den Wünschen, Bitten und Klagen der Unterthanen ein gesetzlicher Weg zum Throne offen war. In den meisten deutschen Staaten wurde aber das englische System nachgeahmt, obwohl der deutsche Adel nicht die Stellung des englischen einnahm, der deutsche Bürgerstand weder den Charakter des englischen besitzt und auch nach den rechtlichen und gesellschaftlichen Zuständen nicht besitzen kann, da der Beamtenstand fast alles übernommen hat, was in England die Korporationen thun. Oesterreich gab seinem großen Reiche keine sogenannte Konstitution, weil eine solche mit den eigenthümlichen Verhältnissen der verschiedenen Völker der Monarchie geradezu als unverträglich erschien; Preußen ebenfalls nicht, dagegen erhielten Konstitutionen: 1816 Sachsen-Weimar, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt und Lippe-Schaumburg; 1818 Hildburghausen, Bayern, Baden; 1819 Württemberg, Hannover, Lippe-Detmold; 1820 Braunschweig, Hessen-Darmstadt; 1821 Koburg; 1824 Meiningen; während andere Staaten die Landtage in ihrer verkümmerten Form aus dem 17. und 18. Jahrhundert beibehielten. Nun dauerte bis 1830 in dem konstitutionellen Theile Deutschlands ein eigenthümliches politisches Leben. Das Unterhaus (Kammer der Abgeordneten, erste oder auch zweite Kammer rc. genannt) versuchte sich manchmal in der Opposition, die in der Regel von Abgeordneten geleitet wurde, die zugleich Staatsbeamte waren; die Folge war, daß solche Beamte populär wurden, aber die Ungnade der Regierung zu fühlen bekamen, wäh-

rend Beamtendeputierte, die für die Regierung stimmten, mit Orden und Avancement bedacht, bei dem Volke aber als servile Wohldiener angeschrieben wurden. Drang nichtsdestoweniger die Opposition in der Deputiertenkammer mit einem ihrer Anträge durch, so beseitigte denselben das Oberhaus (Kammer der Standesherren, erste oder auch zweite Kammer, Reichsräthe) um so sicherer, so daß nach viertel- und halbjährigen Berathungen nichts geschah und nichts unterblieb, als was die Regierung wollte oder nicht wollte. Hätte man die Abgeordnetenkammer dadurch zusammengesetzt, daß man die Sitze zu $^2/_3$ unter den Beamten und Advokaten und das andere $^1/_3$ unter den Ortsvorständen, Grundbesitzern, Gastwirthen und Aerzten hätte auswürfeln lassen, so wäre das Ergebniß kein wesentlich anderes als das durch die Wahl gewonnene geworden, das Resultat der Kammerverhandlungen selbst jedenfalls genau dasselbe gewesen. Kein Wunder, daß die Konstitutionen bald nicht nur sehr gleichgiltig angeschaut, sondern selbst verachtet wurden, während alles mit der größten Spannung seine Blicke nach Frankreich richtete, wo der Kampf der Parteien in der Deputiertenkammer mit jedem Jahre heftiger entbrannte und eine neue Revolution in ziemlich gewisse Aussicht stellte. Ueber Frankreich durften die deutschen Zeitungen alles berichten und die Reden der entflammtesten Liberalen wortgetreu veröffentlichen, aber über deutsche Zustände konnte die Presse nur dann etwas dem deutschen Publikum vorlegen, wenn die scharfüberwachende Censur dasselbe passieren ließ. Die Versuche einzelner Staaten, volle Preßfreiheit oder eine gemilderte Censur einzuführen, wurden jedesmal durch Bundesbeschlüsse beseitigt. Deßwegen bildete sich in Deutschland keine öffentliche Meinung aus außer insofern, daß Deutschland in Europa nichts gelte, daß alle Konstitutionen Spiegelfechtereien seien und daß der deutsche Bund über den Haufen fallen werde, sobald Frankreich revolutioniere. Diese Meinung war jedoch wenigstens theilweise so ungerecht als irrig; denn Deutschland galt dem Auslande (das allerdings nur von Oesterreich und Preußen wußte) wirklich als Großmacht und im Jahre 1822 hatte der deutsche Bund sich eine Kriegsverfassung gegeben, welche allein schon hinreichte, das Ausland von einem Angriffsversuche abzuhalten. Außerdem hatte der allgemeine Wohlstand unverkennbar zugenommen; treffliche Landstraßen erleichterten den Verkehr, die Sicherheit des Lebens und Eigenthums waren mehr beschützt als in jedem andern Lande; die Künste des Friedens trugen herrliche Blüten, die Wissenschaft fand eine Pflege wie sonst nirgends und für den öffentlichen Unterricht geschah in den deutschen Staaten mehr als in allen andern europäischen zusammengenommen. Im Jahre 1828 wurde überdies ein Schritt gethan, der die wichtigsten Folgen für die Einigung Deutschlands, soweit dieselbe naturgemäß möglich ist, haben könnte; Württemberg und Bayern schloßen eine Zolleinigung, fast gleich-

zeitig auch Preußen und Hessen-Darmstadt, und alsbald begannen die Unterhandlungen, welche den Zollverein herbeiführten, der für Deutschland, wenn er durch Oesterreich die unumgänglich nothwendige Vollständigkeit erhalten hätte, eine national-ökonomische Politik anzubahnen bestimmt gewesen wäre, wenn Oesterreich, Preußen und die Bundesstaaten nicht bloß zur gemeinschaftlichen Abwehr eines auswärtigen Feindes, sondern auch zum gemeinschaftlichen Schutze des Handels und der Gewerbe, zur gemeinschaftlichen Pflege des allgemeinen Wohlstandes sich hätten einigen wollen.

Neuntes Kapitel.

Das Bürgerkönigthum oder die Julidynastie (7. August 1830 bis 24. Februar 1848).

Frankreich von 1830 — 1840. Innere Zustände. Verschwörungen, Aufstände, Mordversuche gegen den König.

Louis Philipp nahm die französische Königskrone von der Majorität der Deputierten an, welche von ihren Wählern jedenfalls nicht zu einem solchen Akte ernannt waren, er willigte in die Ausschließung des jungen Herzogs von Bordeaux, zu dessen Gunsten Karl X. abgedankt und der Herzog von Angoulême der Thronfolge entsagt hatte. Seine Gegner beschuldigten ihn deßhalb der Impietät gegen die ältere Linie der Bourbonen und behaupteten, daß er längst die Königskrone durch schleichenden Ehrgeiz zu erhaschen gestrebt habe, er selbst dagegen betheuerte bis zu seinem Tode, er habe sich zu seinem Schritte über die Stufen des Thrones nur durch die Ueberzeugung nöthigen lassen, daß eine Regentschaft im Namen Heinrichs V. (des Herzogs von Bordeaux) unhaltbar gewesen wäre und eine republikanische Revolution im Gefolge gehabt hätte. Sei dem, wie ihm wolle, Paris und Frankreich anerkannten den neuen König, das Heer in Frankreich und das unter Bourmont in Algier stehende schloßen sich der Wendung der Dinge an und die Militärmacht blieb Louis Philipp I. immer treu; sie war die eine seiner Stützen, die andere suchte er in dem sogenannten dritten Stande, d. h. den wohlhabenden Stadtbürgern (Bourgeois), den Fabrikanten und Kaufleuten, den größeren Grundbesitzern, den Gelehrten, Künstlern u. s. w. Das Organ dieses Standes war die Deputiertenkammer, die sich im Bunde mit der Pariser Bourgeoisie des von dem Proletariate erfochtenen Sieges über Karl X. bemächtigt hatte. Diese Partei gedachte nun Frankreich zu regieren, indem sie gleich dem englischen Unterhause durch die Deputiertenkammer das Ministerium und unmittelbar durch dasselbe alle höheren Beamtenstellen mit ihren Leuten besetzte, so daß der König wei-

ter mit der Regierung nichts zu thun hätte, als die Willensmeinung der Partei durch seine Unterschrift zur Ausführung zu bringen. Diese Partei hatte nicht von ferne die Absicht, „den Thron mit republikanischen Institutionen zu umgeben", wie Lafayette träumte, und als sich Louis Philipp I. von dem greisen Freiheitsritter öffentlich als „die beste Republik" umarmen ließ, da hatte er eben so wenig im Sinne, dem Prinzipe der modernen Republik zu huldigen, d. h. die Geschicke des Staates der jedesmaligen Stimmung der Mehrzahl der französischen Köpfe anheimzugeben oder die sogenannte Volkssouveränität praktisch gewähren zu lassen. Im Einvernehmen mit dem Könige setzte die Deputiertenkammer den Census für die Kammerwahlen um 1/3 herunter, ein schwaches Zugeständniß, das die herrschende Partei nach unten zu machte, weil auch so die Wählerschaft Frankreichs nicht viel über 100,000 Köpfe gebracht wurde; auch strich sie den Eingang der Charte, in welchem Ludwig XVIII. dieselbe als einen Ausfluß der königlichen Gnade darstellte, und in der That reimten solche königlichen Worte nicht mit den Beschlüssen einer Kammer, die ihre Existenz Ludwig XVIII. verdankte, aber die Krone Karl X. genommen und Ludwig Philipp I. aufgesetzt hatte. Durch diese Ausmerzung der ersten Sätze der Charte that die herrschende Partei ihrem Dünkel dem Throne gegenüber Genüge und gab sich bei der Volksmasse den Anschein, als habe sie die Souveränität des Volkes anstatt der Souveränität des Königs proklamirt. Am meisten enthüllte sie jedoch ihre schwächliche Herrschsucht, indem sie die Erblichkeit der Pairie aufhob und doch eine Pairskammer bestehen ließ. Unter Ludwig XVIII. und Karl X. hatten die Pairs eine sehr ehrenwerthe Stellung den verschiedenen Ministerien gegenüber behauptet und sich als Repräsentanten der höchsten Stände bewährt, aber eben diese Auszeichnung der höchsten Stände war dem dritten Stand ein Stein des Aergernisses. Er hob deßwegen durch die Deputiertenkammer die erbliche Pairswürde auf und stellte die Pairsernennung dem Könige anheim, gab jedoch nicht, wie es scheinen sollte, dadurch den Rechten der Krone eine größere Ausdehnung, sondern bezweckte dadurch nichts anderes, als die Ausschließung des hohen Adels und Klerus aus dem französischen Parlamente, indem er die Sitze der Pairskammer den eigenen Leuten vorbehielt, was selbst der König nicht hindern konnte, da wenn seine Minister aus der Majorität der Deputierten hervorgingen, sie auch in deren Sinne die Pairskammer besetzen mußten. So wurde die Krone und die Aristokratie (d. h. die Männer, welche durch Geburt, Würde und Verdienst die ausgezeichnetsten waren) von der Liberalität der französischen Deputierten behandelt, an die Kirche wagte sie jedoch nicht Hand anzulegen, weil sie eine Aufregung des gemeinen Volkes fürchtete, die nur zu Gunsten der vertriebenen königlichen Familie hätte ausfallen können; doch wurde den Ma-

nen Voltaires dadurch ein Kompliment gemacht, daß ein Artikel der alten Charte, welcher die katholische Religion als die Staatsreligion bezeichnete, in die Phrase abgeändert wurde: „die katholische Religion ist die Religion der Mehrzahl der Franzosen.“ Mit diesen Thaten der Deputiertenkammer und Louis Philipps I. war weder das gemeine Volk in Paris und in den andern großen Städten, noch die Jugend befriedigt, und selbst in der Deputiertenkammer schied sich eine Fraktion aus, die sich in eine sogenannte dynastische Opposition, welche dem Julithron eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Kammer zur Seite geben wollte, und in eine jedoch nur schwach vertretene republikanische theilte. In der Nation selbst bildete sich eine große republikanische Partei, gleichfalls in zwei Schattierungen: die eine, deren Blatt der National war, wollte die Republik allmählig herbeiführen, indem das Volk, gehörig aufgeklärt, endlich zur Ueberzeugung gelangen werde, daß seine Wünsche nur in der Republik erfüllt werden könnten; die andere wollte mit dem Bürgerkönigthum nicht so viel Federlesens machen, sondern dasselbe bei der nächsten besten Gelegenheit durch Gewalt stürzen. Die republikanische Partei stützte sich auf die Arbeitermassen in den großen Städten, zunächst in Paris, durch die noch alle Revolutionen seit 1789 ausgeführt wurden, und sie organisierte zahlreiche geheime Verbindungen, die alle nur auf eine Gelegenheit warteten, um Louis Philipp sammt den liberalen Steuermännern, die unter Karl X. in der Kammer als Opponenten geglänzt hatten, über Bord zu werfen. Die Thätigkeit dieser Vereine zeigte sich sehr bald, zuerst bei dem Prozesse der Minister Karls X., welche die Pairskammer wegen Verfassungsverletzung zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilte; sie wurden durch die Nationalgarde der Volksrache entrissen und nach Ham in Haft gebracht, für diese Großmuth aber ärntete die Regierung das Gerede, sie würde die Hochverräther nicht gerettet haben, wenn sie nicht selbst dasselbe schlechte Gewissen hätte. Ein Aufstand der Arbeiter in Lyon (Nov. 1831) hatte trotz seiner Ausdehnung keine ernsten Folgen und die Regierung leitete viele unruhige Köpfe dadurch ab, daß sie dieselben den portugiesischen und spanischen Werbungen überließ, für auswärtige Flüchtlinge die Fremdenlegion errichtete und dieselbe in Algier verbrauchte. Das Leichenbegängniß des Generals Lamarque am 6. Juni 1832 wurde von den Republikanern zu einem Hauptschlage benutzt, der aber vollständig mißlang; kein besseres Schicksal hatte ein furchtbarer Aufstand der Arbeiter zu Lyon (5. bis 14. April 1834) und ein gleichzeitiger, jedoch wenig bedeutender zu Paris und in einigen andern Städten. Seitdem wagte die republikanische Partei nur 1839 noch einen Versuch zu Paris, griff aber den König durch Meuchelmord ein um das andere mal an (19. Nov. 1832; 28. Juli 1835 Fieschis Höllenmaschine; 25. Juni 1836 Alibaud; 27. Dez. Meunier),

was jedoch nur zur Folge hatte, daß die Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse verschärft und zuletzt alle Vereine zu politischen Zwecken verboten wurden. So gelang es Louis Philipp, die republikanische Partei zur Verzweiflung zu bringen. Die königliche Partei hatte in der Vendée eine theilweise Erhebung bewirkt, aber sie wurde mit Waffengewalt unterdrückt und die Herzogin von Berry im November 1832 gefangen, jedoch das folgende Jahr wieder entlassen, da sich dieselbe durch ihre jetzt bekannt gewordene Heirath mit einem italienischen Fürsten Luchese Palli unschädlich gemacht hatte. Am 30. Okt. 1836 wagte Louis Napoleon, dritter Sohn Louis Bonapartes, ehemaligen Königs von Holland, einen Versuch in Straßburg, das Kaiserthum auszurufen, die Militäremeute jedoch, die er mit Hilfe einiger Offiziere zu Stande gebracht hatte, wurde leicht bezwungen, der Prinz gefangen, aber aus Gnade auf einer Fregatte nach Nordamerika spediert, und da der Sohn des Kaisers Napoleon (der Herzog von Reichstadt) den 22. Juli 1832 zu Schönbrunn gestorben war, so schien alle Gefahr von Seite der Bonapartisten für den Julithron vorüber zu sein.

Auswärtige Politik des Bürgerkönigthums.

So wenig die Erwartungen der Julihelden, daß Frankreich durch ihren Sieg die freieste und glücklichste Nation Europas werde, erfüllt wurden, ebenso wurde auch der Traum nicht verwirklicht, daß die andern Völker Europas, dem Beispiele Frankreichs folgend, ihre Revolutionen machen und französische Hilfe herbeirufen würden, wodurch die französische Nation der Führer des europäischen Völkerreigens werden müsse. Wohl loderte die Flamme der Revolution in Belgien, Polen, auf einzelnen Punkten Deutschlands und Italiens auf und warfen die Schweizer ihre Bundesverfassung um; da jedoch Deutschland sowie die österreichische und preußische Monarchie die revolutionären Feuer rasch und leicht erstickten, so stand den Gelüsten der Franzosen, die Alpen oder den Rhein zu überschreiten, eine schlagfertige Macht entgegen, deren Stärke Louis Philipp und seine Generale nicht unterschätzen konnten, um so weniger, als Frankreich selbst nicht zu einem großen Kriege gerüstet war. Louis Philipp begnügte sich deswegen damit, die schwächsten Seiten Frankreichs durch die Unterstützung der belgischen Revolution und die Begünstigung der Bewegungen in der Schweiz zu sichern und zugleich die französische Armee auf einen solchen Fuß zu setzen, daß die europäischen Großmächte an einen Angriff auf Frankreich selbst nicht denken konnten. Diese wünschten auch den Krieg nicht, vielleicht mit Ausnahme des Kaisers von Rußland, der zwar Louis Philipp wie die andern Monarchen anerkannte, die Julinsrevolution aber zugleich als ein beklagenswerthes Ereigniß bezeichnete. Eine europäische Koalition war überdies schon unmöglich geworden, seitdem England nicht nur

die Julidynastie anerkannt, sondern sich auch sehr zuvorkommend für die Trennung Belgiens von den andern Niederlanden ausgesprochen hatte. Der englischen Politik war die Julirevolution sehr erwünscht gekommen, denn sie brach die hl. Allianz, welche durch das Einschreiten der drei Mächte für Griechenland und durch den russisch-türkischen Krieg schon erschüttert war, vollends in Stücke, und damit war für den englischen Einfluß wieder ein weites Feld gewonnen. Einen Krieg wollte übrigens die englische Politik nicht, sie benutzte die durch die Julirevolution bewirkte Isolierung Frankreichs einzig dazu, um mit dessen Hilfe Spanien und Portugal in die frühere Abhängigkeit von England zurückzubringen, das Königreich der Niederlande zu zertrümmern und den östlichen Mächten Schach zu bieten. So lange Louis Philipp sich in dieser Richtung am Arme führen ließ, dauerte das „herzliche Einverständniß" mit England ungetrübt fort, sobald er aber seinen Arm frei haben wollte, verwandelte es sich in verbissene Feindschaft. Sein Interesse gebot ihm, die belgische Revolution zu begünstigen, um Belgien wenigstens von Holland loszureißen, das er als einen Vorposten der drei östlichen Großmächte betrachten mußte. Er ließ deßwegen einige tausend französische Soldaten (jedoch nicht in Uniform) über die Gränze gehen, die auch nicht wenig zur Vereitlung des von dem niederländischen Prinzen Friedrich auf Brüssel unternommenen Angriffs beitrugen, schlug aber mit Rücksicht auf England die dem Herzog von Nemours, seinem zweiten Sohne, angebotene Würde eines belgischen Königs aus und unterstützte bei dem belgischen Kongresse die Kandidatur des englischen Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, der später sein Schwiegersohn wurde. Im Einverständnisse mit England ließ er im August 1831 unter Marschall Gérard eine französische Armee in Belgien einrücken, als die belgischen Truppen vor dem holländischen Heere zerstäubt waren, und 1832 im Dezember eroberte derselbe Marschall die Citadelle von Antwerpen, welche General Chassé bis dahin für Holland behauptet hatte. Es dauerte jedoch bis 1839, ehe Belgien auch von Holland anerkannt wurde und somit ohne Widerspruch als der jüngste in der Reihe der europäischen Staaten seinen Platz einnahm. Damit war England gedient, weil das Königreich der vereinigten Niederlande zerrissen war, und der französischen Anschauung nicht minder, indem dieselbe Belgien nur als einen provisorischen Staat betrachtete, der bei einer definitiven Regelung der europäischen Karte französische Farbe annehmen müsse. Die Kontinentalmächte ließen Frankreich und England an der Maas und Schelde gewähren, wogegen die zwei Westmächte das aufgestandene Polen seinem Schicksale überließen. Lord Palmerston hatte mit dieser seiner Politik in England, wo man nur die materiellen Interessen in die Wagschale legt, sehr leichte Anfechtungen zu bestehen, die Franzosen

dagegen machten mit ihren polnischen Sympathieen ihrem Bürgerkönige viele Noth. Diese Sympathieen waren wirklich edlerer Natur; denn die erste Theilung Polens 1772 geschah ohne und gegen den Willen Frankreichs zur Zeit von dessen Schmach unter Ludwig XV.; von 1795 bis 1814 war polnisches Blut auf den deutschen und italienischen Schlachtfeldern, in Aegypten und auf St. Domingo, in Rußland und zuletzt in Frankreich selbst in Strömen geflossen, und wenn je eine Nation Ansprüche auf die Dankbarkeit einer andern erwerben kann, so waren sie die Franzosen den Polen schuldig. Belgien jedoch war für Frankreich und England wichtiger als Polen, und die Vermeidung eines allgemeinen Krieges, der unmittelbar durch eine englisch-französische Einmischung zu Polens Gunsten ausgebrochen wäre, da sich auch Oesterreich und Preußen unter den damaligen Verhältnissen eine Wiederherstellung Polens unmöglich gefallen lassen konnten, schien kein zu theurer Preis für die Opferung des letzten Restes der polnischen Nation. Zudem hätte eine französische Intervention Polen nicht gerettet, denn bevor nur ein französisches Regiment den Rhein überschritten hätte, wäre von der polnischen Armee kein Mann mehr außer als Gefangener übrig gewesen, da es für ein österreichisches und ein preußisches Heer nur einiger Tagmärsche bedurfte, um mit der russischen Armee koncentrisch zusammenwirkend in Warschau einzuziehen. Louis Philipp kann also deßwegen weder einer herzlosen noch einer furchtsamen Politik beschuldigt werden; die Pariser nahmen es ihm jedoch sehr übel, daß an der ersten Feier des Julijahrtags ihre Begeisterung noch mehr erhitzt wurde, indem an den Straßenecken zu lesen war, die Polen hätten eine große Schlacht gewonnen, mehr als 10,000 Russen getödtet rc., und hintendrein sich die Siegesbotschaft als eine von der Polizei fabrizierte erwies. Sie vergaßen und verziehen jedoch wieder, hofften auf wirkliche polnische Siege, und als endlich im Herbste die Botschaft von dem Falle Warschaus einlief, mußte zwar der Ministerpräsident Kasimir Perier von einem Volkshaufen einen Hagel von Schimpfworten ausstehen, der Minister des Auswärtigen aber, General Sebastiani, durfte in der Kammer erklären, daß „die Ordnung in Warschau hergestellt sei". Die Kammer nahm hierauf noch manches Jahr in ihre Antwort auf die Thronrede einen Passus zu Gunsten Polens, die Regierung aber die polnischen Flüchtlinge auf, von denen ein Theil in die Fremdenlegion eintrat, der andere mit einem erträglichen Solde verköstigt und für irgend eine gute Gelegenheit aufbewahrt wurde.

Noch weniger Gnade fanden in Louis Philipps Augen die italienischen Aufstände, einmal weil er deren Erfolglosigkeit einsah, sodann konnte er unmöglich eine Erschütterung des päpstlichen Stuhles begünstigen, zumal sich die beiden Söhne des Louis Bonaparte, ehemaligen Königs von Holland, Louis Napoleon, der im gleichen Jahre zu Forli

starb, und Charles Louis Napoleon (jetzt Napoleon III.), an die Spitze der Revolutionäre im Kirchenstaate gestellt hatten. Louis Philipp sah daher ruhig zu, als die Oesterreicher mit der italienischen Revolution schnell fertig machten, doch besetzte er den 22. Februar 1832 Ankona gegen den Willen des Papstes und behielt es bis 1838, zu welcher Zeit zwischen ihm und den Kontinentalmächten die volle Harmonie hergestellt war.

Diese litt nämlich etwas durch das Protektorat, welches Frankreich über den ehrgeizigen Mehemet Ali von Aegypten auszuüben schien (vgl. S. 438), sodann durch die sogenannte Quadrupelallianz (England, Frankreich, Donna Maria und Christine), welche Dom Miguel und Don Karlos den portugiesischen und spanischen Thron kostete; doch war das Interesse Louis Philipps für Donna Maria und anfänglich auch für Christinens Tochter Isabella offenbar sehr gering und zudem nur durch die Rücksicht auf England bedingt, denn für die eine that er gar nichts, der andern aber überließ er nur die Fremdenlegion, die auch in Spanien zu Grunde ging, aber nichtsdestoweniger wieder wie ein vergriffenes Buch neu aufgelegt werden konnte. Sein Bemühen, der englischen Umarmung los zu werden, zeigte sich gerade in der spanischen Angelegenheit am deutlichsten, denn der ehrgeizige Minister Thiers wollte mit Macht gegen Don Karlos intervenieren und dankte gegen die persönliche Politik des Königs polternd ab, als dieser nicht den Willen seines Ministers that.

Endlich gesellte sich Louis Philipp den Kontinentalmächten bei, als dieselben mit den schweizerischen Behörden ernsthaft zu rechnen anfingen. Es hatten nämlich Flüchtlinge aus ganz Europa sich in der Schweiz gesammelt und aus derselben die Küche gemacht, in der neue Revolutionsplane gebraut wurden. Anfangs sah die französische Regierung dieses Treiben nicht ungerne, und die schweizerische Tagsatzung gab den Gesandten der Mächte auf ihre Anfragen und Beschwerden sehr kurzen Bescheid, den der französische Gesandte Rumigny inspirierte, ja die französische Regierung ließ anfangs 1834 gegen 400 Polen in die Schweiz entwischen, welche unter General Ramorino in Savoyen einfielen, um dasselbe zu revolutionieren, aber bald wieder umkehrten; als jedoch zu den deutschen, italienischen und polnischen Flüchtlingen in der Schweiz auch republikanische aus Frankreich stießen und sich eine wohl organisierte Verschwörung zu einer radikalen Revolutionierung Europas ausbildete, führte Louis Philipp eine andere Sprache, an welcher die früher so ungebärdige der Schweizer sich sehr schnell polierte. Mehr noch nutzte dem König in den Augen des monarchischen Europa die Kraft und Geschicklichkeit, mit welcher er die Revolution in Frankreich selbst, so oft sie sich erhob, zu Boden schmetterte, und der tödtliche Haß, den alle Revolutionsmänner auf der Welt gegen ihn aufrichtig zur Schau

trugen, so daß er endlich als der Held erschien, der das Ungethüm der Revolution zu besiegen bestimmt sei; man nannte ihn den Napoleon des Friedens und sah in seinem so oft bedrohten Leben das von der Vorsehung beschützte Unterpfand der Ordnung und Civilisation. Sein ältester Sohn, der Herzog von Orleans, erhielt zwar nicht die Hand einer Prinzessin aus einem Hause ersten Ranges, jedoch trat er durch seine Heirath mit Helena von Mecklenburg-Schwerin in die Verschwägerung der europäischen Monarchen ein (1837); die Räumung Ankonas von Seite Frankreichs und die Anerkennung Belgiens durch den König von Holland (1838) bewiesen, daß die Julidynastie bei den Monarchen des Festlandes durch ihre Verdienste um den allgemeinen Frieden und die Ruhe Europas das Andenken an ihren Ursprung vergessen gemacht habe.

Algier.

Eine Schwierigkeit für Louis Philipp seinen Franzosen gegenüber war namentlich Algier, dessen Eroberung die Anhänger des verbannten Königshauses (die Legitimisten) als eine der glänzendsten Thaten Frankreichs geltend machten und dadurch beweisen wollten, daß Karls X. Politik eine großartigere und unabhängigere gewesen sei als die des Julikönigthums. In der That war die Behauptung Algiers, wenn daselbst ein großer Kriegshafen angelegt wurde, von unberechenbarer Wichtigkeit, wenn Frankreich einmal mit England den Kampf um die Herrschaft über das Mittelmeer, das nach Napoleon I. ein französischer Landsee werden muß, aufnehmen sollte. Englands Toryministerium hatte aus Abneigung gegen den sich bäumenden Liberalismus in Frankreich, der eine Wiederholung der Revolution drohte, in die Expedition Karls X. gegen Algier eingewilligt, damit dieser den glänzenden Worten der Deputiertenkammer gegenüber den Ruhm einer großen kriegerischen That in die Wagschale der öffentlichen Meinung Frankreichs einwerfen könnte; es hatte aber nicht versäumt, seine Gefälligkeit durch die Bedingung zu beschränken, daß Algier wohl von den Franzosen erobert, aber nicht behalten werden dürfe. Die Julirevolution machte einen Strich durch das französisch-englische Einverständniß wegen Algiers; hätte es Louis Philipp räumen lassen, so war sein Ansehen bei dem Heere und der ganzen Nation verloren, eben darum konnte das englische Ministerium ihn nicht drängen, da demselben die Erhaltung des Julikönigthums vorerst ganz im englischen Interesse zu liegen schien. Bis 1841, wo General Bugeaud Generalgouverneur wurde, hatte es den Anschein, als ob die französische Regierung selbst nicht wisse, was sie mit Algier anfangen solle, als ob Louis Philipp diese Hinterlassenschaft Karls X. gleichsam als ein glühendes Eisen in den Händen tragen müsse. Unmittelbar nach der Julirevolution wurde der Marschall Bourmont durch Klauzel, einen

General des Kaiserreichs, ersetzt, der einige militärische Ausflüge landeinwärts machte, Araber und Kabylen, die von der französischen Herrschaft nichts wissen wollten, von der Ueberlegenheit der europäischen Taktik blutig überzeugte, außer Belida jedoch keinen Ort behauptete. Er wurde 1831 von General Berthezène abgelöst, dieser von dem Herzog von Rovigo, Savary (Dezember 1831 bis März 1833), der durch Hinrichtungen vornehmer Araber und Mauren den widerspenstigen Geist der Bevölkerung zähmen wollte. General Avizard, der nur einige Monate auf Savary folgte, errichtete das arabische Bureau zum Verkehr mit der Landesbevölkerung und traf dadurch seit der Eroberung die erste Maßregel, die günstige Folgen hatte. Unterdessen hatten die Araber in Abdelkader einen Mann gefunden, der den Glauben und die Freiheit der Söhne des Propheten gegen die ungläubigen Franken zu vertheidigen unternahm und diesen seinen Beruf mit prophetischer Weihe zu umgeben wußte. Abdelkader, Sohn des Mahiddin, eines Marabut, war 1807 bei Maskara geboren, pilgerte schon als Knabe mit seinem Vater nach Mekka und erwarb dadurch frühe die Verehrung eines Hadschi (so heißt bei den Mohammedanern einer, der persönlich nach Mekka gewallfahrtet ist); später sah er Aegypten und daselbst Mehemet Alis Heer und Verwaltung. Als die Franzosen Algier eroberten, empörten sich mehrere arabische Stämme unter Mahiddin gegen die Herrschaft der verhaßten Türken, und auf seinen Antrag erwählten sie Abdelkader als den von Allah berufenen Helden des Islam zum Emir, der hierauf Maskara zu seinem Sitze wählte. Er lieferte den Franzosen, welche den Türken als Herren folgen wollten, manches blutige Gefecht, mußte zwar jedesmal weichen, that ihnen aber doch so vielen Schaden, daß General Desmichles mit ihm einen Waffenstillstand schloß, wodurch Abdelkader freie Hand bekam, um die arabischen Stämme der Provinzen Oran und Titeri zu unterwerfen. Die arabischen Stämme der Berberei leben nämlich wie die in ihrer ursprünglichen Heimat in gegenseitiger Eifersucht, die oft in blutige Fehden ausbricht; sie verschmähen jeden Gehorsam, den ein Herrscher verlangt und wäre er auch wie Abdelkader ein anerkannter Heiliger; regelmäßige Abgaben zu bezahlen ist ihnen, die wie alle Orientalen auf das Geld leidenschaftlich erpicht sind, vollends eine Zumuthung, der sie nur gezwungen Folge leisten. Abdelkader nöthigte die widerspenstigen Stämme mit Gewalt zum Gehorsam und ließ auch Marabuts die Köpfe abschlagen, wenn sie das Volk gegen ihn aufreizten, den Gouverneur aber, Drouet d'Erlon, täuschte er lange, indem er sich wie ein Vasalle Frankreichs gebärdete. Als endlich General Trezel, ein napoleonischer Soldat, den Araber durchschaute und züchtigen wollte, wurde derselbe von Abdelkader an der Makta den 28. Juni 1835 gänzlich geschlagen. Diese Niederlage warf in Frankreich gewaltig Staub auf

und Louis Philipp war genöthigt, den Marschall **Klauzel**, die größte militärische Notabilität Frankreichs, der ihm als Oppositionsmann in der Deputiertenkammer zuwider war, als Oberkommandanten nach Algier zu schicken. Dieser verbrannte Maskara und Tlemsen, richtete aber im ganzen doch nichts aus und mußte sich jedesmal wieder aus dem Innern zurückziehen; Abdelkader dagegen, der einen ernstlichen Zusammenstoß mit der französischen Hauptmacht vermied, überfiel den General d'Arlanges den 26. April 1836 und schloß ihn mit seiner Abtheilung an der Mündung der Tafna ein. General **Bugeaud**, dem Louis Philipp ein selbstständiges Kommando übertragen hatte, befreite die Eingeschlossenen, schlug Abdelkadern in einem glänzenden Treffen an der Sikah und bewog einige Stämme zum Abfalle. Dieser Vortheil wurde jedoch mehr als ausgeglichen durch den vergeblichen Angriff, den Klauzel im Herbste 1836 gegen Konstantine unternahm, wo Achmed Pascha sich als unabhängiger Herrscher behaupten wollte. Klauzel unternahm den Angriff gegen die große, auf einer schroffen Anhöhe gelegene, nur auf einer Seite zugängliche Stadt (ehemals die numidische Residenz Cirta) mit einem Korps von 7000 Mann und ohne Belagerungsgeschütz. Die wenigen französischen Sechs- und Zwölfpfünder konnten nicht einmal die eisenbeschlagenen Thore zerschmettern; zu dem Mangel an Lebensmitteln gesellte sich anhaltendes Unwetter, der Marschall mußte abziehen, und daß nicht der größte Theil des Heeres auf dem Rückzuge vernichtet wurde, hinderte allein die kaltblütige Entschlossenheit des Obersten **Changarnier**, der mit einem Bataillon die übermüthig gewordenen Araber so nahe herankommen ließ, daß sie durch das Feuer seines Quarrés haufenweise niedergeschmettert wurden, worauf sie in respektvoller Entfernung blieben.

Diese Scharte von Konstantine mußte ausgewetzt werden und die französische Regierung schloß deßwegen, um sich des gefährlichsten Gegners zu entledigen, mit Abdelkader am 20. Mai 1837 durch General Bugeaud den **Frieden an der Tafna**; Abdelkader behielt unter französischer Oberhoheit die Herrschaft über die arabischen Stämme von Algier bis an die marokkanische Gränze gegen ein festgesetztes Quantum von Naturallieferungen. Er nannte sich Sultan, theilte sein Gebiet in 13 Agaliks, führte regelmäßige Abgaben ein, verschaffte sich einige Feldkanonen, errichtete mit Hilfe der zahlreichen Deserteurs aus der Fremdenlegion ein reguläres Infanteriebataillon, ein Laboratorium rc., rüstete sich also zu einem nachdrücklichen Kriege gegen die Franzosen, den er seinen Arabern unaufhörlich als die ihm von Gott gewordene Lebensaufgabe bezeichnete.

Die neue Unternehmung gegen **Konstantine** befehligte nicht Klauzel, weil Louis Philipp dem widerwärtigen Oppositionsdeputierten nicht Gelegenheit geben wollte, seine vor Konstantine verlorene militärische Reputation und mit derselben seine Bedeutung als Parteimann wieder

herzustellen, sondern Damremont, ein ziemlich unbekannter General aus der napoleonischen Schule, den der Herzog von Nemours als Brigadegeneral begleitete. Das wohlausgerüstete Korps gelangte im September 1837 vor Konstantine an, ohne daß die Araber den ungeheuren Bagagezug angegriffen, denn in ihren Augen war es Zeit genug, über die Franzosen herzustürzen, wenn dieselben an den unüberwindlichen Mauern Konstantines zerschellt im Unwetter des Spätherbstes den Rückweg an's Meer suchen würden. Aber die französischen Vierundzwanzigpfünder schlugen eine Bresche in die römischen Mauern Konstantines, General Valée, der nach Damremonts Tod (er wurde durch eine Kanonenkugel getödtet) die Belagerung leitete, betrieb den Angriff mit dem Ungestüm, der die Soldaten der Republik ausgezeichnet hatte; am 12. Oktober war die Bresche gangbar und am 13. mit Tagesanbruch wurde sie von dem Bataillon des Oberstlieutenants Lamoricière im Sturm erstiegen. Konstantine wurde geplündert, ein Theil der Bevölkerung stürzte sich von den Felsen in den Abgrund, ein anderer wanderte aus und nur ein kleiner Rest blieb unter der Herrschaft der verhaßten Franken zurück.

Abdelkader verhielt sich bis November 1839 ruhig, als aber eine französische Kolonne, bei der sich auch der Herzog von Orleans befand, einen militärischen Spaziergang über die Gränze in sein Gebiet ausdehnte, erklärte er den Frieden gebrochen, rief seine Araber zum heiligen Kriege auf und verwüstete alle französischen Niederlassungen bis vor die Mauern Algiers. Dadurch zwang er aber auch Louis Philipp das bisher befolgte System in Algier zu ändern, denn es blieb ihm nur die Wahl, durch einen großartigen Krieg das ganze ehemalige Gebiet des Dey (Algerien) zu erobern, oder dasselbe Abdelkadern zu überlassen, was die Ehre seiner militärischen Nation nicht gestattete. Er fand den rechten Mann in General Bugeaud, der den Krieg gegen Abdelkader bis 1847 nach einem andern als dem bisherigen Maßstabe führte.

Zehntes Kapitel.

Die Augustrevolution in Brüssel.

Das Königreich Belgien.

Die erste französische Revolution und das aus derselben hervorgegangene Kaiserthum hatten das europäische Staatensystem, dessen Grundlage das Gleichgewicht der Mächte ist, zerstört und erst nach furchtbaren Kämpfen war es 1815 gelungen, dasselbe wieder herzustellen; die zweite französische Revolution erschütterte wohl Europa, brachte die Staats-

verhältnisse jedoch nicht aus den Fugen, indem ihr von den europäischen Mächten erlaubt wurde, aus einem Königreiche zwei zu machen. Das zur Beschwörung des Revolutionssturmes und damit zur Erhaltung des allgemeinen Friedens dargebrachte Opfer war das 1814 geschaffene Königreich der vereinigten Niederlande.

Dasselbe war unstreitig einer der schönsten Staaten Europas, stark genug durch eine Bevölkerung von 6 Millionen Einwohner, die zahlreichen Festungen, den natürlichen Schutz durch Meer und Ströme, sich gegen den Angriff auch einer Großmacht zu halten; durch trefflichen Ackerbau und eine höchst entwickelte Industrie, durch Kolonieen in drei Erdtheilen und blühenden Seehandel vereinigte es alle Bedingungen in sich, die sonst einen Staat reich, angesehen und mächtig, oder, wie man zu sagen pflegt, glücklich machen. In der That hob sich die Industrie der südlichen Provinzen zusehends, der Kolonialbesitz erweiterte sich auf den großen ostindischen Inseln zu einem Reiche, das den Verlust einzelner westindischen Inseln und des Kaps mehr als zehnfach aufwog; die Produktion der Kolonieen steigerte sich beispiellos und fand besonders in Deutschland immer guten Absatz. Die niederländische Handelsflotte kam bereits der französischen gleich, neben Amsterdam und Rotterdam hob sich der Verkehr Antwerpens an der nun geöffneten Schelde zu einer Blüte, die an die Zeit Kaisers Karl V. erinnerte. Dessenungeachtet widerstrebten sich die südlichen und nördlichen Provinzen schon von dem Tage ihrer Vereinigung an und stellten sich die alten Gegensätze, welche 1579 durch die Utrechter Union und den Vertrag von Mons die Niederlande getheilt hatten, in wenig gemilderter Schroffheit neben einander. Die Verfassung, welche König Wilhelm I. 1814 den holländischen und belgischen Notabeln vorlegte, wurde von jenen fast einstimmig angenommen, von diesen mit großer Mehrheit verworfen und die endliche Annahme nur durch eine künstlich kombinierte Mehrheit zu Stande gebracht.

Die Belgier erhoben die begründete Klage, welche auch bis zur Auflösung des Königreichs fortdauerte, daß in Sachen der Religion und des Unterrichts die Rechte der katholischen Kirche verletzt seien; sie beschwerten sich, daß die nördlichen Provinzen 55 Repräsentanten im Ständesale zählten wie die südlichen, denen nach dem Maßstabe der Bevölkerung eigentlich 68 zukämen; daß sie die Last der Staatsschuld, an deren Kontrahirung die nördlichen Provinzen als Generalstaaten, als batavische Republik und als Königreich Holland ausschließlich betheiligt gewesen wären, gemeinschaftlich zu tragen hätten; als die größte Kränkung endlich wurde es empfunden, daß die holländische Sprache zur Nationalsprache erhoben wurde, daß unter 7 Ministern nur 2, unter 45 Geheimräthen nur 18 Belgier waren. Diese Gegensätze und Mißverhältnisse verloren trotz der fortschreitenden materiellen Entwicklung

nichts an ihrer Schärfe, sondern steigerten sich im Gegentheile und führten zu einer heftigen Kammeropposition, zu der sich Katholiken und Liberale vereinigten, während die zunehmende Bewegung in Frankreich sichtlich auf Belgien herüberwirkte. Ein strenges Preßgesetz sollte den Sprechern der Unzufriedenen den Mund schließen und in Folge desselben wurde de Potter, der offenbar noch mehr wollte als zu Kaiser Josefs II. Zeiten der Advokat van der Noot, zu mehrjähriger Verbannung verurtheilt (1828). Die Julirevolution konnte unter diesen Umständen nicht ohne Wirkung auf Belgien bleiben, die Ruhe erhielt sich jedoch bis zum 24. August, dem Geburtstag des Königs, dann gelang es im Theater zu Brüssel einen Tumult zu improvisieren, der allmählig in eine Revolution umschlug, welchem Beispiele die größeren Städte Belgiens folgten, ohne daß es zu heftigen Kämpfen gekommen wäre, weil die belgischen Soldaten meistentheils dem Könige untreu wurden. Als Prinz Friedrich, der jüngere Sohn des Königs, in der zweiten Hälfte des Septembers Brüssel angriff, fand er dasselbe durch französische Mitwirkung schon so vorbereitet, daß er mit großem Verluste sich zurückziehen mußte, worauf die Revolution sich vollends über Belgien ausbreitete. Der Kommandant von Antwerpen, General Chassé, machte mit der Stadt, die mit sich nicht im Reinen war, ob sie sich der Revolution anschließen wolle oder nicht, einen Vertrag, demgemäß das Arsenal und die Citadelle nicht angegriffen werden sollten, wofür er seinerseits die Stadt in Ruhe zu lassen versprach. Indessen hetzten die Revolutionäre, denen bisher alles gelungen war, einen Pöbelhaufen an die aufgestellten Posten, die mit Flintenschüssen antworteten, worauf Chassé die Stadt einige Stunden von der Citadelle und den Kriegsschaluppen von der Schelde bombardieren ließ und mit andern Gebäuden das große Lagerhaus niederbrannte (27. Oktober). Die Citadelle wurde seitdem vertragsmäßig respektiert, war aber mit einigen benachbarten Forts der einzige Platz in Belgien, wo die oranischen Farben noch aufgepflanzt waren, denn der Kongreß zu Brüssel, der im September zusammengetreten war, erklärte alle Ansprüche des Hauses Oranien auf die Herrschaft über Belgien erloschen und wurde von der Konferenz in London (aus den Repräsentanten der fünf europäischen Großmächte bestehend) vorläufig anerkannt. Frankreich und England reichten der belgischen Revolution die Hände, dieses aus Eifersucht gegen die vereinigten Niederlande, die zu einer See- und Handelsmacht aufblühten, welche unter Umständen für England gefährlich werden konnte, jenes konnte es nur erwünscht finden, einen kleinen Nachbarstaat mehr zu haben, der bald oder spät in Frankreich aufgehen müßte. Der belgische Kongreß wies de Potter und andere Republikaner mit ihren Anträgen ab, erwählte dagegen den 3. Februar 1831 den Herzog von Nemours

zum König, Louis Philipp aber empfahl den Belgiern aus Rücksicht auf die andern Mächte den apanagierten englischen Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg als König zu berufen, dem er seine älteste Tochter zu geben versprach. Der belgische Nationalkongreß befolgte den guten Rath und wählte den Prinzen Leopold, der die Krone annahm, nachdem der Kongreß dem Ultimatum der Londoner Konferenz Folge geleistet hatte, als der unumgänglichen Bedingung, wenn Belgien von den Großmächten anerkannt sein wollte. Am 21. Juli beschwor der neue König die von dem Kongresse vorgelegte Konstitution, hätte aber unmittelbar darauf ohne französische Hilfe wieder nach England zurückkehren müssen. König Wilhelm I. nämlich war über das Treiben Frankreichs und Englands gegen die durch die europäischen Verträge garantierte Integrität seines Reiches mit Recht entrüstet und die Holländer selbst brannten vor Begierde, der belgischen Ruhmrednerei gegen Holland ein Ende zu machen. Anfangs August überschritt ein holländisches Heer unter den oranischen Prinzen die belgische Gränze, zerstäubte am 8. August bei Hasselt ein belgisches Korps, am 12. lief ein anderes bei Löwen auseinander und ließ seinen König für sich selbst sorgen, als zum guten Glücke statt der belgischen Blousen 40,000 Franzosen unter Marschall Gérard den Holländern in den Weg traten, worauf diese umkehrten und die gedemüthigten Belgier wieder aufathmeten. König Wilhelm I. anerkannte aber Belgien nicht, räumte auch die Citadelle von Antwerpen nicht, worauf Louis Philipp, seit dem August 1832 Schwiegervater Leopolds, die Citadelle Ende Oktobers durch Gérard belagern ließ, welcher sie am 23. Dezember zur Uebergabe nöthigte. König Wilhelm I. rechnete auf einen Umschwung der europäischen Politik bis 1839, dann erst verstand er sich zu einem Vertrage, in welchem ein Theil des deutschen Großherzogthums Luxemburg an Belgien fiel, wofür der deutsche Bund durch die Aufnahme eines Theils von (niederländisch) Limburg entschädigt wurde; außerdem übernahm Belgien von der niederländischen Staatsschuld 5 Millionen Gulden jährlicher Rente (als Verzinsung des Belgien treffenden Kapitals).

Eilftes Kapitel.

Polnischer Revolutionskrieg (1831).

Polen russische Provinz.

Als Louis Philipp seine Thronbesteigung dem Kaiser Nikolaus I. in einem eigenhändigen Schreiben meldete und darin so etwas von Nöthigung durch die Verhältnisse und seinen schmerzlichen Gefühlen darüber

einfließen ließ, accentuierte der Kaiser in seiner Antwort diesen Passus des königlichen Schreibens und sprach unumwunden sein Bedauern über die Art des Thronwechsels in Frankreich aus. Ebenso bezeugte er seine Unzufriedenheit über die belgischen Vorgänge; er ließ offenbar vorläufig nur gewähren, was er nicht zu hindern vermochte und hielt sich für alle Fälle bereit. Damals sagte man sich in Deutschland und Europa allgemein, daß Rußland auf einen Krieg gegen Frankreich dränge, daß aber die greisen Monarchen von Oesterreich und Preußen die russische Kriegslust nicht theilen, daß sie entschlossen seien die Franzosen innerhalb ihrer Gränzen nach Belieben wirthschaften zu lassen, aber auch jeden Uebergriff derselben mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Das Gerücht von den kriegerischen Absichten des russischen Monarchen gegen Frankreich versetzte besonders die polnische Armee in fieberhafte Spannung, da viele Offiziere derselben noch unter Napoleon gedient hatten und der polnische Soldat überhaupt daran gewöhnt war den Franzosen als Kameraden zu betrachten. Auf diese Stimmung der Armee baute eine Verschwörung, aus Unterfähnrichen der Militärschule und Studenten, einigen Landedelleuten und Offizieren bestehend, den Plan einer Revolution; daß Frankreich das aufgestandene Polen unterstützen werde, unterstützen müsse, war für die Verschworenen gar keine Frage. Das Haupt der Verschwörung war Joachim Lelewel, ehemals Professor der Geschichte zu Wilna und wegen revolutionärer Gesinnung abgesetzt; auf seinen Rath wurde der Ausbruch auf die letzte Novemberwoche festgesetzt, weil der Kriegsgouverneur von Polen, der Großfürst Konstantin, zuletzt doch Vorsichtsmaßregeln zu Warschau treffen mußte, so wenig er auch bisher auf vielseitige Warnungen gehört hatte, weil er sein polnisches Militär liebte und demselben vertraute. Am 29. November 1830, Abends 5½ Uhr, versammelten sich zehn Fähnriche und acht Studenten im Lasinkigehölze unweit des Belvedere (der großfürstlichen Residenz), stürzten sich dann bewaffnet gegen das Belvedere, stiegen, während die polnische Wache unter Gewehr trat, durch die untern Fenster in den Palast, stießen den General Gendre und den Polizeipräsidenten Lubowicki nieder, suchten jedoch den Großfürsten vergebens und verließen eilends den Palast. Unterdessen hatte nämlich Lieutenant Peter Wysocki, ein Zögling der Fähnrichsschule, aus derselben 160 junge Leute gegen die lithauische Uhlanenkaserne geführt und die zu Fuß ausgerückte Mannschaft zersprengt; er fand aber die russische Gardereiterei schon versammelt, und die Aufständischen, deren Zahl sich nur wenig und durch Leute aus der niedrigsten Volksklasse vermehrte, wären verloren gewesen, wenn sich nicht zuletzt das 4. Infanterieregiment, die Gardesappeure und einige Artillerie empört hätten. Das 4. Regiment gab auf ein russisches Feuer, als dasselbe dem Zeughause zueilen wollte, dieses wurde genommen, die

Generale Hauke, Trembinski, Blumer, Potocki, Saß, Nowicki getödtet und 30,000 Gewehre ausgetheilt. Der Großfürst verließ die Stadt mit der ihm treugebliebenen polnischen Mannschaft und seinen wenigen russischen Regimentern und stellte sich vor der mokotower Barriere auf. Die Aufständischen waren jetzt zwar Meister in Warschau, hatten aber keinen Anführer, da General Chlopicki, den das Volk stürmisch verlangte, sich verborgen hielt. Da berief der Finanzminister, Fürst Lubecki, den Administrationsrath zusammen, verstärkte denselben durch einige populäre Notabilitäten, sprach in einer Proklamation mit Bedauern über das Vorgefallene und von einer Versöhnung mit dem Kriegsgouverneur. Dies war natürlich weder im Sinn der Verschworenen gesprochen, noch gefiel es dem gemeinen Volke; der Administrationsrath mußte darum weiter gehen und einen exekutiven Ausschuß erwählen, in den auch Lelewel berufen wurde, der seinen geheimen patriotischen Klub nun in einen öffentlichen zur Berathung über die Angelegenheiten des Vaterlandes verwandelte; Chlopicki wurde zum Oberbefehlshaber ernannt und jetzt gingen auch die bisher bei dem Großfürsten gebliebenen polnischen Soldaten über (30. Nov. bis 3. Dez.). Dieser war in einer sehr gefährlichen Lage; Lelewel verlangte, daß man den Großfürsten gefangen nehmen und sogleich Lithauen angreifen solle, der exekutive Ausschuß jedoch schloß einen Vertrag mit dem Großfürsten, demgemäß er die Festungen Modlin und Zamosk den Polen überließ, dafür aber mit seiner Mannschaft (etwa 6000 Mann) freien Abzug nach Lithauen erhielt, das er am 11. Dez. erreichte. Am 3. Dez. hatte in Warschau der exekutive Ausschuß einer provisorischen Regierung Platz gemacht (die bekanntesten Namen: Czartorysky, Ostrowski, Niemcewicz, Paz, Lelewel), welche auf den 18. Dez. einen Reichstag einberief. Am 5. Dez. aber machte sich Chlopicki, dem alles Militär anhing, zum Diktator, entfernte Lelewel aus der Regierung und sprengte dessen patriotischen Klub mit Waffengewalt, der seitdem als geheimer fortdauerte. Lelewel war ein ächter Revolutionsmann, der eine Aussöhnung mit dem russischen Kaiser weder möglich glaubte oder auch nur wünschte; darum hatte er, wiewohl vergebens, auf die Gefangennehmung des Großfürsten und die Revolutionierung Lithauens durch einen Angriff mit den polnischen Truppen gedrungen; er wollte darauf, daß die provisorische Regierung gleich dem ehemaligen Nationalkonvente in der ersten französischen Revolution die ganze Nationalkraft aufbiete und das Bauernvolk durch Aufhebung der Leibeigenschaft gegen die russische Herrschaft entflamme. Davon wollte jedoch der Adel nichts wissen, der wohl nicht mit Unrecht fürchtete, das Landvolk könnte durch die Abnahme einer Last in Versuchung geführt werden die andern mit Gewalt abzuwerfen. Die polnische Revolution blieb darum eine Adels- und Soldatenrevo-

lution, die Masse der Nation nahm an derselben nur so viel Antheil, als sie mußte, d. h. sie stellte Rekruten und lieferte die verlangten Requisitionen, weil sie keine andere Wahl hatte. Chlopicki und andere hohe Offiziere, welche Rußlands militärische Stärke kannten, verlangten deßwegen Unterhandlungen mit dem Kaiser, und wirklich ging eine Deputation nach St. Petersburg, welche aber als solche von dem Kaiser gar nicht angenommen wurde. Er bestand auf unbedingter Unterwerfung, befahl Chlopicki die Armee nach Plock zu führen, dem Administrationsrath die Regierung wieder zu übernehmen; den Schuldigen drohte er mit unausbleiblicher Strafe, verwies die Masse auf seine Milde und bewährte Großmuth. Der Reichstag, der gegen des Diktators Willen seine Sitzungen am 18. Dezember eröffnet hatte, wollte von weiteren Unterhandlungen nichts wissen, worauf Chlopicki als Diktator und Oberbefehlshaber abdankte, der Reichstag aber eine provisorische Regierung und in dem Fürsten Michael Radziwyl einen Oberbefehlshaber ernannte. Am 25. Januar 1831 beschloß er mit beträchtlicher Mehrheit die Ausschließung des Hauses Romanow von dem polnischen Throne und brach damit die Brücke zur Versöhnung mit dem Kaiser vollends ab. Das Schwert konnte fortan allein entscheiden, und wie die Entscheidung ausfallen mußte, darüber konnte sich kein Besonnener eine Täuschung machen. Die polnische Armee war ungefähr 60,000 Mann stark und führte höchstens 130 Geschütze; wenn demnach eine einzige Schlacht verloren wurde, so konnte die Armee das Feld nicht mehr halten und ihre Verluste eben so wenig durch Rekruten ergänzen, sowohl weil diese bei einer verloren gegebenen Sache nichts taugen, als auch an Rekrutierungen überhaupt nicht zu denken ist, wenn der Feind Meister des Gebietes wird. Von Frankreich und England war keine Hilfe zu erwarten, weil diese mit Belgien befriedigt wurden und keinen allgemeinen Krieg zu wagen bereit waren, der Polen doch nicht gerettet hätte; denn Oesterreich und Preußen, welche starke Armeekorps an ihren polnischen Gränzen zusammengezogen hatten, wären im Bunde mit Rußland des polnischen Aufstandes schnell Meister geworden, konnten sich aber willig zu der von Frankreich geforderten Neutralität verstehen und die Bewältigung des Aufstandes durch die russische Armee abwarten, die ihnen dann jedenfalls als Reserve nachrückte, wenn Louis Philipp doch später durch seine Pariser zum Kriege genöthigt würde. Rußland durch die Wiederherstellung Polens einen Damm zu setzen, wozu damals deutsche Publicisten Oesterreich und Preußen aufforderten, daran konnten die beiden Mächte nicht denken, sofern dadurch nichts anderes geschehen wäre, als daß sie für Frankreich, dessen kriegerische Gelüste von Louis Philipp nur mühsam gezügelt wurden, eine Hilfsmacht in ihrem Rücken geschaffen hätten. Die Polen hatten demnach keinen andern Bundesgenossen als

die Sympathieen der Franzosen, Engländer und Deutschen, die ihnen einige Offiziere und Aerzte, einiges Geld und etwas Kriegsvorräthe übermittelten, also nur sehr wenig nützten.

Am 5. und 6. Februar führte Feldmarschall Diebitsch das etwa 120,000 Mann und 350 Geschütze zählende russische Heer über den Bug und Niemen; die Polen zogen sich auf die Weichsellinie zurück, wo sie an Warschau und Modlin treffliche Stützpunkte hatten. Einige kleinere Gefechte fielen zu Gunsten der Polen aus, was ihre Kampflust steigerte; am 14. Februar schlug General Dwernicki mit einem Reiterkorps ein ebenso starkes russisches bei Stoczek und nahm demselben 12 Kanonen ab, überraschte und schlug am 19. die Avantgarde des General Kreutz unter dem Prinzen Adam von Württemberg, wich aber dann über die Weichsel nach Gora zurück, weil die russischen Massen heranzogen. Eine polnische Division unter General Skrzynecki hatte bei Dobre am 17. ein glänzendes Gefecht bestanden, war aber nach Wawer, zwei Stunden vor Warschau, zurückgewichen, wo die polnische Armee in einer günstigen Stellung der russischen die Schlacht anbot. Chlopicki war an der Seite des Fürsten Radziwyl und führte obwohl ohne Titel und Rang thatsächlich den Oberbefehl; er hatte keine Hoffnung, aber da sich die Armee schlagen wollte, so konnte es der alte Feldherr nicht über das Herz bringen den Waffenbrüdern seine Erfahrung und Kaltblütigkeit am Schlachttage zu entziehen. Nach langem Kampfe, in welchem die Polen 3 Fahnen eroberten und 6 Kanonen vernagelten, mußten sie doch den Russen das Schlachtfeld überlassen und sich wiewohl in guter Ordnung auf Grochow zurückziehen, wo sie abermals Stellung nahmen. Am 25. entbrannte dort der Kampf um 9 Uhr Vormittags; lange wurde heftig und ohne Entscheidung gefochten, bis ein russisches Korps, welches General Krukowiecki bei Bialolenka (auf dem linken Flügel der polnischen Aufstellung) geworfen, aber Chlopickis Befehlen den Gehorsam versagend nicht verfolgt hatte, die Polen in der Flanke faßte und zum Rückzug nach Praga zwang. Beide Theile hatten seit dem 20. Februar wenigstens 10,000 Mann verloren, die Polen aber entbehrten fernerhin die Leitung Chlopickis, der in der Schlacht durch eine Granate verwundet wurde und in Krakau ein Asyl (bis zu seinem Tode 1855) fand. Der Oberbefehl wurde Skrzynecki übertragen, der sich bei Grochow als der beste Taktiker bewährt hatte; auch er verhehlte seine Hoffnungslosigkeit nicht, glaubte jedoch durch eine ehrenhafte Vertheidigung den Kaiser Nikolaus zu einer für Polen nicht ganz ungünstigen, von Frankreich, England und Oesterreich vermittelten Uebereinkunft bestimmen zu können. Diebitsch hielt zwar durch die blutigen Kämpfe bei Wawer und Grochow die Kraft des polnischen Heeres gebrochen, fand jedoch einen Sturm auf Warschau zu gewagt, um so mehr als Dwernicki in

seiner Flanke wieder über die Weichsel gegangen, den General Kreutz und den Prinzen Adam von Württemberg wiederholt geschlagen und hinter Lublin zurückgetrieben hatte. Ein starkes Korps, das der Feldmarschall entsandte, nöthigte den kühnen Polen unter den Wällen von Zamosk die Gelegenheit zu einem neuen Hervorbrechen abzuwarten, während Diebitsch mit der Hauptmacht sich auf Plock wandte, um dort den Uebergang über die Weichsel zu bewerkstelligen. Praga beobachteten die Generale Geismar und Rosen mit etwa 25,000 Mann in vortheilhaften Stellungen bei Wawer und Dembie Wielkie, sie wurden aber am 31. März von Skrzynecki angegriffen und vollständig geschlagen; über 10,000 Gefangene, 3 Fahnen, 16 Kanonen kostete die Russen dieser Ueberfall, durch den das Centrum der russischen Armee durchbrochen war, so daß Diebitsch sie bei Siedlce koncentrieren mußte, worauf Skrzynecki wieder auf Praga zurückging.

Diese Erfolge der polnischen Waffen wurden in Deutschland und Frankreich mit Jubel begrüßt, obwohl sie nur den Todeskampf der unglücklichen Nation verlängerten; zu gleicher Zeit aber erfüllte die Nachricht, daß die Cholera auf dem Kriegsschauplatze erschienen sei und Polen wie Russen ohne Unterschied hinwegraffte, die Gemüther mit einer bisher nicht bekannten Angst, da man im centralen und westlichen Europa von dem „Weltsterben" und „schwarzen Tode" in früheren Jahrhunderten nur aus Geschichte und Sage wußte, gegen Pest und gelbes Fieber aber sich durch Quarantänen geschützt glaubte. Die Cholera zeigte sich zum erstenmale in dem Gangesdelta und auf den Molukken 1817 epidemisch und begann von dort zu Wasser und zu Lande die Reise um die Welt. Im Jahre 1820 war sie in China, 1821 in Arabien, Persien, Bagdad, von 1823 an verwüstete sie Mesopotamien, Syrien, Kypern, Astrachan und kam 1830 nach Moskau; 1831 erschien sie in Archangel, Abo, Petersburg, Odessa, Jassy, in Warschau und anderen polnischen Städten und während sie westwärts Wien, Berlin, Hamburg, Hannover und London wie im Fluge erreichte, machte sie auch südwärts einen Ausfall und füllte Aegypten, sonst das Lieblingsland der Pest, mit Leichen. Man hörte im Herbst 1830, als die Revolution in vollem Zuge zu sein schien, oft an die Worte Mirabeaus als an prophetische erinnern: „die Revolution hat ihren Lauf begonnen und sie wird die ganze Welt durchwandern", 1831 im April durfte man dazu setzen: „und der Schatten des Todes begleitet sie und lagert sich über die Menschheit, so daß ihr Herzblut zu stocken droht."

Die Polen setzten ihre Hoffnung auf einen allgemeinen Aufstand, der in den ehemals polnischen, seit 1772 und 1793 abgerissenen Provinzen: Lithauen, Samogitien, Volhynien und Podolien ausbrechen und die Verbindung der an der Weichsel operierenden russischen Armee mit

dem eigentlichen Rußland aufheben sollte. Aber russische Korps von beträchtlicher Stärke hüteten diese Provinzen und wurden der einzelnen Aufstände mit Leichtigkeit Meister, denn eine allgemeine Erhebung fand nicht statt, weil die Masse des Volkes, die Bauern, wenig Neigung dazu hatte; selbst der größere Theil des Adels hielt sich zurück und wartete auf die Entscheidung des Kampfes durch die Armee, die umgekehrt von den Aufständen im Rücken eine Diversion forderte. Zu diesem Zwecke war der kühne Dwernicki mit 5000 Mann und 12 Kanonen am 3. April (nach den glücklichen Schlägen Skrzyneckis gegen Geismar und Rosen) von Zamosk aufgebrochen und erschien am 10. in Volhynien jenseits des Bug, fand aber die gehoffte Unterstützung nicht; unter beständigen Gefechten mit dem doppelt so starken Korps des Generals Rüdiger öffnete sich Dwernicki den Weg nach Podolien, wo der Aufstand mehr Anklang gefunden hatte, überschritt den Styr, wandte sich dann, als General Roth mit 18,000 Mann aus Podolien anrückte, gegen die österreichische Gränze, über welche er vom 27. April bis 1. Mai sein Korps mit den eroberten Geschützen rettete, als er gegen den fünffach überlegenen Feind nicht länger Stand halten konnte.

Dwernicki hätte sich aus Volhynien zurück an die Weichsel gewendet, als er keinen allgemeinen Aufstand vorbereitet fand (die Adeligen waren meistens verreist oder krank), wenn es ihm noch möglich gewesen wäre; der alte General Sierawski nämlich, der mit 9000 Mann, meistens ungeübten und schlechtbewaffneten Leuten, den russischen General Kreutz im Schach halten sollte, war zu weit vorgegangen und von diesem am 17. und 18. April bis zur Vernichtung geschlagen worden, so daß Dwernicki von Zamosk abgeschnitten war. Skrzynecki entsandte zwar auf die Nachricht von Sierawkis Niederlage zwei Brigaden unter Chrzanowski (am 4. Mai) um Dwernicki Luft zu machen, derselbe erreichte auch Zamosk glücklich, aber viel zu spät für Dwernicki. Darauf führte Skrzynecki selbst mit der Hauptarmee eine ebenso meisterhaft entworfene und angefangene als schlecht vollendete Unternehmung aus. Diebitsch wartete in seiner festen Stellung zwischen Bug und Weichsel mit der Front gegen Warschau die Verstärkungen ab, welche ihm über Lithauen zukommen sollten. Der polnische Feldherr ließ ihm gegenüber 16,000 Mann unter Uminski stehen und brach selbst mit 46,000 Mann gegen Lithauen auf; am 14. Mai ging er über die Narew und auf Lomza los, traf auch am 18. auf das Gardekorps unter dem Großfürsten Michael, wurde aber durch dessen imposante Haltung von einem entscheidenden Angriffe zurückgeschreckt, worauf sich dasselbe fechtend zurückzog. Diebitsch hatte durch eine starke Rekognoscierung gegen Uminski sich unterdessen am 19. überzeugt, daß ihm die polnische Hauptarmee nicht mehr gegenüberstehe, daher zog er seine Streitkräfte möglichst schnell

zusammen, ging am 22. über den Bug, trieb den rechten Flügel der polnischen Armee bei Nur zurück, zwang Skrzynecki zur eiligen Umkehr und vereinigte sich mit den Garden, während der polnische Oberbefehlshaber die beiden Flügel noch nicht hatte herbeiziehen können. Am 24. war das polnische Centrum bei Ostrolenka über die Narew gegangen, am 25. frühe griff Diebitsch das Korps des Generals Lubienski an, warf es nach Ostrolenka und nahm die von 2 Bataillons Polen vertheidigte Stadt mit dem Bajonet. Jenseits des Flusses, über den eine lange Pfahlbrücke führt, stand die polnische Hauptmacht, welche diese Stellung einige Zeit halten wollte, um der Division Gielgud, die bis Lomza vorgeschoben war, Zeit zum Rückzuge zu gewinnen. Die Russen stürmten über die Brücke und besetzten auf dem andern Ufer den etliche Morgen großen Raum zwischen dem Flusse und Chausséedamme. Auf diesem beschränkten Terrain schlugen sich von beiden Seiten einige Regimenter von 11 Uhr bis Abend, während die Batterieen auf beiden Seiten des Flusses die Heere zerschmetterten. Kein Theil konnte den andern aus seiner Hauptstellung vertreiben, aber die Folgen dieser Schlacht, die von Skrzynecki ungeschickt herbeigeführt und ausgefochten wurde, waren für die Polen die einer entscheidenden Niederlage. Die Armee kam in voller Auflösung über Rozan nach Pultusk zurück, sie hatte das Vertrauen auf den Oberbefehlshaber verloren; die Division Gielgud, welche nach der Schlacht bei Ostrolenka noch hätte zurückgezogen werden können, war nach Lithauen beordert worden, wo sie bei Wilna geschlagen noch einige Zeit in zerstreuten Abtheilungen herumstreifte und sich endlich im Juli und August über die preußische Gränze rettete; nur 3000 Mann brachte Dembinski nach Warschau (4. Aug.) zurück.

Im Juni mißglückten abermals einige gut angelegte Operationen Skrzyneckis gegen die russischen Korps unter Kreutz und Rüdiger, doch unternahm auch die russische Hauptarmee nichts Entscheidendes, da Diebitsch am 10. Juni an der Cholera gestorben und der neue Oberbefehlshaber Paskewitsch noch nicht eingetroffen war. Am 25. kam derselbe in Pultusk an, wandte sich mit der Hauptmacht sogleich an die untere Weichsel und überschritt dieselbe hart an der preußischen Gränze den 17. und 18. Juli mit der Hauptarmee. Er ließ sich durch die Bewegungen Skrzyneckis auf dem rechten Weichselufer gegen die zurückgelassenen Beobachtungskorps nicht irre machen und rückte gegen Warschau vor. Die Bevölkerung dieser Stadt war in ungeheurer Aufregung; die demokratische und aristokratische Partei haderten wüthend mit einander, aber weiter kam nichts zu Stande, als daß Skrzynecki abgesetzt wurde, weil er sich beharrlich weigerte, der russischen Armee eine Hauptschlacht zu liefern. Dembinski und alle andern Generale schlugen die gefährliche Ehre des Oberbefehls aus, bis endlich Krukowiecki von dem

Volke zum Gouverneur von Warschau ausgerufen wurde, der nun dem Strategen Prondzynski den Oberbefehl übergab. Doch in der Nacht vom 15. August erregte der patriotische Klub einen Volksaufstand, in welchem mehrere Generale, die wegen schlechten Verhaltens im Felde gefangen saßen, auch einige andere Personen (im ganzen 37), selbst eine Dame, die der Spionerie bezüchtigt waren, ermordet wurden. Nun bemächtigte sich Krukowiecki der diktatorischen Gewalt; die Ordnung in der Stadt konnte er jedoch nicht vollständig herstellen, noch weniger dem Heere einen Oberbefehlshaber geben, dem jeder General gehorcht hätte; die alte sprichwörtliche Uneinigkeit der Polen kam wieder ärger als je an den Tag, und obgleich selbst die Armee keine Hoffnung mehr hatte, so konnte sich der Reichsrath doch nicht dazu verstehen, die sehr gnädig lautenden Bedingungen des russischen Oberbefehlshabers anzunehmen. Dieser ließ sich durch alle militärischen Demonstrationen auf dem rechten Weichselufer nicht täuschen, sondern rüstete sich zum Angriffe auf Warschau, in der festen Ueberzeugung, daß mit diesem Platze nicht allein der militärische Stützpunkt der Revolution gewonnen, sondern auch deren ganzer moralischer Halt vernichtet sei. Die Polen hatten Warschau mit einer großen Anzahl Erdwerke umgeben, deren Schlüssel das Dorf Wola bildete; alle diese Schanzen waren aber in Eile aufgeworfen, deckten einander viel zu wenig, konnten daher gegen einen entschlossenen Gegner nur durch eine fast gleich starke Armee gehalten werden. Krukowiecki entsandte aber nicht weniger als 24,000 Mann Kerntruppen nordwärts und südwärts auf dem rechten Weichselufer und behielt nur 34,000 Mann zur Vertheidigung der Hauptstadt zurück, während wenigstens 80,000 Mann erfordert wurden, da auch Praga auf dem andern Ufer nicht entblößt werden durfte. In der Nacht vom 5. auf den 6. September nahmen die zum Sturme bestimmten Truppen, 62,500 Mann mit 386 Geschützen, ihre Stellungen und die Infanterie legte die Tornister ab. Nach 5 Uhr am Morgen des 6. Sept. rückten die Sturmkolonnen der Generale Kreutz, Pahlen und Lüders gegen Wola, das Centrum der festen Stellung der Polen; 92 Geschütze fuhren 900 Schritte vor derselben auf und beschoßen sie mit Vollkugeln, dann, nach und nach auf 400 Schritte anfahrend, mit Kartätschen; Kreutz nahm zwei Wola flankierende Schanzen weg, deren Besatzung bis auf den letzten Mann aushielt, Pahlen eine vorliegende Schanze. Hinter dem Frontgraben derselben wurden um 9 Uhr die Sturmkolonnen gegen Wola selbst gebildet, dessen Besatzung aus 2300 Mann und 12 Geschützen bestand unter dem alten General Sowanski, der im Dienste Napoleons den einen Fuß verloren hatte. Nach einstündiger Beschießung durch 34 Geschütze wurde Wola, das einzige geschlossene Werk der polnischen Stellung, durch 21 Bataillone von allen Seiten bestürmt und nach einstündigem Kampfe

genommen; der alte Sowanski fiel in der Kirche, wo der letzte Widerstand erlosch. Die Polen hatten anfangs die Bewegungen gegen Wola als Scheinangriff betrachtet und auf beiden Flügeln ihre Hauptmacht entwickelt, jetzt, als Wola genommen war, wandten sie sich gegen diesen Punkt, konnten ihn jedoch wegen der Ueberlegenheit der russischen Artillerie nicht wieder erobern, wiesen aber alle Angriffe der russischen Bataillone mit großem Verluste zurück. Abends 4 Uhr endete der Kampf mit einer Kanonade und die Russen richteten die genommenen Schanzen gegen die Stadt ein; auf der Südseite der Stadt war ihnen um 7 Uhr Morgens die verschanzte Stellung Rakowiek in die Hände gefallen, ohne daß jedoch von dieser Seite her sonst Ernsthaftes unternommen wurde.

In der Nacht vom 6. bis 7. September schickte Krukowiecki den General Prondzynski zu dem Fürsten Paskewitsch, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln, wahrscheinlich auch um Zeit zur Heranziehung des Ramorinoschen Korps zu gewinnen; die Unterhandlungen zerschlugen sich, weil der Reichstag seine Zustimmung verweigerte, doch hatten sie den Angriff der Russen bis 1 Uhr Nachmittags verzögert. Er begann mit einem lebhaften Geschützkampfe im Centrum und da Paskewitsch gleich anfangs durch eine Kanonenkugel gestreift wurde, gab er den Befehl an General Toll ab; 3 polnische Schanzen vor der Vorstadt Czyste wurden von den Russen genommen, wobei Fußvolk und Reiterei sich mehrmals mit blanker Waffe begegneten. Um 4½ Uhr erschien Prondzynski abermals mit Kapitulationsanträgen von Krukowiecki, erhielt aber zur Antwort, man werde so lange vorrücken, bis die Unterschriften erfolgt seien, doch könnten die Unterhandlungen fortgehen, zu welchem Zwecke General Berg in die Stadt geschickt wurde. Um 5 Uhr begann der Sturm gegen Czyste durch General Kreutz von vornen, während Pahlen von der Wolaer Straße her angriff. Die Russen drangen zwar vor und setzten sich in Czyste und selbst auf dem Stadtwalle fest, verloren aber sehr viele Leute. Die Nacht endete den Kampf; Warschau ergab sich am Morgen den Russen, welche die strengste Disciplin beobachteten, nachdem die polnische Armee über Praga nach Modlin abgezogen war. Die russische Armee hatte in dem zweitägigen Kampfe einen Verlust von 3065 Todten und 7460 Verwundeten, die Polen nicht viel weniger; die russische Artillerie hatte während des Kampfes 29,000 Kanonenschüsse abgefeuert.

Krukowiecki, Prondzynski, Chrzanowski und andere Generale blieben in der Stadt zurück und wurden deßwegen später laut als Verräther bezeichnet, gewiß mit Unrecht, da jedenfalls nicht sie die Ursache waren, daß die Schanzen vor Warschau schlecht angelegt waren und sich nicht genug Leute vorfanden, um dieselben mit Erfolg zu vertheidigen; ein erneuerter Kampf am 8. September hätte aber jedenfalls die Einäscherung Warschaus zur Folge gehabt.

Nach dem Falle Warschaus war der Krieg bald beendigt; die 3 polnischen Korps: 30,000 bei Modlin, 18,000 unter Ramorino zwischen Weichsel und Bug, 12,000 unter Rozycki konnten sich nicht mit einander vereinigen, und nach einigen Hin- und Hermärschen gingen die ersten über die preußische, die beiden andern über die österreichische Gränze; Modlin ergab sich den 9., Zamosk den 23. Oktober, vielleicht 8000 Polen, die Hälfte davon Offiziere, wanderten aus und wandten sich größtentheils nach Frankreich. Bei ihrer Durchreise wurden sie in dem südwestlichen Deutschland als die „Helden der Freiheit" gefeiert und mehr als einen polnischen Offizier hörte man es unumwunden aussprechen: „Wir haben keine Hoffnung als neue Revolutionen; Frankreich wird Louis Philipps Herrschaft nicht lange ertragen, und knallt es einmal wieder in Paris, so erhebt sich Ungarn, wenn Kaiser Franz bis dahin gestorben ist; denn nur seinetwegen ist die ungarische Opposition bisher nicht weiter gegangen."

Kaiser Nikolaus benutzte seinen Sieg um die Elemente eines künftigen Aufstandes zu beseitigen. Im Februar 1832 wurde Polen Rußland einverleibt, so daß von dem ehemaligen Königreiche außer dem Namen nichts mehr übrig blieb; Alle, die freiwillig an dem Aufstande Theil genommen hatten, verloren ihre Güter, von denen die meisten russischen Generalen und Offizieren als Belohnung gegeben wurden, so daß der Grundbesitz in Polen größeren Theils in russischen Händen ist. Die Universitäten in Wilna und Warschau wurden aufgehoben, die Zöglinge der Kadettenhäuser und die Militärwaisen nach Petersburg versetzt; russische Beamte nahmen alle Stellen von Bedeutung ein; eine Armee von 80,000 Mann bewachte die neue Ordnung, fortwährende Rekrutierungen führten die wehrbare Mannschaft in die russische Armee und nach dem Kaukasus, so daß ein glücklicher Aufstand in Polen selbst unter den günstigsten Umständen zur Unmöglichkeit geworden ist. Endlich entreißt die Politik Rußlands Polen die letzte Handhabe seiner Nationalität, den katholischen Glauben, indem es die Hälfte der katholischen Kirchen den Russen ganz einräumt, überall den Bekennern der russisch-griechischen Religion Antheil an den katholischen Kirchen gibt, 1839 aber durch einen Federstrich 3—4 Millionen unierter Griechen in den ehemals polnischen Provinzen der russisch-griechischen Kirche einverleibte und einen Bischof Paulowski zum Metropoliten aller Katholiken in Rußland ernannte; daß die Allokution des Papstes Gregor XVI. am 22. November 1839 eine Aenderung dieses Ganges, alle katholischen Bewohner des russischen Reiches allmählig der russisch-griechischen Kirche zuzuführen, bewirkt hätte, davon ist nichts bekannt geworden.

So lange Polen noch eigene Verfassung und eigenes Militär hatte, so lange die katholische Kirche den nationalen Gegensatz zwischen Russen

und Polen befestigte, so lange war Polen die schwache Seite Rußlands, seine Achillesferse; Kaiser Nikolaus aber hat es zu einem Vorwerke Rußlands gemacht; Modlin ist als Neugeorgiewsk Festung ersten Ranges, Warschau durch eine starke Citadelle beherrscht, Festungen und verschanzte Lager sichern alle militärisch wichtigen Punkte, namentlich die Stellungen zwischen Weichsel, Bug und Narew, die Napoleon als die stärksten in Europa bezeichnete; eine russische Armee ist deßwegen in Polen nur sehr schwer anzugreifen, während sie selbst Oesterreich und Preußen in der Flanke steht, daher als Freund den nachdrücklichen Beistand gewähren, als Feind aber das Herz dieser Monarchieen bedrohen kann.

Zwölftes Kapitel.

Die Aufstandsversuche in Italien.

Seit 1821, wo die Militärrevolutionen in Piemont und Neapel durch die Intervention Oesterreichs ein so rasches Ende gefunden hatten, herrschte zwar auf der Halbinsel ununterbrochene Ruhe, die Thätigkeit der revolutionären Verbindungen indessen entwickelte sich fortwährend und umspannte besonders den Kirchenstaat und die Herzogthümer am Po, trieb jedoch manche Ranken in die Lombardei, nach Piemont und Neapel. Die Julirevolution fand trotzdem in Italien keine augenblickliche Nachahmung, weil man die Oesterreicher fürchtete, die damals noch General Frimont kommandierte, der 1821 so wenig Federlesens gemacht hatte, und erst als die Tribunen in der französischen Deputiertenkammer den Satz aufstellten, Frankreich werde keine Intervention dulden, die etwa die eine oder andere Regierung gegen die Bewegungen in einem fremden Staate zu unternehmen im Sinne hätte, welchem Gerede die damals noch unbefestigte Regierung Louis Philipps nicht entschieden widersprechen durfte, wagten im Februar 1831 die Karbonari einzelne Schilderhebungen. Modena und Parma gingen mit dem Beispiele voran, von Bedeutung jedoch war allein der Aufstand im Kirchenstaate, wo am 2. Febr. 1831 Gregor XVI. den Stuhl Petri eingenommen hatte. Die freche Bevölkerung des heruntergekommenen Ferrara erhob sich zuerst, Bologna und die Städte der Romagna folgten, selbst Ankona wurde von den päpstlichen Soldaten nicht behauptet und bis Otrikoli spielten die Insurgenten den Meister. Papst Gregor XVI. verließ aber Rom nicht, da er der Treue der Trasteveriner versichert war, und Oesterreich erklärte der französischen Regierung, daß es das Interventionsverbot der Deputiertenkammer nicht anerkenne, sondern auf jede Gefahr hin gegen die Revolution in Italien einschreiten werde.

Oesterreich war damals Sardiniens sicher, welches Land seit dem 27. April **Karl Albert** regierte, dessen zweideutige Rolle, die er als Prinz von Karignan 1821 gespielt hatte, selbst bei den Revolutionärs vergessen war, die ihn als ihren grimmigsten Verfolger haßten. Ein sardinischer Unterthan, der reiche Genuese **Mazzini**, entfaltete damals zum erstenmale sein seitdem so berüchtigt gewordenes Talent als Revolutionschef. Er wurde der Präsident des Kongresses, den die empörten Provinzen des Kirchenstaates in Bologna veranstalteten und Nordamerika nachahmend eine föderative Republik errichteten. Doch 2 österreichische Divisionen beendigten den Kongreß so schnell, daß selbst die französische Deputiertenkammer erst nach geschehener Sache mit parlamentarischen Blitzen gegen die Intervention losbrechen konnte; der Besetzung von Bologna ging ein leichtes Gefecht voran, und vor Rimini reichte der Angriff einer halben Schwadron Husaren hin, die feindliche Infanterie zu sprengen, worauf die Insurgenten in ihre Heimath liefen, die revolutionären Häuptlinge aber ihr Heil in der Flucht suchten. In Modena und Parma war die Ruhe ohne Schwertstreich hergestellt worden, nur Bologna empörte sich nach dem Abzuge der Oesterreicher Ende Dezembers noch einmal gegen die päpstliche Herrschaft, was Ende Januars 1832 die österreichischen Bataillone wieder zurückführte. Doch dauerte die Okkupation nicht lange; die Ruhe des Kirchenstaates wurde auch nicht gestört, als französische Truppen unter General **Kubières** in der Nacht des 22. Februar **Ankona** besetzten und trotz der Protestation des Papstes bis 1838 nicht räumten; die französischen Truppen machten auch keine Miene, als ob sie eine Insurrektion hervorrufen wollten, sie gebärdeten sich vielmehr als Stützen der päpstlichen Autorität.

Die Revolutionsjahre von 1830 und 1831 endigten somit in Italien mit einem vollständigen Siege der Herrscher, aber das Feuer der Empörung glühte im Verborgenen weiter und fraß immer mehr und mehr um sich. Die italienische Verschwörung associerte sich mit den Verschwörungen anderer Länder, namentlich der französischen, die in Paris ihr Hauptquartier hatte, das Louis Philipps Polizei nie aufzuheben vermochte. Ein Theil des revolutionären Generalstabs lagerte in der Schweiz, wo sich eine Masse Flüchtlinge verschiedener Nationen aufhielt und über neuen Revolutionen brütete. Von hier aus leitete Mazzini die italienische Verschwörung, die er als „Giovine Italia“ (junges Italien) neu organisierte. Schon 1833 wurde ein Zweig derselben in Mailand entdeckt, ein anderer in Sardinien, worauf Karl Albert 18 Schuldige, welche dem Militär angehörten, kriegsrechtlich erschießen ließ, während der Kaiser von Oesterreich nur mit Gefängniß strafte. Im Februar des folgenden Jahres (1834) machten italienische und deutsche Flüchtlinge mit 400 Polen von der Schweiz aus einen Einfall in Savoyen, der jedoch kläg-

lich mißlang und eben deßwegen für die Schweiz außer einigen scharfen Noten keine weiteren Folgen hatte. Schweizerische Soldtruppen dagegen stellten hauptsächlich 1837 die Ruhe auf der Insel Sicilien her, wo die Cholera zu barbarischen Auftritten Veranlassung gab, dergleichen in Europa nur die sicilische Bevölkerung fähig zu sein scheint.

Im Jahre 1838 ließ sich Kaiser Ferdinand zu Mailand als König der Lombardei krönen und ertheilte darauf allen denen, welche wegen politischen Verbrechen in den Gefängnissen saßen, vollständige Amnestie, welche Handlung königlicher Gnade nicht nur in Oberitalien mit Jubel gefeiert, sondern auch in Deutschland laut gepriesen wurde; doch trübten sich die Zustände in Italien bald wieder, und hatten früher die französischen Revolutionen das verderbliche Feuer in Italien entzündet, so fing jetzt die englische Politik an dasselbe geflissentlich zu schüren. Ihr Hauptmittel war bisher die Herabwürdigung der Regierungen, sei es durch offizielle oder offiziöse Kritik der Regierungshandlungen, oder, wo es anging, durch brutale Gewaltandrohung. Dies widerfuhr 1840 dem König von Neapel; er hatte das Schwefelmonopol einer Gesellschaft überlassen, die Steigerung der Preise inkommodierte die englische Industrie und nach einer kurzen Unterhandlung erschien plötzlich eine Flotte englischer Linienschiffe und Kriegsdampfer im Hafen von Neapel, bedrohte mit ihren Feuerschlünden den königlichen Palast und erzwang auf diese Weise, die dem bisherigen Völkerrecht unbekannt war, von einer befreundeten Regierung die Zurücknahme der mißfälligen finanziellen Maßregel.

Dreizehntes Kapitel.

Deutsche Zustände von 1830—1840. Durch den Bundestag der konstitutionelle Liberalismus gemaßregelt.

Die Julirevolution überraschte in Deutschland höhere und niedere Kreise, nicht sowohl durch ihren Ausbruch, denn ein Zusammenstoß der von Polignak geleiteten Regierung mit der Deputiertenkammer war allgemein als bevorstehend erkannt worden, sie überraschte vielmehr durch ihr vollständiges und schnelles Gelingen. In den konstitutionellen Staaten Deutschlands war der Jubel darüber jedenfalls lauter, als in dem größeren Theile Frankreichs selbst; die Tapferkeit der Pariser wurde bis zum Himmel erhoben und, wenn es möglich gewesen wäre, ihre Großmuth noch höher, da kein nachträglicher Mord, keine Hinrichtung, keine Plünderung u. dgl. ihren Sieg entehrte. Die Leichtigkeit, mit der Karls X. Thron umgeworfen wurde, übte einen gewissen Zauber aus, denn es schien unbegreiflich, daß ein mächtiger Monarch durch einen einfachen Aufstand eines Theils der Pariser Bürgerschaft sein Land ver-

lieren konnte; man glaubte dies durch das Eingreifen einer unsichtbaren Macht geschehen und es fehlte nicht viel, daß man an einen besondern Schutzgott der Revolution geglaubt hätte, etwa wie die Römer und Griechen der Eintracht und dem Frieden Tempel bauten. Als vollends die Revolution auch in Belgien in den besten Gang kam, ohne daß deutsche und russische Heere marschierten, als die Schweizerkantone ihre Verfassungen abschüttelten wie der Herbstwind welkes Laub, so wagte man endlich auch auf deutschem Boden den ersten Versuch im Revolutionieren und stürmischen Petitionieren. Im Großherzogthum Hessen galt es den Mauthhäusern, doch machte das Militär dem Unwesen, das nur von einigen Haufen ländlicher Proletarier getrieben wurde, schnell ein Ende; die Bewegungen im Königreich Sachsen beschwichtigte der greise König Anton dadurch, daß er den Prinzen Friedrich August zum Mitregenten annahm und die Errichtung von Kommunalgarden gestattete. In Braunschweig dagegen wurde am 6. September, nach Beendigung des Theaters (ähnlich wie in Brüssel nach der Aufführung der Stummen von Portici), ein förmlicher Aufstand zum besten gegeben. Herzog Karl, der Sohn des bei Quatrebras gebliebenen Herzogs Wilhelm, lag mit der hannöverischen Regierung (die vor 1823 als Karls Vormund Braunschweig regiert hatte) in langjährigem bitterem Streite, der ziemlich öffentlich geführt wurde; er verdarb es mit dem Adel, den er aus der Regierung entfernte, die derselbe während des Herzogs Minderjährigkeit fast ausschließlich inne gehabt hatte; despotische Launen hatten ihm auch die höheren Bürgerklassen entfremdet, während dagegen das Landvolk über den Herzog nichts zu klagen wußte. In der Stadt Braunschweig ließ sich ein Haufe Leute auftreiben, der den 6. September 1830 mit Geschrei und Steinwürfen den aus dem Theater heimfahrenden Herzog begrüßte, größere Massen schloßen sich als Zuschauer an, das Militär stellte sich so auf, daß es dem Strudel nicht in den Weg kam, worauf der Herzog entfloh, ein Trupp in das Schloß drang und dasselbe anzündete. Karls Bruder übernahm mit Beistimmung der Agnaten (des Hauses Hannover) die Regierung, der deutsche Bund genehmigte diese Aenderung, das Herzogthum erhielt 1832 eine neue Verfassung, die aber wesentlich die von 1820 war, trat in den hannöverisch-oldenburgischen Handels-, Zoll- und Postverein und baute das verbrannte Residenzschloß wieder auf. Damit war das deutsche Debut im Revolutionsmachen geschlossen.

Auch das Jahr 1831 verlief nicht ganz stille; unruhige Bewegungen in Hannover hatten den Rücktritt des ersten Ministers, des Grafen von Münster, zur Folge und die Aenderung der bisherigen Verfassung; in Hessen-Kassel nahm der Kurfürst seinen Sohn zum Mitregenten an, entfernte sich aber aus dem Lande und legte so thatsächlich

die Regierung nieder. Zu einzelnen Tumulten gab da und dort die Cholera Veranlassung, indem bei dem gemeinen Volke der Wahn einwurzelte, die Krankheit werde absichtlich verbreitet, um das Proletariat etwas zu verdünnen. Der Fall von Warschau kühlte in Deutschland das Gelüste nach Aufständen beträchtlich ab; auch in konstitutionellen Staaten wurden die Zügel wieder straffer angezogen, manche höhere und niedere Diener der Staatsgewalt, die in der Verblüffung über das Revolutionieren und Krawallieren gegen jedermann höflich geworden waren, fanden sich allmählig wieder in ihre frühere Manier zurück und hielten sich durch einen geräuschvollen Amtseifer für die überstandene Zeit der Verzagtheit schadlos. Dies hinderte jedoch nicht, daß die brütende Gährung in Frankreich über den Rhein herüberwirkte; wie die französischen Revolutionäre von Charte und Bürgerkönigthum nichts wissen wollten, so wurde auch der konstitutionelle Liberalismus in Deutschland mehr und mehr diskreditiert und die geheimen Verbindungen, die sich jetzt bildeten, hatten bereits die Republik zum Ziel und lehnten an die französischen Verschwörungen an. Eine revolutionäre Demonstration, die am 27. Mai 1832 zu H a m b a ch in Rheinbayern von ungefähr 20,000 Menschen aufgeführt wurde, gab dem Bundestage zu scharfen Gesetzen gegen Versammlungen, Vereine, Zeitungen u. s. w. Veranlassung und mit dem wahnsinnigen F r a n k f u r t e r A t t e n t a t e am 3. April 1833 endigte das deutsche Nachspiel der Julirevolution. Dasselbe hatte aber manches Gefängniß mit politischen Verbrechern gefüllt und noch mehr waren in die Schweiz, nach Frankreich und Belgien geflüchtet, und diese organisierten nun nach dem Beispiele des jungen Italiens eine Verschwörung, die sich von den bisherigen Geheimbünden, z. B. der Burschenschaft, wesentlich dadurch unterschied, daß sie nicht unter den sog. Gebildeten, sondern vorzugsweise unter den Handwerkern und Fabrikarbeitern ihre Werbungen betrieb und solchen Köpfen unter denselben, die schlau und verwegen genug schienen, Hauptrollen zutheilte. Der deutsche Liberalismus wie der französische hatte sich mit der höheren Schichte des dritten Standes verschmolzen und hegte die konstitutionelle Monarchie als sein Ideal; er wollte hauptsächlich in den Ständekammern, durch die Presse und die Schule wirken, die jetzt aufstrebende Partei aber wollte eine absolut demokratische Republik, sie suchte ihre Stütze in dem Proletariat und begann einen geheimen Krieg gegen alles Bestehende, gegen die bürgerliche und gesellschaftliche Ordnung sowohl als gegen die christliche Religion. Der deutsche Liberalismus feierte in den ersten Jahren nach 1830 noch einige Triumphe in den Ständekammern, die aber, weil sie keine Frucht trugen, eine um so größere Verödung in den Gemüthern zurückließen und der republikanischen Partei mächtig in die Hände arbeiteten. Bayern, Württemberg, Baden, die

beiden Hessen, Nassau 2c. hatten liberale Deputiertenkammern gewählt, die nicht mehr wie früher die verlangten Steuern bewilligen, und die vorgelegten Gesetzesentwürfe annehmen oder ablehnen, sondern die sog. parlamentarische Regierungsweise einführen wollten. Daran fanden wenige Fürsten Geschmack, und wo die Regierung mit den Kammern nicht selbst fertig werden konnte oder wollte, da schritt der deutsche Bund (d. h. Oesterreich und Preußen) ein. Bundesbeschlüsse z. B. hoben die badische Preßfreiheit auf, verboten Zeitungen, die trotz der Censur im Oppositionsgewande einhergingen, setzten Austrägalgerichte (Schiedsgerichte) ein für den Fall, daß eine Regierung mit ihren Ständen nicht ins Reine kommen könnte, sprachen endlich den Ständen das Recht der Steuerverweigerung gänzlich ab. In den Verfassungsurkunden aber steht geschrieben, daß die Stände das Steuerbewilligungsrecht haben; wer bewilligen kann, der kann offenbar auch verweigern, der Bundesbeschluß hob also den betreffenden Paragraphen der Verfassungsurkunden auf, daher auch alle Anhänger des konstitutionellen Systems jenen Bundestagsbeschluß als einen tödtlichen Streich gegen die Verfassungen erklärten und mehrere Deputiertenkammern, namentlich die württembergische, gegen ihn protestierten. Der Bundesbeschluß rechtfertigt sich aber offenbar dadurch, daß es unmöglich in der Gewalt der Mehrheit einer Deputiertenkammer liegen darf, die möglicher Weise aus sehr unreinen Gründen der Regierung opponiert, durch eine Verweigerung der Steuern den Gang der Regierung zu hemmen, dieselbe entweder zur Willfährigkeit gegen die Mehrheit der Deputierten zu zwingen oder zu Erhebung unbewilligter Steuern, also zu einem Bruche der Verfassung, zu nöthigen. Vor dieser Alternative schützten seitdem die Beschlüsse des Bundestags, bewiesen aber zugleich, daß die neuen Verfassungen machtloses Papier seien und nicht weniger, daß die Nachahmung des englischen Parlamentarismus für die kleinen und mittleren deutschen Staaten nichts mehr tauge. Von einem Steuerverweigerungsrechte in Bausch und Bogen war bei den früheren deutschen Ständen keine Rede gewesen; die Regierung holte nur die Bewilligung neuer oder außerordentlicher Steuern ein, indem es sich von selbst verstand, daß dem Staate die nothwendigen Mittel jederzeit zu Gebote stehen müssen. Bei dem gewöhnlichen Gange der Verhältnisse genügten die üblichen und hergebrachten Steuern und Einkünfte, die keiner ständischen Bewilligung unterlagen; unter außerordentlichen Umständen wurden aber auch außerordentliche Mittel verlangt, wozu die Einwilligung der Stände erfordert wurde, die auch nie ausblieb, wenn der Rechtszustand des Staates nicht erschüttert war.

Von 1833 an erlahmte die Opposition in den Kammern, weil die Deputierten sowohl als die Wähler die Nutzlosigkeit derselben einsahen; die Begeisterung für die Verfassungen, die sich an der Julirevolution entzündet hatte,

machte einer gründlichen Verachtung derselben Platz, die indessen für das Wohl des Staates gefährlicher war, insofern die ganze Staatseinrichtung von derselben betroffen wurde. Die Rolle der Abgeordneten schien wesentlich darin zu bestehen, bei den Regierungsvorlagen ihr Ja auszudrücken, sonst aber ihre Diäten in Ruhe zu verzehren und die Residenz nebst ihren Umgebungen gemüthlich kennen zu lernen. Fiel es einem Staatsbeamten als Deputierten ein, sei es aus Gewissenhaftigkeit oder aus Ehrgeiz, in der Kammer eine unbequeme Opposition zu machen (scheinbare Opposition war erlaubt und gerne gesehen), so ließ die Versetzung auf einen unerwünschten Posten nicht lange auf sich warten, und beharrte er dennoch in seiner Richtung, so wurde ihm der Urlaub zur Theilnahme an den Kammerverhandlungen verweigert, während seine ministeriellen Kollegen denselben unbedingt erhielten. Dies System führte zuletzt in Baden, wo Minister Winter die nachhaltigste Kammeropposition bemeistert hatte, unter seinem Nachfolger Blittersdorf zu einem Bruche mit der Wählerschaft und dadurch zu dem Wiederaufleben einer Opposition (1842), die tief in das Volksleben eingriff und ihre aufregende Wirksamkeit über Badens Gränze ausdehnte. Man darf es unbedenklich behaupten, daß besonders durch die Art und Weise, wie das konstitutionelle System in dem südwestlichen Deutschland bald auf den Kopf, bald auf die Füße gestellt, bald rechts, bald links geworfen wurde, eine allgemeine Verbitterung gesäet und genährt wurde.

Ein Seitenstück zu dieser süddeutschen Prokrustesarbeit wurde aber auch im nordwestlichen Deutschland aufgeführt; 1837 bestieg nämlich Ernst August, Prinz von Großbritannien, Herzog von Kumberland, nach dem Ableben seines Bruders, des Königs Wilhelm IV. von Hannover und England, den Thron von Hannover, welches Land dadurch endlich aus seiner Abhängigkeit von England erlöst wurde. Ernst August I. warf nun zuerst die 1833 unter Wilhelm IV. und dessen Bruder, dem Herzog von Kambridge, der damals Vicekönig von Hannover war, gegebene Verfassung mit der Erklärung bei Seite, daß er eine andere vorlegen werde. Dies fand in Hannover einen passiven Widerstand, indem die nach der Verfassung von 1819 berufene Ständeversammlung 1838 auf die Regierungsvorlage gar nicht einging und später dieselbe förmlich verwarf; erst 1840 gelang es dieselbe durchzusetzen, aber in einer mangelhaften Kammer. Die Stadt Osnabrück hatte sich an den Bundestag gewandt, der sich jedoch in seiner Erklärung weder für noch gegen die Verfassung von 1833 aussprach und nur seine Hoffnung zu erkennen gab, daß sich Regierung und Stände bald einigen möchten. Fast noch mehr Aufsehen als die Unentschiedenheit des Bundestages erregte die Eidverweigerung von sieben Professoren der Universität Göttingen, die darauf sämmtlich entlassen wurden, nach und

nach dagegen sämmtlich von andern deutschen Monarchen wieder angestellt wurden, während der Minister von Scheele, der bei der Aufhebung der Verfassung das Hauptwerkzeug war, mit einem hohen preußischen Orden dekoriert wurde. Wenn so die öffentliche Meinung in Deutschland nicht verwirrt worden wäre, so hätte es gar keine geben müssen.

Der Zollverein.

Die trübe Zeit von 1830—40 hatte aber doch eine Schöpfung in's Leben gerufen, welche seitdem nicht nur alle Stürme überdauert hat, sondern trotz derselben immer herrlicher herangewachsen ist; diese nationale Schöpfung, an welcher der Wahnsinn von 1848 nicht zu rütteln wagte, ist der Zollverein. Bayern und Württemberg gingen mit dem Beispiele eines Zollbündnisses voran (s. S. 467), dem alsbald Hessen-Darmstadt und Preußen folgten, und die hierin klug berechnete Politik der letztern Macht setzte es bis 1836 durch, daß Kurhessen (1831), Bayern, Württemberg mit den beiden Hohenzollern, Sachsen und die sächsischen Fürstenthümer (1833), Baden und Nassau (1835), Frankfurt (1836) beitraten. Durch diesen Verein wurde endlich eine für das Aufleben des nationalen Wohlstandes unumgänglich nothwendige Bedingung erfüllt, nicht allein dadurch, daß die Bewachung der Zollgränze besser und dreifach wohlfeiler wurde, die Zölle also den Staaatskassen viel mehr abwarfen, sondern namentlich durch die Steigerung des Verkehrs unter den Zollvereinsstaaten, sowie durch die Belebung der Industrie, obwohl der Vereinstarif die einheimische Industrie gegen die Konkurrenz der auswärtigen in vielen Artikeln nur ungenügend schützte. Preußen behandelte nämlich den Zollverein immer als eine fiskalische Einrichtung, d. h. als eine Quelle für die Staatseinnahmen, oder ein verbessertes System der indirekten Besteuerung, nicht als eine Anstalt, deren Hauptzweck die Hebung der einheimischen Industrie wäre, daher setzte es einen hohen Tarif für die Kolonialwaaren durch, obgleich diese Lebensbedürfnisse sind, sowie die höhere Besteuerung des einheimischen Rübenzuckers (welche den Ausfall an den Einfuhrzöllen des Kolonialzuckers decken muß), wußte auch immer die Erhöhung des Tarifs namentlich auf englische Fabrikate zu verhindern, wenn diese Erhöhung, wie besonders durch den württembergischen Abgeordneten Vayhinger geschah, auf einigen Zollkonferenzen energisch, aber freilich immer vereinzelt, beantragt wurde. Ein Prohibitivsystem zu Gunsten der Fabrikanten auf Kosten der Konsumenten wurde von niemanden verlangt, sondern nur zureichender Schutz für einige Zweige der einheimischen Industrie gegen das Uebergewicht der auswärtigen, und auch nur so lange, bis die einheimische Industrie hinlänglich erstarkt wäre, um den Kampf mit der auswärtigen auf dem

einheimischen Markte wenigstens auf gleichem Fuße aufnehmen zu können. Mußte man es sich zuletzt gefallen lassen, daß die national-ökonomischen Ueberzeugungen preußischer und anderer Staatsmänner sich mit einem folgerichtigen Schutzzollsysteme nicht vereinigen können, so hätte man doch so viel erwarten dürfen, daß die Resultate der Zollkonferenzen wenigstens den betheiligten Deutschen zuerst bekannt gemacht würden, so aber erfuhren diese dieselben jedesmal zuerst aus triumphierenden Artikeln englischer Zeitungen, was jedenfalls kein günstiges Vorurtheil für die Unabhängigkeit der Leiter eines Vereins, den man als „deutschen" betonte, erwecken konnte und das deutsche Selbstbewußtsein demüthigte. Dennoch gewann der Zollverein eine solche Lebenskraft und trieb seine Wurzeln so tief, daß nicht allein die Staatskassen seiner nicht mehr entrathen konnten, sondern auch das Verkehrsleben der Staaten des Zollvereins so zusammenwuchs, daß die Wiedererrichtung der alten Zollschranken geradezu in das Reich der Unmöglichkeit gehörte und selbst das Ausland den Zollverein als eine, wenn auch unvollkommene nationale deutsche Einrichtung anerkannte und dessen weitere Entwicklung nach Kräften zu hindern sich bestrebte.

Vierzehntes Kapitel.

Die schweizerischen Wirren (1830—1840).

Wie 1802 die Gegner der helvetischen Republik die einheitliche Verfassung derselben wohl umzuwerfen, aber keine andere statt derselben einzuführen vermochten, sondern Napoleons allgewaltige Vermittlung Ruhe und Verfassung (Mediationsakte) bringen mußte, so ging es auch 1814, als der „erhabene Vermittler" gestürzt wurde. Die ehemals herrschenden Städte und die Urkantone erklärten die Mediationsverfassung mit Beistimmung der fremden Gesandten als aufgehoben, erneuerten aber auch zugleich alle ihre Ansprüche auf die ehemals von ihnen bevogteten Landschaften und Orte, z. B. Bern auf Waadt und Aargau, welche dagegen ihre gesammte waffenfähige Mannschaft aufboten; andere Theile, z. B. der katholische Aargau, wollten selbstständig werden, wieder andere sträubten sich, länger dem bisherigen Kanton anzugehören, z. B. die Landschaft Gaster, welche schwyzerisch werden wollte. Diesem Treiben that das Wort der Alliierten Einhalt, sowie sie auch die Bundesverfassung von 1815 vermittelten und die leitenden Grundsätze für die Kantonalverfassungen aufstellten. Die Schweizer hatten sich über den Wienerkongreß in keiner Weise zu beklagen, denn das Gebiet der Eidgenossenschaft wurde durch Genf, Neuenburg, Pruntrut und Wallis vergrößert, der Eidgenossenschaft ewige Neutralität zugesichert, und selbst

die Einmischung in die innern Angelegenheiten erfolgte erst dann, als die Schweizer sich selbst nicht mehr zu helfen wußten (über den trostlosen Wirrwarr nach dem Sturze der Mediationsverfassung vergleiche die Schweizerchronik des radikalen A. Henne; andere schweizerische Schriftsteller, so der vielgelesene Zschokke, fertigen dieses Jahr mit wenigen Worten ab und ergehen sich dafür in Diatriben gegen die fremde Einmischung). Die neue Bundesverfassung entzog den größeren Kantonen die Doppelstimme, welche ihnen Napoleons Mediationsakte gegeben hatte, und beschränkte sie wie die andern Kantone auf eine Stimme, die Zahl der Vororte auf drei: Zürich, Bern, Luzern, sprach die Gewährleistung der Kantonsgebiete und Kantonsverfassungen aus, und in einem eigenen Paragraphen verbürgte sie die Unverletzlichkeit der Klöster. In den einzelnen Kantonen blieb die alte Landsgemeindeverfassung, in andern die repräsentative Demokratie, jedoch mit einem Uebergewichte des größern Besitzes, wieder in andern erhielten die größern Städte eine verhältnißmäßig stärkere Repräsentation als die Landbevölkerung, in Bern endlich bekam das alte Patriciat das Ruder wieder in die Hände, jedoch mit Beiziehung eines repräsentativen Elementes. An eine Ausbeutung der Landschaft durch die Städte oder durch einzelne Familien war nicht zu denken, allein eben so wenig konnten Advokaten, Geistliche, Professoren und wer sich sonst zum Regieren berufen fühlte, den Hunger nach Amt und Besoldung unter der Firma von Volksfreundschaft befriedigen. In dem Zeitraum von 1815—1830 stand die Schweiz in der Reihe der europäischen Staaten ehrenhaft da, und vergebens bemühten sich die spätern Bewegungsmänner, den Behörden der einzelnen Kantone irgend einen Schandflecken anzuhängen, z. B. des Unterschleifs, richterlicher Ungerechtigkeit u. s. w. Die helvetische Staatsschuld wurde abgetragen, das Gleiche geschah fast durchgängig mit den Schulden der einzelnen Kantone, die Besteuerung war sehr mäßig, die öffentliche Sicherheit geschützt und daneben blühten Industrie und Handel auf eine fast beispiellose Weise. Und doch gab die Julirevolution das Signal zu einer Reihe von Umwälzungen; wie wenig sie nothwendig waren, zeigte ihr zögerndes Eintreten und die Mühe, welche sich die Bewegungsmänner geben mußten, um dem Volke begreiflich zu machen, daß es sehr unzufrieden sei. Das Mittel dazu waren große Volksversammlungen unter freiem Himmel, wo es allerdings den Rednern nicht schwer wurde, einen Theil der Volksmasse zu gewinnen und so den andern mit fortzureißen, und dann blieb natürlich den republikanischen Magistraten keine andere Wahl mehr als zu resignieren, um den Volkstribunen Platz zu machen. So kam in den meisten Kantonen die Verfassungsänderung ohne harte Reibungen zu Stande; dieselbe beseitigte entweder den Census ganz und setzte unbedingte Wahlfähigkeit fest, oder

sie verminderte ihn wenigstens bedeutend, sowie das Repräsentationsrecht der Städte fast durchgängig nach dem Princip der Kopfzahl geregelt wurde. Absolute Demokratie wurde damals in den größern Kantonen noch nicht beliebt, die gesetzgebende Gewalt blieb dem großen Rathe ungeschmälert, nur ein größerer Kanton (St. Gallen) dehnte die Volkssouveränetät so weit aus, daß er dem Volke das Veto einräumte, d. h. ein Beschluß des großen Raths kann während einer bestimmten Frist durch Abstimmung der Staatsbürger in den Gemeindeversammlungen aufgehoben werden. Dies verlangte die folgerichtige Durchführung des Princips der Volkssouveränetät, denn wer bürgt dafür, daß der große Rath, dieser Ausschuß der Kantonsbürger, nicht etwas beschließe, das ganz und gar gegen den Willen der Mehrzahl der Kantonsbürger ist? Das Veto oder eine ähnliche Einrichtung hat daher nach und nach in allen Kantonen eingeführt werden müssen, so sehr sich auch die radikalen Häupter sperrten und klagten, daß auf diese Weise das beste Gesetz durch eine Volkslaune weggeworfen werden könne, und auf warnende Beispiele hinwiesen. Die gleichen Leute mußten auch bald die Erfahrung machen, daß die Gunst des Volkes wandelbar sei und daß sie durch dieselben Waffen bekriegt wurden, mit denen sie ihre Amtsvorgänger von den Sesseln gestürzt hatten. Es gab jetzt der Liebhaber für die Aemter um so mehr, als die Besoldungen größer waren, und daher nahm die Zahl der Volksfreunde von Jahr zu Jahr merkwürdig zu, von denen jeder auf größere Volksfreiheit studierte und diese oder jene Wohlthat für das Volk aussann und dadurch in der Regel auch glücklich zu Amt und Besoldung kam (an den Quartalzapfen, sagen die Schweizerbauern seitdem, ohne deßwegen klüger geworden zu sein). Mit dieser Amtsjägerei läuft deßwegen die Oppositionsmacherei Hand in Hand und sie muß, wenn der alte Bürgersinn vollends aufgerieben ist, zur demagogischen Ochlokratie führen.

In zwei Kantonen jedoch verlief die Aenderung nicht ohne Blutvergießen. In Neuenburg erhob sich eine Partei zur Einführung der Republik, weniger aus Haß gegen den fernen Monarchen, als gegen die Rechte einzelner Gemeinden, namentlich der städtischen; sie wurde aber nach kurzem Kampfe von den Royalisten, die der preußische General Pfuel befehligte, zersprengt. Die Landschaft des Kantons Basel ließ sich ebenfalls gegen die Stadt aufregen; Reibungen und Unterhandlungen wechselten mit einander ab, letztere zerschlugen sich aber, weil die Stadt auf die Repräsentation nach der Kopfzahl, die ihr möglicherweise eine absolute Bauernregierung geben konnte, um keinen Preis eingehen wollte. Die Stadt ließ zuletzt die Landschaft fahren, diese gab sich eine provisorische Regierung; als aber die Umstände günstig schienen, machten die Städter im August 1833 einen Ausfall, wurden

jedoch mit Verlust zurückgeschlagen. Nun schritt die Tagsatzung ein, trennte den Kanton in zwei selbstständige Theile, Baselstadt und Baselland, vertheilte das Staatsvermögen des ehemaligen Kantons (auch den Universitätsfond) nach der Kopfzahl, wodurch der Landschaft eine Summe zugemessen wurde, zu der sie während des gemeinschaftlichen Haushalts mit der Stadt jedenfalls kein Zehntel beigetragen hatte.

Gleichzeitig mit dem Ausfalle der Basler hatten die Innerschwyzer unter Oberst Abyberg Küßnacht besetzt, was nicht allein den unzufriedenen Außerschwyzern galt, sondern zugleich eine Reaktion gegen die Tagsatzung, in welcher die Aenderungspartei noch die Mehrheit hatte, herbeiführen sollte. Die Schwyzer ärnteten aber nichts anderes als die Basler, nämlich Okkupation durch eidgenössische Truppen und eine fast unerschwingliche Summe, welche dafür berechnet wurde. Schwyz und Baselstadt hatten sich die Ungunst der Tagsatzungsmehrheit hauptsächlich als Mitglieder des sogenannten Sarnerbundes zugezogen, den sie am 14. November 1832 mit Uri, Unterwalden, Wallis und Neuenburg abgeschlossen hatten. Derselbe bezweckte nichts anderes als die Aufrechthaltung der durch die Bundesverfassung verbürgten kantonalen Rechte, er war auch nur eine Folge des am 17. März von Bern, Aargau, Zürich, Thurgau, St. Gallen, Luzern und Solothurn abgeschlossenen Siebenerbundes, in welchem sich diese sogenannten regenerierten Kantone gegenseitige Unterstützung zusagten. Diese Kantone hauptsächlich betrieben die Revision der Bundesverfassung, die zunächst auf die kleineren Kantone und auf die Klöster gemünzt war, überhaupt dem Liberalismus das dauernde Uebergewicht verschaffen sollte. Die Tagsatzung hatte wirklich einen Verfassungsentwurf, den der Genfer Rossi (geflüchteter Karbonaro, dann reformierter Genfer Bürger, später wieder Katholik und Gesandter Louis Philipps, zuletzt ermordet als Minister Papst Pius IX.) ausgearbeitet hatte, angenommen, derselbe wurde jedoch der Abstimmung des Volkes unterworfen; als er aber in Luzern gegen alle Erwartung durchfiel, ließ man ihn liegen und die Revision der Bundesverfassung wurde einstweilen der Zukunft vorbehalten.

Viel länger schleppte sich die Flüchtlingsfrage hin, durch welche die neuen Machthaber in einer eben nicht vortheilhaften Beleuchtung erschienen. In den Jahren 1831—1834 hatten eine Menge politischer Flüchtlinge aus Deutschland und Italien Zuflucht in der Schweiz gefunden, zu welchen sich Ende 1833 gegen 400 Polen gesellten; diese Flüchtlinge fanden nicht nur ein Asyl, sondern sie wurden in den sogenannten regenerierten Kantonen als Freiheitshelden gefeiert und von den Behörden auf jede Weise begünstigt. Daß die Flüchtlinge an der Revolutionierung der benachbarten Staaten arbeiteten, war kein Geheimniß, denn sie selbst predigten es gleichsam von den Dächern und

schleuderten eine Menge revolutionärer Flugschriften über die Gränzen; schweizerische Zeitungen und Volksredner sekundierten dieselben nach ihrer Weise, und selbst bei Anlässen, die mit der Politik gar nichts zu thun hatten, z. B. bei Liederfesten, erging man sich mit unendlichem Behagen in Fanfaronaden gegen die fremden Regierungen, von Baden bis Rußland, während jeder Tadel schweizerischer Verhältnisse durch die auswärtige Presse einen Sturm des Unwillens hervorrief. Mehrmals wandten sich die Gesandten der betreffenden Mächte beschwerend an die eidgenössischen Behörden, wurden aber jedesmal kurz abgewiesen, denn der französische Gesandte, General Rumigny, vertröstete auf Frankreich, ohne dessen Beistimmung nichts Ernstliches gegen die Schweiz geschehen könne. Als jedoch die Flüchtlinge im Februar 1834 aus den Kantonen Genf und Waadt unter Ramorino den schmählichen Einfall nach Savoyen unternahmen, konnten die betreffenden Kantone weder das revolutionäre Treiben der Flüchtlinge, noch die eigene Mitschuld an diesem Verbrechen gegen das Völkerrecht ableugnen; die Lektionen, welche ihnen ertheilt wurden, waren so scharf, die Drohung des deutschen Bundes mit gänzlicher Sperre so peremtorisch und Rumigny's Rath zur Nachgiebigkeit so verständlich, daß eine ziemliche Anzahl der gravierten Flüchtlinge ausgewiesen wurde, wogegen Frankreich die Polen wieder übernahm und mit denselben wie mit andern Ausgewiesenen die Fremdenlegion in Algier ergänzte. Das gute Einvernehmen mit den deutschen Mächten erhielt jedoch bald wieder einen neuen Stoß, als eine Versammlung deutscher Handwerksgesellen von deutschen Ausgewanderten und Flüchtlingen angeführt am 27. Juli im Steinhölzli bei Bern eine Art Hambacher Fest aufführte und sich als Jünger Dantons gebärdete (der Refrain eines Liedes lautete z. B.: „mit Blut, mit Tyrannenblut netzt eure Bahn!“). Vergebens forderte Fellenberg von Hofwyl den großen Rath von Bern dringend auf, diesem Treiben ein Ende zu machen und der Schweiz Verlegenheiten zu ersparen; die Noten, welche von Oesterreich, Preußen, den süddeutschen Bundesstaaten, von Rußland und Sardinien einliefen, wurden anfangs durch den Vorort Bern ausweichend beantwortet; auch als den deutschen Handwerkern das Wandern in die Schweiz und den deutschen Studenten der Besuch schweizerischer Universitäten verboten und abermals Sperre angedroht wurde, so hätte alles dies wahrscheinlich nur allmählig gewirkt, wenn nicht die Sprache des französischen Kabinets eine ganz andere geworden wäre. Louis Philipp war aus seiner isolierten Stellung heraus und in die Politik des monarchischen Europa eingetreten, zudem hatte ihn Baselland, das zwei französische Bürger, die Gebrüder Wahl, weil sie Juden waren, widerrechtlich behandelte, durch längeren Trotz erbittert. Im Juli 1836 erging deßwegen von dem französischen Kabinete an die Tagsatzung

die gerade Aufforderung, alle Fremdlinge, die sich an Umtrieben betheiligt hätten, fortzuweisen; die Tagsatzung fand für gut, zu entsprechen, und nun wurden die Fremdlinge fortgeschoben, selbst wenn sie ein schweizerisches Bürgerrecht erworben hatten, man ließ das „Gesetz wüthen", wie der Berner Schultheiß Tscharner erklärte. Mehrere Kantone, namentlich Waadt, sträubten sich gegen den Beschluß der Tagsatzung, als der Kantonalsouveränetät zuwiderlaufend, und dies führte zu einer ernsten Verwicklung mit Frankreich. Die französische Regierung nämlich machte auf einen Flüchtling Konseil als einen gefährlichen Verschwörer aufmerksam, es zeigte sich aber, daß derselbe ein Agent der französischen Polizei war, durch den sie die wirklichen Flüchtlinge ausspionierte. Vorort und Tagsatzung vergaßen gänzlich, daß das Ministerium Thiers und das diesem folgende Ministerium Molé um so gereizter auftreten werde, je mehr es durch die Spionengeschichte bloßgestellt würde, und hängten dieselbe an die große Glocke. Die Folge war, daß nach vielen Reden in Volksversammlungen und Rathsälen die außerordentliche Tagsatzung im Oktober 1836 sich zum Widerruf und zur Abbitte bequemte. Bald darauf verlangte die französische Regierung die Ausweisung Louis Napoleons, der aus Amerika zurückgekommen war und durch den Lieutenant Laity eine bonapartistische Broschüre nach Frankreich geschleudert hatte. Er könne nicht ausgewiesen werden, weil er thurgauischer Bürger sei, wurde nach längerem Notenwechsel 1838 von der liberalen Tagsatzungsmehrheit behauptet (das erste Beispiel, daß jemand Schweizerbürger sein und zugleich einen Thron ansprechen kann); man erinnerte indirekt Louis Philipp daran, daß er auch einmal Flüchtling in der Schweiz gewesen sei, und als französische Truppen sich gegen die Gränze in Bewegung setzten, boten Waadt und Genf ihre waffenfähige Mannschaft auf und die Tagsatzung einen Theil des Kontingents. Es sah sehr kriegerisch aus, lief aber friedlich ab, denn Louis Napoleon verließ (14. Oktober) die Schweiz freiwillig, wie er vorher den einverstandenen Tagherrn in der Stille zugesagt hatte, ehe die Tagsatzung marschieren ließ. Diese abgekartete kriegerische Komödie wurde jetzt als großer Triumph gefeiert; die Schweiz, hieß es, habe sich nicht erschüttern lassen durch französische Kriegsdrohungen, und damit vertuschte man die Abbitte der Tagsatzung, „daß sie Frankreich nicht habe beleidigen wollen", nämlich durch die Ausbeutung der Affaire mit Konseil. Darauf versicherte die französische Regierung die Schweiz wieder ihres Wohlwollens und Schutzes, und ein Oppositionshaupt in der Kammer fügte die Erklärung bei, daß die Schweiz immer der Vorposten Frankreichs gegen Oesterreich sein müsse. Mit diesem Schauspiele schloß die Flüchtlingsfrage.

Solche Demüthigungen wurden von den Herren leicht verschmerzt und von dem Volke gar nicht empfunden, weil dasselbe über den Stand

der Dinge nie aufgeklärt wurde; dagegen verdarb die systematische Feindseligkeit, mit welcher die herrschende Partei gegen die Katholiken verfuhr, die edelsten Säfte des schweizerischen Volkslebens. Wir übergehen den Bruch des Konkordates, den sich St. Gallen 1833 zu Schulden kommen ließ, als der Bischof von Chur und St. Gallen starb, weil derselbe doch mit einem neuen Konkordate endigte, auch nicht die reformierte Bevölkerung die Schuld trug, da die katholische die überwiegende Mehrzahl bildet; ebenso erwähnen wir nur die 1838 erfolgte Säkularisation des uralten Klosters Pfäffers, sintemal der Konvent darum gebeten hatte. Die gemeinschaftlichen Operationen gegen die Rechte der katholischen Kirche und der katholischen Schweizer begannen nach einem umfassenden Plane 1834 im Januar mit den Beschlüssen der Konferenz zu Baden, welche durch die Regierungen von Luzern, Bern, Thurgau, St. Gallen, Aargau und Baselland gefaßt wurden, während Solothurn sich nur referieren ließ; diese Beschlüsse besagten in Wahrheit nichts anderes, als eine völlige Unterwerfung der Kirche unter die Staatsgewalt, eine Vernichtung aller kirchlichen Verträge, die Einführung eines unkirchlichen Kirchenrechts. Der Papst und die Bischöfe verwarfen die Artikel der Konferenz, der Klerus protestierte gegen sie, die Regierungen aber setzten dieselben zuerst in den großen Räthen und dann theilweise mit Waffengewalt durch; es war aber das Schicksal der Konferenz, durch ihre Siege zu Grunde zu gehen. Im Thurgau trug die reformierte Mehrheit des großen Raths kein Bedenken, die Konferenzbeschlüsse anzunehmen und so in den Angelegenheiten der katholischen Kirche gegen die Stimmen ihrer katholischen Mitbürger zu entscheiden; nicht anders verfuhr der große Rath 1836 in Bern, und als die katholische Bevölkerung des Jura dagegen tumultuierte, so wurde sie durch die Miliz aus den reformierten Landestheilen, wiewohl ohne Blutvergießen, zu Paaren getrieben, doch fand auch die Berner Regierung für gut, die Konferenzartikel ad acta zu legen. Im Aargau verweigerten die meisten Geistlichen den unbedingten Eid auf die neue Verfassung, zu der die Badener Artikel gleichsam einen Zusatz bildeten, das katholische Volk erklärte sich in Masse für die mit Strafen heimgesuchten Pfarrer, und nun rief die aargauische Regierung die Hilfe des reformierten Kantons Zürich an, der auch wirklich den katholischen Aargau okkupierte; doch gab nun auch die aargauische Regierung den Badener Artikeln keine weitere Folge. Im Kanton Glarus fand die siebenmal stärkere reformierte Bevölkerung 1836 für gut, der katholischen die 1683 feierlich unter eidgenössischer Vermittlung garantierten Rechte zu entziehen; dabei blieb es, denn auf der Tagsatzung fand die Mehrheit nicht für gut, die von eidgenössischen Siegeln schwere Vertragsurkunde, welche der Urner Gesandte empor hielt, zu respektieren; nur von einem ging

die Glarner Regierung zurück, nämlich von der Verpflichtung der katholischen Geistlichen, die im Beichtstuhle erfahrenen Verbrechen zur Kenntniß der Staatsbehörde zu bringen! Im gleichen Jahre, 1836, begannen die Griffe auf die wehrlosen Klöster im Thurgau; der reformierte Pfarrer Bornhauser von Arbon trug auf deren Säkularisation an, der gleiche Mann, der fünf Jahre früher in seinem Buche „Schweizerbart und Treuherz", durch welches er eine Revision der Bundesverfassung predigte, den mißtrauischen katholischen Eidgenossen versicherte, es könne den reformierten Eidgenossen nie in den Sinn kommen, daß sie ihre Hände nach den Klostergütern ihrer katholischen Miteidgenossen ausstrecken würden. Freilich sollte man glauben, daß es eine Mehrzahl reformierter Bürger für unwürdig halten müßte, ihren katholischen Mitbürgern die durch eidliche Verträge gesicherten kirchlichen Institute zu entreißen. Zwar wurden weder im Thurgau noch im Aargau, der dem Thurgau folgte, die Klöster sogleich aufgehoben, dagegen wurde ihnen die Vermögensverwaltung entzogen, die Novizenaufnahme untersagt oder so erschwert, daß ein radikales Blatt witzelte, eher gehe ein Kameel durch ein Nadelöhr, als von jetzt an ein Novize in ein Kloster. Es handelte sich trotz aller Protestationen der liberalen Kantonsmagnaten, die ihre grundsätzliche Feindseligkeit und den aus ihr hervorgegangenen Angriff auf die Klöster fortwährend mit tugendlicher Entrüstung von sich wiesen und nur eine ökonomische Maßregel getroffen haben wollten, um nichts anderes, als durch die Aufhebung der Klöster den Einfluß der Kirche und der Katholiken zu brechen, das Volk mit der Aussicht auf das Klostergut zu ködern, die Bundesverfassung umzuwerfen und die radikale Partei zur herrschenden zu machen.

Einigen Aufschub in diesem Treiben brachte der sogenannte „Züriputsch" vom 5. September 1839. Die Züricher Regierung hatte für die Bildung rationalistischer Schulmeister durch ein Seminar bestens gesorgt, und um das Werk zu krönen, berief sie den Dr. Strauß, der in einem großen Buche die Geschichte Christi als einen Mythus behandelt hatte, auf den Lehrstuhl der Dogmatik an die Universität Zürich. Das war dem Landvolk zu bunt, es zog zu Tausenden in die Stadt, verübte, ungeachtet es einige Todte durch das Feuer einer Militärabtheilung verlor, keine Gewaltthätigkeit, sondern begnügte sich damit, daß der Große Rath sich selbst auflöste, wodurch eine neue Regierung aus dem neugewählten Großen Rathe hervorging. So kam in Zürich die konservative Partei ans Ruder, die zwar dem Kloster Rheinau (im Kanton Zürich) die eigene Verwaltung nicht zurückgab, jedoch das radikale Treiben auf der Tagsatzung und in den Nachbarkantonen etwas hemmte.

Fünfzehntes Kapitel.

England.

Die Repealbewegung. Die Verfassungsreformen. Die Kornbill. Kolonisation. Kanada. Aufhebung der Sklaverei.

Die Franzosen rühmen sich gerne, daß sie auf der Bahn des Fortschritts den Völkern Europas vorangehen und machen sich dazu das zweideutige Kompliment, die Ruhe Frankreichs sei gleichbedeutend mit der Ruhe Europas; wirklich läßt sich nicht leugnen, daß man die Franzosen viel nachgeahmt hat im 17. und 18. Jahrhundert von Seite der Höfe, am Schlusse des 18. und nach 1830 von Seite der Völker; eine Ausnahme aber machte England zu jeder Zeit, obwohl es Frankreich zunächst liegt und die Engländer mit den Franzosen weit mehr in Berührung kommen, als z. B. Deutsche und Italiener. Die französischen Ideale von Freiheit und Gleichheit, welche in Deutschland und Italien so viele Anhänger fanden, bis Robespierre die Begeisterung mit dem Henkerbeil und Napoleon durch die Militärdespotie ernüchterte, fanden in England sehr wenige Anhänger, und die erste französische Revolution lockerte die englische Verfassung nicht, sondern sie bewirkte im Gegentheil eine festere Fügung derselben. Dies geschah namentlich durch die Vereinigung des irischen mit dem englischen Parlamente, durch die sogenannte Union, welche 1800 trotz des heftigsten Widerstandes der Irländer durchgesetzt wurde. Irland verlor allerdings dadurch seine legislative Selbstständigkeit, indem es seine Gesetze jetzt von London aus erhielt, es gewann aber freien Verkehr mit England und dessen Kolonieen und alle Vortheile, welche durch die englischen Gesetze der nationalen Flagge vorbehalten waren, und hörte auf durch sein abgesondertes Parlament dem einheimischen Parteigetriebe und dem auswärtigen Einflusse einen Tummelplatz darzubieten. Schon damals wurde die Emancipation der Katholiken versprochen, aber nicht durchgeführt, wohl nicht allein aus protestantischer Engherzigkeit, sondern wegen der Besorgniß, welche die Drohungen Napoleons einflößten, und die der unverhohlene Haß der Irländer gegen die Sassenas (Sachsen, d. h. Engländer) nicht minderte, welcher Haß, weil aus der brutalsten Unterdrückung entstanden, durch die Emancipation damals schwerlich gemildert worden wäre. Nach dem allgemeinen Frieden brauchte es beinahe 15 Jahre, bis die Anstrengungen O'Connells und der englischen Wighs die Emancipation durchsetzten (vgl. S. 448). Diese wichtige Verfassungsreform hatte jedoch nicht auf die Julirevolution gewartet, und ebensowenig übereilte sich das englische Parlament nach der Julirevolution in anderen irischen Angelegenheiten. Trotz der Emancipation unterhielten nämlich die armen katholischen Pächter

größtentheils die anglikanischen Bischöfe, Dekane und Pfarrer in Irland, deren Einkommen ein überaus reiches und deren Thätigkeit eine sehr geringe ist, indem die irischen Pächter einen zu 800,000 Pfd. St. gewertheten Zehnten entrichteten und außerdem zur Unterhaltung der protestantischen Kirchen ihre Beiträge leisten mußten (Kirchensteuer). Die Wighs brachten 1834 zwar eine Bill ein, die Kirchensteuern abzuschaffen, die Zahl der Bischöfe in Zukunft zu beschränken und deren Einkünfte zu vermindern, die bischöflichen Ländereien in Erbpacht zu geben und die Pfründen der niederen Geistlichkeit mit 7% zu besteuern; auf diese Weise würden nicht nur die Bedürfnisse der irisch-englischen Kirche gedeckt werden, sondern sich noch ein Ueberschuß herausstellen, der zum Besten des Staats, also namentlich der katholischen Irländer, zu verwenden wäre (Appropriationsklausel). Diese Bill scheiterte schon im Unterhause und 1838 ging sie nur insofern durch, daß der Zehnten an die protestantischen Kirchen den Pächtern abgenommen und mit 25% Nachlaß als Grundzins auf die Grundbesitzer übertragen wurde; auch sollte die Kirchensteuer an neue protestantische Kirchen für die Katholiken wegfallen. Begreiflicher Weise waren die armen Irländer, deren Pacht von den Grundbesitzern nach Gutdünken gesteigert und gekündet werden kann, wenig besser daran als vorher; Verschwörungen und Morde bedrohten wie vorher in aufgeregten Zeiten das Leben der englischen Gutsherrn, bis O'Connell alle seine Landsleute wieder unter eine Fahne sammelte und zu einer neuen großen Agitation disciplinierte. Das Feldgeschrei lautete diesmal Repeal, d. h. Aufhebung der Union und Wiederherstellung eines eigenen irischen Parlamentes. In der That würde ein irisches Parlament, in welchem die Katholiken seit der Emancipation die Oberhand haben müßten, es allein wagen, in Beziehung auf die englische Kirche und die englischen Grundbesitzer dem Könige Gesetze vorzulegen, durch welche der Grundbesitz unter irgend einer Form (z. B. als Erbpacht) in die Hände der Irländer zurückkehren müßte, wodurch aber ebenso gewiß Englands Oberherrschaft über Irland (dies ist das thatsächlichste Verhältniß der beiden Inseln) von dem guten Willen der Irländer abhängig würde. O'Connell verkündete zwar in allen Repealversammlungen und offenen Briefen, daß Irland nie daran denken werde, sich dem vereinigten Großbritannien zu entziehen, aber in England und Schottland war wohl nicht ein Mann, der die Repealbewegung als so unschuldig ansah und in der legislativen Trennung Irlands nicht die politische Losreißung desselben in nicht allzu weiter Ferne erblickte. Daher schritt die englische Regierung ernsthaft ein, und wie sie schon früher die öffentlichen Demonstrationen der Orangemen (Oranienmänner, die heftigste Partei der englischen Grundbesitzer in Irland, die sich nach Wilhelm von Oranien benannten, dem Sieger am Boynefluß, 12. Juli 1690) verboten hatte,

so verfuhr sie nun auch gegen O'Connells Monstremeetings, seine Repealversammlungen, an denen die Iren sich zu Hunderttausenden betheiligten. O'Connell selbst wurde prozessiert, und obwohl ihn ein Beschluß des Oberhauses aus der Haft befreite, so hatte doch auch die Repealbewegung ihr Ende gefunden. (O'Connell starb auf einer Reise nach Rom zu Genua am 15. Mai 1847.) Das Jahr 1846 brachte für Irland eine Hungersnoth und mit derselben namenloses, gräuelhaftes Elend, Unruhen und Mordthaten, in Folge davon stärkere Besetzung und militärische Exekutionen, zugleich aber auch einen Parlamentsbeschluß, der 8 Millionen Pfd. St. zur Unterstützung Irlands bewilligte. So theuer kommt Irland die Engländer zu stehen, und doch können sie voraussichtlich die Insel ebenso wenig befriedigen als loslassen; seit 1847 hat aber der irische Exodus begonnen, die massenhafte Auswanderung besonders nach Nordamerika, die bis heute bereits gegen zwei Millionen Irländer ihrer unglücklichen Heimath entführt hat, so daß bei deren Fortdauer das englische Element auf Irland mit der Zeit das Uebergewicht erreichen dürfte.

Die englische Verfassung erfuhr durch die sogenannte Reformbill im Jahre 1832 eine tiefer greifende Aenderung als 1829 durch die Emancipationsakte. Eine Parlamentsreform wurde zwar seit 1792 von wighistischen Staatsmännern angeregt, jedoch ohne allen Erfolg, bis durch die Emancipation die Bahn der Reform gebrochen war. Das englische Unterhaus bestand wie jetzt aus 658 Mitgliedern, die theils von den Grafschaften, theils von Städten, theils von Korporationen und endlich von den sogenannten Burgflecken gewählt wurden. Solcher Burgflecken hatte England allein 204; über 195 derselben hatten Privatmänner das Patronatrecht; 75 derselben waren im Laufe der Zeit so unbedeutend geworden, daß kein einziger 50 Wähler aufzuweisen hatte. Begreiflich wählten diese Flecken (Rotten boroughs, d. h. verfaulte Flecken zur Zeit der Reformbewegung genannt) entweder unter dem Einflusse ihrer Patrone, oder sie verkauften ihre Stimmen geradezu, sie befanden sich mit einem Worte in den Händen der englischen Aristokratie, die somit auch im Unterhause über ungefähr 300 Stimmen zu verfügen hatte. Die englische Aristokratie hat demnach bis in die neueste Zeit die parlamentarische Regierung des Reichs geleitet, und da England während dieser Zeit immer mächtiger, reicher und unangreifbarer wurde, so ist damit ein thatsächliches Urtheil über diese Aristokratie gegeben, vor dem alle demokratischen Deklamationen zerstäuben. Auch die von Lord John Russell am 23. Febr. 1830 (also vor der Julirevolution) beantragte Parlamentsreform war durchaus nicht nach dem Maßstabe der neueren Demokratie zugeschnitten, indem durch dieselbe eine bestimmte Anzahl sogenannter verfaulter Flecken ihr besonderes Repräsentationsrecht verlieren,

27 Städte dasselbe erhalten, die Zahl der Repräsentanten Londons und der größeren Grafschaften vermehrt werden sollte. König Georg IV. starb den 26. Juni 1830 und ihm folgte sein Bruder, der bisherige Herzog von Klarence, als Wilhelm IV. (diesem 1837 Königin Viktoria, seine Nichte), der ein Wighministerium unter Lord Grey berief, da sich das Toryministerium unter Wellington nicht mehr halten konnte. Im Frühjahr 1831 legte John Russell die Reformbill des Ministeriums dem Parlamente vor, dieselbe fand aber solchen Widerspruch, daß das Ministerium seine Entlassung einreichte, die jedoch von dem Könige nicht angenommen wurde, der vielmehr das Parlament auflöste, wodurch eine neue Wahl nothwendig wurde. In dem neu gewählten Unterhause wurde die Bill angenommen, aber im Oberhause verworfen, worauf der König das Parlament vertagte; die allgemeine Aufregung steigerte sich zu einem gefährlichen Grade, das Land überdeckte sich mit Vereinen für die Reform, der Pöbel in Bristol glaubte eine solche Zeit ausbeuten zu müssen, machte einen Aufstand und wurde erst, nachdem ein Theil der Stadt geplündert und verbrannt war, von der bewaffneten Macht zu Paaren getrieben. England befand sich am Rande einer Revolution, da die ganze arme Bevölkerung in England und Irland bereit war, unter dem Feldgeschrei der Reform auf die großen Grundbesitzer und die Reichen überhaupt loszustürzen. Daher ging im Sommer 1832 die Reformbill auch im Oberhause durch, das keinen Bürgerkrieg wagen wollte, jedoch nicht ohne einige Abänderungen. Seitdem sendet England in das Unterhaus 471 Mitglieder, Wales 29, Schottland 53, Irland 105; das eigentliche England hat demnach im Unterhause ein entscheidendes Uebergewicht und weit mehr Repräsentanten, als ihm nach dem Verhältniß der Kopfzahl zu Irland und Schottland zukommen würden. Die Kopfzahl ist aber auch bei Grafschaften und Städten für die Zahl der Repräsentanten nicht maßgebend, indem eine Stadt oder Grafschaft eben ihre bestimmte Repräsentation hat, ob die Zahl ihrer Einwohner sich verdopple oder verdreifache oder im gleichen Verhältniß sinke. Zur Wählbarkeit in das Parlament ist für die Mitglieder aus den Grafschaften ein jährliches reines Einkommen von 600 Pf. St., für die aus den Städten ein solches von 300 Pfd. St. erforderlich; bloß die ältesten Söhne der Lords, die in das Unterhaus gewählt werden, und die Abgeordneten der Universitäten haben ein solches Einkommen nicht nachzuweisen. Wähler ist jeder, der ein jährliches reines Einkommen von 10 Pfd. St. nachweisen kann (in den Städten gilt als Maßstab die Bezahlung einer Wohnungsmiethe von 10 Pfd. St. oder der Bezug einer solchen von gleichem Betrage). Durch diese sogenannte Parlamentsreform wurde der Einfluß der Aristokratie auf das Unterhaus beträchtlich geschmälert, ohne daß es jedoch deßwegen Männern geöffnet

worden wäre, die nicht durch Stand, Kenntnisse oder Reichthum einen hohen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen. Dies verhindert am wenigsten der für England ziemlich niedrige Census und der Umstand, daß ein Unterhausmitglied keine Taggelder und nur Briefportofreiheit ansprechen kann, als vielmehr die Summe, die ein Kandidat bei der Wahl zu bestreiten hat, der also selbst ein großes Vermögen besitzen, oder aus der Börse der reichsten Leute einer Grafschaft oder Stadt unterstützt werden muß; sodann der englische Volksgeist, der sich einen Stellvertreter der Nation nur als Gentleman, d. h. als einen gebildeten, unabhängigen und hochgeachteten Mann denken kann. Begreiflich wird eine solche Parlamentsreform die Demokraten niemals befriedigen, deßwegen hat sich auch eine radikale Partei gebildet, die allgemeines Stimmrecht, dreijährige Parlamentsdauer, Ballot xc. verlangt; dieselbe hat aber auch in den Jahren 1848 und 49 nichts durchsetzen können, während gleichzeitig ein Aufruhr in Irland unter Mitchel und Smith O'Brien kräftig und schnell unterdrückt wurde.

Seit der Parlamentsreform bestehen die alten Parteien der Wighs und Torys nur mehr dem Namen nach, indem die einen das Wahlgesetz von 1832 nicht anfechten, die andern die Bestrebungen der Radikalen und Chartisten nicht unterstützen können, beide also für die Aufrechthaltung der Verfassung eintreten müssen. Dies zeigte sich in der Aufhebung der Kornbill (vergl. S. 445), die 1846 durch den ehemaligen Tory Robert Peel nach mehreren vorbereitenden Schritten durchgesetzt wurde; die zollfreie Zulassung des fremden Getreides beeinträchtigte unstreitig das Einkommen der großen Grundbesitzer, sie wurde aber nothwendig aus national-ökonomischen Rücksichten. Englands Reichthum und Macht beruht wesentlich auf seiner Industrie, die auf dem Weltmarkte mit der Konkurrenz anderer Industrien zu kämpfen hat, und dies nur mit Erfolg thun kann, wenn sie ihre Waaren wenigstens gleich wohlfeil liefert. Deßwegen darf der englische Fabrikant nicht mit größeren Kosten arbeiten als sein ausländischer Konkurrent, also auch nicht unverhältnißmäßig höhern Lohn an seine Arbeiter bezahlen; diese können aber nur dann mit dem gleichen Lohn wie z. B. die schweizerischen vorlieb nehmen, wenn sie Brot und andere Nahrungsmittel wenigstens nicht theurer bezahlen müssen. Aus diesen Rücksichten wurde nicht bloß die freie Einfuhr fremden Getreides erlaubt, sondern es wurden auch die Zölle auf die Einfuhr von Vieh, Fleisch, Butter, Eier u. s. w. aufgehoben und die auf Thee, Kaffee, Zucker u. dgl. Nahrungsmittel bedeutend ermäßigt. Dasselbe geschah mit allen andern Gegenständen, welche der englischen Industrie und Schifffahrt dienen, daher die Engländer gerne behaupten, bei ihnen gelte seit Robert Peel das Freihandelsystem, was aber nicht wahr ist, denn auf allen Fabrikaten, welche von der

englischen Industrie nicht wohlfeiler als von dem Auslande geliefert werden können, ruhen noch immer sehr hohe, selbst geradezu ausschließende Zölle.

Während das eigentliche Großbritannien ohne eine Revolution jene tiefgreifenden Veränderungen durchführte, entfaltete es zugleich ein wahrhaft bewunderungswürdiges Vermögen zu kolonisieren; ein beständiger Strom von Auswanderern ergoß sich in die andern Erdtheile, hauptsächlich auf den australischen Kontinent, nach Neuseeland, in das Kapland, nach Kanada, auf die Falklandsinseln, die 1833 trotz der Protestation von Buenosayres besetzt wurden, nach den Sandwichsinseln, von deren Besitznahme nur die Eifersucht der nordamerikanischen Union abhielt. Dieser englische Ableger in Amerika zeigt sich seines Stammes würdig, sowohl durch die Liebe zur Thätigkeit und zum Erwerbe, als auch durch sein rücksichtsloses Zugreifen, wenn sich ein Vortheil darbietet. Deßwegen ist die Union fast immer in Spannung mit England und drängt dasselbe in Amerika Schritt für Schritt zurück; so in den Gränzstreitigkeiten zwischen Maine und Neubraunschweig, in der Regulierung der Gränze am Kolumbiastrom (Oregon), in der Streitfrage wegen des Stockfischfangs bei Neufundland rc. Sehr bedrohlich gestaltete sich das Verhältniß in Folge des kanadischen Aufstandes.

Kanada war 1763 englisch geworden und erhielt 1791 eine Verfassung nach dem Muster anderer englischer Kolonieen, die jedoch der französischen Bevölkerung, welche in Niederkanada um das vierfache überwiegend war, durchaus nicht zusagte. Nach 1816 wurde die Unzufriedenheit immer lauter; die Franzosen klagten, daß sie in dem gesetzgebenden Rathe nicht vertreten seien, über den Nepotismus der Gouverneure, über die reiche Dotierung der englischen Hochkirche durch $^1/_7$ des gesammten Grundes und Bodens, über die 1826 verfügte Aufhebung der Seigneuries (eines Lehensystemes), über schlechte Verwaltung rc. Auch Oberkanada, obwohl fast ausschließlich von Engländern bewohnt, war in zwei Parteien gespalten, indem die neuen Einwanderer gegen die streng zusammenhaltenden früheren Ansiedler nicht aufzukommen vermochten und dieselben in dem Besitze des meisten Bodens und fast aller Aemter sehen mußten. Das englische Parlament, an welches die Unzufriedenen appelliert hatten, sprach 1837 nicht zu ihren Gunsten und nun organisierten in Unterkanada Papineau, Nelson, Kote, Drolet rc. die Revolution, während die Loyalen sich ihrerseits vereinigten und sich in Montreal mit den Insurgenten blutig herumschlugen, bis das Militär ernsthaft einschritt. Im November und Dezember 1837 zersprengten die englischen Truppen die Insurgentenhaufen in verschiedenen Gefechten, z. B. bei St. Denis, St. Charles, St. Eustach, Grand Brûlé; die Anführer, auf deren Köpfe Preise gesetzt waren, flohen in die Unionsstaaten,

Niederkanada aber wurde unter das Kriegsgesetz gestellt. In Oberkanada hatten ein gewisser Mackenzie und van Egmont einen Angriff auf Toronto versucht, waren aber sogleich zur Flucht nach der Union gezwungen worden. Mackenzie hielt sich auf der Niagarainsel Navy auf, die zwar kanadisch aber von der nordamerikanischen Stadt Buffalo viel leichter zu erreichen ist, legte dort eine Waffenniederlage an, sammelte Abenteurer und nannte sich Präsident der kanadischen Republik. Er hatte ein Dampfschiff „Karoline" im Dienst, das einem Bürger von Buffalo gehörte; dasselbe lag in der Nacht vom 30. Dezember 1837 auf nordamerikanischer Seite bei dem ehemaligen Fort Schlosser, als es von fünf englischen Booten angegriffen, in Brand gesteckt und mit neun Mann dem Strome überlassen wurde, der es in seiner gewaltigen Katarakte begrub; die Navyinsel selbst wurde hierauf von den Engländern angegriffen und besetzt. Die Nordamerikaner lärmten zwar sehr in der Presse, konnten es jedoch nicht leugnen, daß die Verletzung des Völkerrechts von ihrer Seite angefangen habe und das Kabinet in Washington gab sich mit den englischen Erklärungen zufrieden. Zwei Jahre später aber wurde ein Oberst der kanadischen Miliz, Mak Leod, auf dem Gebiete des Staates Newyork betreten, verhaftet und unter Todesdrohung in das Gefängniß zu Buffalo geführt. Der Pöbel verlangte seinen Tod, weil er bei dem Angriff auf das Dampfschiff „Karoline" betheiligt gewesen sei, und mit Mühe brachte es der Präsident der Union dahin, daß er nicht zu Buffallo, sondern zu Utika vor Gericht gestellt wurde. Dieses sprach ihn 1844 frei und verhinderte dadurch den Ausbruch eines Krieges mit England, dessen Regierung entschieden erklärt hatte, Mak Leod habe nur in ihrem Auftrage gehandelt und sie übernehme die ganze Verantwortlichkeit. Später wagte Mackenzie mit seiner Bande, die größtentheils aus Nordamerikanern bestand, von Michigan aus mehrere Einfälle, die aber keinen Erfolg hatten, als daß mehrere Gefangene in Kingston von den Engländern gehenkt wurden. Die englische Regierung schickte den Lord Durham, einen Wigh der entschiedensten Farbe, als Gouverneur oder vielmehr als Diktator nach Kanada, der auch mit großer Energie einschritt, unter anderem die Kompromittierten nach den Bermudas verbannte unter Androhung des Todes, wenn sie zurückzukehren wagen würden. Diese Maßregel zog ihm zwar einen Tadel des Parlamentes zu, welchen sein persönlicher Feind Brougham mit den Torys geschickt herbeizuführen verstand, die Verbannten wurden jedoch nach England transportiert und dort kaum milder bestraft, überdies Durhams Anträge in Betreff Kanadas angenommen. Demzufolge wurde Ober- und Niederkanada in Hinsicht der Gesetzgebung zu einem Parlamente vereinigt, indem das ganze englische Oberkanada so viel Vertreter

zählt, als das vorherrschend französische, doppelt so stark bevölkerte Niederkanada; die Verwaltung wurde reorganisiert, die Begünstigung der englischen Hochkirche beschränkt, neue Straßen angelegt, die Ausfuhr aus Kanada begünstigt (bis 1846), aber auch neue Forts an der Unionsgränze und im inneren Land gebaut. Denn die Nordamerikaner haben es offenbar auf Kanada abgesehen, und wie es heißt, gibt es eine große geheime Verbindung (Hunters Loges), welche in diesem Sinne arbeitet. Indessen hat seit 1840 das englische Element über das französische ein vollständiges Uebergewicht errungen und es scheint nicht, daß die englischen Gutsbesitzer in Kanada besondere Neigung hätten, ihre sichere und geordnete Kolonialregierung unter dem Schutze der englischen Krone mit der Annexation an das von der Sklavenfrage, Mormonen, Lokofokos (Reibzündhölzchen, Name der am weitesten gehenden Demokraten), Knownothings ꝛc. beunruhigte Nordamerika zu vertauschen.

Daß England indessen auf sein Gebiet in Amerika nicht mehr den gleichen Werth legt wie früher, als die Vereinigten Staaten noch englische Kolonieen waren, und dasselbe unter Umständen sich selbst überlassen würde, zeigte sich besonders in der Sklavenemancipation auf den westindischen Inseln. Im Jahr 1834 wurden die Sklaven in den Kolonieen sämmtlich frei erklärt und deren ehemalige Besitzer mit 20. Mill. Pfd. Sterl. aus dem Staatsschatze entschädigt. Es ist sehr zu bezweifeln, daß die englischen Staatsmänner daran glaubten, die freien Schwarzen würden gegen Taglohn den Plantagenbesitzern dieselben Dienste leisten, wie vordem unter der Disciplin der Peitsche als Sklaven; von dieser Meinung mußten sie schon die freigelassenen Neger auf Kuba, in Brasilien ꝛc. abbringen, die bekanntlich keine Hand rühren, so lange sie Nahrung und nothdürftige Kleidung haben, und noch mehr der Negerstaat Hayti, wo freilich „der Mensch nicht den Menschen ausbeutet", wie die kommunistischen Apostel sagen, sondern alles tagdiebt und lungert. Die Emancipation der Sklaven, die nächste Folge des Verbotes des Sklavenhandels, darf aber auch nicht vorzugsweise als ein Ausfluß der christlichen Humanität der Engländer angesehen werden, denn um ihres Vortheils willen richten sie unbedenklich eine Nation zu Grunde (vgl. Griechenland, chinesischer Krieg), sondern die letzte Ursache ist die von ihnen erkannte Unmöglichkeit, das tropische Amerika zu beherrschen. Die zu einer Weltmacht herangewachsene nordamerikanische Union verbietet England jeden Gedanken, Kuba und Portoriko wegzunehmen oder auf Kosten Brasiliens oder einer der vielen bankerotten Republiken, die aus dem spanischen Kolonialreiche entstanden, Gebietstheile auf dem Festlande des tropischen Amerika zu erwerben; im Gegentheil ist der Ausspruch des Präsidenten Monroe (the Monroes doctrine), daß die Union keine Einmischung Europas in amerikanische Verhältnisse dulden werde, die

deutlichste Weisung für die Engländer, daß ihr seit Elisabeth und Kromwell über Amerika behauptetes Prästigium zu Ende sei und die Frist nicht mehr lang dauern könne, bis die Union jenseits des atlantischen Oceans gebieten werde. Durch die Emancipation der Sklaven hat sich aber England an Amerika gerächt; die größeren westindischen Inseln sind dadurch zum künftigen Erbtheil der Schwarzen bestimmt, denn sobald die englischen und spanischen Besatzungen aus Kuba, Jamaika, Trinidad 2c. abziehen, sind die Schwarzen so gut Meister als auf Hayti; die Yankees werden dieselben nie bezwingen können und vergebens nach der „Perle des Golfs“ (Kuba) gelüsten. Außerdem ist die Emancipation der Neger in den englischen Kolonieen eine stete Aufforderung an die 4 Millionen Sklaven in den südlichen Staaten Nordamerikas ihre Fesseln zu zerbrechen; die Negerregimenter, welche England in Westindien unterhält, dürften bei einem Kriege zwischen England und Nordamerika, wenn sie in einem seiner Sklavenstaaten gelandet werden, für die Yankees gefährlicher werden, als die Hessen und andere deutsche Miethtruppen, welche Howe, Bourgoyne und Kornwallis im vorigen Jahrhundert gegen Washington führten. (Der große Bürgerkrieg in der Union hat seitdem allen diesen Kombinationen ein Ende gemacht.)

Mit der Aufhebung des Sklavenhandels und der Emancipation der Sklaven hat England außerdem die amerikanischen Plantagen anderer Nationen für die Zukunft ruiniert; die Einfuhr der Schwarzen aus Afrika wird immer geringer, sie und die Sklavenzüchtung ersetzt den Verbrauch derselben in den kubanischen, brasilischen 2c. Plantagen nicht, es mangelt also an Arbeitskräften, welche weder durch die Miethung freier afrikanischer Arbeiter, noch durch die ostindischen Kulis ersetzt werden; das Herbeiziehen armer, von aller Welt verlassener deutscher Auswanderer hat Brasilien zwar mit Erfolg versucht, allein die Sterblichkeit unter den statt Negersklaven verwendeten deutschen Auswanderern ist zu groß, als daß der Nachschub aus Deutschland genügen könnte. Deßwegen muß die Produktion von Kaffee, Zucker, Baumwolle 2c. im tropischen Amerika mit der Zeit abnehmen, Kuba, Brasilien, die Guyana 2c. ihre frühere Bedeutung verlieren, wie sie Hayti verloren hat, während der Anbau der sogenannten Kolonialwaaren in dem südöstlichen Asien seine große Zukunft zu finden scheint. Die malaiische Bevölkerung eignet sich nämlich vortrefflich zur Plantagenarbeit, und wie dieselbe auszubeuten ist, haben die Niederländer auf Java bewiesen, dessen 9 Millionen Einwohner gegen geringen Lohn für die niederländische Handelsmatschapy (Gesellschaft) die ungeheuren Kaffeemassen bauen, welche alljährlich in Rotterdam versteigert werden. Die Hindu taugen fast eben so gut, wenn nicht noch besser, als die Malaien zur Plantagenarbeit, und da Boden und Klima des ostindischen Festlandes sowie seines Archipels dem Anbau

der sogenannten Kolonialwaaren, der Baumwolle, des Indigo u. s. w. günstig sind, so muß es in nicht zu ferner Zukunft den Engländern bei einiger Umsicht möglich sein, nach dem Vorgange der Niederländer die ehemals auf den westindischen Inseln und dem tropischen amerikanischen Festlande durch Sklavenarbeit erzielten Produkte in Ostindien durch sogenannte freie Arbeit, d. h. durch Malaien und Hindu bauen zu lassen. Haben diese Bestrebungen der Engländer nur annähernd den Erfolg wie die niederländischen auf Java, so wird Ostindien den europäischen Markt mit Kolonialwaaren füllen und die Konkurrenz Amerikas zurückdrängen, wo nicht ganz unmöglich machen. Die Bemühungen der englischen Politik, Ostindien zu sichern und Englands Herrschaft daselbst immer fester zu begründen, beweist die vertragswidrige Besetzung eines Theils von Borneo und des benachbarten Labuan durch James Brooke, einen ehemaligen Beamten der ostindischen Kompagnie, der sich zum Radscha (Fürsten) von Sarawak zu machen wußte, nach der Behauptung der Engländer nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die moralische Macht der Civilisation, obwohl seitdem bekannt worden ist, daß dieser neue Orpheus den wilden Dayaks nicht mit Saiten, sondern mit Kanonen aufspielt.

Der Opiumkrieg mit China (1839—1842).

Wie wenig es der englischen Politik Ernst ist, wenn dieselbe ihre Lenden mit dem Gürtel der Humanität schnürt und die Bibel in den Händen andächtig einherwandelt, zeigt der Krieg gegen China am unwiderleglichsten. Die Chinesen hatten sich in neuester Zeit das Opiumrauchen und Opiumessen angewöhnt, ein Mittel sich zu berauschen, das unter allen für Leib und Seele am verderblichsten sein soll. Den ungeheuren Bedarf an Opium lieferte vorzugsweise das britische Ostindien in einem jährlichen Werthe von mehreren Millionen Pfd. Sterl., so daß der Mohnbau die einträglichste Benutzung des Bodens wurde. Die chinesische Regierung untersagte ihren Unterthanen den Genuß des Opiums bei Strafe, selbst bei Todesstrafe, und verbot endlich die Opiumeinfuhr gänzlich, weil sie ihr Volk nicht vergiften lassen wollte, nach der Behauptung der Engländer aber aus keiner andern Ursache, als weil für das Opium eine Masse Silbers außer Land ging. Sie schmuggelten nun noch mehr Opium nach Kanton, als sie früher offen eingeführt hatten, denn der Verbrauch desselben steigerte sich nach dem Verbote beträchtlich (einen annähernden Begriff von dieser Einfuhr gibt die Thatsache, daß der kaiserliche Kommissär Lin 20,000 Kisten Opium, die der englische Bevollmächtigte Kapitän Elliot auslieferte, in das Meer werfen ließ), und dies erzürnte den Kaiser so, daß er die Engländer aus Kanton vertreiben und allen Handel mit ihnen untersagen ließ, als das einzige Mittel, dem Opiumschmuggel ein Ende zu machen. Darauf er-

klärte England den Krieg, führte ihn aber anfangs sehr lässig, wahrscheinlich weil sich die Folgen, die aus der Erschütterung des ungeheuren chinesischen Reichs hervorgehen mußten, gar nicht absehen ließen und namentlich eine allgemeine Bewegung der ostasiatischen Völker den englischen Interessen sehr gefährlich werden konnte. Die Chinesen versuchten es vergeblich, die englischen Kriegsschiffe durch Brander zu zerstören, ihre armseligen Kriegsdschonken wurden von einzelnen Dampfern dutzendweise in die Luft gesprengt, und als die neuen Kommandanten Parker und Pottinger sich den Krieg ernst sein ließen, wurden im Sommer 1841 Amoi, Tschusan, Tschinhai rc. erobert und die schlechtbewaffneten chinesischen Soldaten zu Tausenden niedergestreckt. Die chinesische Regierung verzagte jedoch nicht, verkündete ihrem Volke lauter Siege, die nur deßwegen keine entscheidenden Folgen hätten, weil der eine oder andere Mandarin den Sieg nicht zu benutzen verstand, oder Zufälle eintraten, einmal auch, weil die Kanonen durch das viele Feuern glühend und dadurch unbrauchbar geworden wären u. dgl. m. Im Mai 1842 aber nahmen die Engländer Tschapu und Schanghai, fuhren dann den Jangtsekiang hinauf und eroberten die stärksten Plätze an demselben; am 9. August endlich legte sich die Flotte vor Nanking und der Wellesley von 80 Kanonen zeigte der großen Stadt seine Breitseite. Jetzt entfiel der chinesischen Regierung der letzte Funken Muths, da die Engländer das Fluß- und Kanalsystem des Reichs nach Gutdünken sperren konnten; der kaiserliche Kommissär Keschin und der von der englischen Regierung bevollmächtigte Agent Pottinger schloßen am 29. August 1842 den Frieden von Nanking, in welchem China dem auswärtigen Handel fünf Häfen öffnete, den Engländern Hongkong abtrat und 21 Mill. Dollars bezahlte (einen Waffenstillstand hatte es das Jahr vorher mit 6 Mill. Dollars erkauft). Die englischen Blätter jubelten, diesesmal habe der Krieg mehr baares Geld eingetragen als gekostet, englische und deutsche Pietisten und Sektirer dankten fromm erseufzend, daß Gott den Engländern die Gnade gegeben habe, dem Christenthum ein so großes Thor aufzuthun, ein preußisches Blatt aber ermahnte die Schutzzöllner im südwestlichen Deutschland, jetzt abzustehen von der Forderung die englischen Fabrikate von Seiten des Zollvereins höher zu tarifieren, weil sonst England dem deutschen Handel nach China gewiß auch Hindernisse in den Weg legen würde! Die Erwartungen der englischen Kaufleute wurden jedoch bitter getäuscht; denn die Chinesen wollten weder Wollentuch noch Wein kaufen, auf welche Artikel man am meisten spekuliert hatte, auch die Missionäre der englischen Propaganda machten keine großen Geschäfte, der vielgefeierte Gützlaff war selbst mehr als politischer Agent thätig und starb 1853 als ein sehr reicher Mann, während die aus Kaiser Kanghis Zeit herrührenden katholischen

Missionen noch immer segensreich fortwirken. (So berichtete 1854 der deutsche Protestant Heine, der als Zeichner auf dem nordamerikanischen Geschwader unter Kommodore Perry auf der Fahrt nach Japan China besuchte.)

Einige Jahre nach dem Frieden von Nanking, der das Ansehen der kaiserlichen Regierung tief verletzen mußte, brach in China, das durch geheime Gesellschaften längst unterwühlt war, eine Empörung aus, welche die Vertreibung der Mandschu und den Sturz des Mandarinenthums betreibt; daß die Empörung aber christliche Elemente hege und sich mit den christlichen Völkern befreunden wolle, scheint eine Voraussetzung zu sein, die alles Grundes entbehrt.

Sechszehntes Kapitel.

Der Afghanenkrieg (1839—1842).

Gleichzeitig mit dem chinesischen Krieg führten die Engländer einen viel gefährlicheren gegen die Afghanen, das tapfere muselmännische Volk, das den östlichen Theil Irans bewohnt und die Straßen im Besitze hat, auf welchen seit Alexander dem Großen alle Eroberer mit ihren Landheeren nach Ostindien gezogen sind. Afghanistan (Aria, Drangiana, Arachosia, Paropamisadä bei den Alten) machte sich nach dem Tode Schah Nadirs von Persien unabhängig, war jedoch immer von einheimischen Kriegen bewegt, und es gelang keiner Dynastie das ganze Volk zu vereinigen. Zuletzt beherrschte die Familie der Barekschis Kabul, Ghizni (Gazna) und Kandahar, verlor aber das Peschawer an Rundschid Singh von Lahore, während ein Glied aus der Familie der Duranis, welche von den Barekschis gestürzt war, die Herrschaft über Herat, als Handelsplatz und militärische Etappe der wichtigste Punkt Mittelasiens, behauptete. Vor diesem Herat erschien 1834 und wieder 1838 plötzlich ein persisches Heer, bei dem sich auch ein russischer General befand, während die Vertheidigung der Stadt von dem englischen Lieutenant Pottinger geleitet wurde. Die Perser mußten unverrichteter Dinge abziehen, Europa sah aber mit Erstaunen, daß England und Rußland sich in Mittelasien durch Afghanen und Perser bekämpften. Das Jahr darauf war die Ueberraschung kaum geringer, als ein russisches Korps unter Perowski gegen das turkomanische Khanat Khiwa zog, an die Mündungen des Oxus, den seit Alexander dem Großen kein europäisches Heer gesehen hatte. Perowskis ganzes Korps ging jedoch mit seinen 5000 Kameelen durch einen plötzlich eintretenden

eisigen Wind in den Steppen Turans zu Grunde; aber verwundert fragte man sich, was Rußland am Oxus suche, denn die Erklärung, der Khan von Khiwa solle zur Freigebung der russischen und persischen Sklaven gezwungen werden, schien zu ungenügend. Man erinnerte sich endlich, daß England Persien durch Geld und Waffensendungen 1828 und früher gegen Rußland unterstützt habe, und besonders nachdenklich an den englischen Versuch im Jahr 1836 die russische Blockade der tscherkessischen Küste zu brechen. Im Frieden von Adrianopel nämlich hatte sich Rußland von der Türkei nicht bloß die eroberten Festungen Anapa und Poti, sondern auch die Herrschaft über die Tscherkessen, Abchasen und andere kaukasische Stämme abtreten und 1834 die Abtretung bestätigen lassen, obwohl die Kaukasier nie eine türkische Herrschaft anerkannt und als Mohammedaner in dem Sultan nur den Khalifen geehrt hatten. Sie leisteten den Russen auch einen Widerstand, wie einst Numantia und die Kantabrer den Römern. England machte Miene, als ob es die Unabhängigkeit der Abchasen anerkenne und ein englischer Privatmann Bell schickte 1835 das Schiff Vixen mit einer unverfänglichen Ladung an die abchasische Küste, wo dasselbe ohne Umstände von den Russen weggenommen wurde. Lord Palmerston, damals Minister des Auswärtigen, unterließ nicht eine scharfe Note nach Petersburg zu richten, erhielt jedoch die Erwiederung, dem Vixen sei nur sein Recht widerfahren und jedes andere Schiff werde im gleichen Falle auf dieselbe Weise behandelt werden. Palmerston gab sich 1836 zufrieden und seitdem machte Rußland ungeheure Anstrengungen, um den Kaukasus zu überwältigen, den die Natur als gewaltiges Bollwerk zwischen Europa und Asien aufgerichtet hat. Dadurch, sowie durch das Vorgehen bis an den Araxes, durch die Unterwerfung des Isthmus zwischen dem kaspischen und Aralsee beweist Rußland den unverrückten Gedanken seiner Politik, Iran und Turan, die arischen und turkomanischen Stämme zuerst seinem Einflusse und später seiner Herrschaft zu unterwerfen. Naturgemäß tritt ihm England als eine asiatische Hauptmacht auf diesem Wege entgegen und müßte es auch thun, selbst wenn es seine Herrschaft in Ostindien durch Rußland nicht aus der Ferne bedroht sähe, da die russische Politik dem englischen Handelsverkehre mit Persien, Bokhara u. s. w. fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen sucht. Der englische Einfluß war an dem Hofe von Teheran fast auf Null heruntergesunken, weil Persien an England niemals zureichenden Schutz gegen die russischen Waffen gefunden hatte, weßhalb es dem Schah gerathener schien, in enger Bundesgenossenschaft mit Rußland die Sicherheit des Reichs zu suchen, als sich von England als vorgeschobene Schildwache gegen Rußland gebrauchen zu lassen und dessen Argwohn beständig rege zu erhalten. Da indessen die russische Politik unaufhalt-

sam auf ihre Zielpunkte losgeht, so mußte sich Persien auch alsbald gegen England verwenden lassen. Das persische Heer, das 1838 vor Herat erschien, hatte als eigentlicher Hebel der russische Gesandte in Bewegung gesetzt und derselbe sollte auch ein Bündniß zwischen dem persischen Schah und Dost Mohammed von Kabul, dem unternehmenden Fürsten der Afghanen, zu Stande gebracht haben. Es habe sich um nichts Geringeres gehandelt, verlautete dann und wann, als um einen Einfall in Ostindien, was um so erklärlicher schien, als die muselmännischen Afghanen geschworene Feinde der heidnischen Shiks waren, die ihnen das Peschawer entrissen hatten. Was Schah Nadir im vorigen Jahrhundert mit Erfolg unternommen hatte, nämlich einen Heereszug von Persien bis an den Ganges, kann in diesem Jahrhundert keine Unmöglichkeit sein, da die iranischen Volksstämme noch ebenso kriegerisch und beutelustig sind und es dem persischen Schah sowie Dost Mohammed ein Leichtes wäre, eine ganze Fluth von Reitern und räuberischen Gebirgsbewohnern in Bewegung zu setzen, wenn sie nur den Sold für ein Jahr aufbringen könnten. Mochte es mit den in Teheran und Kabul von russischen Agenten gesponnenen Planen eine Bewandtniß gehabt haben, welche es wolle, so viel ist gewiß, der Generalgouverneur von Ostindien, Lord Auckland, schloß ein Bündniß mit Rundschid Singh von Lahore, ein englisches Heer marschierte aus Bengalen nach Schikarpur am untern Indus, ein kleineres kam zu Schiffe stromaufwärts und die vereinigte Macht führte General Keane durch den Bolanpaß nach Kandahar, das von der Division Nott besetzt wurde, worauf Keane am 22. Juli vor Ghizni anlangte, dasselbe am Abend während einiger Stunden beschoß und am folgenden Morgen mit Sturm nahm. Dost Mohammed wurde in einem Treffen geschlagen, Kabul ergab sich am 4. August, die Engländer besetzten Dschelalabad und Peschawer, indem sie durch das Gebiet der Sikhs die Verbindung mit ihren nordwestlichen Gebietstheilen in Ostindien herstellten, obwohl die Sikhs die englischen Durchmärsche und Etappen nicht gerne sahen (Rundschid Singh war am 27. Juni gestorben). Das folgende Jahr ergab sich Dost Mohammed den Engländern, sie besetzten Daber und Kelat im Lande der Beludschen, faßten also vom obern Lauf des Indus bis an dessen Mündung festen Fuß. Afghanistan schien sicher, da der ehemals von Dost Mohammed vertriebene und von den Engländern wieder eingesetzte Schah Schudschah von den afghanischen Häuptlingen anerkannt wurde, daher man sich in England nicht wenig über die Erfolge in Asien freute. Man tröstete sich damit über den Brand, der am 30. Oktober 1841 mit einem Theile des Tower viele Trophäen aus früheren Zeiten verzehrte, indem dieselben bereits durch neue ersetzt seien, und die Geburt des Prinzen von Wales (9. November), sowie die Taufe desselben (25. Ja-

nuar 1842), wobei der König von Preußen Pathe war, wurde mit allgemeinem Jubel gefeiert.

Bald nach den Tauffeierlichkeiten liefen aber traurige Berichte aus Afghanistan ein; das ganze Land hatte sich erhoben und die englischen Besatzungen eingeschlossen. Sonderbarer Weise wurden die englischen Befehlshaber und politischen Agenten von dem Aufstande überrascht, obwohl es am Tage lag, daß ein kriegerisches und dazu mohammedanisches Volk die Restauration eines vertriebenen Herrschers und die Besetzung des Landes durch eine fremde und christliche Heeresmacht nicht lange geduldig ertragen werde; obwohl die Vergiftung der Kameele des englischen Heeres (die Afghanen mischten dem Heu, das sie liefern mußten, den giftigen rothen Fingerhut, Digitalis purpurea, bei) bewies, daß eine Verschwörung bereits in den untern Schichten der Bevölkerung arbeite. Der Arminius der Afghanen war einer der Söhne Dost Mohammeds, Akbar Khan; in den ersten Tagen des Novembers kam die Verschwörung zum Ausbruche; Alexander Burnes, der einst aus Bengalen über Kabul, Balkh und Bokhara nach Teheran gewandert war, wurde ermordet, dasselbe Schicksal traf mehrere Offiziere, im Dezember den englischen Gesandten Maknaghten, im April des folgenden Jahres den Schah Schudschah. Die Besatzung von Ghizni wollte sich durchschlagen, ging aber durch Kälte und das Schwert der Afghanen zu Grunde; General Elphinstone, der die Vertheidigung des Balahissar, der Citadelle von Kabul, und des verschanzten Lagers vor der Stadt ebenso unentschlossen als ungeschickt leitete, kapitulierte am 28. Dezember gegen freien Abzug, der britische Heerhaufen wurde aber im Januar in den Keyberpässen überfallen und vollständig aufgerieben. General Nott behauptete jedoch Kandahar, General Sale Dschelalabad, letzterer schlug sogar Akbar Khan im offenen Felde, während ein Versuch, die Keyberpässe von Peschawer her zu forcieren, dem General Pollok mißlang. Die Nachricht von der Schlappe der Engländer wiederhallte in ganz Asien, Nepal zeigte sich sehr verdächtig, die „goldfüßige" Majestät von Birma sammelte ein Heer bei Rangun, daher beeilten sich die Engländer mit ihrem Gegenschlage. Der Generalgouverneur, Lord Ellenborough, ordnete einen Rachezug gegen die Afghanen an; im August durchbrach Pollok die Keyberpässe, vereinigte sich mit Sale in Dschelalabad, schlug Akbar Khan im September in zwei Treffen, während Nott von Kandahar über Ghizni nach Kabul marschierte, das ohne Widerstand besetzt wurde. Die erbitterten englischen Soldaten und Sipahis wetteiferten in der Verheerung mit Feuer und Schwert, Ghizni, Kabul und Dschelalabad wurden gesprengt, und nachdem das Werk der Zerstörung vollendet war, räumten die englischen Generale Afghanistan und überließen es sich selbst. Dost Mohammed, der in Kalkutta eine

ehrenvolle Behandlung erfahren hatte, durfte heimkehren, wie andererseits Akbar Khan die gefangenen englischen Frauen ehrenhaft behandelt und in Freiheit gesetzt hatte.

So endete der Afghanenkrieg für die Engländer; das russische Kabinet hatte seinen Gesandten Simonitsch in Teheran, dem das englische den Zug gegen Herat zur Schuld legte, alsbald desavouiert und ihn zurückgerufen, verlangte dagegen von den Engländern die Räumung der Insel Karak im persischen Meerbusen, welche diese besetzt hatten. Dies geschah jedoch nicht, die Engländer nahmen im Gegentheil die größtentheils von Arabern bewohnte Handelsstadt Bender Abas an der Straße von Ormus in Schutz, desgleichen die Insel Ormus und die Bahareininseln, so daß sie den persischen Golf fortwährend beherrschen.

Sind erobert (1843).

Nach der Räumung von Afghanistan forderten die Engländer die Amirs von Sind, die verbündeten Fürsten, welche den untern Lauf des Indus und das große Delta dieses Stroms beherrschten, diktatorisch auf, sich in die Reihe der britischen Schutzstaaten zu stellen. Gleichzeitig rückte General Charles Napier (nicht mit dem gleichnamigen Admiral zu verwechseln) an der Spitze von 10,000 Mann in Sind ein, sprengte ein Fort in die Luft und bewog dadurch die Amirs mit der ostindischen Kompagnie einen Vertrag zu Hyderabad am 13. Februar abzuschließen. Die im Dienste der Amirs stehenden kriegerischen Beludschen jedoch erneuerten die Feindseligkeiten; es wurde aber Napier nicht schwer, die mit Lanzen und Bogen, im besten Falle mit Luntenflinten bewaffneten Haufen am 17. Februar zu schlagen, am 20. die Hauptstadt Hyderabad einzunehmen und am 24. März bei Mirpur die Aufständischen zu vernichten. In Hyderabad erbeutete Napier den Schatz der Amirs, der nach indobritischem Kriegsgebrauche unter das Heer vertheilt wurde, das eine Aernte hielt, wie dieselbe seit der Schlacht von Granson (3. März 1476) europäischen Soldaten nicht mehr zu Theil wurde, denn der Antheil des gemeinen Soldaten betrug einige hundert Thaler, der des Obergenerals einige hunderttausend. Die Amirs wurden gefangen nach Bombay geschickt, Sind den englischen Besitzungen einverleibt, Napier dessen Generalgouverneur.

Entwaffnung der Mahratten (1843). Krieg gegen die Sikhs (1845—1846); Eroberung des Pendschab.

Im Herbste 1843 unternahm Lord Ellenborough, der Generalstatthalter von Britischindien, in Person einen Feldzug gegen die Mahratten, schlug sie am 28. und 29. Dezember bei Puniah und Gwalior, eroberte diese Felsenfestung und nahm den Mahratten ihr sämmtliches

schönes Geschütz weg. Das Direktorium der ostindischen Kompagnie war jedoch, wie es scheint, mit den Unternehmungen des Generalgouverneurs, der einen Anlaß zum Kriege suchte und überdies die Hindu den Mohammedanern gegenüber systematisch begünstigte, nicht zufrieden und rief ihn zurück; die Mahrattenfürsten behielten ihre Besitzungen unter britischer Schutzherrlichkeit, der sie bereits seit 1817 unterworfen waren.

Dagegen versäumte es die britische Politik nicht, ihre Hand über das herrliche Pendschab auszustrecken und dem Reiche der Sikhs ein Ende zu machen. Die Sikhs (d. h. Schüler) sind ein Mischvolk, dem Hauptbestandtheile nach jedoch Hindu, und eine eigene Religionspartei. Der Stifter derselben war Nanak, gestorben 1559, der Erneuerer Guru Gowind, gestorben 1670; ihr Religionssystem ist ursprünglich ein Deismus, der zwischen der altindischen, nach Nanaks Behauptung nicht polytheistischen Religion, und dem Islam vermitteln sollte, hat sich aber allmählig der braminischen Abgötterei sehr genähert. Die Sikhs wurden von ihren muselmännischen Beherrschern (Großmogul, Persern, Afghanen) hart verfolgt, erhielten sich aber dennoch, setzten dem muselmännischen Fanatismus einen eigenen entgegen und errangen bei dem Zerfalle des persischen und afghanischen Reichs unter ihren Häuptlingen (Radschas) eine gewisse Unabhängigkeit, konnten jedoch nur einen unruhigen militärischen Föderativstaat zu Stande bringen. Ueber die Häuptlinge erhob sich seit 1798 Rundschid Singh von Lahore; 1811 hatte er bereits seine Anerkennung als Maharadscha, d. h. Oberhaupt der ganzen Konföderation, erkämpft, eroberte 1818 Multan, später Kaschmir und Peschawer, schulte einen Theil seines Heeres durch napoleonische Offiziere (Allard, Ventura, Avitabile rc.) nach europäischer Weise ein und behauptete die Herrschaft über das Pendschab gegen die Angriffe der Afghanen, sowie gegen einheimische Aufstände. Als Dost Mohammed im Bunde mit Persien (und Rußland) Ostindien bedrohte, ging er ein Bündniß mit den Engländern ein, starb jedoch schon den 27. Juni 1839, worauf die in den asiatischen Staaten nach einem Thronwechsel gewöhnliche Anarchie folgte, indem sich Söhne und Neffen um den Thron und einzelne Provinzen stritten. Die Engländer machten zuletzt ein schiedsrichterliches Recht geltend, worauf die Sikhs, ohnehin wegen der Durchmärsche englischer Truppen und der Besetzung von Peschawer erbittert, insgesammt zu den Waffen griffen. Am 4. Dezember 1845 überschritt ein zahlreiches Heer den Setletsch (den Hauptstamm des Hyphasis oder Beiah, des östlichsten Flusses im Pendschab) und lieferte der englischen Armee am 18. Dezember bei Mudki ein mörderisches aber unentschiedenes Treffen, ein zweites mit dem gleichen Erfolge bei Feroschah den 21. Dezember, in welchem der tapfere

General Sale blieb. Die Sikhs gingen zwar über den Setletsch zurück, erschienen jedoch schon im Januar wieder auf dem andern Ufer und warfen am 21. ein englisches Korps unter General Smith; ihre Reiterei zeigte sich der englischen überlegen, besonders im Einzelgefechte, indem die gewandten Sikhs gewöhnlich den Zaum ihres Gegners durchhieben und ihn dadurch fast wehrlos machten. Der furchtbaren Uebermacht des englischen Geschützes allein verdankte der englische Oberfeldherr Gough und der Generalgouverneur Lord Hardinge, ein Veteran aus Wellingtons Schule, den Sieg in den Vernichtungsschlachten bei Aliwal (28. Januar) und Sobraon (10. Februar), worauf den 18. Februar zu Lahore ein Friede geschlossen wurde, der jedoch von keiner langen Dauer war. Schon im Jahre 1848 erhob sich im April das ganze Pendschab, die Engländer hatten abermals blutige Kämpfe zu bestehen und konnten sich Multans erst im folgenden Jahre durch eine sehr anstrengende Belagerung bemächtigen; schließlich aber vereinigten sie das ganze Pendschab mit ihrem Gebiete und ließen nur Kaschmir und andere Gebirgsprovinzen einstweilen unter der Herrschaft von Vasallenfürsten aus der Familie Rundschid Singhs.

Die Einverleibung des Mahrattenstaates Satarah (1848), dessen Radscha schon längst Vasall gewesen, wurde in Europa kaum besprochen, obwohl sie ein Beweis mehr war, daß England ganz Vorderindien seiner unmittelbaren Herrschaft zu unterwerfen eilte, nachdem es dieselbe nach jeder Richtung an die natürlichen Gränzen der großen Halbinsel ausgedehnt hatte.

Siebenzehntes Kapitel.

Die selbstmörderischen Kämpfe auf der pyrenäischen Halbinsel.

Nach solchen Erfolgen durften die Engländer wohl fragen, ob die ganze Weltgeschichte ein Volk aufzuweisen habe, das den Vergleich mit ihnen aushalte, ob je ein Volk von der Stärke des englischen ein solches Reich gestiftet und die europäische Kultur in solche Fernen und in solchem Umfange verbreitet habe? Das gelesenste deutsche Blatt gab damals gleichsam eine Antwort darauf, indem es sagte, die Engländer thun große Dinge, die Deutschen aber machen große Worte; England dürfe man eigentlich nicht mehr als eine europäische Macht betrachten, sondern als eine eigene Welt. Dies mag richtig sein, aber daraus geht zugleich hervor, daß England (mit Schottland und Irland) eine schmale Grundlage für ein Weltreich ist, insofern das eigentliche Großbritannien bei einer Bevölkerung von ungefähr 28 Millionen den Bedarf an Sol-

daten, Matrosen und untergeordneten Beamten nur mühsam aufbringen kann und unter außerordentlichen Umständen voraussichtlich über zu wenig Leute zu verfügen haben dürfte. Gerade weil Großbritannien den ganzen Erdball umspannt, in Amerika, Asien, Afrika und Australien zu schützen und zu kämpfen hat, kann es um so weniger Streitkräfte in Europa verwenden, insofern mqn die Zahl der englischen Truppen mit den Heeresmassen vergleicht, welche den europäischen Großmächten zu Gebote stehen. Wie England den ersten Napoleon durch die Kontinentalmächte bekämpfte und endlich stürzte, so hat es seit 1830 eine europäische Großmacht nach der andern durch wechselnde Bündnisse bekämpft oder gehemmt und alle Mittel angewandt, um ein Zusammenwirken der Kontinentalmächte gegen den englischen Einfluß unmöglich zu machen. Die Julirevolution, durch welche Frankreich für einige Zeit isoliert wurde, vermittelte das Einverständniß zwischen den sonst so eifersüchtigen Mächten diesseits und jenseits des Kanals; gemeinschaftlich sprengten sie das Königreich der vereinigten Niederlande, weil es zur großen See- und Handelsmacht heranwuchs, und die drei andern Großmächte willigten ein, weil ihnen die polnische Revolution und die Unruhen in Italien gefährlicher schienen, als die Trennung der Niederlande; über Portugal und Spanien aber entschieden England und Frankreich ohne Zuziehung der andern Großmächte, halfen diese Länder zuerst revolutionieren und brachten sie später in feindseliger Eifersucht an den Rand des Verderbens.

Portugal von 1831—1854.

Dom Miguel hatte die Azoren vergeblich angegriffen (s. S. 406), so lange aber in England die Torys am Ruder waren, sorgten diese durch einige Kriegsschiffe dafür, daß von jenen Inseln aus kein Handstreich gegen Portugal unternommen wurde. Als jedoch im November 1830 die Wighs in das Ministerium kamen, fanden dieselben für gut, die liberale Farbe in der portugiesischen Angelegenheit hervorzukehren. Die Regentschaft auf Terceira im Namen der Maria da Gloria wurde anerkannt, und als Dom Pedro aus Brasilien über den atlantischen Ocean herüber kam (s. S. 407), um die Sache seiner Tochter zu verfechten, durfte er in englischen Häfen Krigsschiffe ausrüsten und bemannen, Seeoffiziere anwerben, während ihm Frankreich französische, polnische, deutsche 2c. Söldner lieferte. Im März 1832 hatte er seine Expedition in Terceira concentrirt, anfangs Juli landete er im Duero und besetzte am 9. Oporto, welche Stadt immer der Hauptsitz der portugiesischen Konstitutionellen war. Unweit Oporto, bei Vallonga, griff er Dom Miguels Heer ohne Erfolg an und wurde seitdem in Oporto belagert. Dom Miguel übergab das Kommando dem Marschall Bourmont, dem aus Frankreich freiwillig exilierten Eroberer Algiers, Dom

Pedro dem französischen General Solignak, beide richteten aber nichts gegen einander aus, sowie auch das pedristische Geschwader, das der Engländer Sartorius befehligte, sich mit dem stärkeren miguelistischen in fruchtlosen Gefechten herumbiß. Das folgende Jahr machte aber Dom Pedro den Kommodore Charles Napier zu seinem Admiral und dieser enterte am 5. Juli beim Vorgebirge St. Vincent die stärkeren Schiffe Dom Miguels und nahm sie nach kurzem Handgemenge sämmtlich weg. Dom Pedro entsandte hierauf einige Truppen zur See nach Lissabon, welche am 25. Juli von der Hauptstadt aufgenommen wurden und vor deren Mauern eine miguelistische Division auseinander sprengten; ein Hauptangriff Bourmonts auf Oporto wurde von Saldanha, der statt Solignak die pedristischen Truppen kommandierte, vollständig zurückgeschlagen (25. Juli). England und Frankreich anerkannten Donna Maria im August als Königin, an deren Stelle Dom Pedro die Regentschaft führte und die Konstitution von 1826 verkündete. Der größere Theil der portugiesischen Nation blieb aber Dom Miguel treu, das Heer hielt fest und mit demselben nahm er bei Santarem eine Stellung, aus welcher ihn Saldanha vergebens zu verdrängen suchte. Am 22. April aber hatten England, Frankreich, die Regentin Christine von Spanien und Dom Pedro die sogenannte Quadrupelallianz zur Ordnung der portugiesischen und spanischen Angelegenheiten abgeschlossen, und da der Infant Don Karlos, der im Lager Dom Miguels war, von Portugal in Spanien einzudringen versuchte, marschierte im April 1834 ein spanisches Korps unter Rodil in den Rücken der Stellung von Santarem, die jetzt überwältigt wurde. Im Mai mußten Miguel und Karlos Portugal verlassen und sich nach England einschiffen; Miguel wurde seines Ranges als Infant entsetzt, seine Güter wurden sequestriert und er mit seiner Descendenz von der Thronfolge ausgeschlossen.

Am 24. September desselben Jahres starb Dom Pedro, 37 Jahre alt, die jugendliche Donna Maria übernahm die Regierung und heirathete am 26. Januar 1835 den Herzog August von Leuchtenberg, welchen der Tod schon am 28. März hinwegraffte, worauf Donna Maria im April 1836 Ferdinand August von Sachsen-Koburg zum Gemahl erkor. Die portugiesischen Finanzen waren natürlich durch die Revolutionen und Bürgerkriege von 1822—1834 furchtbar zerrüttet; das seit dem vorigen Jahrhundert beliebte Mittel zur Heilung dieses Schadens wurde auch in Portugal applicicrt, nämlich der Verkauf der Kirchengüter und der Staatsdomänen angeordnet. Dies half nur augenblicklich und vergrößerte die Finanznoth der Zukunft, indem durch jenen Verkauf dem Staatskredite das sicherste Unterpfand entzogen war. Der Gemahl der Königin war in den ersten Jahren nicht populär, sie konnte

seine Ernennung zum portugiesischen Oberfeldherrn in den Kortes nur mit Mühe durchsetzen, man beschuldigte ihn absolutistischer Absichten, in der That aber war er für die ehrgeizigen Parteiführer deßwegen ein Stein des Anstoßes, weil er es ihnen erschwerte im Namen der Königin selbst zu herrschen und ihren eigenen zerrütteten Vermögenszuständen aufzuhelfen. Alle diese Männer, wie Palmella, Kabral, Saldanha, Villaflor, Bandeira, Bomfim, das Antas 2c. entehrten ihren Namen entweder durch Mißbrauch ihrer Stellung zum Gelderwerbe oder durch Rebellion. Letzteres geschah immer im Namen der Freiheit und immer in den größeren Städten (Lissabon, Oporto, Koimbra, Evora 2c.), dazu jedesmal durch das Militär, während das Landvolk dieser Wirthschaft unmuthig zusah und höchstens die Charte und was mit ihr zusammenhing zum Teufel, dem Lande aber Dom Miguel als König wünschte. Schon 1836 brach im September unter General Graf Bomfim die vorausgesehene Schilderhebung aus, durch welche die Königin sich genöthigt sah, die Charte von 1822 anzunehmen, da Saldanha und Villaflor nicht so viel über das Militär vermochten, um den „Septembristen" Schach zu bieten. Die Kortes modificierten jedoch die Charte von 1822 in etwas zu Gunsten der Krone, eine Spannung mit England wurde 1840 beigelegt, ein Streit mit Spanien wegen der Dueroschifffahrt durch England vermittelt und die Königin 1841 von dem Papste und den drei sogenannten nordischen Mächten (Oesterreich, Preußen, Rußland) anerkannt. Doch 1842 spielte die Revolution wieder zu Oporto und zwar für die Charte von 1826, Donna Maria fügte sich und der Herzog von Terceira (Villaflor) trat mit Kosta Kabral an die Spitze der Geschäfte. Gegen diese empörte sich im Februar 1844 Bomfim mit dem Militär zu Torresnovas und Almeida, unterlag jedoch im April und mußte flüchten; 1846 erneuerten sich die Aufstände zu Oporto und Koimbra, die königlichen Truppen siegten jedoch und als 1847 Sa da Bandeira und das Antas abermals eine Empörung wagten, schritt England im Einverständnisse mit Spanien und Frankreich ernstlich ein und nahm das Antas mit seiner Flotte in Oporto gefangen, worauf Bandeira sich unterwarf und alles amnestiert wurde. Die letzte Revolution erlebte Donna Maria im April 1851 durch Saldanha, der durch die Kabralisten sich verdrängt glaubte; sie mochte sich jedoch damit trösten, daß das Revolutionieren gerade allgemein in Europa an der Tagesordnung war. Saldanhas Streich glückte, er wurde erster Minister und bald darauf versuchte er für seinen Sohn eine reiche Erbin aus einem Kloster zu entführen, um seine Vermögensverhältnisse besser zu ordnen, als es bisher mit Portugal gelungen war. Donna Maria starb den 15. November 1853, ihr Gemahl wurde von den Kortes als Regent für den noch unmündigen Thronfolger Pedro V. anerkannt, welcher 16. September 1855 volljährig

wurde; auch schien England seitdem über die Ruhe Portugals zu wachen, da ein neuer Aufstand wahrscheinlich zu einer Erhebung des Landvolks zu Gunsten Dom Miguels führen würde, was den englischen Interessen unter Umständen sehr nachtheilig werden konnte. (In neuester Zeit, unter König Dom Luis, ist Portugal ruhig und die Furcht vor Dom Miguel durch dessen Tod gehoben.)

Der Thronfolgekrieg in Spanien (1833—1839).

Ferdinand VII. wurde 1832 nur durch die Drohungen Englands und Frankreichs abgehalten zu Gunsten Dom Miguels gegen Donna Maria einzuschreiten, obwohl er selbst das salische Erbfolgegesetz aufgehoben hatte und bei seinem Tode (29. September 1833) Spanien in seiner dreijährigen Tochter Isabella eine Thronfolgerin und in seiner Wittwe Marie Christine eine Regentin, also eine vollständige Weiberregierung hinterließ. Don Karlos hatte bereits im April 1833 gegen das neue Thronfolgegesetz protestiert und am 27. November desselben Jahres von Portugal aus einen vergeblichen Versuch gemacht im Duerothale in Spanien einzudringen. Die Regentin Christine legte dagegen auf seine Güter Beschlag, erklärte ihn aller Titel und Würden verlustig und entschied im Mai 1834 (s. S. 526) durch ihre Intervention den portugiesischen Thronfolgestreit durch die Kapitulation von Evora, dergemäß Don Karlos sich nach England begeben mußte. Seine Sache fand jedoch Anhänger genug; das Landvolk war fast durchgängig für ihn, weil es einen König haben wollte, und schon im Herbste 1833 bildeten sich in Navarra und den baskischen Provinzen (Biskaya, Guipuzkoa, Alava) starke Guerillashaufen, welche Karl V. als König ausriefen. Dazu bewog die Basken vornehmlich auch die Gefahr, welche ihren Fueros oder Provinzialrechten von dem Regierungssysteme Christinens drohte, das sich bereits durch die Aufhebung der bisherigen uralten Eintheilung Spaniens in Königreiche, die durch 43 Provinzen nach Art der französischen Departements ersetzt wurden, als ein centralisierendes ankündigte, auf welcher Bahn es noch weiter gehen mußte, wenn, wie vorauszusehen war, die Regentin der konstitutionellen Partei sich vollständig in die Arme zu werfen genöthigt ward. Die Rechte jener Landschaften (Fueros, vom lateinischen forum, Gerichtstätte) waren sehr ausgedehnt: Freiheit von der Militärkonskription, von den Gränzzöllen; eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit mit einer höchsten königlichen Instanz; Entrichtung einer festgesetzten Abgabe; während der Friedenszeit Freiheit von jeder Garnison rc. Durch diese Fueros waren die betreffenden Landschaften eigentlich Republiken unter dem Schutze der spanischen Krone, den sie mit einigen Leistungen vergalten, aber so lieb die Fueros den Basken waren, was sich bei der bodenlos schlechten

Administration Spaniens seit mehreren Generationen leicht erklärt, so wenig konnten dieselben neben den Forderungen der Reichseinheit und der Nationalökonomie bestehen. Anfangs regierte Christine vermittelst des Ministeriums Zea Bermudez im Geiste des sog. „erleuchteten Despotismus" (den Friedrich II. von Preußen am glänzendsten repräsentirt hatte), die Partei der „Moderados" (d. h. Gemäßigte, Anhänger des Konstitutionalismus im Sinne der französischen Charte) aber drängte ihr mehr und mehr Zugeständnisse ab und der Generalkapitän Llauder von Katalonien erzwang die Entlassung des Ministeriums. Dieser General hatte im Unabhängigkeitskriege sich neben Porlier ausgezeichnet, war nach der Rückkehr Ferdinands VII. von der konstitutionellen Partei zurückgetreten und hatte sie verfolgen helfen; als nach dem Tode des Königs auch in Katalonien Unruhen ausbrachen, organisierte er angeblich gegen die Karlisten eine mehr als 25,000 Mann starke Bürgergarde und statt sich einen Verweis wegen seines eigenmächtigen Verfahrens gefallen zu lassen, gab er der Regentin eine solche Antwort, daß diese einsehen mußte, wenn sie nicht selbst eine Konstitution verleihe, werde eine solche in Barcelona ausgerufen werden. Im Januar 1834 wurde deßwegen ein gemäßigter Liberaler, Martinez de la Rosa, ehemals Professor der Philosophie und Kortesdeputierter, als solcher zwei Jahre gefangen, nach 1823 bis zu Ferdinands VII. Amnestie Verbannter, der Chef eines neuen Ministeriums, das in dem Estatuto real vom 10. April Spanien eine Repräsentativ-Verfassung mit zwei Kammern (Proceres und Procuradores) gab, die unter fortwährenden Angriffen bis zum 13. August 1836 dauerte, indem sie den Parteien der Progressistas und Exaltados, zu denen sich allmählig eine republikanische gesellte, nicht genügte. Unterdessen hatte nicht allein der Aufstand der Karlisten an Ausdehnung gewonnen, sondern auch die Cholera war hereingebrochen und gab zu verschiedenen nebelhaften Gerüchten Veranlassung, die sich endlich in das eine verdichteten, die Mönche und Karlisten hätten sich verschworen, das Volk in den Städten zu vergiften, worauf der Pöbel in Madrid mehrere Klöster stürmte und die Mönche ermordete, welchem Beispiele 1835 und noch später Barcelona, Murcia und andere Städte folgten, die Regierung aber dekretierte am 25. Juli 1834 die Aufhebung der Inquisition und die Verbannung der Jesuiten.

Die Finanznoth der christinischen Regierung war eine ganz untröstliche; die Finanzminister Burgos, Toreno und Mendizabal, die nach einander ihre Kunst versuchten, mußten am Ende zugestehen, daß es nur ein Mittel gebe, um dem finanziellen Ruin Einhalt zu thun, nämlich den Frieden. Burgos wurde später wegen Unterschleifs aus der Kammer der Proceres gestoßen, Toreno, der einfach durch die Verminderung der Staatsschuld um die Hälfte und durch die Eintheilung der bleiben-

den in eine aktive und passive das sinkende Finanzschiff erleichtern wollte, gab sein ministerielles Portefeuille als ein reicher Mann ab, zu dem er durch glückliche Börsenspekulationen gediehen war; Mendizabal (geboren um 1790 zu Gibraltar oder Kadix, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, machte als Kaufmann, Armeelieferant und zuletzt als Finanzagent Dom Pedros gute Geschäfte) verlangte ein unbedingtes Vertrauensvotum von den Kortes und erhielt es, als er versprach, die Finanzen ohne neue Steuern, Anlehen oder Verkauf von Nationalgütern wiederherzustellen. Er hielt sein Versprechen insoweit, daß nach Verfluß von nicht einem Jahre die Schuld um mehr als 40 Mill. Thaler vermehrt (seine Großsprecherei hatte ihm einen kurzdauernden Kredit verschafft) und das Staatseinkommen um die Hälfte vermindert war. Er brachte endlich das lang aufgesparte Mittel in Anwendung; die erste Dosis war ein Dekret vom 12. Oktober 1835, welches der Geistlichkeit den privilegierten Gerichtsstand entzog und die Aufhebung aller Klöster, die unter 12 Konventualen zählten, verfügte. Solcher wurden über 900 gefunden, ihre Güter als Nationaleigenthum erklärt und zum Besten der Finanzen verwendet. Ganze Schiffsladungen von Kirchenglocken wurden nach England verkauft, und wie im allgemeinen bei dem Losschlagen des Kloster- und Kircheninventars gewirthschaftet wurde, mag man daraus schließen, daß Mendizabals Mätresse unmittelbar darauf ein prachtvolles Halsband trug, das die Madonna einer Madrider Kirche geschmückt hatte. Auch die Regentin Christine litt nichts bei dem Schiffbruche des Staatskredits; sie hatte den Gardesoldaten Munoz zu ihrem Kammerherrn gemacht und sich denselben insgeheim antrauen lassen, welcher Verbindung eine zahlreiche Nachkommenschaft entsproß (acht Kinder), für welche Christine in dem zerrütteten Spanien so viel zu erwerben wußte, daß die einzelnen Glieder der herzoglichen Familie Rianzares (1844 wurde Munoz zum Herzog graduiert) zu den reichsten Rentiers in Europa gehören.

Um so schlimmer erging es der christinischen Armee, welche in den baskischen Provinzen, in Oberaragonien und Katalonien gegen die Karlisten focht. Es mangelte an allem, an Sold, Lebensmitteln und Kleidung (selbst im Winter mußten sich die Soldaten mit baumwollenen Hosen begnügen), und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß der karlistische Aufstand nicht sogleich im Entstehen unterdrückt wurde. Im Oktober 1833 zählten die karlistischen Guerillashaufen vielleicht 5000 Mann, und die ersten Gefechte fielen zu ihrem Nachtheile aus, Bilbao, Vittoria und Irun mußten sie räumen; als jedoch nach diesen Erfolgen der christinische General Valdez die Aufhebung der baskischen Fueros am 3. Dezember proklamierte, ergriffen die Basken und Navarresen die Sache des Don Karlos als ihre eigene, und General Zavalas

erklärte sich im Namen Karls V. als Generalkapitän der Provinzen, versicherte ihnen die Aufrechthaltung der Fueros und gab dadurch der Sache des Don Karlos Zusammenhang und Haltung. Den Oberbefehl erhielt Thomas Zumala-Karregui, geboren 1789, ein Baske, seit 1813 Offizier in der Armee, ebenso wenig Anhänger des alten Regierungssystemes als der das Königreich zerrüttenden Regentschaft, der von Don Karlos als König die Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes erwarten zu dürfen glaubte, während voraussichtlich Christine und Isabella Spanien niemals Frieden und Ordnung zu geben im Stande waren. Dieser Mann organisierte, während er die Gebirgsthäler seiner Heimath vertheidigte, die Guerillashaufen zu regelmäßigen Truppen, sorgte für ihre Bedürfnisse mit eben so viel Umsicht als Liebe, wodurch er ihre Anhänglichkeit in so hohem Grade gewann, daß sie ihn ihren „Onkel Thomas", wegen seiner Siege aber den „großen Kapitän" nannten. Seine Taktik war die von allen großen Feldherren (zuletzt von dem Erzherzog Karl) für die Vertheidigung eines Gebirgs vorgezeichnete; er ließ die feindlichen Kolonnen in dem Gebirge vordringen, behielt seine Hauptmacht beisammen, warf sich dann auf die Spitze und die Flanken einer einzelnen Kolonne, trieb sie hinaus, worauf die andern eiligst abziehen mußten, wenn sie nicht abgeschnitten und vernichtet werden wollten. Schon im April und Mai schlug er den General Quesada im Borundathale, am 1. August den Obergeneral Rodil im Thale der Ameskoas, am 18. August den General Karondelet bei Abarzurza und am 4. September bei Viana, am 27. und 28. Oktober gewann er bei Onate das erste Treffen in offenem Felde. Von diesen Siegen war bereits Don Karlos Augenzeuge; derselbe täuschte in England die ihn beobachtende Umgebung, schiffte nach Dieppe über, nahm verkleidet seinen Weg über Paris, also mitten durch Frankreich, und langte am 10. Juli wohlbehalten bei den Seinigen an. Er bestätigte Zumala-Karregui als Oberbefehlshaber, steigerte jedoch die barbarische Kriegsführung, die nur seiner Sache verderblich werden konnte. Rodil nämlich, als Ayakucho an Metzeleien gewöhnt, ließ jeden gefangenen Karlisten todtschießen, was Zumala-Karregui den Christinos reichlich vergalt, als seine Versuche, eine menschlichere Behandlung durch eine Uebereinkunft zu sichern, mißlungen waren. Rodil wurde von Mina abgelöst, der sich im Unabhängigkeitskriege und im Jahre 1823 den Ruf als Meister im Gebirgskriege erworben hatte, aber auch er richtete gegen den karlistischen Feldherrn nichts aus und legte wegen Krankheit den Oberbefehl nieder (April 1835). Sein Nachfolger Valdez drang kühn ins Gebirge vor, wurde aber in den Ameskoas vollständig geschlagen und rettete kaum die Hälfte seines Korps nach Estella, das er sowie fast alle Plätze in Navarra und Biskaya bald darauf räumen

mußte. Zumala-Karregui, der 20,000 Mann Fußvolk und 800 Reiter befehligte, eine treffliche Mannschaft, die sich eben so muthig mit der blanken Waffe als im Feuergefechte schlug, wollte auf Madrid losgehen, Don Karlos jedoch, der auf seine Umgebung mehr hörte als auf seinen erprobten Feldherrn, befahl die Belagerung Bilbaos. Zumala-Karregui hatte bereits die Vorstädte genommen, da es ihm aber an Belagerungsgeschütz fehlte, traf er die Anordnungen zum Sturme, wobei er am 15. Juni durch eine Flintenkugel verwundet wurde; die Ungeschicklichkeit der spanischen Aerzte, die gegen den Rath eines englischen die Kugel nicht herausziehen ließen, brachte ihm am 25. Juni 1835 einen schmerzhaften Tod. Don Karlos mußte die Belagerung mit großem Verluste aufheben; er hatte nicht nur seinen besten Feldherrn, sondern auch den Mann verloren, dessen geistige Ueberlegenheit die Umgebung des Prinzen nie zu dem verderblichen Einflusse hätte vorrücken lassen, den sie später ausübte. Zwar entwickelte jetzt Ramon Kabrera (geboren 1810 zu Tortosa, früher als Studierender der Theologie ein Thunichtgut), der seine militärische Laufbahn mit einer Guerilla von 15 Mann eröffnet hatte, in Oberaragonien ein glänzendes Talent, schändete aber seinen Namen durch Ausschweifungen, die er sich und seinen Soldaten erlaubte, und durch wahnsinnige Grausamkeit; dazu hatte ihn allerdings ein Offizier Minas gereizt, der Kabreras 72jährige Mutter erschießen ließ, weil dieselbe an einer Verschwörung Theil genommen hatte, um ihrem Sohne Tortosa in die Hände zu spielen, worauf Kabrera nicht nur alle Gefangenen, sondern selbst die Weiber und endlich auch die Kinder der Nationalgardisten erschießen ließ. Aehnlich wüthete in Oberkatalonien der Graf Espanna, der sich in Berga festgesetzt hatte und von dort aus einen Vernichtungskrieg gegen die kleineren katalonischen Städte führte. Die Christinos erwiederten die Barbarei, und obwohl bei ihnen England und Frankreich, bei Don Karlos die nordischen Mächte einen Vertrag vermittelten, demgemäß die Gefangenen nach dem bei den civilisierten Nationen geltenden Kriegsrechte behandelt werden sollten, so fing die Wütherei doch immer wieder neu an. Als die christinische Regierung in Folge der Quadrupelallianz die Hilfe ihrer Verbündeten anrief und Louis Philipp die 5000 Mann starke Fremdenlegion aus Algier nach Spanien warf, England unter Lacy Evans eine Legion von 8000 Mann und Portugal 6000 Mann unter das Antas schickte, so verordnete Don Karlos augenblicklich, daß jeder gefangene Fremde erschossen werden solle, und doch hatte er selbst auch Fremde im Dienst, zuletzt ein ganzes Bataillon Ueberläufer aus der Fremdenlegion. Diese Hilfe machte es den Christinos möglich, wieder zum Angriffe überzugehen, und der in den baskischen Provinzen kommandierende General Kordova erfocht anfänglich einige Vortheile, ließ sie

aber unbenützt, unterstützte überhaupt die Fremden nicht, die er gleich allen Spaniern tödtlich haßte, so daß die Karlisten wieder frischen Muth schöpften. Im Mai 1836 entsetzte Evans das belagerte St. Sebastian durch einen blutigen Kampf, aber die darauf folgende Unthätigkeit Kordovas gab Veranlassung, daß der karlistische General Gomez einen Zug unternahm, der in der Kriegsgeschichte beispiellos ist. Derselbe brach nach Asturien durch, wandte sich von christinischen Generalen verfolgt nach Leon, kam bis Sepulveda und Guadalarara, schlug in der Nähe von Madrid ein christinisches Korps, brandschatzte Kordova, Jaen und Almaden, wo er in aller Eile die Quecksilberbergwerke möglichst verdarb, wurde zwar von General Narvaez geschlagen, fand aber doch den Rückweg an den Ebro, den er am 17. Dezember überschritt und mit 4000 Mann und ungeheurer Beute zu Don Karlos zurückkam. Seitdem ist der Name Gomez verschollen; das Gerücht sagt, er sei seiner politischen Grundsätze wegen bei Don Karlos angeklagt und erschossen worden.

Der unthätige Kordova sollte das Kommando in den baskischen Provinzen an Espartero abgeben, weigerte sich aber zu gehorchen und mußte durch die Offiziere gezwungen werden. Die Karlisten belagerten unter Villareal seit Ende Oktobers mit 15,000 Mann und 30 Belagerungsgeschützen Bilbao und bedrängten es auf das äußerste, denn der Besitz einer größern Stadt und eines Seehafens war für das Gelingen ihrer Sache von entscheidender Wichtigkeit. Espartero wagte am 24. und 25. Dezember den Angriff auf das karlistische Lager, als sich einige Regimenter wetteifernd zur Erstürmung der festesten Punkte der feindlichen Stellung angeboten hatten; er erfocht einen vollständigen Sieg und rettete dadurch nicht nur Bilbao, sondern auch Christinens Regentschaft, sowie Isabellens Thronfolge und das ganze politische Wesen, welches damit zusammenhing. Dafür wurde er zum Grafen von Luchana (dem entscheidenden Punkte in der Schlacht bei Bilbao) erhoben und seine Parteinahme in den politischen Parteikämpfen wurde bald die den Ausschlag gebende. Dieser Mann war 1792 zu Granatula in der Mancha geboren, der Sohn eines armen Wagners, trat 1808 als Student in das Heer ein, wurde 1813 Hauptmann, 1824 in Südamerika, wo er gegen die Insurgenten focht, Oberst, und kehrte nach der Schlacht bei Ayakucho heim. Er war durch Spiel und Heirath ein reicher Mann geworden, erklärte sich rasch und entschieden für Isabellas Thronfolge und wurde zum Lohne Brigadegeneral, focht unter Mina und Kordova gegen die Karlisten, ersetzte endlich den letztern als Kommandant des in den baskischen Provinzen stehenden Heeres. Als einer der Ayakuchos gehörte er bisher zu der Partei der Moderados, nahm aber seit seinem Siege bei Bilbao eine beobachtende Stellung ein, indem er schon damals sich mit dem Plane trug, sich der höchsten Gewalt während Isabellens Minderjährigkeit zu

bemächtigen. Solchen Gedanken durfte sich ein siegreicher General in Spanien hingeben, da in diesem Lande die schauerlichste Anarchie herrschend wurde. Die Wuth der Karlisten und Christinos stieg aufs höchste; gefangene Karlisten wurden in Barcelona und andern Städten von Volkshaufen förmlich abgeschlachtet, das christinische Militär beschuldigte da und dort seine Anführer der Verrätherei und ermordete die Generale Eskalera, Sarsfield, Gonzalez und andere; die Garde zu Madrid verweigerte den Ausmarsch, so lange die Regentin kein anderes Ministerium einsetze, fast in allen Städten bildeten sich unabhängige Juntas und verlangten die Konstitution von 1812. Die Kortes und die Regentin verweigerten dieselbe so lange sie konnten, weil dem Könige Louis Philipp eine spanische Verfassung, die den Thron wirklich mit republikanischen Institutionen umgeben hätte, wie sie die Linke in der Deputiertenkammer für Frankreich zu fordern nicht aufhörte, im höchsten Grade mißfallen mußte. Christine glaubte für diesen Widerstand die oft erbetene bewaffnete Intervention Frankreichs zu erhalten, in welcher Hoffnung sie sich aber getäuscht sah, denn Louis Philipp wollte die nordischen Mächte weder durch eine förmliche Intervention beleidigen, noch wollte er Spanien okkupieren und dieser stolzen, gegen die Fremden so eifersüchtigen Nation ein Weiberregiment aufzwingen. Ein revolutionärer Handstreich nöthigte endlich die Regentin die Konstitution von 1812 anzunehmen; sie befand sich mit Munoz in dem Lustschlosse la Granja, als ein Militäraufstand, der ursprünglich dem Herrn Munoz galt, sie so hart bedrohte, daß sie eine Deputation von zwölf Unteroffizieren annehmen und in alles willigen mußte (13. August 1836). Aufstände und Mordthaten gingen der Scene zu la Granja voran und folgten ihr nach; die einberufenen konstituierenden Kortes aber modificierten (1837) die Charte von 1812 dahin, daß sie das getreue Abbild der französischen von 1830 war; sie hoben auch den Zehnten auf, desgleichen alle Mönchsklöster und die dotierten Ritterorden, wodurch jedoch der Finanznoth nicht im mindesten abgeholfen wurde.

Der Sommer des Jahres 1837 wurde dessenungeachtet für Don Karlos verhängnißvoll; anfangs Mai schlugen sich die Karlisten bei St. Sebastian, Hernani und Irun in mörderischen Kämpfen mit Evans, und da dieser von den christinischen Generalen schlecht oder gar nicht unterstützt wurde, ging er mit der englischen Legion, deren Kapitulationszeit gerade abgelaufen war, nach England zurück. Jetzt wagte Don Karlos den entscheidenden Zug nach Madrid; ein Korps unter Zareategui und Guergue ging bei Miranda über den Ebro, drang in Altkastilien vor und besetzte am 24. August Segovia; fast gleichzeitig brach Don Karlos selbst mit 20,000 Mann Kerntruppen auf, siegte am 24. Mai bei Hueska über den christinischen General Iribarren, der

tödtlich verwundet wurde, rieb im Juni bei Barbastro die französische Fremdenlegion bis auf 400 Mann auf, überschritt am 30. bei Mora den Ebro, zog Kabrera mit 14,000 Mann an sich und drang gegen Madrid vor. Diese Hauptstadt hatte zu ihrer Vertheidigung fast nur Nationalgarden; ein Reitergefecht vor den Thoren wurde von den Karlisten glänzend gewonnen, dennoch wagte Don Karlos keinen ernstlichen Angriff und ließ dadurch Espartero Zeit in Gewaltmärschen herbeizueilen. Am 12. August war dieser in Madrid, stürzte das aus der Revolution von la Granja hervorgegangene Ministerium Mendizabal, vertrieb Zareategui aus Segovia, während Don Karlos sich östlich wandte. Am 24. August gewann dieser bei Herrera einen bedeutenden Sieg über ein christinisches Korps, das seinen General, Buerens, gezwungen hatte, es gegen die dreimal stärkeren Karlisten in das Treffen zu führen Hierauf drang er abermals gegen Madrid vor, aber am 13. September schlug Espartero Kabreras Korps bei Sacedon und drängte die karlistische Hauptmacht durch neue Gefechte über den Ebro zurück. So war der Zug gegen Madrid für Don Karlos mißlungen, viele seiner Anhänger verzweifelten an seiner Fähigkeit, in seinem Hauptquartier selbst brach bittere Zwietracht aus, und er ließ sich bewegen, seinen tapfern Stiefsohn Don Sebastian nebst den erprobtesten Generalen abzusetzen und das Oberkommando dem langsamen Guergue zu übergeben. Er entsandte am Schlusse des Jahres den Grafen Negri über den Ebro, dessen Korps jedoch am 25. April 1838 von Esparteros Reiterei gefangen oder zersprengt wurde; Espartero nahm auch Ripoll und Solsona in Katalonien, für welche Thaten er zum Generalissimus der spanischen Heere ernannt wurde. Nur Kabrera hielt die Sache des Don Karlos noch aufrecht; er eroberte das wichtige Morella, das sein Hauptwaffenplatz wurde, zwang den General Oraa, der es im August belagerte, zum Abzuge, drang verwüstend bis Valencia vor, kehrte zurück und erfocht am 1. Oktober bei Maella seinen glänzendsten Sieg.

In Don Karlos Hauptquartier sowie bei den entfernteren Korps brachen bereits förmliche Aufstände aus, die jedoch beruhigt werden konnten, was die Ernennung des entschlossenen Maroto zum Oberbefehlshaber zur Folge hatte; Espartero aber stürzte das Ministerium in Madrid durch die öffentliche Beschuldigung, dasselbe vernachlässige das Heer geflissentlich, auch betrieb er die Verbannung der Generale Kordova und Narvaez, seiner persönlichen Gegner, welche zu Sevilla sich an die Spitze einer Junta gestellt hatten. Im Anfange von 1839 machte Espartero beträchtliche Fortschritte in den baskischen Provinzen, wobei ihm General Zurbano, vor dem Bürgerkriege ein berüchtigter Schmuggler, treffliche Dienste leistete. Maroto schrieb diese Unfälle dem Ungehorsam seiner Unterbefehlshaber zu, worauf ihm Don Karlos, wiewohl sehr ungerne, die unbeschränkte Vollmacht gab, nach

Umständen zu verfahren. Diese benutzte derselbe alsbald und ließ am 19. Februar fünf Generale, die Häupter der sogenannten kastilischen Partei, erschießen. Darauf erklärte ihn Don Karlos als Verräther, nahm aber sein Manifest nach drei Tagen wieder zurück, als ihn Maroto durch das ihm ergebene Heer bedrohte, und willigte in die Verbannung von dreißig durch Maroto bezeichneten Personen. Derselbe sah aber wohl, daß er dem Verdachte seines Herrn zuletzt unterliegen müsse und beeilte sich daher, die mit Espartero eingeleiteten Unterhandlungen zum Ziele zu führen. Am 31. August unterzeichneten Maroto und fünfzig Karlistenchefs zu Bergara einen Vertrag, in welchem den Karlisten vollständige Amnestie und ungehinderte Rückkehr in die Heimath zugesichert wurde, Espartero aber die Zusage gab, für die Aufrechthaltung der Fueros, soweit sich dieselben mit der Verfassung Spaniens vertragen würden, seinen ganzen Einfluß aufbieten zu wollen. Nun legten 18 karlistische Bataillone und 5 Schwadronen die Waffen nieder, Don Karlos konnte sich mit 10,000 Mann, die ihm treu geblieben waren, nicht länger halten und flüchtete am 15. September nach Frankreich, wo ihm Bourges zum Aufenthaltsorte angewiesen wurde.

Kabrera, Espanna, Balmaseda und andere karlistische Anführer setzten den Krieg noch fort, da jedoch der erste erkrankte und die Operationen nicht persönlich leiten konnte, wurde es Espartero nicht besonders schwer den letzten Widerstand in Aragonien und Katalonien zu überwältigen; am 22. Mai wurde Kabrera bei la Cenia von Odonel geschlagen, am 30. Morella, der karlistische Hauptplatz, zur Uebergabe genöthigt. Kabrera warf sich nach Oberkatalonien, strafte zu Berga die Mörder Espannas (er war Ende Oktobers 1839 durch die karlistische Junta selbst umgebracht worden), mußte aber vor dem nachdrängenden Espartero am 6. Juli 1840 mit seinen 8000 Mann über die französische Gränze flüchten. General Koncha vernichtete das letzte karlistische Korps und anfangs August hörte der Widerstand der Karlisten auf, nachdem etwa 30,000 die Flucht nach Frankreich der Ergebung vorgezogen hatten.

Espartero stürzt die Regentin und führt selbst die Regentschaft (1840—1843). Sein Sturz; die spanischen Heirathen. Periodische Anarchie.

Espartero behielt den Oberbefehl über die Armee, wurde zum Herzog von Morella und zum Siegesherzog ernannt, die Basken huldigten der Königin Isabella II., die Kortes bestätigten die Fueros, soweit sie mit der Verfassung verträglich wären, Moderados und Progressistas umarmten sich feierlich, die Parteien schienen versöhnt und Frieden und Ordnung nach Spanien zurückgekehrt. Bald jedoch zeigte es sich, daß Spanien dieses Glück nicht haben sollte; das Ministerium, von der Furcht vor den Karlisten befreit und eine Kräftigung der Regierungsgewalt als

nothwendig erachtend, legte ein neues und strengeres Preßgesetz vor, ein anderes über die Ayuntamientos (Gemeinderäthe der Städte), durch welches die Wahl derselben von der Regierung abhängig wurde, wie auch der Nationalmiliz die Wahl der Offiziere nicht ferner mehr zustehen sollte. Die Ayuntamientos hatten durch die Verfassungen von 1812 und 1837 sehr weitgehende Befugnisse; sie verwalteten das Gemeindevermögen, handhabten die Polizei, ernannten die Beamten der Gemeinde und übten durch diese Stellung einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl der Kortes, sie waren daher die eigentlichen Träger des Liberalismus in Spanien, sowie die Nationalmiliz die Armee desselben bildete, beide daran gewöhnt, der Regierung durch Petitionen und Erklärungen zu befehlen. Die Kortes erklärten sich in einer Adresse gegen die neuen Gesetzesvorschläge, sie wurden aber am 18. November 1839 aufgelöst und es gelang der Regierung durch die neuen Wahlen eine Mehrheit von Moderados durchzusetzen, von welcher im Juni 1840 das Ayuntamientogesetz angenommen wurde. Aber Espartero erklärte sich gegen dasselbe, die Gährung in den Städten steigerte sich bedenklich und als die Regentin am 19. Juli zu Barcelona das Gesetz trotz Esparteros Abrathen (er hatte sich persönlich in Barcelona eingefunden) sanktionierte, gab dieser seine Entlassung. Sie wurde ihm verweigert, weil ein Militäraufstand die Folge gewesen wäre, und als in Madrid und in allen großen Städten sich unverkennbare Vorboten einer Revolution zeigten, übertrug die Regentin dem Siegesherzog selbst die Bildung eines Ministeriums, welchen Auftrag dieser ausschlug, als die Regentin in die Auflösung der Kortes und die Zurücknahme des Ayuntamientogesetzes nicht einwilligte. Darauf bildete sich in Madrid eine Centraljunta neben fast unzähligen Provinzialjunten, fast das gesammte Militär erklärte oder drohte seinen Abfall, so daß die Regentin keine andere Wahl hatte, als Espartero die Bildung eines Ministeriums mit unbeschränkter Vollmacht zu übertragen und als Regentin abzudanken. Am 12. Oktober verkündigte sie zu Valencia, wo sich Espartero abermals eingefunden hatte, ihre Abdankung, welche von ihm sogleich angenommen wurde, und schiffte sich nach Frankreich ein, wo sie zu Marseille am 8. November ihre Entsagung bestätigte. Espartero war jetzt thatsächlich der Regent Spaniens und wurde als solcher am 8. Mai 1841 von den Kortes erklärt, der minderjährigen Isabella aber gaben sie den Augustin Arguelles, den Haupturheber der Verfassung von 1812, zum Vormund. Daß Espartero das Ziel seines Ehrgeizes mit so leichter Mühe erreichen konnte, daran war die von Don Karlos von 1834—1839 bewiesene Unfähigkeit, andererseits aber Christinens Verhältniß zu Munoz und ihre Habsucht schuldig; beide verloren dadurch das Vertrauen der spanischen Nation, was sich am deutlichsten in den Gerüchten zeigte, welche bei dem Abschlusse des Ver-

trags von Bergara unter der christinischen und karlistischen Armee verbreitet waren. Die Soldaten sagten sich nämlich, ihre Feldherren Espartero und Maroto hätten bei ihren Zusammenkünften sich dahin ausgesprochen, weder Christine noch Don Karlos verdienten es, daß sich die Spanier ihretwegen bekämpften, da aber der Thron doch besetzt sein müsse und keine Wahl als die zwischen Don Karlos und Christine sei, so wollen sie, um aller Eifersucht ein Ende zu machen, die Thronfolge auf die Karten setzen, Espartero für Christinen, Maroto für Don Karlos spielen. Das sei geschehen und Esparteros wahnsinniges Spielerglück sei ihm auch jetzt treu geblieben und habe die weibliche Thronfolge entschieden. Dieser wenn auch ganz ungereimte Soldatenwitz hatte jedenfalls die Bedeutung, daß man in den beiden Armeen der Meinung war, mit dem Ende des Bürgerkrieges werde der glückliche Feldherr im Namen seines Souveräns regieren, gerade wie er bisher für denselben den Krieg geführt hätte.

Espartero hatte als Regent die Kortes und Madrid für sich, aber die von ihm gestürzte Partei der Moderados arbeitete gegen ihn, und ehrgeizige Generale fanden es unerträglich, daß ein Mann ihresgleichen königliche Gewalt üben und königliche Gunst ertheilen solle, außerdem aber wurde er verdächtigt, als ob er den Engländern auf Kosten der spanischen Industrie Zugeständnisse zu machen gedenke. Er wurde allerdings von der englischen Regierung begünstigt, während die französische Christinens Sache auf jede Weise unterstützte. Louis Philipp mußte von dem revolutionären Treiben in Spanien und besonders von dem Siege der Ayuntamientos sich ärgerlich abwenden, auch war die Erhebung Esparteros ein gefährliches Beispiel, zumal für ihn, dem die französischen Republikaner, Legitimisten und Bonapartisten das Recht Frankreich zu regieren absprachen, da er dasselbe weder ererbt, noch durch die Volkswahl erhalten, noch durch Verdienste um Frankreich erworben habe. Zudem wuchs Isabella heran und es fragte sich bald: welchen Gemahl wird man der Königin von Spanien geben? Englands Interessen verlangten, daß ein fremder Prinz, jedenfalls kein französischer, Isabellens Hand erhielte, damit die Verbindung Spaniens mit der französischen Politik, welche Ludwig XIV. trotz des spanischen Erbfolgekrieges durchgesetzt hatte, welche durch den bourbonischen Familienpakt von 1761 England so gefährlich geworden war, wo möglich ein Ende nehme, wozu die Verheirathung Isabellas z. B. mit einem deutschen Prinzen das bequemste Mittel schien. Aus denselben Gründen aber mußte Louis Philipp sich die Disposition über Isabellas Hand sichern, und dies gelang ihm durch Isabellas Mutter. In Paris bildete sich um Christinen das Hauptquartier der gegen Espartero operierenden Macht; dort fanden sich alle gestürzten Minister der Moderadospartei und die kühnen Gene-

rale Odonel und Narvaez ein. Am 19. Juli 1841 erließ Christine eine Protestation gegen die Vormundschaft des Arguelles und erklärte ihre Abdankung als eine erzwungene. Schon im Herbste platzte die erste gegen Espartero angelegte Mine, diesesmal aber ohne Erfolg. Narvaez, der in der Nähe von Kadix gelandet war, brachte kaum einige Guerillas auf die Beine, Odonel gewann zwar einige Bataillone der Besatzung von Pampeluna und bemächtigte sich der Citadelle, allein die Stadt ergab sich nicht, die Aufstände in Vittoria, Bilbao und Estella wurden von Zurbano schnell unterdrückt, Odonel selbst beeilte sich seine Rettung jenseits der französischen Gränze zu suchen. In Madrid hatte der Reitergeneral Diego Leon einen Theil der Garde gewonnen und war in der Nacht des 7. Oktober in die Korridore des königlichen Palastes gedrungen, um Isabella mit Gewalt zu entführen, aber die königlichen Hellebardiere (die innere Schloßwache) schloßen die Gitter und zwangen durch ihr Feuer die Eindringlinge zur Flucht. Espartero verfuhr gegen die aufständischen Bauern und Städter (auch Barcelona, Valencia, Tarragona rc. hatten republikanisch gefärbte Erhebungen versucht) mit großer Milde, Diego Leon aber ließ er kriegsrechtlich erschießen und strafte die Basken dadurch, daß er die Zollgränze vom Ebro an die Pyrenäen verlegte. Der Finanznoth konnte Espartero begreiflicherweise nicht abhelfen, wodurch besonders die Soldaten, deren Sold oft monatelang ausblieb, gegen ihn erbittert wurden; seine Absicht, die spanischen Zölle zu ermäßigen, weil sie eigentlich bei der mangelhaften einheimischen Industrie nichts anderes als große Schmuggelprämien waren, versetzte namentlich Katalonien in Aufregung, und daß er den 1834 von den Kortes betretenen Weg, der Kirche ihre Rechte und die Reste ihres Eigenthums zu entreißen, fortging, entfremdete ihm das gesammte Landvolk, den größten und besten Theil der Nation. Am 1. Mai 1841 sprach der Papst in einer Allokution gegen die Aufhebung der Klöster in den baskischen Provinzen, die nach dem Vertrag von Bergara, aber gegen denselben, vorgenommen wurde, gegen die willkürliche Absetzung von Geistlichen und die unberechtigte Ertheilung von Pfründen, gegen die Verhaftung und Verbannung des päpstlichen Nuntius rc., worauf die spanische Regierung dadurch antwortete, daß sie eine ziemliche Anzahl Geistlicher verbannte, allen direkten Verkehr mit dem päpstlichen Stuhle verbot, karlistischen Geistlichen und im Auslande ordinierten den Beichtstuhl und Altar untersagte, dem Papste die Oberhoheit über die spanische Kirche absprach, weil derselbe die spanische Regierung nicht anerkannt habe, endlich alles Kirchengut für Nationaleigenthum erklärte und zur Bestreitung des Kultus jährlich ungefähr 5½ Mill. Thaler von Seiten des Staats anwies. Alle Parteien vereinigten sich endlich gegen Espartero, obwohl sie sich selbst gegenseitig tödtlich haßten, und

Christine lieferte die nöthigen Geldmittel. Katalonien konnte nie ganz von politischen Banden verschiedener Farbe gereinigt werden, obwohl der furchtbare Zurbano in dieser Provinz befehligte; am 13. November erhob sich die Bevölkerung von **Barcelona**, zwang Zurbanos Truppen zum Rückzug in die Forts, worauf Espartero selbst herbeieilte und die Stadt durch mehrtägige Beschießung am 12. Dezember zur Uebergabe zwang. Auch die Aufstände in **Figueras**, **Saragossa**, **Valencia** wurden unterdrückt, aber im folgenden Jahre (1843) verbreitete ein Adjutant des General Narvaez den Aufstand über ganz Andalusien, General Prim über Katalonien, Narvaez und Koncha landeten in Andalusien, Zurbano konnte Prim nicht zu Paaren treiben, weil seine Truppen sich zu fechten weigerten und theilweise übergingen, Espartero selbst blieb 18 Tage unthätig bei Albaceta stehen und bekämpfte seine Gegner mit Proklamationen. Diese sparten das gleiche Mittel nicht, eine Stadt nach der andern erließ ihr sogenanntes Pronunciamento (Erklärung gegen die Regierung), selbst die wenigen Kriegsschiffe, die Espartero hatte kaufen oder bauen lassen, machten ihre Pronunciamentos. Narvaez konnte den Soldaten so viel versprechen als Espartero und mehr bezahlen als dieser, daher gingen dieselben sämmtlich über. Er zog am 23. Juli durch Kapitulation in Madrid ein, das der Sache Esparteros bis zum letzten Augenblicke treu geblieben war; dieser hatte sich nämlich gegen Sevilla gewandt, beschoß dasselbe vom 20. bis 35. Juli vergebens und eilte dann, von dem General Koncha verfolgt und von allen Truppen mit Ausnahme eines Bataillons der Jäger von Luchana verlassen, nach Kadir, wo er sich am 30. nach England einschiffte.

In Madrid hatte sich eine sogenannte Nationalregierung gebildet, deren Mitglieder aus früheren Ministern und den Herren bestanden, welche bei der letzten Erhebung eine Hauptrolle gespielt hatten; aber nun verweigerte General **Ametller**, der sich zuerst in Katalonien an Zurbano gewagt hatte, den Gehorsam, gewann Barcelona und die wichtigsten Festungen Kataloniens, während auch Saragossa, Zamora, Leon, Vigo und andere Städte sich für die Progressisten erklärten. **Prim**, **Koncha** und **Sanz** bezwangen jedoch diesen republikanischen Aufstand, Barcelona nur durch einen blutigen Kampf und mehrwöchentliches Bombardement (von Ende September bis 20. November); am 12. Januar 1844 kapitulierte auch Ametller in Figueras und durfte wie die andern Kompromittierten auswandern. Das Ministerium hatte indessen eine neue Wahl der Kortes angeordnet, die auf den 15. Oktober 1843 einberufen wurden und bald darauf die Volljährigkeit der 13jährigen Isabella aussprachen. Sogleich begann der parlamentarische Krieg zwischen den Parteien, während zwei Mordversuche gegen Narvaez mißlangen. Die Partei der Moderados gewann durch Narvaez die Oberhand, die

Herren Lopez, Olozaga, Kortina u. s. w., die zu Esparteros Sturz am meisten beigetragen hatten, mußten Spanien verlassen; die siegreiche Partei hatte es aber nicht verschmäht, die junge Königin auf eine unverantwortliche Weise zu dem Sturze des Ministeriums Olozaga zu benutzen. Sie ließ Isabella II. nämlich erklären, Olozaga habe sie zur Unterzeichnung eines Dekrets gezwungen, indem er die Thüre riegelte, sie auf einen Sessel niederzog und ihr die Feder in die Hand gab. Der geflüchtete Olozaga leugnete dies, seine zahlreiche Partei verbreitete seine Erklärung in ganz Spanien, das nun die Wahl hatte, wem es glauben wollte. Neue Aufstände der sogenannten Progressisten wurden blutig niedergeschlagen, die Nationalmilizen entwaffnet, und Narvaez, der 1844 Präsident des Ministeriums wurde, das er thatsächlich seit Esparteros Vertreibung geleitet hatte, bewies sich als den Mann, der bei dem Militär die Disciplin, bei den Revolutionslustigen den Schrecken vor seiner unerschütterlichen Energie und Strenge und durch beides die Ruhe in Spanien aufrecht zu erhalten im Stande sei. Eine wichtige Maßregel zur Beruhigung Spaniens, die Herstellung eines Rechtszustandes zwischen Kirche und Staat, wurde unter Narvaez wenigstens angebahnt, indem die verbannten Priester zurückgerufen, die gewaltthätigen Erlasse von 1834—1843 ungiltig erklärt, der Verkauf der noch übrigen Kirchengüter eingestellt und von dem Staate ein größerer Beitrag für den Kultus und die Unterhaltung der Geistlichkeit zugesagt wurde; wegen eines Konkordats wurde mit dem päpstlichen Stuhle eifrig unterhandelt (es kam erst im Januar 1851 zu Stande) und derselbe anerkannte im März 1845 Isabella II. als Königin von Spanien.

Das Ministerium Narvaez legte gegen Ende des Jahres 1844 den Kortes wesentliche Abänderungen der Verfassung von 1837 vor und setzte dieselben auch durch; neue Unruhen wurden augenblicklich erdrückt (21. Januar 1845 Zurbano erschossen), ein Mordversuch gegen Narvaez schlug abermals fehl, ein Zwist mit Marokko würde wenigstens nicht wie unter Ferdinand VII. zur Schmach Spaniens beigelegt, der äußere und innere Frieden schien für längere Zeit gesichert. Selbst die Rückkunft Christinens mit Munoz störte die Ruhe nicht (obwohl die Börsenspekulationen desselben eben nicht günstig beurtheilt wurden), weil gerade die Frage wegen der Vermählung der Königin die ganze Nation beschäftigte. Die natürlichste Lösung wäre wohl die gewesen, wenn sich Isabella II., wie früher besonders von den Moderados gewünscht wurde, mit dem Grafen Montemolin, dem ältesten Sohne des Don Karlos, vermählt hätte, zumal Don Karlos zu Gunsten desselben 1845 seinen Ansprüchen auf den Thron entsagt hatte. Der Graf von Montemolin wäre auf diese Weise zwar nicht König, aber doch der Gemahl der Königin geworden, und wer wollte diese hindern, wenn sie ihn zum Mitregenten erklärte?

Diese Transaktion scheint jedoch gar nicht ernstlich versucht worden zu sein, vielmehr bekämpften sich der englische und französische Einfluß auf das hartnäckigste wegen der „spanischen Heirathen", da nämlich auch für Isabellas Schwester, Donna Luisa, ein Gemahl zu bestimmen war. Louis Philipp, der Christinen auf seiner Seite hatte, gewann die Partie; Isabella, der man kein langes Leben und keine Nachkommenschaft versprach, heirathete ihren Vetter den Infanten Franz von Assis, ihre Schwester Donna Luisa den jüngsten Sohn des französischen Königs, den Herzog von Montpensier (10. Oktober 1846). Diese spanischen Heirathen erbitterten das englische Kabinet unversöhnlich, weil dadurch Spanien abermals an Frankreich geknüpft schien.

Isabella II. ließ sich fortwährend von ihrer Mutter führen, und dieser Einfluß entfernte schon im April den General Narvaez von der Leitung der Geschäfte, worauf sich sogleich Progressisten und Karlisten, wiewohl ohne Erfolg, in Aufständen versuchten. Das Jahr 1847 sah nicht weniger als fünf Ministerien nach einander, als Leiter des letzten abermals Narvaez, der im März 1848 eine Madrider Nachahmung der Pariser Februarrevolution zerschmetterte und im Mai den englischen Gesandten Bulwer, der sich mit den Unruhestiftern eingelassen hatte, ohne weitere Umstände aus Spanien verwies. So gesichert schienen die Verhältnisse, daß selbst Espartero auf seine Güter in Aragonien zurückkehren durfte; durch die Geburt einer Thronerbin (20. Dez. 1851) wurde die Nachfolge der Herzogin von Montpensier unwahrscheinlich und dadurch die Eifersucht zwischen Frankreich und England gemildert; bei einem Mordversuche auf die Königin (2. Febr. 1852) zeigte das spanische Volk seine altbewährte Verehrung des Thrones aufs neue, aber Isabella fand weder in sich die feste Haltung, welche zum Herrschen nöthig ist, noch war der Einfluß ihrer nächsten Umgebung der Art, daß er diesen Mangel ergänzte. Im Januar 1851 mußte Narvaez das Ministerium und für einige Zeit auch Spanien verlassen; das Ministerium Bravo-Murillo versuchte im Dezember 1852 einen sogenannten Staatsstreich, wagte ihn aber nicht vollständig und trat zurück, worauf bis 1854 ein Ministerium um das andere folgte und durch seine Schwäche ebenso sehr als die unverhohlene Absicht, die Verfassung von 1844 zu beseitigen, die Parteien neu belebte. Diesesmal vereinigten sich dieselben zum Sturze Christinens, und die Generale Odonel und Koncha, die 1843 mit Narvaez Espartero vertrieben hatten, leiteten die Revolution von 1854 im Juni und Juli durch Militäraufstände ein, die aber bereits mißlungen wären (30. Juni Treffen bei Vikalvaro), wenn nicht die Partei der Progressisten sich angeschlossen hätte; an ihre Spitze stellte sich Espartero, Madrid erklärte sich am 12. Juli für ihn, die Königin sah sich plötzlich von allen Truppen und Bürgern verlassen, sanktionirte die Erhebung

in den demüthigsten Ausdrücken und ernannte Espartero und Odonel zu Ministern. Christine wurde gefangen, jedoch durch die Maßregeln der Minister gedeckt und glücklich über die Gränze Spaniens gebracht, das ihr seinen Fluch nachsandte. Dasselbe erhielt abermals konstituierende Kortes, welche an einer neuen Verfassung arbeiteten, während die Parteien, namentlich die republikanische, sich in Aufständen und Unruhen ergingen, welche durch die Theurung des Jahrs 1856 einen sehr gefährlichen Charakter annahmen. Espartero und Odonel hatten zwar bei Uebernahme der Gewalt die Versöhnungsscene gut gespielt, konnten sich jedoch zu einem einträchtigen Handeln um so weniger verstehen, als Odonel sich mit der Partei der Progressisten niemals befreundet hatte. Da er die Truppen auf seiner Seite hatte (es mangelte ihm 1856 so wenig als 1843 an baarem Gelde), so widersetzte er sich im Ministerrathe den Anträgen Esparteros und zwang dadurch denselben zum Austritt (15. Juli); eine theilweise Insurrektion der Milizen zu Madrid, Saragossa, Girona rc. wurde leicht unterdrückt, die Versammlung der Kortes aufgelöst, der Verkauf der Kirchengüter eingestellt, eine neue Verfassung vorbereitet u. s. w. Allein schon im Oktober mußte Odonel dem Marschall Narvaez weichen, der aus seiner Verbannung, die er meistens zu Paris zugebracht hatte, zurückkehrte und seitdem die Regierung Spaniens wieder lenkte und eine neue, der Himmel weiß die wievielste Verfassung zimmern ließ, seinen Platz jedoch bald wieder Odonel einräumen mußte. Ein folgenreiches Ereigniß konnte die Geburt eines Thronerben genannt werden, des Prinzen von Asturien, welche am 28. November 1857 erfolgte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Reibungen zwischen England und Frankreich.

Die erste Phase der orientalischen Frage. Das Durchsuchungsrecht. Mexiko. Buenos-Ayres. Madagaskar. Pomare.

Die spanischen Heirathen bezeichneten nur den härtesten Zusammenstoß der französischen Politik, in welchen sie mit der englischen bis dahin gerathen war, die alle Bewegungen der französischen mit Argus-Augen überwachte, und derselben besonders am mittelländischen Meere entgegenarbeitete. Daß die Geschicke der alten Welt sich an und auf dem Mittelmeere entscheiden werden, seitdem sich Amerika von Europa emancipiert hat, ist in England und Frankreich die allgemeine Ueberzeugung; denn dasselbe ist die Straße zum Orient. Die Herrschaft über das Mittelmeer führt zuletzt zum Besitze Aegyptens, dieser Brücke zu den

Euphratländern und Ostindien. Die Anstrengungen Englands, sich der Herrschaft des Mittelmeeres zu versichern, beweist seit 1704 eine Reihe von Thatsachen: die Eroberung Gibraltars (1704); die Hartnäckigkeit, mit der Minorka von 1708—1782 festgehalten wurde; der Versuch auf Korsika (1794—1796); die Behauptung Maltas trotz des Friedens von Amiens und des Zorns Pauls I. von Rußland (1802); die mißglückte Expedition nach Aegypten (1807); die Erwerbung der jonischen Inseln im Frieden von 1815; die vergeblichen Bemühungen aus Sicilien und Genua englische Schutzstaaten zu machen (1814); der Versuch, die unbewohnte neapolitanische Insel Lampedusa (zwischen Malta und der tunesischen Küste) mit englischen Kolonisten in aller Stille zu besetzen (1828); endlich das Einschreiten gegen die wachsende Macht Mehemet Alis von Aegypten durch die Schlacht von Navarin (vgl. S. 423). Frankreich war seinerseits nach dem Frieden von 1815 nicht unthätig gewesen; unter Ludwig XVIII. und Karl X. wurden die Linienschiffe in Toulon gebaut, welche bei Navarin fochten und 1830 Algier zur schnellen Ergebung zwingen halfen; Louis Philipp wandte der Marine noch mehr Aufmerksamkeit zu und widmete seinen dritten Sohn, den Herzog von Joinville, dem Seedienste. Durch die Eroberung von Algier gewann Frankreich eine breite Aufstellung auf der andern Seite des Mittelmeeres und schuf mit ungeheuren Kosten Algier zu einem festen Kriegshafen um, so daß zwischen Toulon und Algier in Kriegszeiten gegen den Willen der Franzosen kein einzelnes Schiff mehr passieren könnte. Minorka mit seinem prächtigen, festen Hafen Mahon würde in französischem Besitze die Verbindung zwischen Toulon und Algier vollständig ergänzen. Wirklich legte die französische Regierung in Port Mahon ein Kohlenmagazin an und wollte auch Sanitätsgebäude für kranke Seeleute errichten; der damalige Regent Espartero aber, der Schützling Englands, witterte hierin den Anfang einer französischen Okkupation von Port Mahon. Nach Esparteros Sturz scheint der Versuch nicht wieder erneuert worden zu sein; freilich schien durch die spanischen Heirathen die Verbindung Spaniens mit Frankreich fest genug geworden.

Nach der Eroberung von Algier unterwarf Frankreich den Bey von Tunis allmählig seinem Einflusse vollständig; sein Nachbar, der Beherrscher des schwachen heruntergekommenen Tripoli, hatte als Unterstützung gegen die aufgestandene arabische Bevölkerung 4000 Türken aus Konstantinopel erhalten, deren Befehlshaber ihm den Kopf abschlagen ließ und sich im Namen des Sultans als Pascha von Tripoli installierte (1835). Dieser Streich osmanischer Staatsklugheit machte auf den Bey von Tunis einen solchen Eindruck, daß er sich willig den französischen Anerbietungen fügte, als der Sultan ihn einem höhern Tribute und seiner Gerichtsbarkeit unterwerfen wollte. Als 1836 eine türkische

Flotte im Hafen von Tunis erschien, so lief auch eine französische mit brennender Lunte ein, wodurch die türkische verscheucht und der Sultan gnädiger gestimmt wurde. Später machte der dankbare Bey einen Besuch in Paris und gefiel sich dort sehr gut; auch verbot er alle Art von Sklavenhandel, organisierte sein Kriegsheer auf europäischem Fuße und wetteiferte mit dem andern afrikanischen Freunde Frankreichs, dem Vicekönig von Aegypten, dem gefeierten Beförderer der Civilisation, besonders auch darin, daß er seine Einnahmen möglichst steigerte.

Dagegen hob England den alten Mehemet Ali, der im Vertrauen auf Frankreich gegen seinen Oberherrn in Konstantinopel so viel gewagt hatte (vgl. S. 436), vollständig aus dem Sattel. Der Sultan konnte und wollte die Uebermacht seines Vasallen nicht ertragen und begann bereits todtkrank im Sommer 1839 den Krieg (vgl. S. 438). Das türkische Heer wurde den 24. Juni von Ibrahim Pascha bei Nisib in Syrien am obern Euphrat zersprengt, die türkische Flotte aber führte der Kapudan Pascha Achmet Fehwzi den 16. Juli nach Alexandrien und übergab dieselbe dem Mehemet Ali. Dies beweist, daß unter den türkischen Großen eine verschworene Partei zu Gunsten Mehemet Alis bestand, sei es nun, daß der türkische Fatalismus an dem Glücke der Nachkommen Osmans verzweifelte und durch eine Dynastie Mehemet Alis und Ibrahims die Wiederherstellung des türkischen Reiches erwartete, oder daß man nur die Leitung der Reichsgeschäfte bis zu den reiferen Jahren des jungen Sultans Abdul Medschid an Mehemet Ali übergeben wollte. So weit kam es indessen nicht; England hatte den Sultan zum Krieg ermuntert, Frankreich den Verdacht auf sich geladen, daß es den Kapudan Pascha zum Abfall verleitet habe, denn es war höchst auffallend, daß die französische Flotte sich immer in der Nähe der türkischen hielt, bis diese geraden Weges nach Alexandrien steuerte; beide Mächte bekämpften sich seitdem auf dem Felde der Diplomatie. Nach der Schlacht bei Nisib und dem Abfall der türkischen Flotte schien Mehemet Alis unabhängige Herrschaft über Aegypten und Syrien entschieden, daher nahm er auch den Waffenstillstand an, den Frankreich und die europäischen Großmächte vermittelten, statt das Heer Ibrahim Paschas in Eilmärschen an den Bosporus zu schicken und die türkisch-ägyptische Flotte ihre Anker vor Konstantinopel werfen zu lassen. In diesem Falle hätte die Mehemed Ali feindliche Partei der türkischen Großen im Namen Abdul Medschids unfehlbar (wie 1833 Sultan Mahmud) die russische Hilfe angerufen, die muselmännische Bevölkerung hätte sich eben so gewiß in Masse für Ibrahim erklärt, die christliche in Makedonien, Bulgarien, Thessalien und Serbien sich erhoben, und es wäre ein Kampf entstanden, dessen Ende wahrscheinlich auch das Ende des türkischen Reichs bezeichnet hätte, das trotz aller Gebrechen zur Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts noth-

wendig ist. Es geschah deßwegen im höchsten Interesse des europäischen Friedens, daß sich Rußland, England, Oesterreich und Preußen zur Aufrechthaltung des türkischen Reiches vereinigten und Frankreich angelegentlich zum Beitritte einluden. Dies weigerte sich, weil die vier Mächte Mehemet Alis Gebiet auf Aegypten und ein Stück Syriens beschränken wollten und sich, im Falle er nicht gütlich nachgeben würde, zu Zwangsmaßregeln verpflichteten. Damals war Thiers Minister der auswärtigen Angelegenheiten und sein Einfluß vermochte Louis Philipp, die Sache auf die Spitze zu treiben; da Frankreich es beharrlich ablehnte, mit den vier andern Mächten Mehemet Ali in seine Schranken zurückzuweisen, so schloßen diese den 15. Juli 1840 zu London einen förmlichen Vertrag und schritten zu dessen Ausführung, indem eine englisch-österreichische Flotte nebst einigen türkischen Schiffen sich gegen die Küsten Syriens wandte. Nun begannen in Frankreich furchtbare Kriegsrüstungen, der kriegerische Geist der Nation wurde aufgestachelt, aber Thiers wagte nicht, dem kühnen Admiral Lalande die Erlaubniß zum Angriffe auf die etwas schwächere englische Flotte zu geben, obwohl derselbe mit seinem Kopfe für den Erfolg bürgen wollte, sondern man bezeichnete Deutschland als das Ziel des französischen Angriffs. „Frankreich läßt sich sein Schlachtfeld nicht vorschreiben“, erklärten die Organe des Herrn Thiers, als sich in Deutschland ein ziemliches Murren gegen die französische Vorliebe für den deutschen Kriegsschauplatz erhob, und französische Roßkäufer, die in Deutschland und der Schweiz 40,000 Stück (manches darunter vorzüglich geeignet, seinen Reiter bei der ersten Gelegenheit halsbrecherisch abzusetzen) aufbrachten, erklärten mit einer nur Franzosen möglichen Naivetät den gemüthlichen Vorwürfen deutscher Privatpolitiker: „Il nous faut les Alpes et le Rhin; quant à l'Egypte, cela ne nous regarde plus“ (wir brauchen die Alpen und den Rhein, um Aegypten kümmern wir uns jetzt nichts). Die Abberufung des Admirals Lalande von der Flotte, die sich aus den Gewässern der Levante in die griechischen zurückziehen mußte, und die ganze unsichere Haltung des französischen Kabinets gegenüber der entschlossenen doch nicht herausfordernden der vier Großmächte belehrte jedoch die Franzosen bald, daß ihre Regierung das Schwert nicht aus der Scheide ziehen werde, was eine allgemeine Mißstimmung zur Folge hatte, weniger deßwegen, daß es nicht zum Kampfe kam, als daß die Regierung eine solche Verwicklung mit Europa herbeigeführt hatte. Diese Wendung veranlaßte Louis Napoleon zu einem abermaligen Versuche. Er lebte seit seiner Vertreibung aus der Schweiz in England und schien um so weniger gefährlich, als sein Vermögen ganz erschöpft war. Louis Philipp hatte es vor dem Ausbruch der orientalischen Krisis für klug gefunden, den Manen Napoleons eine großartige Huldigung darzubringen, indem er von der eng-

lischen Regierung die Herausgabe der auf St. Helena eingesargten Kaiserleiche erwirkte und seinen Sohn Joinville mit der Fregatte la Belle-Poule zur Abholung derselben abschickte. (Die Beisetzung der Leiche im Dome der Invaliden erfolgte am 15. Dez. 1840.) Diese Auffrischung der Erinnerungen an die Kaiserzeit fiel nun zusammen mit der Spannung gegen England, das die seit 1830 hergestellte Freundschaft mit Frankreich aufgab und sich mit denselben Mächten vereinigte, welche von 1813—1815 den Kaiser vom Throne und Frankreich von seiner Höhe herabgestürzt hatten. Auf die Mißstimmung der Nation gegen die auswärtige Politik Louis Philipps rechnete Louis Napoleon und wählte Boulogne zum Landungsplatze, wo die Kaisersäule daran erinnerte, daß da 1804 die auserwählten Schaaren des großen Napoleon lagerten, mit welchen derselbe England für dessen unversöhnliche Feindseligkeit bedrohte. Louis Napoleon hatte aber, wie dies bei Verbannten gewöhnlich ist, jene Mißstimmung überschätzt und als er beim Morgengrauen des 6. August mit einem kleinen englischen Dampfboote landete, fand er nicht nur keinen Anhang, sondern wurde durch die Flintenschüsse der Nationalgarde genöthigt sich zu ergeben; ein Spruch des Pairshofes brachte ihn nach Ham, aus dem die Gnade des Königs Polignak und seine Kollegen bereits seit mehreren Jahren entlassen hatte. Unterdessen bombardierten und nahmen die Verbündeten im September Beirut und Saida (das altphönikische Berytus und Sidon), wobei sich der Erzherzog Friedrich und Charles Napier, der „fechtende Kommodore", durch Kühnheit auszeichneten, und zwangen am 11. November St. Jean d'Akre durch eine furchtbare Beschießung zur Uebergabe. Zugleich empörten sich die Maroniten und Drusen im Libanon und Hauran gegen Mehemet Ali, die syrischen Städte und die unterworfenen Araber regten sich, ein englisches Geschwader blockierte Alexandrien, Frankreich blieb ferne, daher fand es Mehemet Ali gerathen, Ibrahim nach Aegypten zurückzurufen und die von den Verbündeten verbürgten Anträge des Sultans anzunehmen. Er räumte Arabien und Syrien, behielt aber gegen einen festgesetzten jährlichen Tribut Aegypten als erbliches Vicekönigreich. Auch Kreta mußte er aufgeben, worauf sich die griechischen Bewohner der Insel empörten, aber trotzdem daß ihnen der griechische Oberst Kalergi (der spätere Revolutionär zu Athen am 15. September 1843, noch später Minister, 1862 Gesandter in Paris) eine Freischaar zuführte und ein griechisches Pulvermagazin auf der Insel Poros mitnehmen konnte, wurden sie zur Unterwerfung durch den Pascha von Kreta genöthigt, der den Engländern offen vorwarf, sie hätten eigentlich den Aufstand angeschürt. Das folgende Jahr trat auch Frankreich wieder in das Konzert der Großmächte ein und schloß gemeinschaftlich mit denselben und der Türkei die Verträge vom 15. März und 13. Juli, welche die Zukunft der Pforte sichern sollten und namentlich die Dardanellen allen

fremden Kriegsschiffen schloßen (so lange die Pforte in keinem Kriege begriffen wäre; Rußland entsagte damals dem Vertrage von Hunkiar Chalessi von 1833, durch welchen die Pforte sich verpflichtete, die Dardanellen den nicht russischen Kriegsschiffen zu schließen). Damit war die erste Phase der orientalischen Frage abgelaufen, in welcher Minister Thiers Frankreich weder eine kluge, noch eine ehrenvolle Rolle spielen ließ, indem er den Prätensionen Mehemet Alis nicht zeitig Einhalt gebot, dann Frankreich für ihn in Harnisch brachte, ohne jedoch den Kampf zu wagen.

Die kriegerische Stimmung der Franzosen benutzte Louis Philipp dazu, daß er durch die Kammern die Befestigung von Paris votieren und sogleich beginnen ließ. Früher wollten die Deputierten und die Pariser von detachierten Forts um Paris nichts wissen, sie nannten dieselben „Bastillen" und die Nationalgarde empfing bei einer Revue den König mit dem Rufe: à bas les forts! (nieder mit den Forts!), als aber Thiers Miene machte, als wolle er mit ganz Europa anbinden, fand man nicht bloß die Forts, sondern auch die Umwallung von ganz Paris vortrefflich; die ungeheuren Werke wurden in ungefähr fünf Jahren ausgeführt und Paris kann sich jetzt rühmen, daß seit Babylons Zeit keine Hauptstadt wie es befestigt gewesen ist. Nichtsdestoweniger folgte der orientalischen Frage ein Schatten, der Louis Philipps Regierung verdunkelte; während man ihn in Europa den Napoleon des Friedens betitelte, hieß seine Politik bei den Franzosen selbst „la paix à tout prix", das System des Friedens um jeden Preis, selbst den der Ehre Frankreichs. Zwar schien es, als ob Frankreichs Einfluß in Aegypten wieder gelte, als einige Jahre darauf Ibrahim Pascha einen Besuch in Paris machte, aber derselbe ging auch nach London und bewunderte dort die Zeughäuser in Woolwich und die englischen Kriegshäfen mehr als die Besatzung von Paris, die ihm zu Ehren ausgerückt war.

Die Absichten der Engländer auf Aegypten zeigten sich indessen unverkennbar; schon 1836 hatten sie die Insel Sokotora vor dem Eingange in den arabischen Meerbusen besetzt (soll später wieder aufgegeben worden sein), 1838 kauften sie Aden, den Schlüssel des arabischen Meerbusens, von einem Häuptling, dem die Stadt nicht gehörte, und nahmen sie 1839 mit Gewalt, als die dortigen Araber sich nicht gutwillig fügen wollten. England war es auch, das die Räumung Arabiens durch Mehemet Ali durchsetzte, obwohl Arabien nie die Herrschaft des Sultans anerkannt und Mehemet Ali den ketzerischen Wechabiten (Wahabis) die heiligen Orte Mekka und Medina entrissen hatte, so daß rechtgläubige Muselmänner wieder die vorgeschriebenen Wallfahrten verrichten konnten. Aber Mehemet Ali hatte noch mehr gethan, er hatte die Küste Yemen mit den Handelsplätzen Mokka und Hodeida, selbst den größeren Theil des Hedschas und Nedschid erobert; 1839

endlich erschien ein ägyptisches Heer unter Churschid Pascha, das Arabien in seiner ganzen Breite siegreich durchzogen hatte, am persischen Meerbusen. Arabien durfte aber nicht in den Händen des Beherrschers von Aegypten bleiben, da England über den arabischen und persischen Meerbusen gebieten wollte und will. Nach 1840 beantragten Frankreich und Oesterreich bei Mehemet Ali den Durchstich der Landenge von Suez, einen Kanal, der für schwere Handelsschiffe fahrbar sein sollte; der Vicekönig zeigte sich sehr geneigt, der mächtige englische Einfluß aber verhinderte die Ausführung eines Werkes, durch welches für die Häfen des Mittelmeeres ein neuer Tag anbrechen würde. Denn welche unabsehbare Folgen für den Handel Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Griechenlands knüpfen sich an die Möglichkeit, daß Marseille, Genua, Hydra, Triest ꝛc. Schiffe auf dem kürzesten Wege durch den arabischen Meerbusen nach Ostindien, China und Australien segeln und dampfen könnten; in welchem Vortheile wären nicht die Rheder am mittelländischen Meere gegenüber den Engländern, Holländern, Skandinaviern und Nordamerikanern! Ein für große Handelsschiffe fahrbarer Kanal durch die Landenge von Suez wäre für Deutschland und Italien dasselbe, was für Portugal die Auffindung des Seewegs nach Ostindien durch Vasko de Gama war; das kann aber nur Frankreich und Oesterreich im Bunde mit dem Beherrscher Aegyptens ausführen, insofern nur unter diesen Verhältnissen die von England bereitete Hemmung zu überwinden ist. Die Eisenbahn zwischen Alexandrien und Suez, welche die Engländer seitdem angelegt haben, nützt nur ihnen, insofern sie dadurch einen beschleunigteren Post- und Reiseverkehr mit ihrem indischen Reiche herstellen und einen neuen Ring zu der Kette schmieden, mit welcher sie Aegypten vorerst an sich fesseln, um es später bei günstiger Gelegenheit an sich zu reißen. (Unter der Leitung des Franzosen Lesseps wird an dem Durchstich der Landenge gearbeitet und für kleinere Schiffe ist der Kanal 1867 bereits fahrbar.)

Thiers machte schon am 29. Oktober 1840 dem Ministerium Guizot Platz, das mit der Türkei und den vier Großmächten die Verträge vom 15. März und 13. Juli schloß, aber noch in demselben Jahre dem Ansehen Louis Philipps eine fast ebenso schwere Wunde beibrachte als Thiers durch sein unbesonnenes Vorgehen in der orientalischen Frage. England nämlich war nicht damit zufrieden, daß alle christlichen Mächte auf sein Drängen den Sklavenhandel verboten hatten (vgl. S. 415), sondern bewog unter dem Vorwande, daß die Blockade der westafrikanischen Küste nicht zulänglich sei, die vier andern Großmächte am 20. Dezember 1841 zu London einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen die Kriegsschiffe der kontrahierenden Theile das Recht erhielten, in gewissen (fast allen) Theilen des atlantischen Oceans die unter einer der fünf Flaggen segelnden Handelsschiffe zu durchsuchen, und im Falle

sie die zum Sklavenhandel erforderliche Ausrüstung hätten, dieselben aufzubringen zur Aburtheilung durch das zuständige Gericht. England stellte darauf an Nordamerika die Forderung, daß es diesem Vertrage, als einem, den so zu sagen die civilisierte Welt abgeschlossen, beitreten solle, erhielt aber einen rundabschlägigen Bescheid. Das „stolze Albion" milderte nun seinen Antrag dahin, daß es kein Durchsuchungsrecht gegen ein Schiff unter nordamerikanischer Flagge ausüben wolle, aber darauf bestehe, daß es einem englischen Kriegsschiffe erlaubt sein müsse, von dem Kapitän eines unter nordamerikanischer Flagge segelnden Schiffes den Ausweis (durch Vorzeigung der Schiffspapiere) zu verlangen, daß es diese Flagge mit Recht führe; sobald dies geschehen, werde das Schiff keiner Durchsuchung unterliegen. Auch dies wurde ebenso rund abgeschlagen, indem Nordamerika selbst dafür zu sorgen wisse, daß seine Gesetze wegen des Sklavenhandels von seinen Seeleuten beobachtet würden; es beanspruche seinerseits nicht eine Polizei gegen andere Flaggen auf dem freien Ocean auszuüben und werde sich eine solche weder von England noch irgend einer andern Macht gefallen lassen. Die nordamerikanischen Blätter aber bewiesen, daß hinter dem Durchsuchungsrechte keine christliche Absicht zu Gunsten der Sklaven, sondern der dicke englische Pharisäismus laure, indem es mit demselben nichts anderes bezwecke als eine Kontrole des Handels anderer Nationen, denn vermittelst der Durchsuchung der Schiffe und Schiffspapiere erfahre es ganz genau, welche Waaren dieselben führen, woher sie dieselben beziehen und wohin absetzen, wie groß der Absatz sei u. s. w. Dergleichen Gründe fanden in Frankreich um so stärkeren Wiederhall, als französische Rheder die bittersten Klagen über die englischen Kreuzer an der Küste von Senegambien erhoben; Frankreich nämlich hatte zum Verdrusse der Engländer seine alten Niederlassungen am Senegal 1840 durch drei neue vermehrt, der beste Beweis, welchen Aufschwung der französische Handel in jenen Gegenden genommen hatte. Alles dies bewog die französische Regierung, dem Londoner Vertrage von 1841 die Ratifikation zu verweigern und Modifikationen desselben zu verlangen, die auch 1845 zugestanden wurden, obwohl die Spannung zwischen England und Frankreich deßwegen eine sehr straffe gewesen war.

Die Franzosen und Engländer ärgerten einander jedoch nicht nur auf dem Mittelmeere und an der westafrikanischen Küste, sondern so weit der Himmel blau ist. Mexiko z. B. beleidigte Frankreich und schlug die geforderte Genugthuung ab (s. S. 401); Louis Philipp schickte endlich ein Geschwader unter dem Admiral Baudin ab, welches das Fort Ulloa vor Verakruz zusammenschoß. Zu dieser Aktion stellten sich aber so viele englische Kriegsschiffe als Zuschauer ein, daß Baudin den Kommandanten derselben ersuchte, dem völkerrechtlichen Gebrauche

gemäß so viele derselben wegzuschicken, bis wenigstens ebenso viele französische da wären. Verdroß die Franzosen dieses eifersüchtige Zuschauen der Engländer, so hielten es diese nicht für bloßen Zufall, daß gerade das Haus des englischen Konsuls in Verakruz während der Beschießung Ulloas von einer französischen Bombe getroffen wurde.

In Südamerika drängte der Diktator Manuel Rosas von Buenos-Ayres die kleine Republik Montevideo, wo sich eine beträchtliche Anzahl Franzosen niedergelassen hatte; die französische Regierung blockierte endlich, als Rosas ihre Insinuation ziemlich verächtlich abwies, die Mündung des Plataſtromes seit März 1838, zuletzt durch ein starkes Geschwader unter Admiral Baudin. Als 1840 wegen der orientalischen Frage ein Krieg mit England drohte, wollte die französische Regierung das entfernte und einem englischen Angriffe zuerst ausgesetzte Geschwader zurückziehen, sie bevollmächtigte deßwegen den Admiral mit Rosas zu unterhandeln und abzuschließen; Baudin glaubte es mit der Ehre Frankreichs unverträglich, wenn er die Bedingungen des Gaucho einginge und verlangte seine Zurückberufung, als die französische Regierung nicht der gleichen Ansicht war. Diese schickte hierauf den Admiral Mackau an den Platastrom, welcher den Frieden abschloß und die Kriegsschiffe heimführte, die jedenfalls keine Ursache hatten beim Einlaufen in die französischen Häfen triumphierende Wimpeln aufzuhissen. Im Jahr 1842, wo man bereits wieder von dem „herzlichen Einvernehmen" zwischen dem englischen und französischen Kabinete sprach, boten beide bei den fortdauernden Kämpfen am Platastrome ihre Vermittlung an, und als diese friedlichen Bemühungen keinen Eingang fanden, intervenierte ein französisch-englisches Geschwader, schoß das argentinische bei Obligado in den Grund (August 1845) und öffnete den Handelsschiffen den Strom mit Gewalt; aber 1847 fanden sich die Engländer mit Rosas ab und ließen die Franzosen allein blockieren, bis auch sie im April 1849 daran satt bekamen und einen neuen Vertrag schloßen.

Vor ihrer ersten Revolution besaßen die Franzosen im indischen Ocean die reichen Inseln France und Bourbon, die Gruppe der Sechellen nördlich von Madagaskar und auf dieser großen Insel selbst sehr bedeutende Niederlassungen, von denen sie jedoch schon im vorigen Jahrhundert durch eine sicilianische Vesper (das Blutbad hatte die gleichen Ursachen wie jenes auf Sicilien) den größeren Theil wieder verloren; die andern Inseln nahmen ihnen die Engländer weg und gaben nur Ile de France 1814 zurück. Sie versuchten auch, sich auf Madagaskar festzusetzen, was aber nicht gelang, sowie auch die Franzosen von den drei Forts aus, die sie noch besaßen, vergebens eine Gebietserweiterung zu gewinnen strebten. Der mächtigste Fürst auf der Insel, Radama, der Häuptling der kriegerischen Owas, trat mit den Eng-

ländern in ein freundschaftliches Verhältniß, erlaubte ihren Missionären die Anlegung von Schulen und einer Buchdruckerei, baute sich eine Residenz, Tananariva, kaufte Kanonen und Flinten, so daß auch die Madegassen (malaiischen Stammes) in die Reihe der civilisierten Nationen einzutreten schienen. Nach seinem Tode (1828) erschwerte seine Wittwe und Nachfolgerin (wahrscheinlich auch seine Mörderin) den Verkehr mit den Weißen, verbot 1835 die Annahme des Christenthums bei Todesstrafe, ebenso jeden Verkehr mit den Europäern. Weder Engländer noch Franzosen waren jedoch geneigt sich aus jenen Gewässern zurückzuziehen und letztere besetzten 1843 die Insel Mayote zwischen Madagaskar und der Küste Mozambique, die in Friedenszeiten als Station für die Kauffahrer dienen mag, im Falle eines Kriegs mit England aber einen wohl gelegenen Schlupfwinkel für die Kaper abgäbe, die im indischen Ocean den englischen Ostindienfahrern auflauern wollten. Doch störte die französische Besitznahme von Mayote das gute Einvernehmen mit England nicht und Louis Philipp bemühte sich dasselbe wieder aufzufrischen. Die Königin von Madagaskar gerieth mit den Engländern, die sich nicht ausschließen lassen wollten, zuletzt in erklärte Feindschaft, und die Franzosen unterstützten die englische Expedition als Bundesgenossen, erhielten aber damit ihren redlichen Antheil an der Schlappe, die 1845 die Madegassen den gelandeten Truppen beibrachten.

Diese unglückliche Kooperation mit den Engländern erschien um so mehr sonderbar, als gerade zu jener Zeit eine gegenseitige Spannung wegen australischer Inseln obwaltete. England hat bekanntlich den ganzen australischen Erdtheil gleichsam in Beschlag genommen; verhinderte es ja selbst auf den Chataminseln eine deutsche Ansiedelung, die in neuester Zeit eine Gesellschaft in Hamburg unternehmen wollte, weil diese Inseln britisches Eigenthum seien, um wie viel mißfälliger mußte es ihnen sein, als sich Franzosen in Oceanien festsetzten. Sie versuchten dies durch eine Privatunternehmung auf Neuseeland, worauf England 1840 Neuseeland als britische Kolonie erklärte und damit einen Strich durch die französische Berechnung machte. Indessen wollte Frankreich ein für allemal in Oceanien einige Haltpunkte haben, besetzte daher 1842 die Marquesas- oder Mendanainseln, und der Admiral Dupetit Thouars unterwarf bald darauf auch die Gesellschaftsinseln der französischen Oberherrschaft. Ueber diese herrschte dem Namen nach die Königin-Wittwe Pomare, ein dem Trunke ergebenes Weib, in der That aber regierten die englischen Missionäre, auf deren Antrieb Pomare die katholischen Missionäre 1836 fortwies. Schon 1838 wurde sie von Dupetit Thouars genöthigt, diese Maßregel zurückzunehmen und er benutzte die Unzufriedenheit der Häuptlinge mit der Königin dazu, dieselben ein Gesuch an den König von Frankreich einreichen zu lassen, daß er Otaheiti unter seinen Schutz

nehmen möge. Dem wurde 1843 bereitwillig entsprochen, Pomare aber protestierte, ließ die französische Flagge herabnehmen und rief den englischen Schutz an. Darauf erklärte sie Dupetit Thouars als abgesetzt und verhaftete den englischen Konsul und Missionär Pritchard, der die Königin berathen und dadurch ihr Widerstreben und einen Aufstand auf Otaheiti erregt hatte (1844). Die Nachricht von diesen Vorgängen erregte in England eine große Erbitterung, weil die Missionsgesellschaft die französische Okkupation als einen Angriff der katholischen Mission auf ein von der protestantischen erworbenes Gebiet erklärte und geradezu verlangte, daß die Regierung die protestantischen Missionäre mit Waffengewalt, wenn es nicht gütlich geschehen könne, nach Otaheiti zurückführe. Dadurch fingen auch die Franzosen Feuer und beide Regierungen, die wegen einiger unbedeutender Inseln wohl nie einen ernsthaften Streit zu beginnen gesonnen waren, hatten alle Mühe die gereizte Stimmung in ihren Ländern zu beschwichtigen. Bis 1847 dauerten die Unterhandlungen fort und endigten damit, daß Pomare die Schutzherrlichkeit Frankreichs anerkannte, dagegen Pritchard einige tausend Franks Entschädigung erhielt und Dupetit Thouars zurückberufen wurde. Diesem wollte die unzufriedene Partei in Frankreich einen kostbaren Ehrensäbel, den sie durch Subskription angeschafft hatte, überreichen, er schlug ihn aber aus, weil er seiner Regierung nicht grollte, daß sie der Erhaltung des Friedens ein Opfer gebracht hatte, indem sie sein Verfahren nicht ganz zu billigen schien.

Marokkanischer Krieg (1844). Abdelkaders Unterwerfung (1847).

Der von Abdelkader im Spätherbst 1839 begonnene „heilige Krieg" nöthigte Louis Philipp das bisherige System in Betreff Algeriens zu ändern. Daß die Okkupation der Küstenplätze und einiger Positionen landeinwärts gegen einen Aufstand der Araber und Kabylen durchaus keine Bürgschaft gewähre, war jetzt bewiesen und nicht minder auch, daß Muselmänner sich einer christlichen Regierung niemals fügen, außer wenn sie durch eiserne Gewalt sich dazu gezwungen sehen. Es zeigte sich, daß die europäische Civilisation für die Araber keine Reize habe und Abdelkader selbst an derselben nur die Kriegskunst und die finanziellen Einrichtungen respektiere, deßwegen auch nur in diesen Dingen sich einiges angeeignet habe, aber nur in der Absicht, um sich die Mittel zu einem Vernichtungskrieg gegen die Franzosen zu verschaffen. Marschall Valée, der Medeah und Milianah, zwei wichtige Plätze Abdelkaders, in dem Sommerfeldzuge genommen hatte, wurde Ende des Jahres durch Bugeaud als Generalgouverneur ersetzt, welcher den Krieg mit äußerstem Nachdruck, im Style der alten Römer, führte. Er verwandte 80,000 Mann, verfolgte Abdelkader bis an die Wüste und züchtigte die abgefallenen Stämme durch plötzliche Angriffe (Rhazzias), bei denen die

waffenfähige Mannschaft keinen Pardon erhielt und alles, was geplündert und weggeführt werden konnte, mitgenommen wurde, was sich aber dazu nicht eignete, in Flammen aufgehen oder auf andere Weise der Vernichtung anheimfallen mußte. Abdelkader glaubte anfangs seinen Gegner durch Kreuz- und Querzüge ermüden zu können und ließ ihm spöttisch sagen: „Du streifst durch das Land wie die Schwalbe über das Wasser; wie sie dann und wann an der Oberfläche desselben die Flügel netzt, aber immer in ihr Nest zurückkehrt, so kannst du da und dort dich kurze Zeit niederlassen, wirst aber immer wieder abziehen müssen." Der Araber sollte jedoch bald einsehen, daß Bugeaud über zahlreichere Streitkräfte verfüge als sein Vorgänger und der Krieg eine andere Bedeutung angenommen habe; Bugeaud besetzte und befestigte alle gutgelegenen Plätze, verproviantierte dieselben auf eine bestimmte Zeit und während die Besatzungen durch Rhazzias die benachbarten feindlichen Stämme zur Verzweiflung brachten, wurde Abdelkader selbst immer weiter gegen Westen gedrängt und durch die Kette der von den Franzosen besetzten Plätze und die zwischen denselben agierenden Kolonnen gehindert sich ostwärts in den Rücken der ihn gegen Marokko drängenden Korps zu werfen. Am 23. Januar 1842 nahmen diese Tlemsen, und als Abdelkader am 29. April einen Angriff wagte, wurde er von General Bedeau geschlagen und flüchtete über die marokkanische Gränze, wo er mit seiner tapfern Schaar bei den unabhängigen Stämmen gastliche Aufnahme fand, obwohl der Sultan Mulei von Marokko es sehr ungerne sah, weil voraussichtlich Verwickelungen mit Frankreich die Folge sein mußten. Die meisten arabischen Stämme in Algerien unterwarfen sich nach Abdelkaders Flucht, harrten indessen der vom Propheten verheißenen Stunde, wo ein Held des Islam erscheinen und die Christen vernichten würde; die Kabylen aber (die Nachkommen der eigentlichen Ureinwohner Nordafrikas, der Numidier und Mauretanier) im Gebirge, arme, abgehärtete und sehr kriegerische Stämme, wurden jetzt unruhiger, weil die französische Herrschaft ihnen unmittelbar in die Nähe rückte. Doch griffen sie so wenig als vorher die arabischen Stämme gemeinschaftlich zu den Waffen und wurden, wenn sie sich aus dem Gebirge herauswagten, jedesmal geschlagen, am härtesten den 19. und 20. September von Changarnier bei Milianah. Der Krieg wurde gegen sie auf die gleiche schonungslose Weise wie gegen die Araber geführt; ihre Hütten wurden angezündet, die Feigenwälder, eine Hauptnahrungsquelle für sie, niedergebrannt oder niedergehauen, jeder Anbau vertilgt, so daß ein so getroffener kabylischer Stamm verhungern oder von seinen verschont gebliebenen Nachbarn ernährt werden mußte. Im Januar 1843 kehrte Abdelkader zurück, aber schon im Mai wurde seine Smalah (Familie, Verwandtschaft, die auserlesenen Diener) von dem Herzoge von Aumale, dem vierten Sohne

Louis Philipps, überfallen und bis auf die Familie des Emirs aufgehoben, der nach mehreren unglücklichen Kämpfen sich wieder über die Gränze flüchtete. Natürlich geriethen die dortigen Stämme in große Bewegung und Sultan Mulei schickte seinen Sohn mit einiger Mannschaft dahin ab, jedoch mit der Warnung, mit den Christen nicht anzubinden, weil die Moslemin nicht mehr die Alten seien, sondern eher „einem Kameele glichen, das in eigensinniger Trägheit seinem Herrn nicht gehorchen und sich nicht vom Boden erheben wolle". Der junge Mann aber traute sich und den Moslemin mehr zu; ohnedies gehörte das von den Franzosen besetzte Tlemsen in alter Zeit zu Marokko und verlangten die seinem Lager zueilenden Schaaren den Kampf mit den Ungläubigen. Gleichzeitig erschien Abdelkader wieder auf algierischem Boden, marokkanische Abtheilungen überschritten die Gränze, erhielten aber von Lamoricière bei Uschda (30. Mai, 1. Juni) und von Bugeaud bei Lalla Maghria (15. Juni) derbe Lektionen, welche jedoch die fanatische Kriegslust des Hauptheeres nur steigerten. So sah sich Louis Philipp zum Kriege gezwungen, England konnte daher keine Einwendungen machen, das von Gibraltar aus mit Sultan Mulei ein gutes Einvernehmen unterhielt, der seinerseits nicht weniger als der französische König zum Kriege genöthigt war. Die englischen Zeitungen verkündigten, der Krieg dürfe nur so lange dauern, bis die kriegerische Hitze von Muleis widerspenstigen Unterthanen in so weit abgekühlt sei, daß sie das französische Gebiet respektieren gelernt hätten; daß die marokkanische Expedition im Jahre 1844 keine Wendung nehme wie die algierische 1830, daß sie nicht zu einer Okkupation führe, dafür werde England diesmal zu sorgen wissen. Zugleich wurde berechnet, für wie viel Pfund Sterling jährlich englische Waaren nach Marokko eingeführt werden und daraus die Schlußfolgerung gezogen, der Krieg dürfe nicht lange dauern, weil die englische Industrie eine längere Unterbrechung des Verkehrs mit Marokko empfinden würde. Louis Philipp unterstützte den Eindruck, den er von den Operationen Bugeauds zu erwarten berechtigt war, durch eine Flotte unter seinem Sohne Joinville; dieser schoß am 6. August die Batterieen von Tanger zusammen, am 15. Mogador, das fast an der südlichen Gränze Marokkos am atlantischen Ocean liegt. Bei der Beschießung von Tanger stellte sich eine englische Flotte als Zuschauer ein und ein vielgelesenes englisches Blatt brachte einen Bericht von dorther, nach welchem die französischen Schiffe es nicht gerathen fanden, sich nahe gegen die Batterieen zu legen und eben darum sehr schlecht schoßen; zwar wurde dieser Bericht von den englischen Flottenoffizieren alsbald öffentlich als unrichtig getadelt und selbst lächerlich gemacht (indem es sich herausstellte, daß ein englischer Schiffskaplan den Zeitungsartikel über die Seetaktik der Franzosen und die Tüchtigkeit ihrer Kanoniere geschmiedet

hatte), aber er hatte verwundet und für den nachträglich aufgelegten Balsam waren die Franzosen nicht sehr dankbar. Zum Glück dauerte der marokkanische Krieg wirklich nicht lange; am 3. Juli ging Bugeaud nach einem glücklichen Gefechte bei Uschda über die Gränze, nachdem er seine 7000 Mann trefflich eingeschult hatte. Wie Napoleon in Aegypten (1798) hatte er es mit einer übermächtigen, trefflich berittenen und kühnen, aber ungeregelten Reiterei zu thun, der ein zahlreiches, aber gegen französische Truppen in offenem Feld unbrauchbares Fußvolk zur Seite stand, sowie auch die 30 Kanonen der Marokkaner (sie hatten sie und die passende Munition von Gibraltar erhalten) von unkundigen Kanonieren bedient wurden. Am 14. August wurde Bugeaud am Bache Isly von 20—30,000 Marokkanern angegriffen; die französischen Vierecke standen unerschütterlich; vor ihrem von 16 Geschützen unterstützten Feuer prallten die Afrikaner zurück, worauf das ganze Korps dem Feinde nachrückte, feuersprühend die Mitte durchbrach, die Kanonen und das Lager nahm und die verblüfften marokkanischen Haufen, die noch nicht zum Handkusse gekommen waren, durch einige wohlangebrachte Kanonenkugeln so schreckte, daß sie dem Beispiele ihrer gejagten Kameraden folgend das Weite suchten. Es war ein schöner Sieg, der dem Marschall Bugeaud und den französischen Soldaten große Ehre machte, auch lohnte der König seinem Feldherrn mit dem Herzogstitel von Isly und ließ verschiedene Trophäen mit Pomp in das Invalidenhaus bringen. Dies gab den Blättern und Männern der Opposition (Republikanern und Halbrepublikanern) Veranlassung, den Sieger von Isly zu verspotten. Bugeaud, als treuer Diener des Königs, als Soldat von ächtem Schrot und Korn, hatte bei dem Aprilaufstande zu Paris (1834) die Revolutionäre durch die rasche und umfassende Anwendung seiner Streitkräfte gebändigt, weßwegen er der Grausamkeit beschuldigt, auch der Held von der Straße Transnonain betitelt wurde, worauf er lakonisch entgegnete, er habe nicht für gut gefunden seine Soldaten dem mörderischen Feuer der Revolutionäre aus Mansarden und Kellerfenstern zuerst eine Zeitlang auszusetzen und dann endlich mit möglichster Schonung einzuschreiten; wer auf den Soldaten schieße, verdiene es, daß ihm der Soldat mit Kugel oder Bajonet vergelte, und Hausbesitzer, welche ihre Wohnungen nicht den Revolutionären, wohl aber dem in der Straße kämpfenden Soldaten verschlößen, hätten kein Recht, von der Heiligkeit des Hauses, von Gewaltthätigkeit, welche die einstürmenden Soldaten verübt u. dgl., zu reden. Das Spötteln über den Sieg am Isly schadete auch Bugeaud nichts, es erbitterte im Gegentheil nur die Armee, die auf jenen Kampf mit Recht stolz war, dagegen entsprach der am 10. September mit Marokko abgeschlossene Frieden dem nationalen Ehrgeize keineswegs. Marokko anerkannte die Gränzlinie

Algeriens, gelobte aufrichtigen Frieden und versprach Abdelkadern in keiner Weise Vorschub zu leisten. Entschädigung bezahlte es aber keinen Piaster, obwohl der Sultan einen reichgefüllten Schatz besaß, der aus lauter spanischen Piastern bestehen sollte. Die Sultane von Marokko gaben nämlich seit einigen Jahrhunderten nicht viel baar Geld aus, da die Naturalabgaben und die wiewohl nicht bedeutenden Abgaben in baarem Gelde zureichten, um den ziemlich patriarchalischen Hof zu erhalten; die in Tanger, Tetuan, Mogador 2c. erhobenen Zölle von der fremden Einfuhr bezahlten die Leibwache, welche bei dem Sultan Mulei aus etwa 4000 Negern bestand. Die Tribute der christlichen Handelsmächte zweiten und dritten Rangs (1845 verzichtete Marokko durch einen besondern Vertrag auf den dänischen und schwedischen Tribut) blieben jedenfalls erübrigt, Erbschaften, Hinrichtungen vermöglicher Männer, Geldstrafen 2c. trugen auch etwas ein und so mehrten die Sultane ihren Schatz bis auf Mulei Abderrhaman herab. Dieser friedliebende Herr residierte in Mequinez und fand eine tägliche Unterhaltung darin, seine in thönernen Gefäßen aufbewahrten „Duros" zu besichtigen und zu mustern. Die Zahl derselben war nach einigen Angaben eine fabelhaft große, nach der niedersten aber noch immerhin 6 Millionen (spanische Piaster), daher hätten es die Franzosen nicht mehr als billig gefunden, wenn Mulei zur Strafe des Angriffs auf Tlemsen einen guten Theil von seinen Ersparnissen hätte abgeben müssen. Der Minister Guizot nannte in der Kammer diesen Frieden zwar einen glänzenden Beweis der französischen Großmuth und rief begeistert aus: „la France est assez riche pour payer sa gloire" (Frankreich ist reich genug seinen Ruhm zu bezahlen), allein man fand das ministerielle Pathos lächerlich und meinte, Frankreich könne jedenfalls nicht viel von einem derartigen Ruhme brauchen, und habe das reiche England im Frieden von Nanking 21 Millionen Dollars den Chinesen als Zugewicht zum Ruhme abnehmen dürfen, so würde ein ähnliches Verfahren Frankreich auch nicht schlecht anstehen; aber freilich dulde es die englische Eifersucht nicht, daß Frankreich seine Siege gehörig benütze und das System „Frieden um jeden Preis" lasse sich dies gefallen und mache dafür einen Paraderitt auf dem hohen Roß von Isly, während es von ganz Europa verspottet werde.

Die Schlacht am Isly und der darauf folgende Friede beruhigte jedoch Algerien keineswegs, selbst nicht einmal die marokkanischen Gränzstämme, die nach Muleis eigenem Geständnisse seinen Befehlen von jeher nur nach Belieben gehorchten; deßwegen beachteten die französischen Generale die marokkanische Gränze nicht sehr gewissenhaft, wenn Abdelkader sich in der Nähe derselben herumtrieb. Derselbe hielt sich gewöhnlich bei den Kabylen auf, welche die Rhazzias der Franzosen mehr als einmal blutig vergalten, worauf sich jedesmal auch die arabischen Stämme

wieder regten. Die glücklichsten Unternehmungen führten die Generale Lamoricière und Kavaignak, den gräßlichsten Schlag Pelissier aus; ein arabischer Stamm, 3—4000 Seelen stark, hatte sich mit seinen Heerden in die Daharagrotte als in eine unbezwingliche Naturfestung geflüchtet, die Pelissier, der zu einer Blockade nicht gerüstet war, nicht erstürmen konnte. Er ließ (wie Tacitus von Neros Feldherrn, Korbulo, bei dessen armenischem Feldzuge das Gleiche erzählt) die Zugänge der Höhle mit Holz, Gesträuch u. s. w. verstopfen, Feuer anlegen und dasselbe zwei Tage hindurch unterhalten; als die Flamme erloschen war und die französischen Soldaten in die Höhle eindrangen, fanden sie kein athmendes Wesen mehr, alles war erstickt, und die zerstampften menschlichen Leichen bewiesen, daß das Vieh, von dem erstickenden Qualme geängstigt, in den mit dem Tode ringenden Menschenschwarm eingebrochen war (18 ff. Juni 1845). Im Frühling 1846 jagte Kavaignak Abdelkadern über die marokkanische Gränze; derselbe kam jedoch bald wieder und predigte bei den Kabylen im Dschurdschura, einem Zweige des westlichen Atlas, abermals den heiligen Krieg, wurde einigemal geschlagen, wieder nach Marokko getrieben, wo er einen letzten kühnen Versuch machte. Da Sultan Mulei ihn nicht unterstützen wollte, überhaupt einen Gast, der die arabischen Stämme Marokkos fortzureißen drohte, gerne nach morgenländischer Sitte beseitigt hätte (was z. B. Mehemet Ali in Aegypten mit unübertrefflicher Virtuosität zu thun gewohnt war), so bekriegte Abdelkader den Sultan als einen Freund der Ungläubigen geradezu, erfocht den 14. Juni 1847 wirklich einen Sieg, fand jedoch bei den Stämmen des inneren Landes keinen Anhang, wurde bei Fez und Teza geschlagen und wieder an die algierische Gränze zurückgetrieben. Seine meisten Leute waren getödtet, und um nicht in die Gewalt des Sultans Mulei zu fallen, wo sein Schicksal bald entschieden gewesen wäre, ergab er sich am 22. Dezember dem General Lamoricière auf Bedingungen, welche der Herzog von Aumale als Generalgouverneur bestätigte. Louis Philipps Regierung hielt sich jedoch dadurch nicht gebunden und glaubte wohl auch nicht, daß Abdelkader, wie er es aussprach, zeitlebens in Mekka als Marabut leben würde, sondern traute ihm viel eher ein gelegentliches Wiedererscheinen zur Predigt des heiligen Krieges zu, weßwegen sie ihn mit seiner Familie nach Frankreich brachte (zuletzt wohnte er, genau überwacht, im Schlosse Amboise, von wo ihn Napoleon III. bald nach seiner Thronbesteigung mit 100,000 Franken Jahresgeld nach Brussa entließ). Louis Philipp wurde dieses Triumphes nicht besonders froh, denn schon seit einiger Zeit tosten die Windstöße, welche der Revolution wie dem Ungewitter vorangehen, und wetterleuchtete es in allen Himmelsgegenden.

Neunzehntes Kapitel.

Die Revolutionen und Aufstände in der europäischen Türkei.

Die Aufstände und Revolutionen, welche der Februarrevolution zu Paris Bahn machten, waren sehr verschiedenen Ursprungs und keineswegs durchgängig die Ausgeburten des Prinzips, welches Rousseau am eindringlichsten gepredigt und die erste französische Revolution durchgeführt hatte; aber es pflegt bei allen Revolutionen zu geschehen, daß sich neben den andern Parteien auch eine republikanische bildet und wohl auch einige Zeit den Meister spielt, was fast nicht anders sein kann, wenn alle Elemente der Bevölkerung (Bauern, Städtebürger, Proletarier, Militär, Adel) aufgewühlt und zum Kampfe gerufen werden. So hat z. B. der Streit Dom Pedros und Dom Miguels um die portugiesische Krone die Bevölkerung Portugals entzweit und als Pedros Tochter Maria nur durch fremde Hilfe und die Parteinahme der Militärchefs sowie der größeren Städte auf den Thron gelangte, so wurde dieser eben dadurch von dem fremden Einflusse, den Militärchefs und den größeren Städten abhängig und dadurch allein jene Reihe von Revolutionen möglich, die man als Spektakelstücke anschauen müßte, wenn sie nicht für den sittlichen und materiellen Zustand des Königreichs von so traurigen Folgen gewesen wären. Hätte in Spanien Ferdinand VII. nicht zu Gunsten seiner Tochter Isabella das Erbfolgerecht umgeworfen, so wäre nie der Erbfolgekrieg zwischen Isabella und Don Karlos ausgebrochen, in welchem Isabella nur siegte, indem sie die Partei zu Hilfe rief, von der die Revolution des Jahres 1850 ausgegangen war. Diese bemächtigte sich mit leichter Mühe der Gewalt, entzweite sich aber selbst wieder, erfüllte das Land mit fortdauernder Unruhe, machte dasselbe zu einem Kampfplatze französischen und englischen Einflusses, so daß das große Spanien aus der Reihe der maßgebenden Nationen für mehr als ein Jahrzehnt verschwand.

Wie die iberische Halbinsel im Westen, so ist im Osten Europas die Türkei der Schauplatz von Revolutionen und Unruhen und ebenso das kleine Griechenland. Der griechische Aufstand von 1821 hatte mit französischen Revolutionsideen von ferne nichts zu schaffen; es war die Erhebung einer unterdrückten christlichen Bevölkerung gegen ihre nichtchristlichen Herren, welche kein anderes Recht als das des Schwerts hatten; die europäischen Großmächte verurtheilten aber 1822 den Aufstand der Griechen, und erst als ein großer Theil derselben vertilgt war, nahmen sich England, Frankreich und Rußland des Ueberrestes an und vernichteten ohne Noth die türkische Seemacht. Sie machten Griechen-

land zu einem Königreiche, aber zu einem so kleinen, daß dasselbe in die Zukunft gar nicht existiren kann, und aus eben diesem Grunde, so lange es existiert, nicht ruhig sein wird, um so weniger, da jede seiner drei Schutzmächte in demselben eine eigene Partei hegt. Bedroht Griechenland die südlichen Provinzen der europäischen Türkei, so ist dieses zerrüttete Reich im Norden vielleicht noch mehr gefährdet. Durch den Frieden von Adrianopel wurden die Moldau und die Walachei der Pforte eigentlich entrissen, obwohl dieselbe jährlich 6 Mill. türkische Piaster Tribut bezieht und der von den Bojaren gewählte Hospodar von ihr installiert wurde, jedoch erst, wenn die Wahl auch von Rußland bestätigt war. Es darf kein Türke in einem der Fürstenthümer bleibenden Wohnsitz nehmen, und die Donaufestungen, welche ihren großen Werth im Kriege gegen Rußland 1828—29 zuletzt noch bewiesen hatten, mußten von der Pforte geräumt werden und wurden von den Russen gesprengt. Die Fürstenthümer hatten selbstständige Verwaltung und Rechtspflege, neben den Milizen reguläre Truppen, selbst Artillerie, seit 1834 eine eigene Flagge und sogar eine Art konstitutioneller Verfassung. Nach derselben ward der Hospodar aus den Bojaren ersten Rangs durch eine außerordentliche Versammlung erwählt, welche aus den Großbojaren, den Abgeordneten des niederen Adels, den akademischen Korporationen und den großen Kaufleuten bestand. Jährlich wurde ein Landtag gehalten, der aus den Abgeordneten der Bojaren ersten und zweiten Rangs, der kleineren Grundeigenthümer und aus der hohen Geistlichkeit zusammengesetzt war. Die Minister waren verantwortlich, die Richter unabsetzbar; ihre Urtheile unterlagen der Bestätigung des Fürsten. Diese Verfassung stammte aus Petersburg und mit Recht durfte man sich fragen: was hat Rußland mit einer solchen liberalen Einrichtung in den beiden Donaufürstenthümern eigentlich stiften wollen? Wir müssen die Antwort schuldig bleiben, Thatsache aber ist es, daß dadurch die Unabhängigkeit der Fürstenthümer von dem Einflusse der Pforte gefördert wurde, insofern sie wohl nie mehr einen Hospodaren durchsetzen wird, der ihr Werkzeug wäre, wie ehedem, als derselbe seine Stelle ausschließlich ihrer Gunst verdankte. Gleichzeitig zeigte es sich unverkennbar, daß die Fürstenthümer sich auch dem russischen Einflusse entziehen möchten. Es war nach 1840 von geheimen Verbindungen die Rede, die von einem dacischen Reiche träumen sollten, man hörte von russischen und türkischen Warnungen an die Hospodare, 1842 endlich wurde der Hospodar der Walachei, Alexander Demetrius Ghika, von den beiden Schutzmächten abgesetzt, weil er nicht zu regieren verstehe und von den Bojaren vielfach angeklagt werde. Dieser Bojarenhader dauerte aber auch unter dem Fürsten Bibesko fort und beunruhigte ebenso den moldauischen Fürsten Michael Stourdza, schien überhaupt die Frucht der Konstitution von 1834 zu sein, welche endlich reif als walachische Revo-

lution 1848 vom Baume fiel. (Seitdem haben die Fürstenthümer bekanntlich die Stellung Serbiens und einstweilige Union errungen.)

Die Träume oder Plane der dacischen Partei in den beiden Hospodariaten scheinen wie das Spinngewebe, das man den fliegenden Sommer nennt, sich nicht ganz auf ihre Geburtsstätte beschränkt zu haben, doch blieben sie ohne sichtbare Einwirkung auf den Gang der Dinge jenseits der Gränze, und noch weniger Bedeutung hatten die wiederkehrenden Unruhen der muselmännischen Albanesen oder Arnauten, die von den türkischen Pascha noch jedesmal durch Gewalt und Hinterlist bezwungen wurden. Die Häuptlinge der Albanesen gewähren bei ihrer gegenseitigen Feindschaft und ihrer Geldgier den Pascha ein leichtes Spiel; sind einige Köpfe gefallen, so ist wieder Ruhe und die Pforte kann gegen Sold so viele dieser irregulären Krieger anwerben, als sie für gut findet, lauft aber freilich Gefahr, daß dieselben auf türkischem Boden ihr räuberisches Gelüsten befriedigen und sich um großherrliche Befehle erst bekümmern, wenn dieselben von einer gehörigen Anzahl regulärer Truppen Nachdruck erhalten.

So geschah es z. B. 1841 in Bulgarien. Die Bulgaren haben das Lob treuer, mäßiger und fleißiger Leute, welche nicht nur zum Ackerbau, sondern auch zu der Industrie und dem Handel viel Neigung und Geschick zeigen, aber unkriegerisch sind; sie bewohnen nicht bloß die nach ihnen benannte Provinz, sondern haben sich südwärts bis gegen Thessalien und Epirus ausgebreitet. In dem russisch-türkischen Kriege von 1828 und 29 zeigten sich für die Russen keine besondern Sympathieen und verhielten sich auch nach dem Kriege ruhig; 1836 jedoch, als in Bosnien und Türkisch-Kroatien vereinzelte Aufstände stattfanden, hörte man auch von Unruhen in Bulgarien, welche jedoch von keiner Bedeutung sein konnten, denn sie waren bald verschollen und wahrscheinlich nur die Folge einzelner Gewaltthaten, die sich der eine oder andere Türke erlaubte. Planmäßig angelegt scheint jedoch ein bulgarischer Aufstand im Jahre 1841 gewesen zu sein, möglicherweise war er eine verspätete Folge der Einverständnisse, die Mehemet Ali von Aegypten gegen den Sultan auf dessen europäischem Gebiete angesponnen oder veranlaßt hatte. Einige bulgarische Bezirke griffen zu den Waffen, es genügten aber wenige Bataillone Arnauten zur Unterdrückung des Aufstandes, die hierauf nach altem Brauche so lange mordeten und plünderten, bis sie durch reguläres türkisches Militär zu einer andern Bestimmung abgeführt wurden. Damals erschien ein poetischer Aufruf der Bulgaren an das christliche Europa, was den Verdacht wenigstens entschuldigt, der Aufstand sei eine fremde Machination gewesen, um die öffentliche Meinung Europas gegen die Türken wieder aufzustacheln, denn die Katastrophe von Navarin so gut als der russisch-türkische Krieg von 1828/29 wären un-

möglich gewesen, wenn die Stimmung der christlichen Völker durch den griechischen Aufstand gegen die Türken nicht so abgesagt feindselig gewesen wäre.

Die westlichen Nachbarn der Bulgaren, die Serben, sind um so kriegerischer und haben sich seit 1804 eine fast unabhängige Stellung errungen. Sie sind slavischen Stammes, von schönem und kräftigem Körperbaue, der Rest jenes Volkes, das sich seit dem neunten Jahrhundert im Norden des byzantinischen Reiches ausbreitete, die byzantinische Herrschaft abschüttelte und sich nach 1337 eines großen Theiles von Makedonien und Illyrien bemächtigte. Wahrscheinlich hätte die serbische Dynastie ihren Thron noch in Konstantinopel aufgeschlagen, wenn die osmanischen Türken nicht so frühe über den Hellespont gegangen wären; diesen unterlag der Fürst der uneinigen Serben, Lazar, 1389 auf dem Amselfelde bei Kossowa; Sultan Bajazet theilte das Land unter Vasallenfürsten, die sich bald an die Ungarn, bald an die Türken anschloßen, bis Mohammed II. 1459 über Serbien herstürzte, die meisten vornehmen Familien ausrottete und über 200,000 Einwohner fortschleppte (damals flüchteten Schaaren von Serben auf ungarischen Boden, wo deren Nachkommen sich sehr ausgebreitet haben). Serbien wurde türkische Provinz unter einem Pascha zu Belgrad; die Serben mußten die Städte größtentheils räumen und sich in die Gebirgsthäler zurückziehen, wo sie als Ackerbauer und vorzugsweise als Hirten lebten, jedoch manchmal von türkischen Erpressern heimgesucht wurden. Die Siege des Prinzen Eugen entrissen der Pforte den größten Theil Serbiens, aber nur bis 1739 durfte es unter dem kaiserlichen Scepter leben, der Friede von Belgrad stellte es wieder unter Pascha und Janitscharen. Die Zügellosigkeit dieser Soldateska führte zuerst zu einem Krieg des Pascha von Belgrad, der seine Provinz nicht durch andere plündern lassen wollte, gegen den Pascha von Widdin, der die Janitscharen beschützte, bei welcher Gelegenheit sich auch die Serben bewaffneten, und als die Pforte die Janitscharen, welche den Pascha von Belgrad ermordeten, gewähren ließ, so erhoben sich die Serben 1804 unter Czerny Georg und vertrieben die Soldateska fast aus dem ganzen Lande. Der Krieg dauerte, von einzelnen Waffenstillständen unterbrochen, bis zum Frieden von Bukarest (1812) fort, im Ganzen zu Gunsten der Serben, besonders als auch Rußland, dessen Hilfe die Serben schon 1804 angerufen hatten, die Türken bedrängte. Als nach dem Frieden die Pforte mit gewohnter Hinterlist den abgeschlossenen Vertrag in vielen Stücken nicht halten wollte und das offene Land mit Janitscharen und Arnauten überschwemmte, als Czerny Georg mit den meisten Häuptlingen keinen Widerstand wagte und auf österreichisches Gebiet flüchtete, warf sich Milosch Obrenowitsch in das Gebirge und errang an der Spitze von 10,000 Bewaffneten für Serbien billige Bedingungen der Unterwerfung, für sich selbst die Würde

eines Knesen. Ein neuer Vertragsbruch von Seite der Türken hatte 1815 einen neuen Aufstand der Serben und einen günstigeren Vertrag zur Folge, was sich alles 1817 wiederholte; Milosch wurde von den Bischöfen und von den Knesen (dem vornehmeren Adel) als Oberhaupt des Landes anerkannt, ernannte aus den Knesen die oberen Civil- und Militärbeamten, was sich der Pascha von Belgrad und die hohe Pforte gefallen lassen mußten. Bis 1821 unterhandelte er mit dieser wegen eines neuen Vertrags, unterdrückte 1820, 1824 und 1825 Verschwörungen und Aufstände, die von adeligen Familien ausgingen, und obgleich der griechische Aufstand den Abschluß eines Vertrags mit der Pforte verhinderte, so nahm Serbien doch keinen Antheil an der Schilderhebung Ypsilantis in den Donaufürstenthümern und hielt sich ruhig, als der Aufstand im eigentlichen Griechenland sich bis Makedonien verbreitete. Der russisch-türkische Vertrag zu Akjerman (1826) sicherte die Privilegien Serbiens und machte Rußland gewissermaßen zum Garanten derselben, dessenungeachtet aber blieb Milosch im Kriege von 1828/29 neutral, obwohl ihn Rußland gerne zu einer Diversion benutzt hätte, und die Serben vor Begierde brannten, sich an den Türken zu rächen und volle Unabhängigkeit zu erkämpfen. Im Frieden von Adrianopel fand Rußland für gut, sich Serbiens auf Kosten der Türkei anzunehmen; auf sein Diktat erhielt Serbien die 1813 verlorenen sechs Bezirke zurück (Krayna, Timok, Parakin, Kruschevaz, Starovlasch und den Drinaischen), wurde es in legislativer und administrativer Beziehung unabhängig, sein jährlicher Tribut an den Sultan auf 2,300,000 türkische Piaster (1 = 6 Kreuzer) und sein Kontingent auf 12,000 Mann festgesetzt, Milosch aber 1834 zum erblichen Fürsten Serbiens erklärt. So stand mitten in der Türkei ein beinahe vollendeter christlicher Staat da von mehr als 600 Quadratmeilen Größe und einer frischen, kriegerischen, an eine große Zukunft glaubenden Bevölkerung von mehr als einer Million, die überdieß in dem trotzigen Montenegro, das von den Türken nie bezwungen wurde, in Türkisch-Kroatien, der Herzegowina und Bosnien christliche Stammverwandte hat, die dem serbischen Banner gegen die Osmanen folgen würden; selbst die Bosnier, die im 15. Jahrhundert den Islam annahmen, aber jetzt an dem Glücke des Halbmondes verzweifeln, die Osmanen ohnedies von jeher hassen, sollen schon mit der Rückkehr zum Christenthum und einem Bündniß mit Serbien umgegangen sein. Milosch ließ sich als Fürst nicht in das Netz verstricken, an welchem verschiedene Hände vom schwarzen bis zum adriatischen und ägeischen Meere arbeiteten, sein Bestreben war vielmehr darauf gerichtet, seine fürstliche Gewalt zu befestigen, die Hilfsquellen Serbiens zu öffnen, Ordnung und Sicherheit herzustellen und sich dem drückenden Protektorate Rußlands allmählig zu entziehen. Er suchte seine Stütze in dem

gemeinen Volke, führte zu diesem Zwecke statt der Kopfsteuer eine Klassensteuer ein und ordnete eine Viehtriebsentschädigung an, welche vorzüglich die großen Heerdebesitzer traf, stellte auch 1835 ein neues Staatsgrundgesetz auf, gegen welches aber die von dem russischen Gesandten berathene Pforte ihr Veto einlegte. Ganz im Widerspruche mit seinem politischen Systeme mußte er sich einen aus der Mitte des Adels gewählten Senat von 19 Mitgliedern gefallen lassen (1838), der die Gewalt mit ihm theilen und wie die 4 Minister unverletzlich sein sollte; er versuchte 1839 die ihm gezogenen Schranken durch einen Volksaufstand umzuwerfen, aber die Aristokratie siegte und am 15. Juni mußte er Serbien verlassen. Sein kranker Sohn und Nachfolger Milan starb schon am 8. Juli, die Aristokratie konnte sich zu keiner Regentschaft einigen und war genöthigt, Michael, den zweiten Sohn des vertriebenen Milosch, zum Fürsten erwählen zu lassen, den auch die Pforte bestätigte. Auch gegen diesen agitierte die Senatorenpartei, an deren Spitze Wukssitsch und Petroniewitsch standen, geschworene Feinde des Hauses Obrenowitsch, gegen welches sie den Sohn des Czerny Georg benutzten, dessen Vater 1817 heimlich nach Serbien zurückkehrte und den Tod fand, wie die Sage ging entweder von Milosch ermordet, oder an den Pascha von Belgrad verrathen. Diesmal erhob sich aber das Volk gegen die Feinde des Hauses Obrenowitsch und zwang sie zur Flucht auf türkischen Boden, von wo aus sie gegen das Geschehene protestierten (1840); bald erließ der Fürst auf Verlangen der Pforte eine Amnestie, in Folge deren fast alle Verbannten zurückkehren durften, Wukssitsch und Petroniewitsch aber sich in Belgrad einfanden und von dort aus die Unzufriedenheit in Serbien schürten. Diese entsprang aus der Zunahme der Steuern, welche durch die bessere Bezahlung der Offiziere und Beamten nothwendig war, den adeligen Familien hauptsächlich zu gute kam und deßwegen von den Senatoren durchgesetzt wurde. Am meisten jedoch erbitterte das Volk die Aufhebung der freien Eichelmast; die Serben leben nämlich hauptsächlich von der Viehzucht und die Ausfuhr der Schweine ist wohl die wichtigste; früher trieben die Bauern das Borstenvieh ungehindert zur Waldmastung, jetzt wurde dieselbe von dem Staate versteigert und dem Meistbietenden zugeschlagen. Dieses unpatriarchalische Verfahren stimmte mit der Haltung der Familie Obrenowitsch überein, die mehr nach abendländischem Zuschnitte als nach serbischen nationalen Bräuchen Hof hielt, und wie es scheint, zu eifrig einen Schatz, sonst allerdings im Morgenlande die sicherste Grundlage der Herrschaft, sammeln wollte; gesteht ja deßwegen ein englischer Agent, der sich in Serbien aufhielt, dem alten Milosch nur die Klugheit eines Katers zu, der gut zu springen und zu haschen versteht. Fürst Michael wurde schnell unpopulär und schon am 1. September 1842 gelang der von Wukssitsch geleitete Aufstand, als

das zu Kragujewacz liegende Militär sich von ihm verführen ließ; am 7. September entfloh Fürst Michael nach Semlin, nicht nach Belgrad, weil er den dortigen Pascha mehr zu fürchten hatte als die Aufrührer. Dieser Pascha und ein türkischer Specialkommissär bekleideten den Wukfitsch und Petroniewitsch mit der provisorischen Leitung der Regierung in Serbien und am 15. September ließen sie durch eine Versammlung von Notabeln und Volk vor Belgrad den Fürsten Michael absetzen und das ganze Haus Obrenowitsch von der Regierung für alle Zeiten ausschließen. Zum Fürsten wählten sie Czerny Georgs Sohn, Alexander Georgewitsch, im November bestätigte ihn die Pforte, jedoch nur als Basch-Bey (Oberrichter), gab ihm in Wukfitsch, Petroniewitsch und Simmitsch drei Beys zur Seite, bestimmte den Pascha von Belgrad zum Präsidenten des Senats, verlangte die Zolleinnahmen für sich, die Herausgabe der sechs Bezirke und die serbischen Kanonen. Die Konsuln von England, Frankreich und Oesterreich hatten gegen die Absetzung des Fürsten Michael protestiert, die Pforte bekümmerte sich jedoch darum nicht, bis Rußland eine ernstere Sprache redete und auf das bestimmteste erklärte, es werde die auf dem Wege der Revolution entstandene Regierung nie anerkennen. Der Ausweg war jedoch bald gefunden; Fürst Alexander ließ sich den 27. Juli 1843 noch einmal wählen und wurde jetzt anerkannt, die zwei Hauptführer der Revolution mußten Serbien verlassen, durften aber bald wieder heimkehren, und so war den Serben jedenfalls klar bewiesen, daß Fürsten und Senatoren in Serbien so gut als in der Moldau und Walachei nur mit dem Willen Rußlands verjagt oder eingesetzt werden durften. (Durch eine neue Revolution ist seitdem Michael Obrenowitsch wieder Fürst geworden und 1867 entschloß sich der Sultan zur Räumung der serbischen Festungen.)

Zwanzigstes Kapitel.

Die polnischen Verzweiflungsstreiche im Jahre 1846. Errichtung der Republik Krakau (1846).

Seit 1831 beschäftigte sich die polnische Emigration unermüdlich mit Plänen für neue Aufstände, setzte sich mit den Unzufriedenen aller Länder in Verbindung (der Savoyerzug ist nur einer der unwidersprechlichen Beweise, s. S. 473) und stellte sich zu deren Verfügung, aber diese Verbrüderung mit den Verschworenen aller Farben war auch die Ursache, daß die Parteikluft in der Emigration selbst sich bis auf den Grund öffnete. Uneinig waren die Polen selbst 1831, wo ihnen die russische Armee das Bajonet auf die Brust setzte, in der Verbannung wurden sie um so weniger einig, als ihre Bundesgenossen selbst wieder untereinander entzweit waren. Der kleinere Theil der Emigration erwartete trotz der Erfahrungen des Jahres 1831

eine Restauration von einer liberaleren Wendung der Politik des französischen Bürgerkönigs und schaarte sich um den Fürsten Czartoryski, der von einer Seitenlinie der Jagellonen stammt, und designierte ihn zum König; der größere Theil aber schloß sich den republikanischen Parteien an, indem er von der Mattherzigkeit der französischen Liberalen so wenig als von den englischen Whigs hoffte und zu der Ueberzeugung gekommen war, daß nur durch die gewaltsamste Erschütterung des europäischen Staatengebäudes die Wiederherstellung eines polnischen Reiches möglich werde. Diese Partei unterhielt von Paris aus einen lebhaften Verkehr mit den Unzufriedenen in Russisch-, Preußisch- und Oesterreichisch-Polen; in Paris, als dem Hauptquartier der europäischen Revolution, wurden die großen Operationen entworfen, Krakau aber war für Polen, was Paris für ganz Europa und überdies zum Stützpunkt der nächsten polnischen Revolution bestimmt. Diese kleine Republik, welche 1815 durch eine Laune der Großmächte als selbstständiger Staat zwischen Schlesien, Galizien und Russisch-Polen hingestellt war und als ehemalige Krönungsstadt der polnischen Könige die Hoffnungen auf eine Krönung lebendig erhalten mußte, war von 1815—1830 von Beamten geleitet worden, die dem russischen Einflusse fast unbedingt gehorchten; die Warschauer Revolution hatte aber eine Bewegung in Krakau zur Folge, durch welche die seitherigen Beamten entfernt und mit polnisch Gesinnten vertauscht wurden. Krakau unterstützte den polnischen Krieg von 1831 durch Geldopfer und Freiwillige, nahm auch viele Flüchtlinge auf, wurde darum nach dem Falle Warschaus von dem russischen General Rüdiger besetzt, von den Flüchtlingen gesäubert, jedoch von den russischen Truppen bald wieder geräumt. Schon damals sollen sich die drei Schutzmächte über die allenfalls nöthige Aufhebung des Freistaates verständigt haben und sie warnten die Regierung in den folgenden Jahren zu wiederholtenmalen, als Krakau abermals der Sammelplatz vieler Flüchtlinge und der Brennpunkt der revolutionären Entwürfe wurde. Die Regierung entschuldigte sich jedoch damit, sie könne der Volksstimmung gegenüber den Weisungen der Schutzmächte nicht entsprechend nachkommen, die Propaganda schaltete ungestört weiter und wagte es 1835 einen gewissen Pawlowski, der ein geheimer Agent der russischen Polizei sein sollte, durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen, ohne daß der Thäter entdeckt worden wäre. Die Schutzmächte verlangten darauf im Februar 1836 die Entfernung der Flüchtlinge, und als diese dennoch blieben, weil sie niemand zum Fortgehen zwang, so rückten am 17. Februar österreichische, am 20. russische und am 22. preußische Truppen ein, über welche insgesammt der österreichische General Kaufmann den Oberbefehl erhielt. Als Krakau von Flüchtlingen frei und die Regierungsgewalt durch eine Verfassungsänderung gestärkt war, zogen die russischen, preußischen und die meisten österreichischen Truppen ab, die letzten österreichischen im

Herbst 1837; sie kamen jedoch bald wieder und blieben bis zum 20. Februar 1841, weil sich in Krakau das frühere Treiben und selbst der Meuchelmord wiederholte. Eine von den Schutzmächten niedergesetzte Untersuchungskommission entdeckte einen geheimen „Bund der polnischen Nation“, dessen Russisch-Polen angehörende Mitglieder schwerer Strafe verfielen. Aber auch nach dieser handgreiflichen Warnung blieb Krakau der Mittelpunkt der Verschwörung, welche von dem demokratischen Komité in Paris die Befehle erhielt, denen sich, was unglaublich scheinen möchte, ein Theil des reichbegüterten Adels in Posen, Galizien und Russisch-Polen fügsam erwies. Im März 1845 stellte sich in Posen einer der Häuptlinge des Demokratenklubs an der Seine, Mieroslawski, ein, und setzte den Ausbruch der Revolution auf das Frühjahr 1846 fest. Im Winter 1845/46 wurden mit großem Eifer neue Verschworene angeworben und mit schrecklichen Eiden verpflichtet, vom 18. bis 26. Januar 1846 endlich fand in Krakau die entscheidende Sitzung der Hauptverschworenen statt, welche die Nacht vom 21./22. Februar für die allgemeine Erhebung bestimmte. Aber schon am 12. Februar wurde Mieroslawski zu Posen verhaftet, mehrere seiner Genossen traf in Galizien dasselbe Schicksal, der Senat von Krakau jedoch gab dem Ansinnen der Residenten, die notorischen Verschwörer (sie machten bei Gelagen und auch sonst durchaus kein Hehl von ihren Absichten) aufzuheben, keine Folge, worauf der österreichische General Kollin am 18. Februar einrückte. Da ein allgemeiner Aufstand seine Stellung bedrohte, räumte er Krakau am 24. wieder und die Insurgenten überschritten selbst die galizische Gränze; ein Bürgerausschuß setzte einen Grafen Wodzicki zum Oberbefehlshaber der Republik ein; nun erschienen aber Tyssowski, Gorzewski und Grzegorewski, welches Triumvirat erklärte, es sei am 18. Januar zu Paris als polnische Nationalregierung eingesetzt worden, die es sofort übernahm und proklamierte und zudem erklärte sich Tyssowski als Diktator. Ihn überrumpelte schon am 26. der Professor Wizniewski mit einem Haufen Studenten, zwang ihn zur Abdankung und übernahm selbst die Diktatur, als aber Tyssowski wieder Luft hatte, trat er seinem Gegner zum Trotze wieder als Diktator auf. Beiden Diktaturen machte der Einmarsch der Truppen der Schutzmächte ein Ende und der Republik eine Konvention, durch welche Krakau dem österreichischen Kaiserstaate einverleibt wurde (3. Nov. 1846), wogegen Frankreich und England der Form wegen protestierten und es dabei bewenden ließen.

Der in Posen verabredete Ausbruch beschränkte sich auf einen unbedeutenden Auflauf in der Stadt am 25. Februar und auf einen mehr lächerlichen als gefährlichen Versuch, am 3. März Posen mit Bauern zu überfallen, denn die deutschen Beamten und Soldaten ließen sich nicht überfallen und todtschlagen, noch die Waffen und Kassen wegnehmen, wie Mieroslawski angeordnet hatte.

Eine schauerliche Lektion bekam der polnische Adel in Galizien. Ein Graf Wirsiolowski kam mit etwa zwanzig anderen Herren am 19. Februar nach Lissa-Gura und versprach den versammelten Bauern Robotfreiheit und Gütertheilung, wenn sie die Oesterreicher todtschlügen. Den Bauern kam ein solcher Antrag als Wahnsinn oder höllische Lüge vor und einer erklärte dem Grafen, sie werden den Kaiser nicht verrathen, er aber solle sich mit seinen Begleitern fortmachen, sonst werden sie ihn festnehmen und nach Tarnow liefern. Darauf zog der Graf eine Pistole und schoß den Sprecher nieder, die Bauern aber erschlugen den Grafen und sein Gefolge mit Dreschflegeln und es brach ein Bauernsturm gegen den Adel und seine Bediensteten los, der ihn vernichtet hätte, wenn die Regierung nicht militärisch eingeschritten wäre.

In Russisch-Polen versuchte am 21. Februar ein Pantaleon Potocki Sidlec zu überfallen und wurde dafür gehenkt; auch hier zeigten die Bauern die größte Lust, die Edelleute zu ermorden, wurden aber durch die russische Regierung daran gehindert; diese erklärten den 5. März Polen, Volhynien und Podolien in Kriegszustand, den 18. Juli auch Wilna, Kowno und Grodno, und während die Schuldigen in Preußen und Oesterreich ihr frevelhaftes Beginnen mit Festungsstrafe büßten, traf sie in Rußland rascher Tod durch Henkershand oder Deportation nach Sibirien. Dessenungeachtet predigten viele polnische Wortführer nicht gegen Rußland, sondern gegen Oesterreich und Preußen einen wüthenden Haß, der die abscheulichsten Verleumdungen nicht verschmähte, oder wurden handumkehrt Apostel des Panslavismus, d. h. der Vereinigung aller slavischen Stämme unter dem russischen Scepter.

Fünftes Buch.

Die neue Revolutionsperiode von 1847—1859.

Erstes Kapitel.

Deutschland am Vorabend von 1848.

Der wahnsinnige polnische Aufstand vom Jahr 1846 richtete sich vorzüglich gegen Oesterreich und Preußen, die zwei deutschen Hauptmächte; nach dem Programm der Revolutionäre sollten in Posen „die deutschen Soldaten und Beamten", in Galizien „die Oesterreicher" todtgeschlagen werden, dessenungeachtet fand selbst dieser Aufstand in Deutschland nicht geringe Sympathieen, gerade wie die italienischen Revolutio-

näre, welche damals mit dem Geschrei: „morte ai Tedeschi!“ (Tod den Deutschen!) an ihr Werk zu gehen sich anschickten. Solche Sympathieen kommen bei keinem andern Volke auf Gottes Erdboden vor, denn keines ist so des Ehrgefühles baar, daß es Haß und Spott mit Zuneigung erwiedert, und keines so blödsinnig, daß ihm die Selbsterhaltung nicht als erstes Gesetz gälte. Deutschland hat allerdings kein besonders starkes Selbstbewußtsein entwickeln können, da seit dem 30jährigen Kriege bis 1813 die deutschen Stämme zu keinem gemeinsamen Unternehmen mehr zusammenwirkten, und die deutsche Bundesverfassung kein allgemeines Werk des Friedens in das Leben rief und keine Gelegenheit fand, ihre Tüchtigkeit in der Feuerprobe eines auswärtigen Krieges zu beweisen; alles dies erklärt es aber nicht hinlänglich, wie man in Deutschland, besonders in dem westlichen und südwestlichen, gegen Preußen und Oesterreich für die Polen, in jenen Landstrichen sowie in ganz Norddeutschland gegen Oesterreich für die Italiener Partei nehmen konnte. Der Grund davon lag in der allgemeinen Mißstimmung, in dem revolutionären Miasma, das über Deutschland brütete; man freute sich bereits jeder Revolution, in welchem Theile der Welt sie ausbrechen mochte, weil man selbst die Begierde zu revolutionieren in sich empfand und derselben nur dann Luft zu machen hoffte, wenn es einmal einem benachbarten Volke mit einer Revolution geglückt wäre. Diese Stimmung wurzelte jedoch nicht in der Generation, welche die harte Schule von 1792 bis 1815 durchgemacht hatte; diese wußte das gallische Freiheitsgeschrei aus Erfahrung zu würdigen, und vergaß es nicht, in was die Verbrüderung der Nationen umgeschlagen war, welche das revolutionäre Frankreich verkündet hatte, daher war diese Generation taub gegen alles Schreien und unempfänglich gegen Einflüsterungen. Aber dieselbe sank allmählig in die Gruft; von ihren erhabenen Häuptern war Kaiser Franz II., der letzte Enkel Rudolfs von Habsburg, der die Krone des heil. römischen Reichs getragen hatte, schon am 2. März 1835 zu seinen Vätern gerufen worden, und ihm folgte den 7. Juni 1840 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zwei Monarchen, die sich bei ihren Völkern durch lange Jahre des Leidens und Kämpfens, durch den endlichen glorreichen Sieg, sowie durch ihre Tugenden als Fürsten und Menschen einen unerschöpflichen Schatz von Liebe und Ehrfurcht gesammelt hatten. Auch die Helden des Freiheitskrieges, z. B. Blücher, Schwarzenberg, Gneisenau u. a., gingen jenen Monarchen im Tode voran und die meisten andern folgten bald nach, mehr und mehr verarmte Deutschland an großen Männern, an hervorragenden Persönlichkeiten, vor welchen die junge Generation unwillkürlich Respekt haben mußte. Diese, der Nachwuchs seit 1815, hatte die Leiden des Kriegs nicht erfahren, darum schätzte sie den Frieden nicht; die lange Ruhe wurde ihr unbequem, sie

empfand Langeweile, deßwegen verlangte sie Aufregung. Sie wohnte besser, kleidete sich schöner, hatte überhaupt ein genußreicheres Leben als ihre Väter, aber dasselbe artete nur zu häufig in Luxus aus, der bei dem erleichterten Kreditwesen zu Schulden und oft genug zur Verarmung führte, die noch immer die reichlichste Quelle der Unzufriedenheit gewesen ist. Außerdem hatte die junge Generation auf den Schulbänken viel lernen müssen; die deutschen Regierungen hatten wetteifernd für ihren Unterricht gesorgt und die Väter durch Gesetze gezwungen, die Söhne Sachen lernen zu lassen, denen sie, wenn es von ihrem Willen abgehangen hätte, immer fremd geblieben wären. Diese mannigfaltigen Kenntnisse konnten nicht anders als sehr oberflächlich sein, aber dieser Grad der Bildung reizt am meisten zum leichtfertigen Verneinen, zum vorschnellen Aburtheilen, zum unzufriedenen Räsonnieren. Die junge Generation wurde überhaupt fast unaufhörlich gespornt und angetrieben, in der Kindheit durch den Unterricht, später durch die unaufhörlichen Veränderungen, welche von oben herab durch Verordnungen im hergebrachten Zustande hervorgerufen wurden; das Stetige und Gleichförmige der Lebensgewohnheiten, wie es früher geherrscht hatte, wurde von oben herab nicht mehr geduldet, und so konnte es kaum anders sein, als daß der Charakter der jungen Generation ein unruhiger werden mußte. Kehren wir jedoch zu dem Gange der Ereignisse zurück, denn sie erklären sich selbst am besten.

Wie durch die Konstitutionen in einzelnen deutschen Mittel- und Kleinstaaten das Volksleben verbittert und ein Theil der Staatsbeamten in ein schiefes Licht gebracht wurde, davon ist oben die Rede gewesen; in ihrem Gefolge zog auch die Mißstimmung gegen den Bundestag oder vielmehr gegen Oesterreich und Preußen ein, welche jeder Konstitution, wenn dieselbe flügge geworden ihre Flügel versuchte, durch Bundesbeschlüsse oder geheime Konferenzbeschlüsse die Schwungfedern ausrißen. Die Konstitutionen standen zwar in keinem großen Ansehen, weil das Volk selten eine gute Frucht derselben sah und sie viel Geld kosteten; aber man betrachtete sie einmal als Eigenthum und ärgerte sich über das beständige Zerren an demselben, man hätte sie lieber geradezu weggegeben. Oesterreich nahm man es weniger übel, weil man ihm keine Zuneigung für Konstitution anmuthen konnte und es überhaupt eine konsequente Haltung beobachtete und keine unnöthigen Worte machte; dagegen ärntete die preußische Regierung für ihre Bemühungen um die deutschen Konstitutionen einen sehr aufrichtigen Haß, einmal darum, weil sie bis 1824 den Glauben an das Zustandekommen einer preußischen Konstitution genährt hatte, sodann weil jedermann wußte, daß sie sich doch nur von dem Wiener Kabinete leiten ließ, und endlich weil sie alle ihre Schritte in dieser Richtung mit Anpreisungen der an der Spree einheimischen politischen Weisheit begleitete, den Konstitutionellen aber be-

schränkten Verstand, Unerfahrenheit, Nachäfferei des Franzosenthums u. dgl. vorwerfen ließ. Damit wurden die konstitutionellen Doktrinäre aber nicht von ferne bekehrt; daß die Konstitutionen in den Kleinstaaten nur Schauspiele waren, gaben sie zu, fanden aber die Schuld gerade darin, daß Preußen keine Verfassung hatte (für die österreichische Monarchie hat wohl vor 1848 niemand an eine Konstitution nach der französischen Schablone gedacht), und setzten deßwegen ihre Hoffnungen beharrlich auf einen Systemwechsel in Preußen. Diese lebten frisch auf, als manche der ersten Regierungshandlungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. wenigstens so viel bewiesen, daß er den Männern mit konstitutionellen Gesinnungen persönlich nicht abgeneigt sei. Er stellte z. B. den alten E. M. Arndt wieder als Professor in Bonn an, einen Mann, der sich um die Erhebung des deutschen Volkes gegen Napoleon große Verdienste erworben hatte, aber 1819 wegen Verdachts demagogischer Grundsätze inquiriert und pensioniert worden war, worauf die badische Regierung sogleich die Freiburger Professoren Rotteck und Welcker reaktivierte, welche Hauptkämpen des süddeutschen Konstitutionalismus 1833 nicht ohne Einwirkung der preußischen Regierung von ihren Kathedern hatten herabsteigen müssen. So erhielten auch einige der sieben Göttinger in Bonn und Berlin Anstellungen; der berühmte Arzt Schönlein, ein Bamberger, der 1831 als Liberaler in Bayern gemaßregelt wurde und deßwegen als Professor nach Zürich ging, wurde als königlicher Leibarzt berufen (1841) und von diesem ließ 1842 der König den jungen Freiheitsdichter G. Herwegh aus Stuttgart, der durch seine „Lieder eines Lebendigen" ein in wilder Gährung begriffenes Talent bewies, in seinem Palaste sich vorstellen. Bedeutsamer noch erschien die Einberufung der Ausschüsse der preußischen Provinzialstände auf den 18. Oktober 1842 nach Berlin, aber es zeigte sich bald, daß es dem König allerdings daran gelegen war, die Ansichten ehrenwerther Männer aus allen Ständen zu vernehmen, daß er aber nicht Willens war, in einer Ständekammer eine Mittelmacht zwischen Thron und Volk aufzustellen. So täuschte auch die Hoffnung, Preußens Politik im Gegensatz zu der russischen zu sehen; am 22. September 1842 lief nämlich der Vertrag zwischen Preußen und Rußland zur gegenseitigen Auslieferung der Ueberläufer ab und wurde von Preußen nicht erneuert. In Folge davon befanden sich binnen kurzer Zeit über 6000 russische Ueberläufer auf preußischem Boden, zum Beweise wie ungerne der Russe trotz seiner Bravour auf dem Schlachtfelde als Soldat dient und wie leicht Preußen ohne Krieg die russische Armee decimieren könnte. Preußen fand jedoch die Masse der Ueberläufer zu groß, es wußte sie nicht zu verwenden, wollte wahrscheinlich noch weniger eine massenhafte Desertion gewissermaßen unterstützen und erneuerte deßwegen am 8. Mai 1844

den Auslieferungsvertrag mit Rußland, das sich aber seinerseits nicht bemüßigt sah, dem preußischen Handel, der durch das russische Zollsystem ungeheuren Schaden litt, auch nur ein Zugeständniß zu machen. Deßwegen waren in den ostpreußischen Städten, namentlich in Königsberg, die Sympathieen für Rußland unter Null gesunken, und in dieser Stadt gaben sich zugleich die lautesten Stimmen für eine konstitutionelle Verfassung kund; so schrieb z. B. der Arzt J. Jakoby, jüdischer Abkunft, eine Flugschrift unter dem Titel: „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" (1841), welche nicht allein in Preußen eine ungeheure Verbreitung fand, in der er zuletzt kurz sagte: die preußischen Stände sollen, was sie bisher als eine Gunst erbaten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch nehmen. Von einzelnen Städten und Provinzialständen gingen wirklich Adressen um eine Konstitution ein, welches Verlangen aber von dem Könige jedesmal rund abgeschlagen wurde. Eine moderne Konstitution schien in der That für Preußen etwas Fremdartiges. Preußen ist aus kleinen Anfängen zu einem großen Staate geworden und das durch sein Regentenhaus, nicht durch eine konstitutionelle Kammer; seine nationale Wehrverfassung, die jedem jungen Manne die Waffe in die Hand gibt, ist kein Werk einer Ständeversammlung; die preußische Justiz hat überall den Ruhm einer guten und prompten, die preußische Staatsverwaltung hat ihresgleichen in ganz Europa nicht, die eine wie die andere sind zu Stande gekommen und bestanden ohne Kammer. Damit aber der König durch die rechten Leute und auf die rechte Weise aus der Mitte des Volkes selbst von den Bedürfnissen und Wünschen desselben Kunde erhalte, waren die Provinzialstände da; eine mitregierende Kammer, denn das ist am Ende eine sogenannte parlamentarische Regierung, taugte aber nach des Königs Anschauung für Preußen um so weniger, als es bei seiner mannigfaltigen Zusammensetzung und seiner unglücklichen geographischen Gestaltung, bei seinen für eine Großmacht verhältnißmäßig geringen Hilfsmitteln die Schwankungen und Störungen nicht ertragen könnte, denen z. B. England und Frankreich schon unterworfen waren, vor denen Preußen der feste und unbeschränkte Wille des Regenten allein bewahren kann. Zudem sah Preußen England, wenn man diesem etwa nachahmen wollte, keineswegs gleich. In England ist der Thron auf die Konstitution gegründet, beide sichern sich gegenseitig, und jeder englische Unterthan sieht alle seine Interessen durch dieselben verbürgt, der Edelmann wie der Bürger, die Staatskirche wie die Dissenters, der Kapitalist wie der Gewerbsmann, der Gelehrte und der Künstler. Die englische Verfassung ist aber auch nicht in einem Monate oder in einem halben Jahre in einer Kammer oder Kanzlei gemacht worden, sie ist nicht nach Abschnitten und Paragraphen eingetheilt, weil sie das Werk vieler Jahrhunderte ist, dem jedesmal beigefügt wurde, was sich als

nothwendige Ergänzung geltend machte. Trotz dieser Verfassung gibt es aber auch in England der Uebelstände genug und kommen da und dort Mißbräuche zu Tage, aber dann denkt der Engländer nicht an Revolution, sondern an Abhilfe auf dem Wege des Gesetzes, wendet sich nicht gegen die Krone, unter deren Schirm die Nation groß wurde, nicht gegen die Aristokratie, den Stand, der England so viele glorreiche Helden gegeben und so viele Staatsmänner, die für das Vaterland wohl nicht weniger thaten als die siegreichen Krieger. Nun vergleiche man mit der englischen Verfassung den damaligen Zustand Frankreichs! Die Krone wird statt für einen Schirm und Schutz für ein nothwendiges Uebel angesehen (eine Republik wäre allerdings nach den Begriffen der französischen Bourgeoisie das Beste, aber in Frankreich geht es nicht an, weil — Paris einen Hof braucht und der französische Leichtsinn einen Zügel); die Aristokratie, obgleich jeder Bürgerliche sich in dieselbe emporarbeiten kann, wird als Trägerin von Ansprüchen oder Vorrechten gehaßt und darum richtet man die Pairskammer wie ein Institut für abgelebte Größen ein, eine Art Invalidenhaus, wo dieselben nichts nützen und nichts schaden können; die Kirche wird als eine gefährliche Macht behandelt und möglichst zurückgedrängt, das Proletariat gefürchtet, aber als Sturmbock gegen den Thron in der Reserve behalten. Solche Zustände waren wohl den Franzosen zu gönnen, da sie auf dieselben stolz waren, für Preußen aber wären sie ein Unglück gewesen; die deutschen Apologeten der Konstitution priesen indessen auch die französische Verfassung nicht an, sondern suchten auf einem andern Wege die Stimmung der sogenannten Gebildeten für eine preußische Konstitution zu gewinnen. Am bedeutendsten war die Wirkung von zwei historischen Schriften Dahlmanns, „Geschichte der englischen Revolution“ und „Geschichte der französischen Revolution“, worin er die Genesis der beiden großen Ereignisse nachzuweisen sucht, was ihm auch theilweise trefflich gelingt. Der Kern des an der Hand der Geschichte gewonnenen Raisonnements ist ungefähr dieser: die Völker durchwandeln ihre eigenthümlichen Entwicklungsstufen, ihre Zustände sind keine unveränderlichen; diese natürliche Bewegung ist eine unaufhaltsame und wirkt zerstörend, wenn sich ihr ein Hinderniß in den Weg stellt. Dann treten die Katastrophen ein, welche man mit dem furchtbaren Namen Revolution bezeichnet; Karl I. und Ludwig XVI. wurden ihr Opfer, weil sie die Bewegung in ihren Völkern nicht leiteten, die besten Kräfte nicht um sich versammelten, sondern sie abstießen und so einen ungleichen Kampf herbeiführten, in welchem ihnen nicht nur die physische Uebermacht, die Volksmasse, sondern auch die geistige, d. h. die Männer, welche die Lage verstanden und einsahen, was dem Lande nothwendig war, gegenüberstanden. Der Monarch hat es deßwegen fast immer in der Hand, die Bewegung von

der Bahn der Revolution in die der Reform zu leiten, ist sie aber einmal bis zu einer gewissen Stärke gediehen, haben die Massen und ihre Führer die offenbare Uebermacht errungen, dann geht ihr Lauf unaufhaltsam fort, bis sie sich selbst aufreibt und der Kromwell und Bonaparte erscheint, der die Meisterschaft zu üben versteht. Die Konstitution wurde demnach als Mittel gegen die Revolution bezeichnet, zugleich aber an eine preußische Konstitution die kaum etwas verschleierte Weissagung politischer Größe geknüpft; ein Fingerzeig deutete darauf hin, daß England nach dem Sturze Jakobs II. durch Wilhelm von Oranien, unter dem die englische Konstitution ihre Ausbildung erhielt, zu der großen Weltrolle zurückgeführt wurde, die Elisabeth begonnen, die Stuarts aber unterbrochen hatten, weil sie dieselben mit dem Streben nach unumschränkter Herrschaft vertauschten und sich lieber mit Spanien und Frankreich, den Musterstaaten des modernen Despotismus, verbündeten, anstatt mit ihnen um den Preis zu ringen, der dem konstitutionellen England seitdem zugefallen ist. Wie Preußen durch die nationale That des Zollvereins eine Gruppe deutscher Mittel- und Kleinstaaten durch die materiellen Interessen sich unauflöslich verbunden hätte, so müßten diese Staaten, seit Jahrzehnten konstitutionell, aber durch das Entgegenwirken Oesterreichs und Preußens im Genusse ihrer Rechte verkümmert, sich an ein konstitutionelles Preußen anschließen und diesem die Hegemonie in die Hand geben. Was in Dahlmanns Schriften nur durchscheint, sprach schon 1830 der Württemberger Paul Pfizer, ein hervorragendes Mitglied der württembergischen Ständekammer, in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen“ unumwunden aus; er fand sogar in dem Umstande, daß Sachsen, Franken, Schwaben, Bayer und Oesterreicher, aber kein Preuße die Krone des Reichs getragen, eine Vorbedeutung, daß Preußen die Hegemonie eines neuen deutschen Reichs beschieden sei und der Adler Friedrichs des Großen das verwaiste Deutschland mit seiner Schwinge decken werde, Gedanken, die im Frühjahre 1849 eine große, wenn auch nur vorübergehende praktische Bedeutung erhielten. Von Oesterreich war bei solchen Erörterungen kaum die Rede; denn es schien von Deutschland nur dann Notiz zu nehmen, wenn es sich um die Züchtigung irgend einer politischen Bewegung handelte, sonst schloß es sich durch eine strenge Zolllinie von dem deutschen Gewerbeleben ab und von der deutschen Wissenschaft durch Beschränkung des Unterrichts und vielfache Bücherverbote; es ging seinen Weg für sich, schien überhaupt nur im Falle eines Kriegs gegen Frankreich für das nördliche und westliche Deutschland die Bedeutung eines mächtigen Bundesgenossen zu haben. Begreiflich konnten die Schutzredner des Konstitutionalismus von Oesterreich nichts erwarten, denn daß auch Oesterreich nach der doktrinären Schablone konstitutionell werden könnte, daran dachte niemand, weil die

Unmöglichkeit dieses Regierungssystems für Oesterreich einleuchtete. Man hätte es aber auch aus anderen Gründen in das neue Reich nicht aufnehmen können; denn es war zu groß für dasselbe, eine preußische Hegemonie war neben ihm undenkbar, und zudem war es eine katholische Macht. Das konstitutionelle Deutschland mit preußischer Hegemonie sollte aber eine protestantische Macht sein, allerdings nicht in der alten abstoßenden orthodoxen Manier, sondern in der neuen Weise, nach welcher jede Religionspartei Glaubensfreiheit hat, die katholische Kirche jedoch mannigfaltig beschränkt wird, indem man vorgibt, man wende sich nur gegen Ausschreitungen, gegen die Hierarchie, gegen Mißbräuche, gegen schädliche Institutionen u. s. w. Von dieser Stimmung unter dem größten Theil der deutschen Konstitutionellen in Beziehung auf die katholische Kirche führen wir nur einige Beweise an: man vergleiche z. B. die Sprache des Staatslexikons von Rotteck und Welcker, das vor zwanzig Jahren noch als ein konstitutionelles Evangelium galt, über kirchliche Dinge; die Weise, in der sich Gervinus in seinem literaturhistorischen Werke gelegentlich über die neuesten kirchlichen Ereignisse äußert (von dem Erzbischofe Klemens August von Köln bemerkt er, „der einen Feuerbrand in den Frieden der Sekten durch den Streit über die gemischten Ehen geschleudert hat"); den Beifall, den man den schweizerischen Klosterstürmen zollte; den offen bekannten Haß gegen geistliche Orden, namentlich gegen Jesuiten u. s. w. Der König von Preußen fand aber kein Wohlgefallen an dieser Art von Protestantismus; wie sein Vater Friedrich Wilhelm III., der durch die Union 1817 das kalvinistische und lutherische Bekenntniß zu einigen unternahm und später durch eine neue Agende die protestantische Einigkeit zu fördern suchte, zeigte auch er sich als eifrigen Protestanten, aber gleich nach seiner Thronbesteigung übte er auch Gerechtigkeit gegen die katholische Kirche in seinem Reiche. Die Erzbischöfe Klemens August (von Droste-Vischering, gestorben 1845) und Martin (von Dunin, gestorben 1842) von Posen, die 1837 unter dem Ministerium Altenstein kriminelle Behandlung erfahren hatten, weil sie in Sachen der gemischten Ehen nicht einer auf Umwegen seit kurzem eingeschlichenen Praxis, die von dem Papste nicht gebilligt wurde, sondern dem kirchlichen Gebote gehorchten, wurden in allen Ehren durch unmittelbaren königlichen Befehl restituiert und der Kirche kurz darauf mehr Freiheit gegönnt, als sie seit dem Sturze des alten Reichs je in einem deutschen Staate genossen hatte. Der König huldigte jenem Protestantismus nicht, der sich mit allen religiösen Meinungen verträgt, auch nicht denen, welche das Christenthum gar nicht als göttliche Anstalt anerkennen, aber dem Katholicismus feindselig sind, sofern derselbe sich nicht verleugnet und nicht sich selbst aufgibt. Als aufrichtigem Protestanten konnte es daher dem Könige nicht gefallen,

als sich in mehreren größeren Städten z. B. in Königsberg durch den Divisionsprediger Rupp, in Halle durch den Prediger Wislicenus rc. neue Parteien bildeten, welche dem Positiven der protestantischen Lehre vollends absagten und neue Religionsgesellschaften zu bilden die Erlaubniß verlangten, ohne sagen zu können, welches denn eigentlich ihre Religion sei. Diese Selbstzerstörung des Protestantismus war indessen den meisten deutschen Protestanten zuwider, selbst solchen, die keineswegs mehr glaubten als Rupp und Wislicenus, denn sie drohte auch die bürgerliche Ordnung zu verwirren, den Glauben des gemeinen Volkes an die Reformation, deren Säkularfeier das protestantische Deutschland 1817 mit Pomp begangen hatte, zu untergraben und die Blicke desselben nach der katholischen Kirche zu richten. Deßwegen wurde dieses Treiben ziemlich allgemein als ein muthwilliges bezeichnet, dagegen aber das Auftreten des Johannes Ronge, der die Wallfahrt der rheinischen Katholiken zu dem heil. Rocke nach Trier den 1. Oktober 1844 zu einem Absagebrief gegen die Kirche benutzte, mit einem für die Katholiken sehr kränkenden Jubel begrüßt. Ronge gab seinem Anhange den Titel Deutschkatholiken und die Gegner der katholischen Kirche erwarteten nichts Geringeres, als daß er durch den deutschen Katholicismus einen Riß von oben bis unten machen werde, daher fand er auch bei seinen Wanderungen durch Preußen, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen in protestantischen und paritätischen Städten geräuschvollen Empfang und allen möglichen Vorschub. Es wurde jedoch bald genug offenbar, daß Ronges Deutschkatholicismus mit der Religion viel weniger zu thun habe als mit der Politik, daß es ein Versuch der demokratischen Partei sei unter der Firma Deutschkatholiken Verbindungen zu schließen, die ihnen die Regierungen sonst aufs strengste verwehrten. Zugleich zeigte es sich, daß Ronge bei dem katholischen Volke keinen Anklang fand (in Schwaben wurden die faulen Kartoffeln alsbald Ronger geheißen und schlechter Kartoffelbranntwein verewigt wahrscheinlich den Namen), wohl aber zu Aufläufen die unmittelbare Veranlassung gab, die zum Theil, wie der zu Leipzig am 12. Aug. 1845, sehr bedenklicher Natur waren. Die Regierungen begriffen, daß es bei den Katholiken als keine leichte Sache betrachtet werde, wenn sie Ronge und Konsorten gestatten, frei und von der Polizei geschützt umherzuwandern und dem Glauben der katholischen Bevölkerung die offene Feindschaft zu verkünden, während unvorsichtige Schwätzer über Verordnungen und Beamte abgefaßt und erklecklich bestraft wurden, und die Censur noch immer unbarmherzig, obgleich selbst über ihr Amt verdrießlich, über Zeitblätter und nicht 20bögige Schriften schaltete, während endlich ein Priester der katholischen Mission nirgends hätte die Kanzel betreten dürfen. Ronges Auftreten schuf demnach in doppelter Beziehung nur Uebles; noch tiefer aber drang die Lehre des

vollständigen Unglaubens, der von Frankreich und der Schweiz aus besonders unter den Handwerkern und Fabrikarbeitern verbreitet wurde. Die französische Revolutionspartei, die sich die wahrhaft demokratische nannte, hatte die Arbeitermassen in ganz Europa mit ihrem Gewebe zu umspinnen gesucht, und theilweise war es nur zu gut gelungen. Sie reizte die niedrigen Leidenschaften des Menschen, den Neid gegen Rang, Vermögen und Wissenschaft, die Trägheit und thierische Sinnlichkeit, bezeichnete aber ihr Trachten nicht mit dem wahren Namen, sondern erfand andere gleißende Bezeichnungen, z. B. Organisation der Arbeit, Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit, Einsetzung des Menschen in seine natürlichen Rechte auf die Genüsse des Lebens u. s. w. Die europäische Polizei witterte es wohl, daß etwas anderes gebraut werde als Studentenphantastereien und konstitutionelle Doktrinen, sie konnte aber nicht beikommen, weil die **kommunistischen, socialistischen, demokratischen** Vereine, oder wie sie sich immer nennen mochten, sich so organisiert hatten, daß nicht leicht jemand Zutritt finden konnte, der ihnen nicht auch angehören wollte, indem sie ferner keine Statuten u. dgl. aufsetzten, keinen Briefwechsel unterhielten, sondern nur durch Vertraute verkehrten, endlich über ihren letzten Zweck so wenig als möglich sprachen. Schon 1844 zeigte es sich bei dem Aufstande der Weber in den schlesischen Fabrikorten Langenbielau und Peterswaldau, daß der deutsche Arbeiter sich mit dem Gedanken an Aufstände vertraut gemacht habe, 1845 kam man bereits einem kommunistischen Verein in Hirschberg und in Posen auf die Spur, und da in diesem Jahre sich die Kartoffelfäulniß über ganz Deutschland verbreitete und eine Vertheurung der Lebensmittel zur Folge hatte, so kamen allmählig Aufläufe und Unruhen an die Tagesordnung, namentlich im Jahre 1847, einem eigentlichen Theurungsjahre. Es war kein Hungerjahr wie das 1817, und doch wie grundverschieden zeigte sich die deutsche Bevölkerung damals und jetzt! Wie unheimlich wurde es nicht in allen Städten, selbst in kleinen, wie keck forderte man nicht von der Regierung und von dem Einzelnen eher mit Drohen als mit Bitten! Der deutsche Bund erließ zwar ein strenges Verbot gegen die kommunistischen Vereine, aber deßwegen dauerten sie doch fort, die Sprache der Konstitutionellen wurde ernster und lauter, die Regierungen nachgibiger, einzelne versprachen bereits Preßfreiheit, der Streit zwischen Dänen und Deutschen wurde in **Schleswig-Holstein** der Krise immer näher gebracht, alles deutete auf Umwälzungen hin, der größere Theil der Volkes aber freute sich auf sie, die konstitutionelle Partei vielleicht am meisten, weil sie sich für stark genug hielt um sich der Bewegung bemächtigen zu können; ohnedies glaubte sie Preußens sicher zu sein, weil der König vom 11. April bis 26. Juni einen vereinigten Landtag abgehalten hatte. Er erklärte sich zwar abermals gegen eine konstitutionelle Charte, gab

aber das Wesen einer Konstitution, das andere hoffte man von dem Drange der Ereignisse zu erlangen. Bereits hatte in der Schweiz der Radikalismus zum Trotze Frankreichs und der nordischen Mächte gesiegt, bereits erhob die Revolution in Italien ihr Haupt und drohte Oesterreichs Macht in vollen Anspruch zu nehmen; die moralische Niederlage, welche Louis Philipp durch die Vorgänge in der Schweiz und in Italien erlitt, konnte nicht ohne Folgen auf die öffentliche Meinung in Frankreich bleiben, und wenn die französische Reformpartei durchdrang, schien eine neue politische Aera für Europa angebrochen.

Zweites Kapitel.

Bürgerkriege und Gewaltthaten in der Schweiz. Sturz der Bundesverfassung von 1815 (1840—47).

Die radikale Partei in der Schweiz wurde für Zürich, das sie im September 1839 verlor, einigermaßen durch den Kanton Tessin entschädigt. Dieser Kanton war seit seiner Aufnahme in den Bund (1798) von den andern Schweizern sehr geringschätzig angesehen worden, hatte sich auch um schweizerische Angelegenheiten nicht im mindesten bekümmert und in der Tagsatzung das Prinzip der Kantonalsouveränetät gegenüber der Bundesgewalt beharrlich vertreten. Der größere Theil der Bevölkerung ist arm und verdient seinen Lebensunterhalt in der Lombardei oder durch den Verkehr mit derselben; die Regierung war seit 1815 immer im höchsten Grade unpopulär, und man machte ihr sowie den untergeordneten Behörden den Vorwurf der Trägheit, der schlechten Verwaltung, der Parteilichkeit u. s. w., aber die Revolution von 1829 und 1830 besserte nichts, im Gegentheil nahm die Verschuldung des Kantons noch mehr zu. Die radikale Partei war 1830 nicht vollständig Meister geworden, sie verlor später in dem Großen Rathe immer mehr Boden, regte aber das Volk besonders in den südlichen Bezirken des Kantons auf, so daß der Große Rath Maßregeln traf, von denen die wichtigste die Ausweisung der Gebrüder Ciani war. Diese reichen Lombarden hatten sich wegen Theilnahme an den revolutionären Bestrebungen in Italien 1824 nach Lugano geflüchtet und waren Bürger, ja sogar Großrathsmitglieder geworden; dies hielt sie jedoch nicht ab, an der Revolutionierung Italiens thätig mitzuarbeiten, und sie konnten dies um so besser, als sie in Lugano vor der österreichischen Polizei sicher ihre Presse für den Druck revolutionärer Schriften verwenden konnten, die nach Italien geschmuggelt und dort von ihren Gesinnungsgenossen verbreitet wurden. Die österreichische Regierung hatte die Ciani wiederholt

als notorische Aufwiegler und Verschwörer bezeichnet und von der tessinischen Regierung verlangt, daß sie diesem Treiben Einhalt thue. Dies sollte im November 1830 endlich geschehen, wurde aber durch den Sturz der tessinischen Regierung abermals verhindert. Anführer dieser Revolution war der Oberst Luvini; es mangelte ihm nicht an Geld, um etwa 1200 Bewaffnete aus den Bezirken Medrisio, Lokarno und Lugano zusammenzubringen und Bellinzona, den damaligen Sitz der Regierung (mit ihm wechseln Lugano und Lokarno als Regierungssitze) zu überfallen, wodurch die Gegenpartei, die ihre Hauptstärke in den obern Thälern hat, ihres Stützpunktes und Sammelplatzes beraubt und zur Unterwerfung genöthigt wurde. Mit den schönsten Worten nahm eine neue Regierung den Platz der alten ein, die Dinge blieben aber im Tessin sonst in jeder Hinsicht beim Alten, doch hatte Luvini dafür gesorgt, daß er nicht so leicht durch einen „Putsch" weggeblasen würde. Er organisierte, was seitdem alle radikalen Machthaber in der Schweiz nachgeahmt haben, in seiner Partei eine engere Partei, einen Kern oder eine Elite, die entschlossen und discipliniert auf den Wink zur bewaffneten Unterstützung der Parteihäupter bereit war. Als daher im Jahre 1841 der Advokat Nessi die Luvini'sche Regierung durch einen Aufstand stürzen wollte, konnte ihm sein Gegner augenblicklich mit Uebermacht entgegentreten; Nessi wurde gefangen und, obwohl sich sein Weib und seine Kinder vor Luvini auf die Kniee warfen, augenblicklich erschossen.

Unruhen in Wallis (1840—44).

Mehr als der Kanton Tessin beschäftigte der Kanton Wallis die Aufmerksamkeit der Schweiz und selbst Europas. Dieses Gebirgsthal, wegen seiner Lage einer der Schlüssel zu Italien (über den St. Bernhard, vor Zeiten der penninische Paß, marschierten einst die römischen Heere vom Rhein an den Po, Napoleon 1800 zur Schlacht von Marengo, über den Simplon baute er als Kaiser den berühmten Heerweg), war von Napoleon 1810 als Departement des Simplon Frankreich einverleibt worden und kam durch den Wiener Kongreß als 20ster Kanton in den eidgenössischen Bund. Natürlich stellten sich zum Theil auch die alten Verhältnisse wie vor der französischen Herrschaft wieder her, es hatte sich auch das obere Wallis aus Haß gegen das neue französische Wesen sogleich erhoben, als die ersten Oesterreicher sich zeigten, so daß das Thal bis an den Genfersee von den Franzosen schnell gesäubert war. Das obere, deutschredende Wallis behielt seine alte Eintheilung in Zehnten, das französischredende Unterwallis, dessen größerer Theil bis 1798 Unterthanenland des oberen Wallis oder des Bischofs von Sitten gewesen war, trat nun selbstständig und ebenfalls in Zehnten getheilt in die wallisische Föderativrepublik ein. Diese Zehnten heißen: Gombs, Brieg, Visp, Raron, Leuk, Siders, Sitten, Herens, Gundis,

Martinach, Entremont, St. Maurice und Monthey. Jeder dieser Zehnten war eine selbstständige Republik, die im Großen Rathe des Kantons vier Stimmen hatte, der Bischof von Sitten hatte ebenfalls vier, es galt aber kein Beschluß des Großen Rathes, wenn derselbe nicht von den Zehnten sanktioniert wurde. Die sechs („westlichen") Zehnten des Unterwallis waren an Volkszahl den sieben („östlichen") des Oberwallis beträchtlich überlegen, im großen Rathe aber schwächer vertreten (24 gegen 48 Stimmen), was zur Folge hatte, daß die wenigen Kantonalbeamtungen in der Regel oberwallisischen Familien oder solchen unterwallisischen übertragen wurden, die mit jenen der gleichen politischen Partei angehörten. Deßwegen stimmte Wallis in der Tagsatzung immer konservativ, wie auch in dem Kantone von 1815—40 nichts wesentlich verändert wurde. Indessen wurden die unterwallisischen Zehnten durch die Kantonalverfassung nicht im mindesten gehindert, wenn sie für gut fanden, z. B. das Strombett der Rhone zu regulieren, die Sümpfe auszutrocknen, den Weinreben Pfähle zu geben, statt sie wild über den Boden hinwachsen zu lassen, sich und ihre Kinder fleißiger zu waschen, Schulhäuser zu bauen, und wenn ihnen die höheren Lehranstalten in Sitten oder das Jesuitenkolleg in Brieg nicht behagte, ihre Söhne in Genf oder Lausanne, in Berlin oder Paris studieren zu lassen. Nichtsdestoweniger begann in Unterwallis bereits 1833 durch die vier untersten Zehnten eine Agitation gegen die Verfassung von 1814; sie erklärten in einer Adresse an den Staatsrath, „wir wollen niemand das Gesetz machen, wir wollen es aber auch von niemand empfangen; wir können nicht länger unter unsern Miteidgenossen, im Schoße der 22 Kantone, die durch ihre Freiheit glücklich sind, eine abgesonderte, entwürdigte Kaste bilden; nein, der Helotismus ist für uns nicht gemacht!" In solcher Form unterschrieben die Unterwalliser ihr Begehren, „wir wollen Repräsentation nach der Kopfzahl und damit das Uebergewicht in dem Großen Rathe und allen Landesbehörden". Die Agitation führte damals zu nichts, wurde aber 1838 mit größerer Energie aufgenommen; als der Zehnte Sitten und theilweise auch Siders sich 1839 mit den sechs westlichen vereinigten, wurde ein Verfassungsrath aufgestellt, eine Verfassung entworfen und dieselbe von Unterwallis angenommen, von Oberwallis aber zurückgewiesen. Die Tagsatzung schickte auf das Verlangen von Oberwallis zwei eidgenössische Repräsentanten, unter deren Auspicien eine neue Verfassung entworfen wurde, die jedoch von Oberwallis keine bessere Aufnahme als die frühere fand, worauf die Tagsatzung (der 6. September 1839 in Zürich hatte gewirkt) eine neue Vermittlung beschloß, aber nicht zu Stande brachte. Ober- und Unterwallis trennten sich thatsächlich, indem der eine Theil in Siders, der andere in Sitten eine Regierung einsetzte; beide Theile suchten im Mittelwallis Boden zu

gewinnenund wegen des Dorfes Evolenaz im Zehnten Herens kam der Bürgerkrieg zum Ausbruch. Die Regierung zu Siders nahm es in Anspruch und wollte dort das Salzregale ausüben, gegen welches Beginnen die Bauern des benachbarten Weilers Haudères gewaltsam einschritten und am 22. März 1840 die Gensdarmen der Regierung zu Siders angriffen. Unterwallis rüstete sich rasch und vollständig, Oberwallis langsam und ohne Ernst. In der Nähe von Sitten kam es am 1. April zum Kampfe, der bei der Unentschlossenheit der oberwallisischen Anführer und dem Mangel an Munition und Lebensmitteln sich schnell und ohne viele Opfer zu Gunsten der Unterwalliser entschied. Der oberwallisische Trupp zu Siders schrie über Verrath, ermordete Peter von Kourten (diese Familie stand an der Spitze der oberwallisischen Bewegung gegen eine Veränderung der Kantonalverfassung) und zerstreute sich nach Hause, worauf die Unterwalliser unter Moritz von Barmann bis Turtman vorrückten. Die Zehnten Visp, Raron und Brieg erklärten ihre Unterwerfung, eine Konferenz von Abgeordneten aus beiden Kantonstheilen führte zu einer Verständigung, die neue Verfassung wurde allgemein angenommen, von der Tagsatzung anerkannt und Wallis schien einer ruhigen Zukunft entgegenzugehen.

Dieser Frieden dauerte jedoch nur kurze Zeit; schon 1841 wurde ein neues Schulgesetz von dem Volke in den Urversammlungen verworfen und dasselbe Schicksal widerfuhr dem Gesetze über die Vertheilung der von dem Militärdienste herrührenden Lasten; das eine mißfiel, weil das wallisische Volk dem neuen Schulwesen im höchsten Grade mißtraute, das andere, weil es darauf berechnet war, den Stiften von St. Bernhard und St. Maurice sowie den Pfarrgeistlichen unverhältnißmäßige Lasten aufzulegen. Der Parteizwist loderte noch heller empor, als der Bischof von Sitten die „junge Schweiz" exkommunizierte. Diese politische Gesellschaft hatte im Jahre 1840 lebhaften Antheil an dem Umsturze der alten Verfassung genommen; sie bestand meistens aus jungen Leuten, war ein Abklatsch jener geheimen Gesellschaften, die wir bereits als junges Italien u. dgl. kennen, Vereine von professionellen Verschwörern, die es nicht allein gegen die Staatsordnung, sondern auch gegen die Religion abgesehen hatten. Wie sehr die junge Schweiz im Unterwallis mit der europäischen Revolutionspropaganda sympathisierte und wie feindselig sie gegen die katholische Kirche gestimmt war, beweist z. B. ihr „Vaterunser", das sie als schön lithographiertes Plakat verbreitete und man noch jetzt da und dort unter Glas und Rahmen in Gaststuben hängen sehen kann. Diese Gesellschaft antwortete der bischöflichen Exkommunikation durch maßlose Angriffe und durch Schmähungen, die sich bis zur Blasphemie steigerten, und die Mitglieder selbst erlaubten sich Angriffe und Gewaltthätigkeiten auf Personen und Eigenthum der Gegenpartei,

zerstörten 1843 die Druckerei der Simplonzeitung, so daß Moritz Barmann, der 1840 an der Spitze des Unterwallis stand, in seiner Schrift „Die Gegenrevolution im Wallis im Mai 1844" selbst gestehen muß: „die Angriffe auf das Eigenthum, die Verletzungen des Hausrechts, die öffentlichen Störungen, die heftigen Reden, die unmoralischen Lieder, die Verirrungen der Presse öffneten eine weite Bresche in den Verschanzungen der guten Sache und trugen viel zu dem Triumphe des Obskurantismus bei." Die Kantonalwahlen von 1843 fielen zu Ungunsten der sog. freisinnigen Partei aus, indem zwei Zehnten im Unterwallis, Entremont und St. Maurice, auf Seite des Oberwallis traten, das nach Barmanns ausdrücklichem Geständniß durch keine Wahlumtriebe und Parteileidenschaften erschüttert wurde, sondern einfach wie früher seine konservativen Repräsentanten nach Sitten schickte. In Folge der Wahlen nahmen die Störungen der öffentlichen Ruhe zu, die Truppenzusammenziehungen und die Piketstellungen wurden zur förmlichen Landplage, endlich wurde von dem Landrathe die Mobilmachung aller Milizen beschlossen, jedoch bald wieder eingestellt und der Regierung ein Kriegsrath beigegeben. Es hieß im August 1843, ein Theil der Milizen des Zehnten Siders wolle mit 1000 Freiwilligen der „alten Schweiz" auf Sitten marschieren, worauf sich eine Kolonne der jungen Schweiz aus dem Unterwallis in Bewegung setzte, aber wieder heimkehrte, da sich jenes Gerücht als ein falsches zeigte. Der Winter brachte einige Beruhigung, die Feier des 1. Aprils aber, des Siegestages von 1840, entzündete die Leidenschaft aufs neue; bei Gelegenheit derselben wurde das Komité von Martinach eingesetzt mit der Aufgabe: „alle Liberalen für die Sache des Fortschritts zu vereinigen; die schnellsten und wirksamsten Maßregeln zu ergreifen und, wenn es sein müsse, mit bewaffneter Hand jeden Angriff auf die Rechte des Volks zurückzuschlagen; auf die Wiederherstellung des Vertrauens unter allen Bürgern bedacht zu sein und die Kenntniß sowie die Ausführung der demokratischen Grundsätze dem Volke verständlich zu machen". Diese Sprache war deutlich genug, wenn sich die junge Schweiz auch nicht noch unumwundener erklärt hätte, aber es fehlte die nöthige Macht, weil sich ein beträchtlicher Theil der Liberalen gegen das Treiben der jungen Schweiz erklärte. Neue Störungen der Ruhe veranlaßten die Regierung bei dem Vororte Luzern die Piketstellung von etlichen eidgenössischen Bataillonen zu verlangen, was derselbe bereitwillig zusagte; dagegen schleuderte das Martinacher Komité eine öffentliche Adresse an die Regierung unter das Volk und brauchte in derselben auch die Ausdrücke Meineid und Verrath. Der Große Rath erklärte sich nun entschieden gegen das Komité, das unter diesem Namen eine förmliche Gegenregierung zu bilden versuchte, und er bereitete ein Dekret vor, das alle bewaffnete und militärisch organisierte Vereine

auflösen sollte. Am 12. Mai hatte das Komité in der oben erwähnten Adresse die Regierung, welche vom Vorort die Piketstellung erbeten hatte, geradezu bedroht, indem es verkündete: „die eidgenössischen Truppen werden nicht in das Wallis einrücken, weil die, welche ihren Marsch verlangten, in diesem Augenblicke den Abgrund überschaut haben, der sich unter ihren Füßen öffnen würde; aber die außerordentliche Versammlung des Großen Raths, das Einrücken eines bewaffneten Bataillons in Sitten, die Diskretierung der Simplonstraße, die Vergeudung der Staatsgelder, die Gefährdung der öffentlichen Ruhe — das sind Thatsachen, ernst genug, um die Aufmerksamkeit der Patrioten zu fesseln. In der Unmöglichkeit, jetzt schon die Dinge in ihrem wahren Lichte zu würdigen, wird das Komité nicht voreilig darüber urtheilen; es beschränkt sich seine Mitbürger zu mahnen, gegen die Falle, die ihnen von den Feinden des Vaterlandes und des Fortschritts gestellt wird, auf ihrer Hut zu sein. Sich jeder Aufreizung, jeder strafbaren Handlung zu enthalten, aber sich im Stillen vorzubereiten, um den Meineid und den Verrath zur Rechenschaft zu ziehen, das ist die Pflicht der guten Bürger." M. Barmann, der diese Proklamation des Komités als Präsident unterzeichnete, beklagte sich in seiner oben angeführten Schrift bitter über die Taktik der Gegenpartei; nach einer solchen Kriegserklärung, die freilich erst bei günstiger Gelegenheit den rechten Nachdruck erhalten sollte, findet er es verrätherisch, daß die Gegenpartei vom 13. bis 17. Mai die Freiwilligen aus ihren Zehnten zu den Waffen rief und sich dabei auf einen Beschluß des Großen Raths berief, während Barmann erst vom 17./18. die Seinigen aus den untersten Zehnten in Bewegung setzte. In der Sitzung vom 17. wurden im Großen Rathe energische Maßregeln beantragt, aber nicht mehr beschlossen, denn am 18. standen die Kolonnen aus dem obern und untern Wallis bereits in der Nähe von Sitten; die Regierung gebot beiden Halt, aber die Oberwalliser zogen dessenungeachtet in Sitten ein, worauf Barmann nach Ardon zurückging, um die nachrückenden Unterwalliser an sich zu ziehen, was am 19. während eines Plänklerfeuers geschah, das indessen wenig Schaden that. Barmann sah sich jedoch schon theilweise umgangen und zog sich am 20. und 21. die Rhone abwärts über Martinach zurück, wurde aber an der Brücke des Trient (eines Nebenflusses der Rhone) von dem Landsturm des Zehnten Entremont angegriffen und seine Leute nach kurzem Kampfe, der sie 15 Todte und 20 Verwundete kostete, vollständig zersprengt. So endete die sog. Gegenrevolution im Wallis; nicht das Oberwallis führte den Hauptschlag, sondern das Unterwallis selbst, namentlich der Zehnten Entremont, es ist daher auch gänzlich falsch, wenn man diesen Kampf als einen zwischen dem französischen und deutschen Elemente darstellt; im Grunde war er das Widerstreben einer katholischen Landbevölkerung

gegen die Herrschaft einer Partei, die im Namen des Fortschritts die Mehrzahl ihrer Mitbürger in Religion, Unterricht und Sitten meistem wollte und dabei über Meineid und Verrath schrie, wenn man ihr nicht alle Aemter in Händen ließ. Die schweizerischen Radikalen waren über diese Niederlage furchtbar erbittert; unleugbar hatte sich die Mehrzahl des Volkes im Wallis gegen den Radikalismus entschieden, aber nun wurde das souveräne Volk, dem man sonst neben dem richtigsten Verstande alle guten Eigenschaften des Herzens zuschrieb, mit einemmal als eine Bestie tituliert, die sich von einigen Schlauköpfen und egoistischen Schurken gegen die besten Freunde hetzen und dann wieder an Strick und Halsband führen lasse. Auch wurde eine Verordnung des wallisischen Großen Raths, die den protestantischen Ansaßen nur einen Privatgottesdienst gestattete, gegen den katholischen Klerus unermüdlich ausgebeutet; daß damals die Verfassung des Kantons Zürich ausdrücklich die evangelische Religion als Landesreligion bezeichnete, daß in Zürich so wenig als in Schaffhausen, Bern, Genf u. s. w. ein Katholik Bürger werden konnte; daß in Appenzell-Außerrhoden kein Bürger eine Katholikin heirathen durfte, und wenn auch alle Kinder protestantisch erzogen würden; daß der Heidelberger Katechismus, in welchem die Katholiken vermaledeite Abgötterer genannt werden, in Bern und andern protestantischen Kantonen als Schulbuch fungierte, alles dies hatte natürlich nichts zu bedeuten, wenn gegen römische Intoleranz gestürmt wurde. Die Erbitterung gegen den katholischen Klerus und besonders gegen die Jesuiten steigerte sich durch deren Sieg im Wallis (ihnen wurde die Niederlage der Radikalen am Trient Schuld gegeben) um so mehr, als bereits auch in der andern Schweiz die politische Parteiung die religiöse zur Mitwirkung herbeigezogen hatte.

Solothurn revidiert seine Verfassung (1840).

Für den Kanton Solothurn lief mit 1840 die 10jährige Periode ab, während welcher die 1831 in das Leben getretene Verfassung sich erproben sollte; nach Verfluß dieser Zeit mußte sie einer Revision unterworfen werden, wenn der Große Rath mit absoluter Stimmenmehrheit sich für dieselbe entschied.. Dies geschah und zwar ganz im Sinne des Volks, weil dieses aus der Beamtenherrschaft („Herrschaft der Kapacitäten" von den Herren genannt) eine Demokratie machen wollte. Es verlangte direkte Wahlen für die Großräthe, Verminderung der Beamtungen und Besoldungen, namentlich weniger Regierungs- und Appellationsräthe; freie Wahl der Gemeindebeamten durch die Gemeinden, freie Gemeindeverwaltung und Beschränkung des Aufsichtsrechts der Regierung; Aufhebung der Sporteln und Taxen der Gerichtspräsidenten und Oberamtmänner; Aufhebung des Zwangs für die Gemeinden bei Bürger-

aufnahmen; endlich das allgemeine Veto. Außer diesen Forderungen in demokratischer Richtung verlangte das Volk Sicherheit für das Eigenthum der geistlichen Korporationen, Beschränkung der Aufsicht des Staates über dieselben, die freie Verbindung mit den geistlichen Oberbehörden, den gebührenden Einfluß der Kirche auf die Schule. Diese Begehren waren für die herrschende Partei Gift und Galle und der Große Rath schlug sie mit 84 gegen 6 Stimmen ab, ja die Regierung behielt selbst die Wahl der Friedensrichter, der Gemeindeschulzen und Schulmeister in der Hand, was nirgends in der Schweiz der Fall war. Die so abgespeisten Bauern wollten für die auf den 10. Januar 1841 anberaumte Volksabstimmung ein Programm verabreden, aber sie hatten nur wenige Führer und als diese einige vorbereitende Versammlungen hielten, wurden sie durch die Regierung gefangen nach Solothurn abgeführt, die Oppositionspresse versiegelt, der Redaktor der „Schildwache am Jura", Dr. Theodor v. Scherrer, verhaftet. Die Regierung leitete damals der gewandteste Radikale der ganzen Schweiz, Munzinger (gestorben 1855 als Bundesrath), der nicht gleich den meisten seiner Gesinnungsgenossen unnöthige Schwierigkeiten für sein Regiment schuf, aber die sich erhebenden mit entschlossener Rücksichtslosigkeit bekämpfte. Den Bauern gegenüber, die sich schon der geographischen Gestaltung des Kantons wegen nicht leicht in einer allgemeinen Versammlung zusammenfinden können, stützte er sich auf die beiden Städte Solothurn und Olten, sowie auf das protestantische Amt Bucheggberg, errichtete außerordentliche Bürgerwachen und bot die Milizen auf, denen er sicher trauen konnte. Gleichzeitig ließ Bern drei Bataillone an die Gränze marschieren, Baselland that dasselbe, Aargau schob eine Abtheilung Scharfschützen vor, und unter solchen Umständen stimmte das souveräne Solothurner Volk, aus dessen Mitte 60 Staatsbürger als Unruhestifter in den Solothurner Thürmen saßen, über die Verfassungsrevision ab. Die in obiger Weise von dem Großen Rathe revidierte Verfassung wurde von 6289 Bürgern angenommen, von 4277 verworfen, 5134 stimmten gar nicht ab, somit war die neue Verfassung angenommen! Als gegen Ende des Monats auch der Große Rath in seiner Mehrheit im Sinne der herrschenden Partei neu gewählt war, wurden die Verhafteten entlassen, aber durch einen angehängten Hochverrathsprozeß an weiterer Opposition gehindert; Solothurn war auf diese Weise für den Radikalismus gerettet.

Stürme im Aargau; Niedertretung der Rechte der Katholiken (1840).

Unheilvoller wurde die gleichfalls 1840 angebahnte Verfassungsrevision für den Kanton Aargau. Derselbe hatte bereits durch die von der Regierung auf eine unverantwortliche Weise herbeigeführten Streitigkeiten wegen Religionssachen schwer gelitten (s. S. 505), es sollte aber

noch schlimmer kommen. Die Bevölkerung des von der Natur außerordentlich gesegneten Ländchens war zur Hälfte katholisch, zur Hälfte protestantisch, jedoch so, daß der letztere Theil um etwa 5000 Seelen überwog; die Verfassung hatte deßwegen vollständige Parität bestimmt, so daß in allen Landesbehörden beide Theile gleich repräsentiert waren. Bei Gelegenheit der Revision machte sich eine doppelte Agitation geltend; auf katholischer Seite verlangte man Sicherstellung der konfessionellen Rechte, namentlich in Betreff der Verwaltung des Kirchenguts, des Unterrichtswesens u. s. w., dagegen wollte der protestantische Theil gerade hierin nichts geändert wissen und stimmte mit den Katholiken nur darin überein, daß er eine demokratische Erweiterung der Volksrechte verlangte. Daran hatte aber der Große Rath kein Wohlgefallen und daher kam es, daß die von ihm vorgelegte neue Verfassung am 5. Oktober 1840 bei der Volksabstimmung mit 23,095 Stimmen gegen 3171 verworfen wurde. Der Große Rath versammelte sich sogleich wieder und brachte in sehr kurzer Frist eine neue Verfassung zu Stande, in welcher die Parität der konfessionellen Vertretung wegfiel, indem die Mehrzahl der katholischen Repräsentanten gegen dieselbe stimmte und nur zwei einläßlich für dieselbe zu sprechen wagten. Am 5. Januar 1841 ging die Volksabstimmung in Ruhe und Ordnung vor sich und ergab: in den reformierten Bezirken Aarau, Brugg, Kulm, Lenzburg und Zofingen nahm die überwiegende Mehrheit an, in den katholischen: Baden, Bremgarten, Laufenburg, Rheinfelden und Muri verwarf sie; da aber die radikalen Katholiken zahlreicher für die neue Verfassung als die konservativen Protestanten gegen sie stimmten, so zählten die Annehmenden 15,336, die Verwerfenden 11,454 Stimmen. Dadurch wurde klar: 1. daß die katholischen Großräthe nicht im Sinne des katholischen Volks gestimmt hatten, 2. daß die neue Verfassung dem katholischen Volke nur aufgezwungen werden könne, 3. daß der protestantische Aargau dies nur mit der Hilfe radikaler Nachbarkantone auszuführen vermöge. Die aargauische Regierung schritt nun nach dem Muster von Solothurn vor, wozu sie besonders von dem Regierungsrath Waller, einem Katholiken und radikalen Fanatiker, gespornt wurde. Die Häupter des Komités von Bünzen, das während der Revisionsbewegung für die Parität gearbeitet, aber auch nicht einen ungesetzlichen Schritt gethan hatte, sollten mit Hilfe der Gensdarmerie und der radikalen Schutzvereine verhaftet werden. Dies geschah am 10. Januar morgens an einem Sonntage zu Bremgarten und Muri, an welchen Ort Waller auf sein eigenes Begehren als Regierungskommissär geschickt wurde. Wegen dieser Verhaftungen rottete sich das Volk zusammen, befreite die Gefangenen und sperrte Waller sammt den Gensdarmen ein, aber schon am 11. rückten die von der Regierung aufgebotenen Milizen aus den protestantischen Landestheilen ein,

zerstreuten bei Villmergen den Landsturm, der 7 Todte und 13 Verwundete verlor, und besetzten am 12. Muri. Zu diesen aargauischen Milizen stießen noch die Bataillone der Berner, Züricher und Basellandler und das unglückliche Freienamt (Baden, Bremgarten, Mellingen und Muri) blieb bis zum 6. März okkupiert von eidgenössischen Truppen, welche sich in vielen Stücken die republikanischen Franzosen von 1798 zum Muster genommen zu haben schienen. Mit dieser Niedertretung der katholischen Bevölkerung des Kantons war die verhängnißvolle Thätigkeit des Großen Raths noch nicht beendigt; am 13. trug Augustin Keller, der Direktor des aargauischen Schullehrerseminars, ebenfalls Katholik, auf Aufhebung sämmtlicher Aargauer Klöster an, „denn diese seien die Ursache der unglücklichen Lage des Landes, sowie das Mönchthum überhaupt nur Steppen und Barbarei schaffe und der Mönch in der Regel ein schlechtes, verdorbenes Geschöpf sei, in dessen Schatten der Grashalm verdorre.“ Keller hatte die Zeit zu seiner Motion trefflich gewählt, denn die in den Klöstern und deren Umgegend liegende Soldateska drohte mit Niederbrennung derselben, daher er sehr nachdrücklich sagen konnte, die Aufhebung der Klöster sei erklärter Volkswille, das Volksgericht sei schon über sie ergangen u. s. w. Der Große Rath beschloß auch die Aufhebung aller Klöster mit 115 gegen 19 Stimmen in Abwesenheit von $^2/_3$ der katholischen Repräsentanten, erklärte deren Vermögen als Staatsgut, von dem zuerst die Okkupations- und Untersuchungskosten bestritten, der Rest zu Kirchen-, Schul- und Armenzwecken, sowie zur Pensionierung der Ordensleute verwendet werden sollte. Der Aargau hatte damals acht Klöster: die Benediktinerabtei Muri, die Bernhardinerabtei Wettingen, die Frauenklöster Hermetschwyl, Gnadenthal, Fahr und Baden; zwei Kapuzinerkonvente zu Baden und Bremgarten; das Vermögen der sechs ersten betrug nach amtlicher Angabe zu jener Zeit 6,546,969 alte Schweizer Franken (à 40 kr. rhein.), und dieses Vermögen war eigentlich das Verbrechen, das zu ihrer Aufhebung Veranlassung gab. Der Große Rath schämte sich nicht in seinem Aufhebungsdekrete die Klöster obendrein zu beschimpfen, indem er ihnen verderblichen Einfluß auf die wahre Religiosität und Sittlichkeit der Bürger, Verführung der Gemüther, staatsgefährliche Beunruhigung der Umgebungen, dem Kloster Muri namentlich die Hauptanstiftung und Förderung des jüngsten verbrecherischen Attentats zur Last legte. Die Haltung der auf diese Weise betroffenen Aebte und Religiosen war würdevoll, vermochte aber bei solchen Gegnern nichts. Der Jubel der Radikalen in der übrigen Schweiz wurde nur etwas gedämpft durch die Betrachtungen der Folgen, welche der Klostersturm nothwendig herbeiführen mußte. Es war dennoch zu schreiend, die Ordensleute der schwersten Verbrechen gegen den Staat anzuklagen, sie aber nicht vor

Gericht zu stellen, sondern sie zu beschimpfen und zu pensionieren; es war gegen alles Recht, die Mitglieder einer Korporation anzuklagen, sie nicht zu strafen, aber die Korporation aufzuheben und ihr Gut wegzunehmen; die Aufhebung der Klöster schlug endlich das eidgenössische Bundesrecht ins Gesicht, indem §. 12 der Bundesakte ausdrücklich den Bestand der Klöster und Stifte verbürgte. Die katholischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg protestierten alsbald energisch gegen die Gewaltthat, Neuenburg sprach sich in gleicher Weise aus, St. Gallen erklärte sich ebenfalls in diesem Sinne und der Vorort Zürich mußte auf das Begehren der sechs ersten Stände eine außerordentliche Tagsatzung einberufen, die einzelnen Kantone also ihren Gesandten die nothwendigen Instruktionen in der Klosterfrage ertheilen, was das Feuer der Zwietracht in der ganzen Schweiz aufs neue anfachte. Die Tagsatzung kam 1841 den 15. März in dem Vororte Bern zusammen, dessen Schultheiß Neuhaus sie mit einer gespreizten Rede in französischer Sprache eröffnete. Dieser Neuhaus war ein geborner Bieler, hatte die Handlung erlernt und war lange in Frankreich beschäftigt gewesen, woher er den angebornen protestantischen Haß gegen die Klöster mit philosophischem Franzosenthum verquickt in die Schweiz zurückbrachte. Seit dem Jahre 1830 war er in die politische Laufbahn eingerückt, war 1831 Sekretär des Verfassungsraths, hierauf Vorstand des Departements des Erziehungswesens und wurde, als die radikale Partei in Bern das Uebergewicht erhielt, Schultheiß und so Präsident der Tagsatzung. Er hatte der Solothurner Regierung bei der Verfassungsrevision den Gefallen gethan und Bataillone an die Gränze geschickt (von nichts sprach er lieber als von Berns 30,000 Bajonetten), hatte das Freienamt erdrücken helfen und der aargauischen Regierung die bestimmte Versicherung gegeben, daß sie auf die Unterstützung Berns unter allen Umständen rechnen dürfe. Schon in seiner französischen Eröffnungsrede zeigte er seine radikale Gewaltthätigkeit und Sophisterei, indem er dem Artikel 12 der Bundesakte den Artikel 1 gegenüber stellte, der jedem Kanton seinen unversehrten Bestand garantierte; Aargau aber könne allein entscheiden, ob der Bestand der Klöster mit dem Bestand des Kantons vereinbarlich sei und bei dem Urtheil des Aargaus werde es die Tagsatzung bewenden lassen. So beutete damals der Radikalismus die Kantonalsouveränität aus, die er sonst als eine Quelle des nationalen Unheils anklagte; die Tagsatzung jedoch ging nicht darauf ein, sondern erklärte mit Stimmenmehrheit (zu der die reformierten Stände Zürich, Schaffhausen, Waadt, Neuenburg, Baselstadt, die paritätischen St. Gallen, Glarus und Graubünden, nicht aber die katholischen Luzern und Solothurn gehörten), Aargau möge wegen seines Dekrets, die Klosteraufhebung betreffend, noch einmal eintreten und dem Bunde Genüge thun,

auch sofort alle Liquidationen des Klostervermögens einstellen, widrigenfalls die Tagsatzung sich eigenen Entscheid vorbehalte. Aargau jedoch bot diesem Beschlusse Trotz, wozu es von Neuhaus und von radikalen Häuptern in St. Gallen, Waadt u. s. w. aufgemuntert wurde. Die ordentliche Tagsatzung desselben und des folgenden Jahres kam bereits zu keinem festen Beschlusse mehr und erst 1843 ließ sie sich mit 12½ Stimmen dahin befriedigen, daß Aargau Hermetschwyl und die zwei andern unbedeutenden Frauenklöster wiederherzustellen versprach. Zu diesem Ergebnisse führte der Umschlag im Kanton Zürich, wo die 1839 gestürzte Partei die Klosterfrage benutzte, um durch Aushängen der protestantischen Sympathieen die verlornen Plätze im Regierungssaal wieder zu gewinnen. Am 29. August 1841 wurde zu Schwammedingen unweit Zürich große Volksversammlung gehalten, wo der Advokat Furrer von Winterthur das Volk bei den Manen Zwinglis aufforderte, die Regierung nicht länger in der Unterstützung der aargauischen Klöster gewähren zu lassen. Die Volksstimmung sprach sich auch wirklich in diesem Sinne aus, daher Zürich auf der Tagsatzung für die oben angeführte Transaktion in der Klosterfrage stimmte.

Von Seiten der europäischen Mächte, welche die Bundesakte von 1815 garantiert hatten, geschah für den §. 12 derselben sehr wenig; der französische Gesandte Mortier sagte gelegentlich, seine Regierung halte auf gewissenhafte Handhabung des schweizerischen Bundesvertrags; in gleicher Weise sprach sich auch der österreichische aus, amtliche Eingaben erfolgten aber in diesem Sinne nicht; der österreichische Gesandte protestierte jedoch im Auftrage des Kaisers gegen jede Handlung, durch welche die aus dem Patrimonialvermögen seiner Ahnen herstammenden Güter der Klöster ihrer stiftungsmäßigen Bestimmung entzogen würden.

Wie Solothurn hängte auch Aargau einen großen Kriminalprozeß dem Siegeswagen an und schleppte ihn Jahre lang hin, ließ sogar Todesurtheile gegen Abwesende fällen, schritt aber gegen Abt und Konventualen von Muri, die es als die Hauptschuldigen bezeichnet hatte, in keiner Weise ein und schämte sich auch nicht, wenn dieser Vorwurf laut erhoben wurde.

Verfassungsrevision in Luzern. Berufung der Jesuiten. Erster Freischaarenzug. (1840—1844.)

Unterdessen war auch für Luzern die Revisionsperiode angekommen und versprach für das liberale Regiment (seit 1830) so gefährlich zu werden als in irgend einem andern Kantone. Wie 1839 in Zürich gegen die Straußberufung, wie 1840 in Solothurn und Aargau, so ging auch in Luzern die Bewegung von dem Landvolke aus. An ihrer Spitze stand Joseph Leu von Ebersol, ein Bauer von jenem Schrot,

das man nur in der Schweiz und auch da immer seltener findet: ein trefflicher Landwirth, reich, mildthätig, fromm, dabei derb und durch einen Redestrom weder zu verwirren noch zu gewinnen, weil er seine Leute kannte und die Verhältnisse des Kantons klarer auffaßte als die meisten „Kapacitäten". Er war ein Feind der alten Aristokratie gewesen, weil sie aus Städtern bestand, noch mehr aber haßte er die liberale Beamtenherrschaft der neuesten Zeit; denn sie beschränkte die Gemeindefreiheit, soweit es nur möglich war, brachte immer neue Beamtungen hervor, erfand fortwährend neue Gesetze, Verordnungen und Formalitäten, deren Fluth dem Bauer ob dem Kopfe zusammenschlug und mischte sich in alles, wie wenn das Landvolk aus lauter Kindern bestände. Eigentlich ergrimmt aber war er gegen den modernen Kulturdespotismus, der den Vater zwingt, sein Kind einer Schuldressur hinzugeben, die er ebenso sehr haßt als verachtet, der dem Volke seinen Glauben, seine religiösen Uebungen und Anschauungen verbittert und seinen höchsten Triumph feiert, wenn er ein Kloster aufheben, einer Wallfahrt Einhalt thun, eine Kapelle abbrechen, einem Bischofe Trotz bieten, einen Pfarrer wegen „Ungehorsams" strafen kann, der sich immer mit der Kirche zu schaffen macht, aber nie oder sehr selten in eine Kirche geht. Leu machte im Großen Rathe (November 1839) die seinen Ueberzeugungen entsprechenden Anträge, die durch eine große Mehrheit mit „Entrüstung" zurückgewiesen wurden, bei dem Volke aber eine um so bessere Aufnahme fanden. Es sah wie Leu in der katholischen Religion das köstlichste Erbe seiner Väter, und dieses Erbe wollte es auch seinen Kindern übergeben; das geschehe durch die Erziehung, deßwegen bedürfe diese der Garantie, welche nur dadurch möglich sei, daß die Aufsicht über die Schule den kirchlichen Behörden anvertraut werde. Die Regierung aber habe tüchtige Professoren der Theologie von ihren Stellen entfernt und durch solche ersetzt, über welche der Bischof sein Mißfallen ausgesprochen; habe die Uebergabe des Stadtwaisenhauses an einen katholischen Orden nicht zugegeben, wohl aber die Errichtung eines protestantischen Instituts in Willisau; verbiete katholischen Studierenden der Theologie den Besuch mißliebiger katholischer Universitäten, nicht aber den Besuch protestantischer; habe den Züricher Seminardirektor Scherr, einen erklärten Parteigänger des Dr. Strauß, zur Reorganisation des Landschulwesens berufen und Zöglinge seines Seminars angestellt; Männer der Regierungspartei hätten mündlich und in Zeitungen dem Dr. Strauß ihren Beifall gegeben und das Zürichsche Volk geschmäht, als es von den Herren, die im Auftrag des Volkes das allgemeine Beste berathen sollten, seine Religion nicht verrathen ließ, 2c. 2c. Gegen alles dies konnte die herrschende Partei nicht ein Wort erwidern, nicht ein Jota ableugnen; Leu verlangte aber außerdem: direkte Wahl der Repräsentanten nach

der Kopfzahl (Stadt Luzern hatte bisher verhältnißmäßig mehr gewählt und der Große Rath sich zu einem Theile selbst ergänzt); kürzere Amtsdauer, das Veto für das Volk (in Beziehung auf die Beschlüsse des Großen Raths). Bald war die in diesem Sinne abgefaßte Petition mit beinahe 12,000 Unterschriften bedeckt, der Große Rath jedoch ermahnte das Volk sich bis zu dem gesetzlichen Revisionstermin zu gedulden, was auch geschah. Der Abstimmungstag in der Frage der Revision war der 3. Januar 1841; der Kanton zählte 23,453 stimmfähige Bürger; 19,230 fanden sich in den Kreisversammlungen ein und von diesen stimmten 17,551 für die Revision. Die Wahlen für den Verfassungsrath fielen entsprechend aus, indem nur 4 von 100 Mitgliedern der bisherigen Mehrheit des Großen Rathes angehörten. Leu hatte somit den vollständigsten Sieg errungen. Am 18. März war die neue Verfassung vollendet; sie gab der katholischen Kirche alle wünschbaren Garantieen, dem Kanton überhaupt das Gepräge einer katholischen demokratischen Republik, und wurde am 1. Mai in den Kreisversammlungen mit 16,723 Stimmen gegen 2124 angenommen. Luzern war jetzt wieder katholischer Vorort, vermehrte in der Tagsatzung die konservativen Stimmen um 1, gab den kleinen katholischen Kantonen, denen alles an der Aufrechthaltung des Bundes von 1815 liegen mußte, einen Rückhalt, es war demnach in den Augen der Radikalen die eigentliche Stütze der Reaktion und deßwegen der Gegenstand ihres wüthendsten Hasses geworden.

Die Dinge entwickelten jedoch bald eine neue Phase. Leu hatte schon 1840 eine Saite berührt, deren Klang hell durch das Parteigeschrei tönte: die Berufung der Jesuiten an die theologische Lehranstalt nach Luzern, und am 9. Dezember 1841 stellten neun Großräthe aus dem Entlibuch den förmlichen Antrag, wodurch die Behörden genöthigt wurden, diesen Gegenstand zur Hand zu nehmen. Dagegen waren zum Theil die angesehensten Männer, welche in der Revisionsbewegung mit Leu gearbeitet hatten, z. B. der Stadtschreiber Bernhard Maier, ein ebenso gebildeter als entschlossener und rechtlicher Mann, Sigwart, der aus dem radikalen Lager ausschied, als ihm klar geworden war, daß der Radikalismus nur zerstören, aber nichts bauen könne, der Geschichtschreiber Professor Eutych Kopp, der Schultheiß Elmiger, Wendelin Kost, Joseph Mohr u. s. w.; in dieser Richtung sprachen sich unter den Geistlichen des neuen Erziehungsraths der Domherr Widmer und der Propst Waldis aus, auch der Bischof begünstigte wenigstens die Berufung nicht, weil alle erkannten, daß dadurch der Umsturzpartei eine gefährliche Waffe in die Hand gegeben würde. Welches Halloh dieselbe in der Eidgenossenschaft hervorbringen mußte, ließ sich leicht voraussehen; trug ja doch der Aargauer Augustin Keller in der nächsten Tagsatzung darauf an, daß alle Jesuiten von Bundes wegen aus der Schweiz zu

weisen seien, und obwohl nur Baselland mit ihm stimmte, so war doch schon dadurch der Beweis geliefert, daß man im radikalen Lager nur auf die Berufung warte, um den Feldzug gegen die Bundesverfassung zu eröffnen. In Luzern selbst entstand deßwegen ein heftiger Parteikampf, der damit endete, daß am 24. Oktober 1844 durch Großen Rathsbeschluß die theologischen Lehrstellen in Luzern den Jesuiten übergeben werden sollten, und derselbe wurde durch die Vetogemeinden bestätigt, indem sich über 11,000 Staatsbürger für und ungefähr 8000 gegen die Berufung aussprachen. Es war also, wie die Vergleichung dieser Ziffern mit den oben bei der Revisionsfrage angegebenen beweist, im Kanton selbst eine Zersetzung der Parteien vorgegangen, deren Gegensatz um so bitterer wurde, als derselbe eine religiöse Färbung hatte. Den Gegnern der Jesuiten schloß sich begreiflich das ganze radikale Element an und dieses griff zu der Revolution als dem Mittel, das sich in letzter Zeit so oft erprobt hatte. In der Stadt Luzern selbst wollte diese Partei in der Nacht vom 7./8. Dez. 1844 die Regierung und andere Häupter der Jesuitenpartei beseitigen, während gleichzeitig ein Zuzug von Gesinnungsgenossen aus anderen Gegenden des Kantons, durch Berner und Aargauer verstärkt, eintreffen sollte, um der neu eingesetzten Regierung die nöthige bewaffnete Macht zu geben und nach aargauischer Weise mit Leus Gesinnungsgenossen zu verfahren. Indessen brachten die Verschworenen in der Stadt, obwohl sie dem Weine wacker zugesprochen hatten, wenig Muth auf die Straße; sie begegneten einer Patrouille, welche im Schrecken die Gewehre losbrannte und davonlief, was aber auch die Verschworenen thaten, weil sie jene Schüsse als sicheres Zeichen ansahen, daß ihr Vorhaben verrathen sei. Sie flüchteten aus der Stadt der Emmenbrücke zu, wo ein etwa 900 Mann starker Freischaarenzug, bei dem sich der aargauische Regierungsrath Waller befand, eingetroffen war und mit einem Milizbataillon, das diesen wichtigen Paß abschließen sollte, eine Salve gewechselt hatte. Die flüchtigen Verschworenen verkündeten, daß alles verloren sei, und nun zerstreuten sich auch die Freischaaren, während die Regierung zu Luzern wehrlos und in Todesangst bis nachmittags um 3 Uhr da saß, wo endlich die von ihr aufgebotenen Mannschaften einrückten. Die Regierungspartei feierte ihren Sieg durch Dankfeste und Stiftung von Jahreszeiten, benutzte ihn aber zugleich um die Gegenpartei zu vernichten. Sie traf massenhafte Einstellungen im Aktivbürgerrechte, füllte die Gefängnisse, legte ihre Hand auf das Vermögen der Schuldigen und jagte dadurch die „Schwarzen" (die Gegner der Jesuiten) in solchen Schrecken, daß über 1200 sich aus dem Kanton flüchteten. Diese Flüchtlinge trugen namentlich dazu bei, daß die Stimmung in den meisten Kantonen gegen Luzern und die Jesuiten eine so gereizte wurde, daß sich schon damals alles befürchten ließ.

Das eidgenössische Schießen in Basel im Juli gestaltete sich zu einer bewaffneten Volksversammlung, in der zwar kein augenblicklicher Aufbruch beschlossen, aber über die Bundesakte der Stab gebrochen wurde, weil dieselbe die Bildung einer Behörde unmöglich mache, welche das Vaterland vor Bürgerkriegen wie im Wallis und vor Parteiverfolgungen wie in Luzern zu schützen vermöge. Der Bund müsse umgestaltet werden, sonst reibe sich die Schweiz selbst auf, wurde das Losungswort, das die Schützen von Basel nach Hause brachten, und in dieser Richtung begann nun in allen Gauen die lebhafteste Agitation. Zunächst galt es den Sturz der Luzerner Regierung, deßwegen wurden fast in jedem Kanton Volksversammlungen abgehalten, welche das Begehren stellten, der Gesandte des Kantons sei dahin zu instruieren, daß er auf der Tagsatzung für die Fortweisung der Jesuiten aus Luzern stimme; diesem Andrange wich zuerst die Regierung von Zürich, unterlag vollständig einige Wochen darauf (15. Febr. 1845) die waadtländische, eine der tüchtigsten, die je ein Kanton hatte. Sie erklärte sich im allgemeinen wohl gegen die Berufung der Jesuiten nach Luzern, behauptete aber, dem Kanton Luzern könne niemand das Recht dazu streitig machen, und überdies sei es eine Abgeschmacktheit zu behaupten, einige Patres seien der Schweiz gefährlich und bedrohen die Religion der Reformierten. Die Volksmasse glaubte anders, sie dachte sich die Jesuiten im Bunde mit weiß Gott was für Mächten, mit einer Art Zaubergewalt ausgerüstet, zudem war sie gegen die Pietisten (Momiers) mit ihren Oratorienversammlungen erbost, daher ließ sie sich zu einer Versammlung auf dem Montbenon berufen und erklärte dort die Regierung als abgesetzt. Die Zügel der Bewegung hatte der Staatsrath Druey (gestorben als Bundesrath 1855) ergriffen, der gleiche Mann, der sich zuerst gegen die Klosteraufhebung im Aargau entschieden ausgesprochen und ebenso, auf das Prinzip der Kantonalsouveränität fußend, nicht ein Jahr vorher noch behauptet hatte, man könne Luzern nichts in den Weg legen, wenn es die Jesuiten zu berufen für gut finde. Jetzt sprach er, das Volk habe recht, weil es so wolle, und für ihn gebe es keine andere Pflicht, als dem Volkswillen mit allen Kräften zu dienen. Druey hatte in Berlin Hegel studiert und wandte die Sätze des deutschen Philosophen so folgerichtig in seiner demokratischen Heimat an, als vor Zeiten der Minister Altenstein in anderer Weise es in Preußen zu thun versuchte. Volksversammlungen fanden auch in Solothurn, in Baselland, in Bern und im Aargau statt, und diese führten zunächst zur Ausführung eines großartigen Freischaarenzugs. Die aargauische Regierung sorgte dafür, daß sich ihre Angehörigen in Aarburg mit Kanonen und Munition versehen konnten, die bernische that den ihrigen möglichen Vorschub mit Gewehren und Schießbedarf, Privatleute gaben Stutzer und Musketen

und spendeten großartige Geldmittel. Einige Monate lang wurde Luzern mit einem bewaffneten Ueberfall aus Nachbarkantonen bedroht, ohne daß die betreffenden Regierungen etwas dagegen thaten, und als Luzern vom langen Wachehalten erschöpft schien und bereits an den lange angekündigten und nie ausgeführten Zug nicht mehr recht glaubte, erfolgte derselbe.

Der zweite Freischaarenzug (März 1845).

Der Haupteinbruch geschah vom Aargau aus, wo sich Aargauer, Basellandler und Solothurner den Luzerner Flüchtlingen angeschlossen hatten; diesen Zug befehligte der aargauische Oberst Rothpletz, eine bernische Kolonne der Hauptmann Ochsenbein von Nidau. Beide fanden von den Luzerner Milizen, deren zerstreute Bataillone größtentheils umgangen wurden, nur unbedeutenden Widerstand und drangen bis auf die Luzern beherrschenden Anhöhen vor, wagten es aber nicht die Stadt anzugreifen, obwohl sie in derselben nicht wenig Freunde hatten; im Gegentheil geriethen die Freischaaren bei Einbruch der Nacht in die größte Verwirrung, glaubten sich vom Feinde angegriffen, obwohl nirgends einer in der Nähe war, feuerten darauf los und traten in voller Auflösung den Rückzug an. Auf diesem fiel der größere Theil dem Landsturm in die Hände, der sich unterdessen erhoben hatte, nur die Kolonne Ochsenbeins entkam so ziemlich mit heiler Haut auf bernischen Boden. In den Gefechten bei Malters, Büttisholz u. s. w. waren sehr wenig Leute gefallen, auch wurden keine Gefangenen von den Landstürmern getödtet, man gab Pardon, obwohl die Regierung den Freischaaren, während sie mit ihrem Einfalle noch drohten, verkündet hatte, daß sie auf luzernischem Boden nicht als ehrenhafte Feinde, sondern als Banditen und Mörder behandelt würden. Die radikalen Blätter aber wußten nun schauerliche Dinge zu erzählen, wie Gefallene geschändet, Gefangene nicht einfach erschossen oder niedergestoßen, sondern auf kanibalische Weise zu Tode gemartert worden seien. Diese Berichte fanden Glauben und die anfängliche Niedergeschlagenheit über den schlechten Erfolg der von so vielen Seiten her unterstützten Expedition machte einem Ingrimme Platz, der mit Ueberlegung die Mittel zu einem neuen und sichern Schlag vorbereitete. Die luzernische Regierung trug zu dieser Erbitterung nicht wenig bei, indem sie ihren Sieg, den ihr allerdings nicht ihre militärischen Mittel, sondern die Unordnung und Indisciplin der Freischaaren und die Kopflosigkeit der meisten Anführer derselben verschafft hatten, als ein Wunder Gottes pries und nicht müde ward, Luzern gleichsam als ein heiliges Land, an dem der Himmel sein besonderes Wohlgefallen habe, darzustellen. Sie benutzte indessen den Sieg den treulosen Nachbarkantonen gegenüber ganz gut; die Gefangenen wurden

ehrenhaft behandelt, aber auch nicht bälder entlassen, als bis von den betreffenden Regierungen 400,000 Schweizerfranken erlegt waren, ein Strafgeld, das jedenfalls nicht zu hoch angesetzt war. Die gefangenen Luzerner hingegen, die an dem Einfalle Theil genommen hatten, blieben in den Gefängnissen und erwarteten da ihr Urtheil, denn von Amnestie war keine Rede und konnte wohl auch vorläufig keine sein, da der Kanton fortwährend bedroht wurde. Großes Aufsehen erregte der Prozeß des Dr. Steiger, des Hauptes der luzernischen Radikalen, der auch die Flüchtlinge zu dem Einfalle gesammelt hatte und im Falle des Gelingens Diktator von Luzern geworden wäre. Er wurde zum Tode des Erschießens verurtheilt, die Strafe jedoch in Gefängniß verwandelt und mit Karl Albert von Sardinien ein Vertrag geschlossen, damit er den Freischaarenhäuptling in sichern Gewahrsam nehme. Vorher jedoch wurde Dr. Steiger von drei luzernischen Gensdarmen gegen eine hübsche Geldsumme, die hauptsächlich von Züricher Privaten zusammengelegt war, aus dem Thurme befreit und in Winterthur, wo er sich als praktischer Arzt niederließ, mit Enthusiasmus aufgenommen. Nicht nur in der Schweiz, sondern auch in einem großen Theile Deutschlands wurde die Befreiung Steigers mit Jubel aufgenommen und selbst von Dichtern gefeiert, was wenigstens die Lügen aus dem Tagesgespräch verdrängte, welche über Steigers unterirdisches Gefängniß, seine Kettenlast, seine Behandlung durch den Verhörrichter Amman u. s. w. in Umlauf gesetzt worden waren. Von dieser Theilnahme an dem Schicksale eines politischen Parteiführers, der, obwohl demokratischer Republikaner, den Gesetzen seines Landes, dem ausgesprochenen Willen der Mehrheit des Volkes sich nicht unterwarf, der nicht allein seine Partei zum bewaffneten Aufstande führte, sondern selbst mit fremden Bewaffneten, zum Theile sehr zweideutigen, sein Heimatland überzog und den Tod in jedem andern Staate nach seiner Gefangennahme erlitten hätte, von dieser Theilnahme stach die Stimmung grell ab, welche sich in der Schweiz und Deutschland bei Leu's Tode kundgab. Derselbe wurde in der Nacht vom 19./20. Juli, genau einen Monat nach Steigers Flucht, in seinem eigenen Hause im Bette erschossen. Alsobald wurde verbreitet, die Schatten der erschlagenen Freischaaren hätten ihm keine Ruhe mehr gelassen und der bis zum Wahnsinn von seinem Gewissen gefolterte Mann habe sich in der Verzweiflung selbst getödtet; dieses Ereigniß wurde als ein neuer Triumph gefeiert und in den unwürdigsten Karrikaturen illustriert in die Welt verbreitet. Umsonst wurde Leu's Charakter, seine unbestrittene Religiosität entgegen gehalten, selbst als der Verhörrichter Amman durch eine meisterhafte Procedur in einem lüderlichen Subjekte den Mörder entdeckt und zum Geständnisse gebracht hatte, sollte dies ein Jesuitenkniff sein und nur ungerne gab der vornehme Theil der Radikalen Leu's

Selbstmord weg, während der gemeine sich noch jetzt an demselben erbaut. Die fieberische Unruhe, welche die liberale Schweiz aufregte, wurde noch durch die Ausländer gesteigert, sowohl durch solche, die sich als Flüchtlinge oder als Niedergelassene im Lande selbst aufhielten, als auch durch die Parteinahme der deutschen, französischen und englischen Blätter, die fast ohne Ausnahme in die Lärmtrompete stießen, als Luzern wirklich am 26. Juni 1845 einige Jesuiten in seinen Mauern aufnahm. Die Sache wurde dadurch zu einer Angelegenheit von europäischer Wichtigkeit und ihre endliche Entscheidung mußte die tiefste Einwirkung auf die Gemüther der Völker üben.

Der sogenannte Sonderbundskrieg (1847).

Die radikale Partei in der Schweiz bereitete sich mit großer Umsicht zu dem Entscheidungskampfe vor, indem sie sich zuerst die Mehrheit in der Tagsatzung sicherte, um unter der Aegide des Bundes, d. h. des Gesetzes, gegen Luzern und dessen Verbündete vorzugehen. Luzern hatte mit Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis einen Bund geschlossen, nicht zum Angriffe, dazu wären die sieben Kantone vielmal zu schwach gewesen, sondern zur gemeinschaftlichen Vertheidigung. Dazu waren sie durch die Bundesakte vollständig berechtigt, die nur Bündnisse verbot, welche der Eidgenossenschaft oder einzelnen Kantonen nachtheilig sein könnten, also einen reinen Vertheidigungsbund nicht ausschloß; sie hatten zu ihrem Bündnisse alle nur mögliche Ursache, da der Landfriedensbruch, den sich Aargau, Bern, Solothurn und Baselland zu Schulden kommen ließen, bei der Eidgenossenschaft keine Strafe fand, in Bern sogar Ochsenbein an die Spitze gekommen war, der dadurch der Leiter des Vororts und Präsident für die nächste Tagsatzung wurde. Neuhaus nämlich, der den Freischaarenzug gefördert und nach dessen Mißlingen in vornehmster Manier desavouiert hatte, fand in Ochsenbein einen erbitterten Gegner, der ihn mit den schneidendsten Vorwürfen beschoß (unter anderm auch, er habe sich aargauisches Klostersilber verehren lassen); die Stimmung des Volkes war für Ochsenbein, die Verfassung wurde auf eine breitere demokratische Grundlage gestellt, Neuhaus fiel durch und dirigierte die wenigen Jahre bis zu seinem Tode eine Drahtstiftenfabrik. Bern, der stärkste und stolzeste Kanton der Schweiz, der seine Niederlage durch Luzern nicht verschmerzen konnte, hatte durch die Wahl Ochsenbeins der andern Schweiz deutlich genug erklärt, daß er bereit sei, nicht mehr mit Freischaaren, sondern als Kanton mit seiner bewaffneten Macht gegen Luzern einzuschreiten. Im gleichen Jahre (1846) wurde Genf radikalisiert, nachdem die Arbeiter der Vorstadt St. Gervais über die reiche

Bourgeoisie der Stadt am 8. Okt. in einem wenig ernsthaften Gefechte gesiegt hatten. James Fazy, ein junger Mann, der die Julirevolution in Paris mitgemacht hatte, errichtete eine durch und durch demokratische Republik und gab auch den Katholiken in der Stadt Genf unbeschränkte Religionsübung, so daß Genf seitdem aufgehört hat, die Stadt Kalvins zu sein. Damit gewann er das katholische Landvolk (in den 1815 von Sardinien abgetretenen Theilen) für seine Umwälzung, dessen Leiter die Gleichberechtigung der katholischen Kirche in Genf höher anschlugen als den dadurch den Radikalen zufallenden Gewinn einer weitern Stimme in der Tagsatzung für das Bündniß, das gegen Luzern und die sechs mit ihm verbundenen Kantone im Werke begriffen war. Die Mehrheit für die Tagsatzung des Jahres 1847 entschied der Kanton St. Gallen, und im Sommer erging an Luzern die doppelte Aufforderung, daß es die Jesuiten entlasse und sein Bündniß mit den oben genannten sechs Kantonen auflöse. Luzern und seine Verbündeten, „der Sonderbund", verweigerten beides und hatten dazu alles Recht; sofort aber wurde die Schweiz mit dem Getöse der Rüstungen für den Bürgerkrieg erfüllt. Von den auswärtigen Mächten gaben sich Frankreich und Oesterreich ernstlich Mühe den Ausbruch zu verhindern, aber keine der beiden Mächte unterstützte die Sprache der Gesandten dadurch, daß sie ein Korps an die Gränze marschieren ließ und in klaren Worten mit bewaffneter Intervention drohte; daher kümmerte sich die radikale Schweiz um deren Worte nichts und verhöhnte besonders den französischen Gesandten Bois le Komte durch die Presse, die dessen Namen als „Holzgrafen" übersetzte. Lord Palmerston, der englische Minister des Auswärtigen, ermuthigte die Kantone der Tagsatzungsmehrheit zum energischen Handeln und verhinderte durch seine Einsprachen das französische Kabinet an ernsthaften Schritten, so daß dieses den Sonderbund dringend ermahnte, sich ja nur in geharnischter Defensive zu halten, indem dann gewiß auch kein Angriff gegen ihn gewagt würde. Aber die öffentliche Meinung in Frankreich sprach sich bereits entschieden gegen den Sonderbund und die Jesuiten aus; die Vorzeichen einer Revolution in Frankreich zeigten sich immer häufiger; Sardinien hatte bereits seine frühere Rolle gewechselt; die italienische Revolution war im Anzuge; selbst Deutschland gab das Schauspiel wiederholter Unruhen und seine öffentlichen Stimmen waren fast ausschließlich gegen den Sonderbund gerichtet, den Professor Kortüm in Heidelberg in einer eigenen Broschüre als ein Glied des großen Bundes bezeichnete, den die Kabinete gegen die bürgerliche Freiheit der europäischen Nationen geschlossen hätten. Die Tagsatzungsmehrheit ihrerseits nahm gegenüber der öffentlichen Meinung in Europa und in der Schweiz selbst eine sehr günstige Stellung ein; nichts werde gegen die katholische Religion und gegen die Rechte der Katholiken unternommen,

hieß es; wer dies behaupte, sei ein Lügner, aber die Mitglieder eines Ordens, der wegen seiner Gefährlichkeit im vorigen Jahrhundert von dem Papste selbst aufgehoben worden sei, der kein Vaterland habe und also auch keines lieben könne, der die Bekämpfung der Protestanten als seine Hauptaufgabe erkläre und deßwegen in ein paritätisches Land den Unfrieden bringen müsse, den werde man nicht an einem schweizerischen Vororte dulden. Ebenso wenig seien die Rechte der einzelnen Kantone gefährdet, der Sonderbund aber müsse aufgehoben sein, denn er vernichte die Einheit der Eidgenossenschaft, bedrohe deren Zukunft, stelle den innern Frieden unaufhörlich in Frage, biete dem Auslande Gelegenheit zur Einmischung in schweizerische Angelegenheiten und könne einmal den Untergang der Eidgenossenschaft herbeiführen. Zugleich wurde der Sonderbund und der Vorort Luzern in bundesbrüderlichster Weise aufgefordert, das bundeswidrige Bündniß aufzugeben und um des Friedens willen die Jesuiten zu entlassen. Diese Sprache blieb nicht ohne Wirkung; als im Herbste die Tagsatzung das bewaffnete Einschreiten gegen den Sonderbund beschloß, stellten sich nicht nur die Milizen der reformierten Kantone bereitwillig, sondern es marschierten auch die der katholischen Kantone Tessin und Solothurn, die katholischen Milizen aus St. Gallen, Thurgau, Aargau, Baselland, aus dem bernischen Jura, und wir wüßten nicht, daß ein einziger katholischer Feldpater seinen Dienst für den Sonderbundskrieg versagt hätte. Der Krieg nahm auch einen unerwartet raschen Verlauf. Oberst Dufour aus Genf (geboren 1787), der als Genieoffizier unter Napoleon gedient hatte, führte das Oberkommando über die eidgenössische Armee, welche der des Sonderbundes um das Dreifache überlegen war, umwickelte in vorsichtiger Aufstellung denselben vollständig, übte seine Milizen einige Wochen im Felddienste und marschierte dann gegen das isolierte Freiburg, das nach kurzem Widerstande am 14. November kapitulierte. Am 21. November ergab sich Zug ohne Widerstand und nach einem Gefechte bei Gislikon Luzern am 24., gegen das Ochsenbein mit einer Division durch das Entlibuch auch von der andern Seite anrückte, am 25. Schwyz und Unterwalden, am 26. Uri und 29. Wallis. Die Häupter des Sonderbundes hatten sich sämmtlich wie die Jesuiten durch die Flucht retten können. Die Tagsatzung hielt die unterworfenen Kantone noch einige Zeit lang okkupiert, setzte in Luzern und Freiburg die Herrschaft der Steigerschen und Schallerschen Partei ein, während im Wallis die entsprechende Veränderung vor sich ging, und belegte endlich die Sonderbundskantone mit der Bezahlung der Kriegskosten, erlaubte ihnen jedoch sich an den Schuldigen schadlos zu halten, d. h. reiche Private und Stifte zu brandschatzen. Das Jahr darauf kam die neue Bundesverfassung zu Stande, die der nordamerikanischen in den meisten Stücken

nachgebildet ist, nur einen Präsidenten mit der exekutiven Gewalt des nordamerikanischen kennt die schweizerische Bundesverfassung nicht.

Drittes Kapitel.

Die Einleitung der italienischen Revolution; Ausbruch derselben in Sicilien (1847).

Der vollständige Sieg des schweizerischen Radikalismus machte in ganz Europa einen ungeheuern Eindruck; die Schweizer hatten die Meister in der Politik, Louis Philipp und Metternich, durch ihr ungeniertes Dareinfahren nicht nur lächerlich gemacht, sondern auch die Schwäche der konservativen Politik enthüllt, die zusehen mußte, wie in einem Staate, der immer als ein sehr schwacher galt, aber durch seine Lage zwischen Deutschland, Frankreich und Italien in so vielfachen Beziehungen zu diesen Ländern steht und in das Sprachgebiet eines jeden hineingreift, eine vollständige Umwälzung durchgeführt wurde. Die Folgen zeigten sich auch alsbald in jeder Richtung, besonders rasch in Italien. Hier hatte die Verschwörung, „das junge Italien", unter der Direktion Mazzinis nicht ermangelt, von Zeit zu Zeit Lebenszeichen zu geben, die ihren wohlberechneten Zweck, unter der Bevölkerung eine beständige Spannung zu erhalten und das ganze Land mit einem unheimlichen Grauen zu überziehen, zugleich auch seine Werkzeuge nicht außer Uebung kommen zu lassen, keineswegs verfehlten. So fanden z. B. 1843 zu Bologna, Ferrara, Imola und Cesena unruhige Auftritte statt und 1844 zeigte die Landung der Gebrüder Bandiera an der kalabrischen Küste, daß die Halbinsel in ihrer ganzen Länge mit revolutionären Minen geladen war. Die zwei Bandiera, Söhne des kaiserlichen Admirals und selbst Seeoffiziere, einem edlen venetianischen Geschlechte angehörig, suchten unter der Flottenmannschaft für Mazzini zu werben, entflohen hierauf nach Korfu, wo sie mit mehreren Verschwornen ein kleines Schiff ausrüsteten, am 16. Juni in Kalabrien landeten, die Revolution proklamierten, jedoch den erwarteten Anhang nicht fanden, gefangen und am 19. Juli zu Kosenza kriegsrechtlich erschossen wurden. Das unglückliche Ereigniß führte in England zu einer parlamentarischen Scene, die in das Treiben der englischen Politik hineinschauen ließ. Mazzini, der die Schuld an dem Blute der Bandiera trägt, brachte durch das radikale Parlamentsmitglied Dunkombe die Beschwerde vor das Unterhaus, daß seine Briefe auf der englischen Post geöffnet und mit einem nachgeahmten Siegel wieder geschlossen würden. Der betreffende Minister Graham fand es nicht für nothwendig, die Thatsache zu leugnen,

sondern erklärte einfach, dazu sei er vollständig berechtigt. Auch im Oberhause wurde die Sache angeregt und beide Häuser setzten eine Kommission nieder, welche nach reiflicher Untersuchung die Erklärung abgab, daß der Minister durch ein unter Königin Anna erlassenes Gesetz zu seiner Handlung befugt gewesen sei, und das Parlament fand auch nicht für gut, das angefochtene Gesetz aufzuheben. Bei diesem Anlasse erklärte Lord Palmerston, Graham habe im Interesse Englands gehandelt; England lebe mit Neapel im Frieden, und da es im Interesse Englands liege, daß die Ruhe in Neapel nicht gestört werde, so sei das englische Ministerium verpflichtet, für die Erhaltung jener Ruhe zu sorgen, und eben darum seien die Briefe des in England das Asylrecht genießenden Mazzini gelesen worden, um nöthigenfalls Entwürfe zu vereiteln, welche die Ruhe in Neapel stören könnten. Also das Interesse Englands ist allein maßgebend, ob von England aus ein anderes Land revolutioniert werden darf oder nicht, und dieser cynische Grundsatz machte sich kaum zwei Jahre darauf so sehr geltend, daß England aus Interesse die Revolutionierung Neapels versuchte. Was diesen Umschlag bewirkte, war wohl nichts anderes als der innige Anschluß Neapels an Frankreich, dessen König 1846 das englische Kabinet durch die spanischen Heirathen zu unversöhnlicher Feindschaft reizte. Von dieser Zeit an gab sich England eine auffallende Mühe, seinem Einflusse in Italien Boden zu gewinnen, wozu es die Locktöne des Liberalismus gebrauchte. Dieses politische System hatte in einem italienischen Geistlichen, Vincenzo Gioberti (geb. 1801 zu Turin, gest. 1852 zu Paris), seinen Hauptredner gefunden; derselbe griff in seiner Schrift „il Gesuita moderno“ (der Jesuit von heute) nicht etwa bloß den Jesuitenorden an, sondern hauptsächlich, wie es sich aus diesem Titel von selbst versteht, den Geist der Kirchenregierung Gregors XVI., und in einer andern Schrift „il primato civile e morale degli Italiani“ (der bürgerliche und sittliche Primat der Italiener) predigte er eine italienische Revolution, durch welche die Oesterreicher aus Italien vertrieben, die italienischen Staaten liberal rekonstituiert und in einen Bund vereinigt werden sollten, an dessen Spitze der Papst stände. Mazzini trat den Phantasieen des geistlichen Herrn keineswegs feindselig entgegen, da sie jedenfalls für eine Revolution und gegen Oesterreich arbeiteten, theilte sie aber nicht entfernt; denn nach seinem Plane sollten alle italienischen Throne umgestürzt werden und an ihre Stelle eine Republik treten, die des ruhmvollen Namens halber die römische zu heißen bestimmt war. Mazzini ließ die liberale Partei ungestört Propaganda machen in der Voraussicht, daß ihre Erfolge schließlich ihm zu gute kommen werden, und umgekehrt störte ihn die liberale Partei nicht, weil sein Treiben in erster Linie gegen Oesterreich gerichtet war und sie fest daran glaubte,

daß der Republikanismus durch eine liberale Rekonstituierung Italiens bald verrauchen werde. Die liberale Partei hatte es besonders auf den König Karl Albert von Sardinien abgesehen, denn derselbe besaß nicht nur den Ruf eines Feldherrn, wie denn überhaupt ein kriegerischer Geist in dem savoyischen Fürstenhause erblich ist, sondern es stand ihm auch ein zahlreiches, trefflich ausgerüstetes und wohlgeübtes Heer zu Gebote; ohne Heer aber, das sahen die Parteien wohl ein, war gegen Oesterreich, diesen Stein des Anstoßes, nichts zu unternehmen. Karl Albert hatte 1821 den Karbonari die Hand gereicht, später sie zwar mit blutiger Strenge verfolgt, aber er war ehrgeizig, und wenn ihm die ganze Lombardei sammt den Pofürstenthümern als Preis vorgehalten wurde, wenn zugleich das europäische Staatengebäude einer großen Veränderung entgegen zu gehen schien, so mußte es doch möglich werden, ihn von Oesterreich noch einmal abzuziehen und demselben entgegen zu stellen. Wie dies allmählig gelang und wieviel England dazu beitrug, können wir nicht bestimmen, so viel ist aber gewiß, daß er schon vor 1847 gegen Oesterreich seine feindlichen Gesinnungen vergebens durch schöne Worte zu verschleiern suchte. Einen ungeahnten Aufschwung erhielt die italienische Bewegung durch Papst Pius IX. (früher Kardinal Mastai Ferretti), der am 16. Juni 1846 gewählt und am 21. gekrönt wurde. Er und seine Rathgeber glaubten, daß durch liberale Maßregeln die blutige Revolution, die 1845 in Rimini und 1846 im Februar zu Pesaro und Fano sich geregt hatte, beschworen werden könne, in welcher Meinung sie von auswärtigen hohen Rathgebern bestärkt wurden. Er erließ am 29. Juni ein Amnestiedekret für politische Verbrecher, das am 17. Juli eine fast unbeschränkte Ausdehnung erhielt, so daß der Kirchenstaat der Sammelplatz von mehr als 4000 politischen Flüchtlingen wurde, und setzte eine Kommission für innere Reformen nieder. Die Folgen, welche diese Schritte auf das benachbarte Neapel und Toskana haben mußten, ließen nicht lange auf sich warten; beide Regierungen sahen sich moralisch genöthigt, mit der päpstlichen gleichen Schritt einzuhalten. Das folgende Jahr förderte die Entwicklung rascher, als die regierenden Häupter wohl erwartet hatten; die Theurung der Lebensmittel gab den Städten in der Romagna den Vorwand, sich zum Schutze ihres Eigenthums zu bewaffnen, weil dasselbe von den hungernden Haufen angegriffen würde, und am 5. Juli sah sich die päpstliche Regierung bereits genöthigt, die Selbstbewaffnung des Volkes als Guardia Civica (Bürgerwehr) zu gestatten, um sie wo möglich zu regulieren. Im August erreichten Volksbewegungen in Florenz und Livorno für Toskana das gleiche Ziel und zudem ein liberales Preßgesetz, die Vorgänge in Ferrara aber gaben Veranlassung, die ganze Halbinsel mit Rachegeschrei gegen Oesterreich (morte ai Tedeschi!) zu

erfüllen. Oesterreich hatte durch die Verträge von 1815 in der päpstlichen Stadt Ferrara das Besatzungsrecht, das der Papst 1815 zwar nicht anerkannte, aber seitdem weder in Wort noch in That hinderte. Ferrara war immer eine zum Aufruhr geneigte Stadt und zeigte dies auch 1847, indem bei hellem Tage und auf offener Straße ein Baron Baratelli ermordet wurde, der als Anhänger Oesterreichs galt. Der Generalgouverneur der Lombardei, Marschall Radetzky, fand deßwegen für gut, die Besatzung des wichtigen Platzes zu verstärken, da ohnedem die Guardia Civica in Ferrara bei Gelegenheit sehr gefährlich werden konnte. Gegen diese Verstärkung der Besatzung, deren Dienst sich nun nicht wie früher fast ausschließlich auf die Citadelle beschränkte, sondern sich auf alle wichtigen Posten in der Stadt ausdehnte, protestierte der Kardinallegat Ciachi in Ferrara in einer ganz ungewöhnlichen, Aufsehen erregenden Form, und das päpstliche Staatssekretariat sprach in der üblichen Form das Gleiche aus. Die Regierungen zu Florenz und Turin stimmten bei und thaten somit den ersten offenen feindseligen Schritt gegen Oesterreich, so daß es dadurch jedem klar werden mußte, daß sich ganz Italien auf das österreichische Heer in der Lombardei stürzen werde, wie dies Radetzky seinem Hofe als bevorstehend berichtete. Ein deutscher Publicist sagte dasselbe (in dem bei Cotta in Augsburg erscheinenden „Auslande") als nothwendige Folge des im Kirchenstaate zur Geltung gekommenen Liberalismus in den klarsten und bestimmtesten Ausdrücken voraus, nicht im dunkeln Orakelstyl, auch ließ er sich nicht erst dann hören, als die Bewegung den Regierungen bereits über den Kopf gewachsen war. Dies geschah nur zu bald; zuerst im Juli zu Lukka, das seinen Anschluß an Toskana nicht abwarten wollte. Herzog von Lukka war Karl III., Prinz von Bourbon, Infant von Spanien, Sohn des Königs von Etrurien, dessen Königreich Napoleon 1801 geschaffen und 1807 weggenommen hatte; der Wiener Kongreß gab der Königin Wittwe und ihren Kindern 1815 das Herzogthum Lukka mit der Anwartschaft auf Parma nach dem Ableben von Napoleons Wittwe Marie Louise, in welchem Falle Lukka an Toskana übergehen sollte. Die Aufstände im Juli bewogen den Herzog, der nach Venedig geflüchtet war, sowie den Erbprinzen am 5. Oktober zur Abdankung, so daß das Ländchen an Toskana heimfiel. Im September zeigten sich im Königreich Neapel Aufstände zu Reggio, Messina, auf mehreren Punkten Kalabriens und in den Abruzzen; im Oktober sah Turin ein liberales Ministerium, das Reformen in der Justiz, Verwaltung und Polizei ankündigte, Rom einen neu organisierten Rath, und am 14. versprach der Papst eine Staatskonsulta, die am 15. November eröffnet wurde und am 31. Dezember ein liberales Preßgesetz als Zugabe erhielt. In Modena und Reggio fanden am 12. und 13. Dezember Unruhen

statt, denen aber die Oesterreicher ein Ende machten, indem sie am 22. auf die Requisition des Herzogs einmarschierten. Marie Louise starb den 17. Dezember zu Parma, die Stadt tumultuierte darauf am 18., ließ sich jedoch vorerst gefallen, daß der Herzog von Lukka, der dasselbe eben an Toskana überlassen hatte, die Regierung übernehme. In der Lombardei reifte die Revolution gleichfalls heran, hatte aber nicht so leicht zu debutieren, weil Marschall Radetzky voraussichtlich kein unblutiges Spiel gewährte. In Mailand, der reichen Stadt, die unter dem kaiserlichen Scepter seit 1814 eine der blühendsten Europas geworden war, befand sich der Hauptherd der Verschwörung; diese wurde von dem reichen lombardischen Adel geleitet und hatte ihre Hauptstütze in der reichen Bürgerschaft der Städte. Ueber Bedrückung konnte sie in keiner Weise klagen, in materieller nicht, das beweist ihr Reichthum, und daß ihre Nationalität in dem Kaiserstaat nicht hintangesetzt wurde, beurkunden die Namen der Flottenoffiziere, der Generale, Ingenieure und anderer hochgestellten Militärs, der vielen hohen Beamten u. s. w. Das Landvolk theilte diese feindseligen Gesinnungen nicht, allein dasselbe konnte in der Lombardei so wenig als anderswo den Ausbruch der Revolution verhindern, später jedoch durch seine Theilnahmlosigkeit den Gang derselben etwas lähmen. Die Adeligen und vornehmen Bürger verfügten über große Geldsummen, daher konnten sie durch eigene Kuriere, welchen Dienst die jungen Herren in der Regel selbst versahen, eine ununterbrochene Verbindung mit allen Herden der Verschwörung unterhalten, und es gelang ihnen auch, viele bei der Post und der Douane Angestellten auf ihre Seite zu bringen; andere höhere Beamten gehörten ohnehin als Mitglieder der höheren Stände der Revolutionspartei an. Diese organisierte, um ihre Macht dem gemeinen Volke zu zeigen, zuerst indirekte Angriffe gegen die Regierung, so z. B. wurde ausgemacht, daß mit dem Neujahr 1848 niemand mehr rauchen und in das Lotto setzen dürfe. Da beides Regalien waren, so enthielt das Verbot zugleich einen Angriff auf das Einkommen der Staatskasse; er wurde wirklich durchgeführt, und am 3. Januar sahen sich selbst rauchende Offiziere und Soldaten von jungen Herren und zu diesem Zwecke gemiethetem Gesindel in den Straßen verhöhnt und angefallen. Als endlich Militär ausrückte und dem Skandal ein Ende machte, wobei es zwei oder drei Todte und eine größere Anzahl Verwundeter absetzte, erhoben die Stadtmagistrate eine bittere Beschwerde, weil die Soldaten das Volk provociert hätten. Die Presse in den andern italienischen Staaten, die sich eine zügellose Freiheit auf eigene Faust erworben hatte, ermüdete nicht in der Verbreitung lügenhafter Berichte, und die deutsche und französische stimmten wetteifernd in den Chorus ein. Am 8. Februar veranlaßten die Studenten zu Pavia auf die muthwilligste Weise bedeutende Unruhen, denen das

Militär auf eine schonende Manier ein Ende machte; dasselbe geschah in Padua in noch größerem Maßstabe, worauf beide Universitäten geschlossen wurden. Eigentlich gab es bereits keine Regierung in der Lombardei mehr, indem die ganze Maschine durch die Untreue vieler Beamten ihren Dienst nicht mehr that, nur der alte Feldmarschall hielt das schöne Königreich noch für seinen Herrn und traf seine Vorkehrungen, um der Revolution, sobald sie sich offen zeige, die verdiente Lektion zu geben. An Waffen fehlte es den Revolutionären nicht, denn von dem Kanton Tessin, der sich bereits italienischer als die Italiener selbst zu gebärden anfieng, konnten Kriegsvorräthe um so leichter eingeschmuggelt werden, als die Douanen theilweise dabei Vorschub leisteten. Ueberdies rüstete sich Karl Albert mit Macht zum Angriffe gegen die Oesterreicher; im Januar hatten in Piemont und besonders zu Genua Volksbewegungen stattgefunden, am 8. Februar versprach der König feierlich eine konstitutionelle Verfassung, während Toskana in Unruhen und Verfassungsertheilung zum Theil voran, zum Theil parallel ging. Dem Ausbruche der förmlichen Revolution in Oberitalien, an dessen Verzögerung Radetzky allein schuldig war, leuchtete Sicilien voran. Am 6. Januar 1848 erhob sich Messina, am 12. Palermo und diesem Beispiele folgten die meisten sicilischen Städte, jedoch hielt das Militär überall an seiner Pflicht fest und gab von den Forts und Kriegsschiffen den Aufrührern auf ihre Angriffe kräftige Erwiederung. Am 27. Januar tumultuierte auch Neapel; der Aufstand und die Beschießung Messinas, in dessen Hafen ein englisches Kriegsschiff sich so vor Anker legte, daß es dem Feuer der königlichen Truppen hinderlich war, wiederholten sich am 28. und 29., und als der König eine Amnestie aussprach, Neapel und Sicilien eine gemeinschaftliche Verfassung und der Insel getrennte Verwaltung verhieß, verlangte diese trotzig die Verfassung von 1812 (s. Seite 409), und eröffnete bald darauf (25. März) zu Palermo ein eigenes sicilisches Parlament. Auf diese Weise schlug der Ruf nach der politischen Einheit Italiens sogleich in den nach Trennung um, als Sicilien auf eigene Faust handeln zu können glaubte. Mit der sicilischen Revolution war demnach im Januar 1848 das Revolutionsdrama eröffnet, es bedurfte aber noch der französischen, bis alle darauf Vorbereiteten die Bühne zu betreten wagten.

Viertes Kapitel.

Das Jahr 1848.

Vergiftung der öffentlichen Meinung in Frankreich. Bethörung der Bourgeoisie.

Der König von Preußen hatte vor den Ständen, die in Berlin auf seinen Ruf, aber nicht kraft eines Gesetzes, versammelt waren, die geschriebenen Verfassungen (Charten) Papier genannt, was die Engländer nach ihrer nicht eben feinen Weise kommentierten, Louis Philipp aber zur Veranlassung nahm, um mit eigenem Munde das Lob der französischen Charte auszusprechen und die Sicherheit der konstitutionellen Staatsform zu erörtern. Damals war die Agitation gegen sein Regierungssystem bereits sehr lebhaft geworden, jedoch glaubte er so wenig als irgend ein Mensch an seinen möglichen Sturz; denn Louis Philipp war ja der König des dritten Standes, der durch seine Zahl, durch seinen Besitz und durch seine Bildung seit der ersten Revolution die eigentliche Macht der Nation repräsentierte. Was vermochten die Legitimisten, die Anhänger der vertriebenen Königsfamilie, meistens aus adeligen Familien bestehend, gegen die Bürgermasse, vorausgesetzt daß sie wirklich an irgend ein Unternehmen dachten? Sie hatten im Juli 1830, wo die Staatsgewalt in ihren Händen war und die Armee ihnen zur Verfügung stand, nach einem schwächlichen Widerstande ihre Sache verloren gegeben, daher konnte man Demonstrationen, wie z. B. 1843 die Wallfahrten nach England zu dem Herzoge von Bordeaux, dem rechtmäßigen Thronerben, kaum hoch anschlagen und mußte sie eher als Geräusch der Eitelkeit betrachten, die einmal wieder von sich reden hören machte. Die Landbevölkerung hatte die Julirevolution nicht gerade mit Freude begrüßt, aber sie hatte seitdem Ruhe, deßwegen blieb auch sie ruhig und kümmerte sich mehr um Aecker, Wiesen und Weinberge, als um die Kammerdebatten und legitimistischen Demonstrationen. Das Militär war mit der Friedenspolitik des Königs nicht einverstanden, besonders wenn wie 1840 zuerst Lärm geschlagen und dann wieder zur Ruhe kommandiert wurde, aber es hatte in Afrika immerhin ein Feld, wo sich das kriegerische Gelüste befriedigen ließ und das Avancement ein schnelleres Tempo einhielt als im Garnisonsdienst. Louis Philipp hatte deswegen allen Grund, mit dem übrigen Europa fest daran zu glauben, daß nur mit seinem Tode der französische Thron erledigt werde, und diesem Zeitpunkt, „wenn sich zwei Augen schließen", sah Europa mit einer nicht zu verhehlenden Bangigkeit entgegen, um so mehr, als des Königs ältester Sohn, der bei der Armee und dem gemeinen Volke beliebte Herzog von Orleans, durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen, als der Kutscher die Pferde nicht mehr in

seiner Gewalt zu haben schien, am 13. Juli 1842 den Tod gefunden hatte. Dessen Sohn, der Graf von Paris, war damals noch nicht ganz vier Jahre alt, es war also kaum zu hoffen, daß Louis Philipp noch die Volljährigkeit dieses seines Enkels und Nachfolgers erleben werde; der für den Fall, daß der König früher sterben sollte, als der Graf von Paris regierungsfähig wäre, zum Regenten bestimmte zweite Sohn des Königs, der Herzog von Nemours, war nicht populär und wurde als der aristokratischen Partei geneigt bezeichnet, was mit den andern Umständen dazu beitrug, die Hoffnungen und Kämpfe der Parteien neu zu beleben. Die Republikaner hatten nichts zu erwarten, wenn der dritte Stand und sein Repräsentant, die Deputiertenkammer, der Regierung des Königs nicht selbst Schwierigkeiten bereitete und ihnen Gelegenheit zu einem Handstreiche gab. Daran ließ es aber die Kammer nicht lange fehlen; sie ärgerte sich zuerst darüber, daß die Universität, durch welche der dritte Stand die Bildung der Nation beherrschen wollte, wie er durch die Kammer deren Politik bestimmte, ihr Monopol des Unterrichts durch die Institute der Geistlichkeit, namentlich des Jesuitenordens, täglich mehr gefährdet sah. Es gab nämlich (und gibt noch) in Frankreich viele Familien in den höhern und mittleren Ständen, welche an der aller religiösen Grundlage gänzlich entbehrenden Bildung, wie sie von der Universität ausgeht (von welcher die Fähigkeitszeugnisse und somit die Anstellung der Lehrer, sowie die zum Gebrauche in den Instituten bestimmten Lehrbücher abhiengen), kein Gefallen fanden und ihre Knaben und Jünglinge lieber klerikalen Instituten anvertrauten, in welchen die Erziehung derselben überwacht und geleitet und die Religion der Väter nicht als der Vergangenheit angehörig betrachtet wurde. Wie die Deputiertenkammer unter der Restauration nicht ruhte, bis die Sekundarschulen der Jesuiten geschlossen waren, so drängte sie auch unter Louis Philipp so lange, bis der General der Jesuiten, ohne Zweifel von der französischen Regierung um diesen Ausweg angegangen, 1845 die Jesuiten aus Frankreich zurückrief. Die Vorgänge im Kanton Wallis figurierten bei dieser Gelegenheit in der Kammer als Beweis für das der Freiheit und dem Fortschritte feindselige Wesen des Ordens, und Herr Thiers überraschte mit seiner Detailkenntniß der Walliser Verhältnisse, die er freilich ganz einfach und ausschließlich aus der Denkschrift des M. Barmann entnommen hatte. Da die Regierung nachgab, so konnte man ihr mit der Anschuldigung des Jesuitismus nicht nachhaltig beikommen, deßwegen mußte die Opposition in der Kammer andere Mittel ausfindig machen, wenn die persönliche Regierung des Königs, der keine Minister duldete, die nicht nach seinem Sinne handelten, der Macht ihrer Partei Platz machen sollte. Es wollte aber nicht gelingen, die Majorität der Deputiertenkammer hielt bei dem Ministerium

Guizot aus. Die Herren Thiers, Odilon Barrot, Dufaure, Duvergier d'Hauranne ꝛc. sahen zuletzt kein Mittel mehr übrig, um zu Ministerportefeuilles zu gelangen, als wenn sie gegen das hartnäckige Regierungssystem aus dem Lager der Demokratie eine Verstärkung zu Hilfe riefen. Dieser Ruf lautete: Wahlreform, Ausdehnung des Wahlrechts! Die Regierung konnte darauf nicht eingehen, weil sie der Demokratie um so weniger ein größeres Feld einräumen durfte, als bereits eine große Mißstimmung herrschte und eine nach einem reformierten Wahlgesetze von einer größeren Anzahl Wähler und unter dem Einflusse der Agitation gewählte Kammer sich beikommen lassen konnte, die Rolle des englischen Parlaments von 1640 zu spielen. Die Kammermehrheit verwarf daher aus guten Gründen am 9. Februar die beantragte Wahlreform, und nun versetzten die oben genannten Herren die Opposition aus der Kammer in die Straßen von Paris, indem sie auf den 22. Februar ein großes öffentliches Reformbanket ankündigten. Die Regierung verbot das Banket und die Herren Anordner desselben verständigten sich mit der Polizei dahin, daß sie sich auf dem bestimmten Platze einfinden würden, wobei sie die Polizei nicht stören sollte, alsdann wollten aber auch sie der Aufforderung der Polizei ruhig Folge leisten und auseinander gehen. Solches Spiel wurde abgekartet, während die republikanische Partei vor Begierde brannte, die lang ersehnte und vorbereitete Gelegenheit zu einem großen Schlage zu benutzen, der ihr nur gelingen konnte, wenn die Pariser Bourgeoisie sich überraschen ließ und in der Bethörung den Republikanern in die Hände arbeitete. Die Bourgeoisie ging in die Falle, denn sie war gegen den König für den Augenblick höchlich erbost. Dies war die Folge von Anschuldigungen und Verleumdungen, die nicht allein die höchsten Regierungsbeamten, sondern auch den König selbst trafen. Man hörte damals (und in Deutschland tönt das Echo noch immer fort), Louis Philipps Regierungssystem sei auf die gemeinste Pflege der materiellen Interessen gegründet; Geld und nichts anderes sei die Achse, um die sich das ganze System drehe, und für Geld werde Patriotismus, Ehre, Freiheit, Recht und Sitte ausgewechselt. Wie es immer geschehen ist und geschehen wird, so eiferten diejenigen am meisten gegen das Geld, welche die andern darum beneideten, welche selber nach dem Gelde mit wüthender Begierde verlangten, und wenn sich diese nicht befriedigen ließe, wenigstens die Genugthuung haben wollten, den Besitz der andern zu vernichten. Nicht nur das republikanische Proletariat, sondern auch die Bourgeoisie meinte, der König sei eigentlich zu reich; Louis Philipp hatte nämlich, bevor er die Königswürde annahm, seinen ererbten großen Grundbesitz seiner Familie in aller Form übergeben, weil auch in Frankreich der Grundsatz galt, daß der König nicht auf den Ertrag von Gütern, son-

dern auf eine von dem Staate zu bezahlende bestimmte Geldsumme (Civilliste) angewiesen sein soll. Louis Philipp fand es mit vollem Rechte nicht für gerathen, sein Familienerbe zu Staatsgütern werden zu lassen und sich mit seiner großen Familie auf die von der Kammer ausgeworfene Civilliste zu beschränken. Diese wurde ihm gegeben, weil er König der Franzosen geworden, und mit ihr mußte er einen König der Franzosen repräsentieren, mußte sich mit einer großen Hofhaltung umgeben, Aufwand machen, Geschenke und Unterstützungen verabreichen u. s. w., was er als Herzog von Orleans nicht in diesem Maße zu thun genöthigt war. Billig konnte er verlangen, daß ihn das Reich, dessen Regierung man ihm übergeben hatte, für den Aufwand entschädige, den seine neue Würde von ihm forderte, und ihm nicht zumuthe, daß er obendrein sein Privateigenthum, das einzige sichere Erbtheil seiner Familie, gleichsam als Gegengabe für die Krone zum Opfer bringe. Er war auch als König nie karg; er verausgabte nicht allein die ganze Civilliste, sondern machte auf sein Vermögen hin noch manche Million Schulden, obwohl er ein guter Haushälter war und niemand ihm unnütze Verschwendung vorwerfen konnte. Die Pariser hätten wie alle Franzosen dies recht wohl wissen können, aber das Geschrei über die Habsucht des Königs tönte den an Skandal Gewöhnten zu lieblich, als daß sie es zurückgewiesen hätten. Noch mehr wurde der Tod und das Testament des letzten Kondé als Skandalgrube ausgebeutet; dieser, der Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, wohnte nach der Restauration meistens zu Chantilly, erlebte noch die Julirevolution, die den alten Mann schwermüthig machte, und am 27. August 1830 fand man denselben in seinem Schlafzimmer erhenkt. In seinem Testamente hatte er den vierten Sohn Louis Philipps, den Herzog von Aumale, als Haupterben eingesetzt, wogegen die verwandte Familie Rohan einen Prozeß erhob, um das Testament umzustoßen, in Folge dessen nicht nur der Selbstmord des Prinzen Kondé in Frage gestellt, sondern auch mittelbar der König der Erbschleicherei bezichtigt wurde. Die Familie Rohan verlor den Prozeß im ordentlichen Rechtsgange, aber die Feinde Louis Philipps ermangelten nicht, die schwärzesten Andeutungen gegen ihn zu verbreiten und sie mit seiner Habsucht zu begründen. So wurde auch das Gerücht in Umlauf gesetzt, er und der nordamerikanische Präsident Jackson hätten (1835) die in Folge der Kontinentalsperre von Frankreich an Nordamerika zu bezahlende Entschädigungssumme von 25 Millionen Franken zuerst den betheiligten Kaufleuten um wenige Procente des Betrags abgekauft, worauf der eine in der Eröffnungsrede des Kongresses die Anforderung mit Vehemenz geltend gemacht und der andere dieselbe durch die Kammern habe bewilligen lassen, und zu guter Letzt seien die Millionen von den zwei schlauen alten Herren getheilt worden. Nicht

ehrlicher benahmen sich die Feinde des Königs bei den „spanischen Heirathen"; auch da sollte Louis Philipp nur nach dem großen Heirathsgute der Infantin Donna Luisa für seinen fünften Sohn, den Herzog von Montpensier, geangelt haben; die Franzosen schrieen über die Habsucht ihres Königs, weil die Oppositionshäupter dazu das Zeichen gaben, und ließen sich durch die unverhohlene Wuth der Engländer wegen dieser Heirathen nicht überzeugen, daß der französischen Politik ein guter Schachzug gelungen war. Solche Verdächtigungen wechselten mit der Behauptung, der König begünstige die Geldmänner und sporne seine ersten Diener förmlich dazu an, ihre Stellen zum Geldmachen zu benutzen. Daß die Regierung die 5procentige Staatsschuld nicht konvertierte, d. h. den Zinsfuß nicht heruntersetzte, sollte einzig und allein aus Rücksicht auf die großen Kapitalisten und den König selbst geschehen, während die Billigkeit doch von jedem Schuldner verlangt, daß er das aufgenommene Kapital entweder mit den ausbedungenen Interessen zu verzinsen fortfahre oder aber dasselbe heimbezahle, d. h. den Versuch mache, ob er die alte Schuld mit einer zu niederem Zinsfuß aufgenommenen neuen decken könne. Allerdings war nicht zu leugnen, daß manche der vornehmsten Beamten ihre Stellung zur Geldmacherei benutzten, aber dies war in Frankreich jedenfalls kein neuer und etwa erst unter Louis Philipps Regierung aufgekommener Brauch; denn es hatten auch die Freiheitsmänner Mirabeau, Danton, selbst das kalte Ungeheuer Robespierre ihre Hände für edles Metall offen gehalten; die republikanischen Kommissäre stahlen gleich den Ratten, wie die Berichte der Feldherrn bezeugen; Napoleons Marschälle hatten an ihrem Solde und an ihrer Dotation nicht genug, sondern trieben, wo sie hinkamen, Privatkontributionen ein (man denke an Soults Sammlerfleiß in Spanien, an Junots Räubereien in Portugal, an die Glockenranzionirung der Magdeburger von Ney, an das Soldatenliedlein auf Vandamme ꝛc.) — warum über diesen alten französischen Nationalfehler solches Aufheben machen, wenn sich derselbe auch unter Louis Philipp zeigte? Zudem waren es ja vorzüglich liberale Herren, die den Bourbons manche bittere Stunden bereitet hatten, welche so viel Empfänglichkeit für den Metallreiz zeigten; so verlautete z. B., daß Thiers als Minister zwar das Börsenspiel nicht selbst betrieben, aber seinen Schwiegerpapa habe operieren lassen. Der erste skandalöse Prozeß in dergleichen Dingen traf einen ehemaligen Industriellen von Paris, Gisquet, der 1831 Polizeipräfekt, später Deputierter und Staatsrath wurde; er hatte sich Bestechlichkeit und gewinnreiche Ausbeutung seiner amtlichen Stellung zu Schulden kommen lassen, aber die Enthüllungen, die er aus Rache für seine Absetzung in seinen Memoiren machte, stellten abermals meistens solche Männer bloß, die auf der liberalen Karrière aus den mittleren Schichten der Gesellschaft

emporgekommen waren. Auch General Kubières und der Minister Teste, deren Prozeß (1847) und dadurch bewiesene Bestechlichkeit so vieles Aufsehen machte, hatten sich auf ihre hohe Stellung emporgeschwungen, Kubières als Soldat, Teste als Advokat, dieser besonders durch seine Beredtsamkeit gegen die Bourbonen. Doch beide waren hohe Angestellte unter Louis Philipp, daher mußte sein System schuldig sein, daß die ehemaligen Oppositionsmänner sich schmutzigem Erwerbe zugewandt hatten. Der Eindruck dieses Prozesses wurde um so mehr durch ein schauderhaftes Ereigniß in der höhern Sphäre der Gesellschaft verstärkt, als dasselbe nur einen Monat später (August 1847) sich zutrug; man fand nämlich die Gemahlin des Herzogs von Praslin, eine Tochter des Marschalls Sebastiani, am Morgen des 18. August in ihren Gemächern auf eine gräßliche Weise ermordet, und nur zu bald rechtfertigte sich der Verdacht, daß der Herzog selbst der Mörder sei. Er wurde gefangen gesetzt, bevor aber die gerichtliche Procedur im vollen Gange war, fand er Mittel, sich durch Gift aus der Welt zu schaffen. Dies ärgerte fast alle Pariser, weil sie darauf verzichten mußten, einen Herzog guillotinieren zu sehen, und die Anklagen gegen die höhern Stände, daß sie durch und durch verdorben seien, bekamen neuen Schwung; als ob die gemeinen Franzosen, vor allem die Pariser, sich eines sittlichen Lebens beflissen und besser wären als ihr in der ganzen Welt verbreiteter Ruf! Indessen sie gefielen sich in ihrer sittlichen Entrüstung und die Bourgeoisie fand es nothwendig, daß das stagnierende konstitutionelle Leben Frankreichs durch eine Reformbewegung aufgefrischt werde, daher erhob auch sie den Ruf: vive la réforme! Ohnedem schien es ja unmöglich, daß Frankreich, welches sich als hohen Ruhm anrechnete, noch immer an der Spitze der europäischen Bewegung gestanden zu sein, in Ruhe verharre, während Italien revolutionierte und selbst Deutschland Aufstandsversuche machte und am deutschen Bunde rüttelte. In den Provinzen hatten schon zahlreiche Reformbankette stattgefunden, bei denen größtentheils nicht mehr auf den König, sondern auf die Volkssouveränetät toastiert und besonders von der Organisation der Arbeit gesprochen wurde, welche den Arbeitern bei weniger Arbeit größeren Lohn eintragen sollte. Aus den Arbeitern aber bestand die schlagfertige Armee der revolutionären Häuptlinge, und diesen war es nicht um die Reform der Verfassung, sondern den Umsturz des Thrones und selbst der bürgerlichen Gesellschaft zu thun. Die einen trieb die schwärmerische Idee eines neuen Reiches der Freiheit und Gleichheit, in welchem Vermögen, Genuß und Arbeit brüderlich vertheilt sein sollten, kein Unterschied des Standes und Ranges gälte und die Gesellschaft sich ihre Gesetze und Vorsteher selbst gäbe; die andern entflammte die gemeine Raublust, die Hoffnung auf eine allgemeine Plünderung; beide Theile aber waren

entschlossen, ihr Vorhaben durchzuführen und wenn es alle Köpfe der Besitzenden kosten würde. Denn nur für die sich ihrem Systeme Fügenden war Gnade und Aufnahme in die neue Gesellschaft versprochen, denen, welche die Predigt des neuen Evangeliums verspotteten, wurde offen gedroht: „Lacht nur noch die kurze Zeit, die noch euch gehört, bald aber werden wir mit rother Dinte schreiben"; so schrieb ein deutscher socialistischer Apostel (Püttmann) 1847, und sein Buch, das über zwanzig Bogen stark war, wurde unseres Wissens nicht verboten, während in Frankreich Proudhon demonstrierte, das Eigenthum sei Diebstahl. Man lachte über derartige Lehren, deren Inbegriff zuerst Kommunismus, später mit einem gemilderten Namen Socialismus genannt wurde; daß sich aber die Arbeit organisieren, „eine Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit" herstellen lasse, glaubten Leute genug, namentlich Advokaten und Gelehrte, wie die Offenburger Versammlung vom 12. März 1847 beweist, wo Hecker, Struve, Kapp ꝛc. dies als eine Forderung der neuen Zeit erklärten. Solche Leute hetzten die Arbeiter und zwar nicht immer in eigener Bethörung und Phantasterei, sondern oft aus Neid gegen die großen Fabrikanten und Geschäftsleute, welche über die studierten Herren hinwegsahen. Die deutschen Arbeiter warteten nur auf das Gelingen der in Aussicht gestellten französischen Revolution, um mit derselben Taktik wie ihre französischen Kameraden den Kampf zu beginnen. Diese Taktik bestand darin: man läßt die liberale Opposition (die Bourgeoisie) in ihrer halbgesetzlichen, halbgewaltthätigen Weise vorangehen und unterstützt dieselbe durch den massenhaften Nachdruck; ist dann die Gewalt der Regierung gelähmt, so wird dieselbe durch die Organisierung von Klubs und bewaffneten Vereinen vollends paralysiert, dem Liberalismus, der in der Siegesfreude sobald nicht zur Besinnung kommen wird, das Ruder aus der Hand gewunden und die wahre Demokratie eingeführt. Dieser Plan glückte zu Paris, obgleich Louis Blank denselben in seiner (verleumderischen) Geschichte der zehn Jahre von 1830—40 deutlich genug gezeichnet hatte.

Der 22.—25. Februar.

Das vertragsmäßige Arrangement für das Pariser Reformbanket auf den 21. Februar wurde von dessen Urhebern und der Polizei beobachtet, aber es stellten sich auch viele Leute ein, die von der getroffenen Verabredung nichts wußten und nichts wissen wollten, daher kam es zu Reibungen mit der Polizei, die sich als Krawalle weiter verpflanzten und eine Masse Neugieriger auf die Straße riefen, so daß den 23. ganz Paris in Bewegung war. Das Linienmilitär hielt sich bereit und rückte theilweise aus, ebenso die Nationalgarde, aber ein Bataillon derselben begrüßte den König vor den Tuilerien mit einem Lebehoch auf die Reform. Die-

ser sah nun, daß er sich auf die Nationalgarde, d. h. auf die Pariser Bourgeoisie, die oft gepriesene Stütze seines Thrones, nicht mehr verlassen könne, und wollte das Gewitter durch Nachgibigkeit beschwören. Er entließ das Ministerium Guizot und beauftragte den Grafen Molé mit der Bildung eines neuen, als dieser ausschlug, den Herrn Thiers, der aber nicht schnell genug bei der Hand war. Dieses Schwanken wurde nur zu bald in den Straßen merkbar, denn da kein Ministerium bestand, so blieben die Beamten und die Anführer der Truppen ohne Befehle, die Truppen auch ohne Lebensmittel. Da dessenungeachtet Guizots Abdankung Eindruck machte und die Leiter der Revolution das Einschreiten der Nationalgarde um jeden Preis verhindern wollten, so trafen sie Anordnung zur Herbeiführung blutiger Auftritte, aus denen aller Wahrscheinlichkeit nach ein förmlicher Kampf entstehen mußte. Vor Guizots Hotel war eine Abtheilung Linienmilitär aufgestellt, dahin wälzte sich eine Masse Menschen und stellte sich demselben gegenüber auf; aus diesem Haufen fiel plötzlich ein Schuß auf das Militär, das denselben mit einer Salve beantwortete, die ungefähr 50 Menschen todt oder verwundet niederstreckte. Jetzt erhob sich ein furchtbares Geschrei: Verrath, Verrath! man ermordet das Volk! Dies Geschrei wurde von Beauftragten in allen Straßen wiederholt und nun erhoben sich eine Menge Barrikaden, die von den Arbeitern ungestört errichtet wurden, weil das Militär sich darauf beschränkte, seine angewiesenen Stellungen zu behaupten, die Nationalgarde aber nur theilweise ausgerückt und jedenfalls gesonnen war, „das Volk“ einige Zeit lang machen zu lassen, damit Louis Philipp noch mürber würde. So bemächtigte sich das „Volk“ in der Nacht vom 23./24. der meisten Straßen, ohne daß es an irgend einem Punkte, dem Wachhause der Municipalgarde ausgenommen, zu einem ernsthaften Kampfe gekommen wäre. Am 24. ernannte der König Odilon Barrot zum Minister, der an der Spitze der Reformpartei gestanden war, aber ihn empfängt der Ruf des Volks: „Nieder mit Louis Philipp!“ Dieser hatte den Oberbefehl über die Truppen dem Marschall Bugeaud übergeben, der sich anschickte, mit der 37,000 Mann starken Besatzung, die vom besten Geiste beseelt war, den Dingen eine andere Wendung zu geben, aber noch war er mit seinen Anordnungen nicht fertig, als ihm jedes angriffsweise Einschreiten verboten wurde. Die bis zum Tode ermüdeten, von Hunger gequälten Soldaten wurden endlich ihrer Lage überdrüssig und ließen sich theilweise das Fraternisieren des Volkes gefallen, während die Mehrzahl in die Kasernen zurückgeführt wurde. Louis Philipp wurde endlich von seinen Ministern überredet, zu Gunsten seines Enkels abzudanken, für den die Herzogin von Orleans, nicht der unpopuläre Nemours, die Regentschaft führen sollte. Damit war jedoch dem „Volke“ nicht gedient, es drang in die Tuilerien, riß den königlichen Thron in

Fetzen und hauste nach seiner Laune, während Louis Philipp und die Prinzen entflohen (sie entkamen nach England). Die Herzogin von Orleans eilte mit dem Grafen von Paris in die Deputiertenkammer, um dessen Thronfolge anerkennen zu lassen, aber die Deputierten waren nicht mehr Meister in der Kammer, sondern „das Volk", das dieselben durch sein Gebrüll und die drohende Haltung seiner Waffen auf die Rolle der schweigsamen Geduld herunterbrachte; die Herzogin selbst durfte sich glücklich preisen, daß sie sich mit ihrem Sohne aus dem Getümmel retten und wie die andern Mitglieder der Familie Louis Philipps entfliehen konnte. Die Anführer der Revolution waren zum äußersten entschlossen und hätten das Leben der hohen Personen nicht geschont, daher sich diese flüchten mußten, sobald sie nicht mehr von den Bataillonen des Linienmilitärs umgeben waren. Odilon Barrot aber und Thiers hatten sich zu Pferd gesetzt, um das Volk in den Straßen zu haranguieren und die Reform zu verkündigen, und beide Reiter wunderten sich nicht wenig, als sie zuerst mit Gespött empfangen wurden und endlich hören mußten, sie möchten sich aus dem Staube machen, oder man schieße sie herunter. In der Deputiertenkammer wurde das Siegel auf die Bewegung gedrückt, in welche das Reformbankett umgeschlagen war; der Dichter und Deputierte Lamartine schloß die Sitzung der Deputierten, die sich in ihrer Mehrzahl sehr beeilten, nach Hause zu kommen, und nun hielt ein Ausschuß des souveränen Volks, der sich selbst ernannt und seine Vollmachten sich selbst gegeben hatte, seine Sitzung. Er rief die Republik aus und setzte eine provisorische Regierung ein, während dasselbe auf dem Stadthause geschah, wo Lamartine durch seine Beredtsamkeit verhinderte, daß nicht sogleich die rothe Fahne als Symbol der neuen Republik aufgesteckt wurde. Man vereinigte sich endlich für ein dirigierendes Ministerkonseil, dem Lamartine, der Astronom Arago, der alte Dupont de l'Eure, Ledru Rollin, Kremieux, Garnier Pagès, Karnot, Goudchaux ꝛc. angehörten. Neben dieser Regierung stellte sich Louis Blank an die Spitze der Arbeiter und hielt im Palais Luxembourg, wo einst die Pairskammer getagt hatte, Versammlungen, in welchen er viel zum Ruhme seiner Klienten und von der Organisation der Arbeit zu sagen wußte, nichts aber davon, wie er denn zu organisieren gedenke. Die neue Nationalgarde nahm Kourtais unter seinen Befehl, Kaussidière und Sobrier handhabten die Polizei und jeder umgab sich mit einem Bataillon Februarhelden, so daß die Republik eine ziemliche Anzahl von Mächten in sich schloß. Heer und Flotte, ganz Frankreich nahm die Republik an, wie sich dieselbe die von dem Proletariate übertölpelte Pariser Bourgeoisie gefallen lassen mußte.

Gegenwärtig ist es so ziemlich zur Mode geworden, dem König Louis Philipp den Vorwurf der Feigheit zu machen, weil er dem Revolutionssturm

ohne Kampf wich, allein man begeht dadurch ein schreiendes Unrecht, denn Louis Philipp war kein zaghafter Mann, er wich nicht aus Furcht, sondern weil er der Ueberzeugung war, daß seine Stellung eine unhaltbare geworden sei. Der Reformbewegung durfte er nicht nachgeben, wenn er die Plane der Revolutionspartei nicht gerade selbst befördern wollte; als aber die Pariser Nationalgarde oder, mit andern Worten, die gesammte Bourgeoisie, sich für die Reformbewegung erklärte, von deren Endziele sie keine Ahnung hatte, konnte der König durch das Militär allerdings die Aufstände des Proletariats so gewiß überwältigen, als er es früher in Paris und Lyon gethan hatte, aber im Jahr 1848 wäre damit nichts gewonnen gewesen. Die früheren Aufstände gegen Louis Philipp gingen offenkundig von der Partei der extremen Republikaner aus, von deren Republik die Bourgeoisie nichts wissen wollte, daher die Nationalgarde mit dem Linienmilitär in den Straßen feuerte; im Februar 1848 aber hüteten sich die Revolutionäre wohl das Wort Republik zu ihrem Feldgeschrei zu machen, sie gaben sich vielmehr den Anschein, als ob sie wie Odilon Barrot und Thiers nur eine Reform des konstitutionellen Lebens wollten; wie sollte der König gegen Demonstrationen auf der Straße für eine solche Reform das Militär ernsthaft einschreiten lassen, wenn die Nationalgarde selbst die Reform hochleben ließ? Die Niederlage der Revolutionäre wäre in den Augen der Bourgeoisie nicht als ein Sieg der Monarchie über die Republik erschienen, sondern als ein unverantwortliches Blutvergießen, angeordnet von dem Könige gegen arme Leute, welche dem nationalen Rufe nach Reform in ihrer lebhaften Weise Ausdruck gegeben hätten. Welchen Stoff für die fulminante Beredtsamkeit eines Lamartine, Thiers, und noch mehr für die eines Ledru Rollin, Louis Blank rc. hätte nicht ein neuer Sieg Bugeauds in den Straßen von Paris dargeboten, wie oft hätte nicht das Blut der Schlachtopfer für die Reform Rache über den König schreien müssen! Der König wäre nach dem Siege von den beredtesten und populärsten Männern Frankreichs der Bourgeoisie als Tyrann bezeichnet worden, er hätte sich nur mehr durch Gewalt Gehorsam erzwingen können, endlich zur Militärdiktatur greifen müssen, wenn er der allgemeinen Mißstimmung nicht unterlegen wäre. Louis Philipp verdankte der Bourgeoisie den Thron, sie war die Stütze seines Thrones, darum gab er ihn auf, als er von der Bourgeoisie verlassen wurde und hatte auch keine andere Wahl. Die Bourgeoisie erfuhr es erst, daß es sich um die Republik handle, als diese schon hergestellt war, als der König und die Prinzen schon geflüchtet waren; diese hatten flüchten müssen, wenn sie nicht ermordet sein wollten, denn die Partei, welche einen Fieschi, Alibaud, Darmès rc. rc. erzeugt hatte, wäre nicht um einige Kugeln oder Dolche in Verlegenheit gekommen. So war die Regierung ver-

trieben, ehe die Bourgeoisie wußte, daß es sich um deren Vertreibung handle, und von dem Proletariat, dem „Volke“, eine neue eingesetzt, ehe dasselbe von der Bourgeoisie gehindert werden konnte.

Die konstituierende Nationalversammlung (4. Mai 1848 bis 26. Mai 1849). Niederlage der rothen Republik in der Junischlacht.

Die rothen Republikaner waren mit dem gemäßigten Gange der Dinge nicht zufrieden, aber sie waren nicht stark genug, um offen gegen die Republik vom 25. Februar in den Kampf treten zu können, sie mußten eine Gelegenheit abwarten. Ohnedies lähmte die Regierung die Kraft des Proletariats durch einige Koncessionen; man ließ Louis Blanc im Palais Luxembourg seine Weisheit auskramen, mit der er so bald auf der Neige war, daß er vor Monatsfrist von seinem Auditorium Choux blanc (Weißkohlkopf) betitelt wurde; zugleich aber beschäftigte die Regierung eine Unzahl Arbeiter (z. B. über 10,000 Schneider) mit Lieferungen von Equipierungsgegenständen für das Heer, und es zeigte sich, daß in diesen sogenannten Nationalwerkstätten theurer und schlechter gearbeitet wurde, als sonst in den Privatwerkstätten; sie ließ einen großen Platz für die Feier der Nationalfeste zurichten u. dgl. m. Endlich errichtete sie 10 Bataillone mobiler Nationalgarde, in welche die verwegensten jungen Proletarier eintraten, aber bald unter General Duvivier (einem „Afrikaner“, wie man die Generale aus der algierischen Kriegsschule nannte) und den aus dem Linienmilitär genommenen Offizieren und Unteroffizieren disciplinierte Soldaten wurden, die sich von den andern nur durch die Uniform und den höhern Sold (1 Frank täglich) unterschieden. Dies alles kostete ungeheures Geld; zudem stockten Handel und Gewerbe, entfernten sich über 40,000 Fremde aus Paris, statt deren sich „Arbeiter“ aus allen Provinzen einstellten, die bezahlt sein wollten; der Werth der Staatspapiere fiel über die Hälfte herunter; der öffentliche und Privat-Kredit drohte unterzugehen. Das Landvolk, das von den Parisern mit der Republik überrascht worden war, fluchte derselben, als die Regierung in ihrer Geldnoth zu der Grundsteuer einen Zuschlag von 45 Centimes erhob, und das allgemeine Mißtrauen in die republikanische Staatswirthschaft erreichte den höchsten Grad, als die Regierung damit umging, die Einlagen in den öffentlichen Sparkassen anstatt mit baarem Gelde mit verzinslichen Staatspapieren zu bezahlen und auf die gleiche Weise die von Privatunternehmern erbauten Eisenbahnen und mit denselben eine ununterbrochen fließende Baareinnahme erwerben wollte. Endlich trat am 4. Mai die aus 900 Mitgliedern bestehende konstituierende Nationalversammlung zusammen, auf die der größere Theil der Nation seine letzte Hoffnung setzte, obwohl Ledru Rollin und andere rothe Häuptlinge durch Kommissäre dafür ge-

sorgt hatten, daß die rothe Republik gehörig vertreten war. Am 10. wurde eine neue provisorische Regierung, die sogenannte Exekutivkommission (Arago, Lamartine, Ledru Rollin, Garnier Pagès und Marie), eingesetzt, die ihre Ministerien selbst wählen konnte. Diese Zusammensetzung war nicht im Sinne der „wahren Demokraten“, daher wurde eine Ueberrumpelung der Nationalversammlung ins Werk gesetzt; um Militär und Nationalgarde wieder einmal zu übertölpeln, zog am 15. Mai eine ungeheure Masse vor die Nationalversammlung unter dem beständigen Rufe: vive la Pologne! (Es lebe Polen!) und wurde wirklich weder von der Nationalgarde noch von den „Mobilen“ aufgehalten. In der Versammlung verlangte ihr Wortführer Blanqui die Absendung einer Armee an den Rhein, Kriegserklärung gegen Rußland, von den Reichen eine Steuer von 1000 Millionen Franken für die Armen, die Auflösung der Kammer, vorher aber von derselben die Erklärung, daß Blanqui und Konsorten sich um die Republik wohl verdient gemacht hätten. Gleichzeitig war ein Genosse Blanquis, Barbès (wie sein Freund Verschwörer von Jugend auf, wegen bewaffneten Aufstands gegen Louis Philipps Regierung zum Tode verurtheilt, aber zum Gefängnisse begnadigt, aus welchem sie die Februarrevolution befreite), mit einer Masse vor das Stadthaus gezogen und proklamierte dort eine neue Regierung, aus seiner eigenen Person, Kaussidière, Louis Blank, Sobrier, Kabet und Proudhon bestehend. Jetzt gingen aber der Nationalgarde die Augen auf, eine socialistische Republik und dazu ein Krieg mit dem Auslande drohte mit allgemeinem Verderben, sie schritt daher ein, jagte die „wahren Demokraten“ auseinander und nahm Barbès mit 70 andern fest. So lief der Handstreich gegen die Republik glimpflich genug ab und die Nationalversammlung veranstaltete auf den 21. ein großes Versöhnungsfest, eine Komödie, mit der sich die „wahren Demokraten“ nicht abspeisen ließen, um so weniger, als die Nationalversammlung gleich darauf eine Maßregel vorbereitete, die alle Hoffnungen auf den endlichen Triumph der rothen Republik zu vernichten drohte. Man hatte es nämlich satt, Tag für Tag über 100,000 Leute zu bezahlen, die sich Arbeiter nannten, deren Hauptgeschäft aber darin bestand, daß sie in den Straßen herumzogen, sangen und krakehlten, eine Unzahl Freiheitsbäume pflanzten, welche von den Geistlichen eingesegnet werden mußten, ja in den ersten Zeiten mehr als einmal die Pariser Bourgeois zwangen, zu Ehren der Republik Abends ihre Häuser zu beleuchten. Die Arbeiter fremder Nationalität waren auf das Verlangen der französischen bereits fortgewiesen worden, nun sollten auch die nichtparisischen, nicht von Privaten beschäftigten Arbeiter entfernt und in die Provinzen vertheilt werden, was nichts anders bedeutete, als die Dislocierung oder die Auflösung der socialistischen Armee. Alle Arbeiter

protestierten, und als dies nichts half, griffen sie zu den Waffen und lieferten vom 22. bis 27. Juni die furchtbarste Straßenschlacht der neuen Zeit. Die mit taktischer Berechnung angelegten Barrikaden, die Wahl der Stützpunkte, das kombinierte Zusammenwirken im Vordringen und Zurückweichen, der Ueberfluß an Waffen und Munition, alles bewies, daß der Aufstand schon längere Zeit nach einem umfassenden Plane vorbereitet war und von kriegskundigen Führern geleitet wurde. Die Revolutionäre fochten mit verzweifelter Hartnäckigkeit, ermordeten die Gefangenen auf eine gräßliche Weise, erschoßen den Erzbischof d'Affre, der in seinem priesterlichen Gewande zu einer Hauptbarrikade schritt und Worte des Friedens sprach, es fielen mehr Generale als in Napoleons größten Schlachten, und nur mit aller Anstrengung gelang es den Linientruppen, der Nationalgarde und den Mobilen des Aufstands Meister zu werden. Die Nationalversammlung hatte dem General Kavaignak die Diktatur übertragen, alle Civil- und Militärgewalt in seine Hand gelegt; nach dem Siege überließ man ihm als Konseilpräsidenten die ganze vollziehende Gewalt, und er leitete nun auch statt Lamartine die Politik gegen das Ausland. Die Republik (im Gegensatz zu der rothen die honnête genannt) mußte aber nun zu Maßregeln schreiten, die nicht sehr republikanisch waren, z. B. wurden 4000 Junigefangene deportiert, die Presse und das Vereinsrecht sehr beschränkt. Gegen das Ausland wurde keine Propaganda gemacht, wohl aber den Polen und Deutschen der Laufpaß an den Rhein gegeben und es den Regierungen überlassen, wie sie mit diesem Auswurfe aus dem französischen Krater fertig werden möchten.

Im Spätherbst wurde endlich auch die neue Konstitution reif und am 4. November angenommen. Die Republik wurde diesmal nach nordamerikanischem Muster zugeschnitten und an ihre Spitze ein Präsident mit vierjähriger Amtsdauer gestellt, nach deren Ablauf eine unmittelbare Wiedererwählung gestattet war. Die Kandidaten um die Präsidentschaft waren: Louis Napoleon Bonaparte, Kavaignak, Lamartine und Ledru Rollin. Die nationale Abstimmung ergab für Louis Napoleon 5½ Mill. Stimmen, für Kavaignak 1½ Mill., für die beiden andern Kandidaten demnach so viel als nichts; die Nation hatte ihr Urtheil gesprochen: sie wolle einen Herrn und zwar einen napoleonischen, weil von diesem vorauszusetzen war, daß er den republikanischen Hatzen und Salbadereien ein baldiges Ende machen werde. Am 20. Dezember leistete der Präsident den Eid auf die Verfassung und trat sein Amt an; sein Ministerium wählte er so ziemlich aus allen Parteien und überging nur die phantastischen Republikaner wie Lamartine, deßgleichen die ehrlichen wie Kavaignak.

Der König von Neapel wird wieder Herr in seinem Reiche; Radetzky, von Karl Albert und dem Auslande bedrängt, rettet die Ehre des Doppeladlers; Pius IX. und Leopold II. (von Toskana) flüchtig; Costituente Romana.

Die Nachricht von der Februarrevolution, welcher die entsprechendsten Berichte aus Deutschland auf dem Fuße folgten, brachte die in Unteritalien schon bereits ausgebrochene Revolution in den rechten Gang und die in Mittel- und Oberitalien vorbereitete zum Ausbruche. Seit Frankreich Republik war, glaubten die Revolutionäre in Unteritalien keine österreichische Intervention mehr befürchten zu müssen und wurden darum so keck, daß das sicilische Parlament am 15. April den König und sein Haus für immer vom Throne ausschloß. Hierauf wählte es am 11. Juli Karl Alberts jüngern Sohn, den Herzog Ferdinand von Genua, zum König von Sicilien und die englische Regierung erbot sich, denselben auf einem englischen Kriegsschiffe nach Sicilien überzuführen. Doch Karl Albert schlug die sicilische Krone für seinen Sohn aus, wahrscheinlich weil es ihm vorläufig mehr um Oberitalien zu thun war, wohl auch weil er seinen Sohn nicht als Vasallenfürsten von der englischen Politik mißbrauchen lassen wollte, sicherlich auch mit Rücksicht auf Frankreich, das Sicilien zu keinem englischen Schutzstaate werden lassen konnte und bereits eine starke Flotte in jene Gewässer geschickt hatte. Die Sicilianer wurden jedoch von den Neapolitanern, die ihnen sonst so gründlich verhaßt sind, trefflich sekundiert; der König hatte sich nämlich durch die Volksstimme bewegen lassen, 15,000 Mann nach Oberitalien und einige schwere Fregatten nach Venedig zum Kriege gegen Oesterreich zu schicken, auch berief er am 14. Mai die Kammern nach Neapel ein. Zum Danke für dieses Entgegenkommen revolutionierte die Bürgerschaft und die aus den Provinzen herbeigezogene revolutionäre Elite zu Neapel am 15. u. ff.; der König sah Leben und Thron in höchster Gefahr, erkannte, daß jede Unterhandlung und jede Koncession gegen ihn gekehrt würde und ließ deßwegen das Loos der Waffen entscheiden. Seine Schweizerregimenter, welche die neue schweizerische Bundesregierung vertragswidrig aufzulösen versucht hatte, zeigten den neapolitanischen Revolutionären ohne Zögern, was ein Angriff auf ein tüchtiges Militär zu bedeuten habe, die neapolitanischen Regimenter folgten diesem Beispiele und die Revolution war niedergeschlagen. Die Kammern wurden aufgelöst, das Ministerium gewechselt, die gegen Oesterreich geschickten Truppen und Schiffe zurückgerufen. Der König versuchte es im Februar und März 1849 noch einmal mit der parlamentarischen Regierung, fand sie aber in seiner Lage unbrauchbar, seine unbeschränkte Macht um so nothwendiger, als Sicilien im Aufstande beharrte. Am 28. Februar erließ er an die Sicilianer ein Ultimatum, sie verwarfen dasselbe, worauf er seine Truppen unter dem alten Gene-

ral Filangieri am 2. April auf der Insel landen ließ. Syrakus, Katania, Taormina wurden genommen, nach schwerem Kampfe Messina, Palermo kapitulierte am 23. April, revoltierte am 4. Mai wieder und wurde am 15. von den Truppen des Königs, die Schweizer voran, mit Sturm erobert. Der Pole Mieroslawski, posenschen Angedenkens, hatte die Sicilianer kommandiert und rettete sich unter die englische Flagge, um am Rheine eine neue Gastrolle zu geben. So besiegte der König von Neapel die Revolution mit eigener Macht; sie war isoliert von den andern Revolutionen aufgeflammt und erloschen, deßwegen sind wir auch dem sonstigen Gange der Erzählung vorgreifend in das Jahr 1849 übergegangen. Die Wuth der andern italienischen Revolutionäre sowie der deutschen gegen den König von Neapel kannte keine Gränzen, denn er war der erste Monarch, der den Beweis leistete, daß die revolutionäre Macht nicht unbesiegbar ist, sobald sich ihr der Monarch entschlossen entgegenstellt. Er mochte sich darüber auch leicht beruhigen, daß ihn die Revolutionäre il re bomba oder bombardatore (den Bombenkönig) betitelten, empörend aber war das Benehmen Englands; daß Palmerstons Abgesandter, Lord Minto, in Italien und besonders in Sicilien 1847 in den glimmenden Brandstoff geblasen, daß England der sicilischen Revolution möglichen Vorschub geleistet hatte, war weltbekannt und das Jahr darauf entblödeten sich die Lords Gladstone und Palmerston nicht, der eine den König von Neapel in einer Flugschrift der grausamsten Behandlung der gefangenen Revolutionäre zu bezichtigen, der andere dieselbe befürwortend den europäischen Höfen zuzusenden. Diese Minister und Lords haben sich wahrlich in jener Zeit viel erlaubt!

Anders aber nicht glücklicher für die Revolution ging es in Oberitalien. Am 18. März brach der Aufruhr endlich in Mailand aus, dem die obersten Civilbehörden theilweise aus Schwäche, theilweise aus Verrätherei vorgearbeitet hatten. Radetzky war auf ihn gefaßt; bis in die Nacht vom 23./24. bekämpfte er denselben und hätte ihn auch überwältigt, wenn ihm nicht von so vielen andern Seiten her Gefahr gedroht hätte. Aus dem Kanton Tessin zogen Freischaaren in die Lombardei (über den Antheil dieses Kantons an der lombardischen Revolution vergleiche man die damals von Daverio redigierte Neue Zürcher Zeitung, deren Zeugniß niemand weder verdächtigen noch leugnen kann), Komo und Bergamo waren in der Macht des Aufruhrs, die Festungen und Garnisonsplätze im Rücken des Marschalls schwebten in Gefahr und endlich erhielt er die bestimmte Nachricht von dem bevorstehenden Einfalle der piemontesischen Armee. Am 23. März erfolgte die Kriegserklärung Karl Alberts an Oesterreich, in derselben Nacht zog Radetzky mit 18,000 Mann und 50 Kanonen aus Mailand ab. Er hatte die Aufrührer und die Stad

soviel geschont, als nur immer möglich war; hätte er als Feldherr Napoleons so gehandelt, so wäre ihm der bitterste Tadel, wenn nicht Entlassung von seinem Herrn zu Theil geworden; statt aber sich mit ihren Siegesberichten und dem Preise ihrer von der ganzen Welt nicht erwarteten Tapferkeit zu begnügen, streuten die lombardischen Revolutionäre die niederträchtigsten Lügen über Barbareien aus, die Radetzky befohlen oder geduldet haben sollte. Er zog langsam über Lodi, Krema, Manerbio und Montechiari an den Mincio, fand zu seiner Freude Mantua von dem wackern Kommandanten Gorczkowski gegen das Gelüsten der Revolution gehalten, sicherte dasselbe und nahm darauf sein Hauptquartier in Verona. Bereits hatte er erfahren, daß Venedig mit seinen unermeßlichen Vorräthen durch Schwäche und Verrath eine leichte Beute der Revolution geworden und daß dort die Republik ausgerufen sei; ebenso wußte er, daß die Festungen Palmanova, Osoppo und Rokka d'Anfo in den Händen der Aufrührer seien, daß Udine, Treviso, Belluno, Bassano, Padua, Vicenza und Brescia die Fahne der Revolution aufgesteckt hätten, daß römische und neapolitanische Truppen zur Verstärkung der Freischaaren heranzögen. Mit etwa 40,000 Mann stand er zwischen Po, Mincio und Etsch auf die Festungen Peschiera, Mantua, Legnago und Verona gestützt, mit dem Kaiserstaate nur noch durch das südliche Tyrol eine Verbindung unterhaltend. Gegen ihn führte Karl Albert mehr als 60,000 Mann; 6000 Toskaner, 4000 Parmesaner und Modenesen nebst einigen tausend Lombarden verstärkten ihn; in den Rücken des Marschalls zogen 17,000 Mann aus dem Kirchenstaate, darunter 4500 Schweizer, ferner 15,000 Neapolitaner, die jedoch bis auf 2000 Mann auf den Ruf ihres Königs zurückkehrten, und zu alledem mußte Radetzky Verrätherei und bei günstiger Gelegenheit einen Aufstand in Mantua und Verona besorgen. Der eine oder andere Feldherr hätte in einer solchen Lage an eine ehrenvolle Kapitulation gedacht, wie Melas nach der Schlacht bei Marengo, mancher hätte die Entscheidung der peinlichen, ja trostlosen Lage auf die Würfel einer Hauptschlacht gestellt, der alte Feldherr aber (Graf Josef Radetzky, geboren den 2. Nov. 1766 zu Trzebnitz in Böhmen, Soldat seit 1784, 1813 Generalquartiermeister der verbündeten Heere, 1832 Kommandant in der Lombardei, 1836 Feldmarschall) hielt in seiner starken Stellung Karl Albert zwischen der Etsch und dem Mincio fest, so daß dieser nicht vorwärts und nicht rückwärts konnte und erwartete das Reservekorps, das der Kriegsminister Latour mit unsäglicher Anstrengung unter dem alten General Nugent hinter dem Isonzo bildete. Es störte ihn wenig, daß die Städte des lombardisch-venetianischen Königreichs, Venedig ungerne und zögernd, Karl Albert als ihren König anerkannten und die Pofürstenthümer nach neuen Revolutionen diesem Beispiele folgten; dagegen ertheilte er den Freischaaren,

die ihm zu nahe kamen, solche Lektionen, daß sie heimgingen oder wenigstens in respektvoller Entfernung blieben, und am 6. Mai warf er den Angriff der sardinischen Armee auf die Verona vorliegenden Anhöhen in dem glänzenden Treffen von St. Lucia zurück. Dies machte die Italiener etwas stutzig und Karl Albert noch vorsichtiger, doch proklamierte man in die Welt hinaus, es brauche eigentlich nur Geduld, um die österreichische Armee aus ihrer festen Stellung zu vertreiben. Unterdessen setzte sich das Reservekorps am Isonzo in Bewegung, nahm Udine, Treviso, Feltre, Belluno, Bassano, umging Vicenza und traf am 25. Mai, 19,000 Mann stark, in Verona ein. Am 28. Mai überraschte der Feldmarschall das feindliche Korps, das am Kurtatone unweit Mantua in einer gefährlichen Stellung sich festgesetzt hatte, durch einen nächtlichen Flankenmarsch und schlug es bis zur Vernichtung, dagegen mißlang der wohlangelegte Angriff auf die Piemontesen am 30. bei Goito wegen des mangelhaften Zusammenwirkens einzelner Heeresabtheilungen, und während Radetzky sich zu einem neuen Angriffe vorbereitete, fiel die ausgehungerte, unaufhörlich beschossene kleine Festung Peschiera. Dies änderte die Plane des Marschalls; während der Feind über den angeblichen Sieg bei Goito und Peschiera jubelte, die italienischen Städte illuminierten und mit allen Glocken läuteten, war ein Theil des österreichischen Heeres in aller Stille gegen Vicenza gezogen, wo sich unter dem General Durando eine feindliche Streitmacht von ungefähr 18,000 Mann, darunter die päpstlichen Schweizer und die Krociati (Kreuzfahrer) aus dem Kirchenstaat und aus andern Gegenden Italiens, gesammelt hatte. Am 10. Juni wurden die Vicenza beherrschenden Anhöhen trotz des tapfern Widerstandes der Schweizer mit Sturm genommen und am 11. zog Durando kapitulationsmäßig mit seinem bunten Korps über den Po zurück. Einige Wochen beschäftigte sich der Feldmarschall mit der Besetzung und Reorganisierung des wieder eroberten Venetianischen, mit der Sicherung seiner Verbindung mit Tyrol, am 23. Juli aber marschierte er vor Tagesanbruch aus Verona zum entscheidenden Angriffe auf Karl Alberts Armee und noch am Morgen wurde die furchtbare Stellung von Sommakompagna erobert und damit das Centrum der feindlichen Armee durchbrochen. Auch am 24. wurde bei Valeggio siegreich gekämpft, aber die seitwärts beigezogene Brigade Simbschen verirrte sich und wurde zur Hälfte zersprengt oder gefangen, so daß erst die Schlachten bei Kustozza am 25. und bei Volta am 26. die vollständige Niederlage der Piemontesen herbeiführten. Rasch ging nun der Siegeszug über den Oglio und die Adda nach Mailand; die Sturmglocken heulten wieder wie im März, die Stadt beherbergte nicht allein die gleiche Menschenmasse, die sich rühmte den Marschall hinausgeschlagen zu haben, sondern zu ihrer Unterstützung stand

ein Heer bereit, das dem feindlichen wenigstens an Zahl gleichkam. Aber dieses Heer wurde von den Oesterreichern am 6. und 7. August in die Stadt geworfen, die Mailänder machten wohl einen furchtbaren Lärm, griffen aber nicht zu den Waffen, um sich ihre Posten von dem Könige anweisen zu lassen. Deßwegen schloß Karl Albert am 9. einen Waffenstillstand, gerieth aber jetzt durch die Schüsse des Pöbels, der Verrath schrie, in Lebensgefahr, aus der ihn seine Soldaten befreien mußten. Dem Waffenstillstand zufolge räumte er die Lombardei, Parma und Modena, versprach seine Kriegsschiffe von Venedig heimzuberufen, was er jedoch nicht hielt, weil er über neuen Planen brütete. Der Waffenstillstand sollte sechs Wochen dauern und zu Friedensunterhandlungen benutzt werden; beiderseitiges Uebereinkommen sollte ihn verlängern, die Aufkündigung jedenfalls acht Tage vor Eröffnung der Feindseligkeiten erfolgen. Bis auf Venedig hatte Radetzky dem Kaiser sein schönes Königreich wieder erobert und betrieb nun die Belagerung der Inselstadt, die am 10. August abermals die Republik ausgerufen hatte und sich von dem beredten Volkstribunen Manin regieren und in neues Unglück stürzen ließ. Weniger Mühe aber viel Verdruß machte dem Marschall der aus Nizza gebürtige Freischaarenführer Garibaldi, der sich um den Waffenstillstand nicht kümmerte, sondern sich in den Kanton Tessin warf und wieder in die Lombardei einfiel, um in dem Gebirge zwischen dem Langen- und Komosee einen Guerillaskrieg zu führen; er wurde jedoch bei Varese geschlagen, entkam abermals in den Kanton Tessin, um später in Rom eine Rolle zu spielen.

Hier hatten die Dinge eine eigenthümliche Wendung genommen; am 31. März riß der Pöbel das österreichische Gesandtschaftswappen ab und verlangte mit wachsendem Ungestüm, daß der Papst an Oesterreich den Krieg erkläre und demselben den Stempel eines heiligen Krieges aufdrücke; aber am 29. April erklärte Pius IX. in den gemessensten und würdigsten Ausdrücken, daß er nie und nimmer einen solchen Krieg anordnen und begünstigen werde. Jetzt war es mit seiner Popularität aus, dagegen versprachen die Siege Radetzkys, der am 7. August den Revolutionsherd Bologna durch General Welden besetzen ließ, auch für den Kirchenstaat eine Wendung herbeizuführen. Pius IX. berief den Grafen Rossi, einen gebornen Italiener, der sich in Frankreich vom Professoren zum Grafen, Staatsrath und Pair emporgearbeitet hatte, zur Bildung eines Ministeriums (18. September); derselbe trug sich mit dem Plane eines italienischen Staatenbundes, zeigte Festigkeit und den Willen dem revolutionären Regimente ein Ende zu machen, wurde aber den 15. November, an dem Tage der Kammereröffnung, auf der Treppe der Kancellaria durch einen kunstgerecht geführten Dolchstich ermordet. Den folgenden Tag zog eine Masse vor den Quirinal und

forderte von dem Papste ein demokratisches Ministerium und seine Zustimmung zu einer konstituierenden Versammlung für ganz Italien. Er verweigerte beides und nun fielen Schüsse in die Fenster seines Palastes, ein Sekretär, Palma, wurde getödtet, die römischen Truppen fraternisierten mit dem Volke und so blieb dem Papste nichts übrig als das verlangte demokratische Ministerium zu ernennen, und die Frage wegen der konstituierenden Versammlung für Italien an die versammelten Kammern zu verweisen. Er wurde wie ein Gefangener bewacht und wer weiß, was ihm noch widerfahren wäre, wenn er sich nicht mit Hilfe des bayerischen Gesandten, Grafen Spaur, in der Nacht vom 24./25. November in das Neapolitanische hätte retten können, wo er in Gaëta seinen Wohnsitz nahm und gegen die Gewaltakte zu Rom die feierlichste Verwahrung einlegte. Jetzt triumphierte Mazzinis Partei in Rom; am 11. Dezember verwandelte sich das Ministerium in eine provisorische Regierung, die römischen Kammern wurden aufgelöst, und auf den 5. Februar die konstituierende Versammlung für Italien nach Rom einberufen, welche deßwegen Costituente Romana hieß, weil Rom Italiens Hauptstadt werden sollte. In Toskana, dessen Großherzog dem Kaiser von Oesterreich den Krieg hatte erklären müssen, wofür die Toskaner am Kurtatone büßten, nahmen die Dinge einen ähnlichen Verlauf, in Florenz durch gemüthliche Anarchie, in Livorno durch Pöbelaufstände, jedoch dauerte es bis Februar des folgenden Jahres, ehe Großherzog Leopold II. wie Pius IX. entfliehen mußte.

Fünftes Kapitel.

Die revolutionäre Sündfluth über Deutschland.

Daß Deutschland große Erschütterungen bevorstünden, war schon einige Jahre vor 1848 mit einer Sicherheit vorauszusagen, wie dies vielleicht noch bei keinem andern großen Ereignisse der Geschichte der Fall gewesen ist. Es fehlte auch gar nicht an Prophezeiungen; man hörte den gemeinen Mann sagen: dieses Treiben muß den Regierungen über den Kopf wachsen, und in Zeitschriften und Büchern wurde in allen nur denkbaren Wendungen das Kapitel abgehandelt, daß große Ereignisse in Aussicht stehen, zu hoffen seien, daß Erschütterungen nicht lange mehr ausbleiben werden, daß das alte Gebäude in „allen Fugen krache" ꝛc. In den kleinen und mittleren Staaten war der Widerwille gegen die Bundesverfassung allbereits ein fanatischer geworden; entgegnete man Eiferern dieser Art: „Bedenket doch, daß Deutschland seit wenigstens drei Jahrhunderten vom Auslande niemals so wenig angefochten wurde als von 1815 bis jetzt, was wir allein der Wehrkraft des Bundes ver-

danken; daß Oesterreich und Preußen, jedes für sich allein, den auswärtigen Mächten mehr imponieren als vor Zeiten das ganze heilige römische Reich; ist es ein so großes Unglück für eine Nation, wenn sie in zwei Großmächten repräsentiert ist? Deutschland erhält den Frieden Europas, ist der Bürge für das Gleichgewicht des Erdtheils, es wirkt als eine gewaltige, ruhige Kraft, die nur der Unkundige in der Natur wie im Völkerleben nicht zu würdigen weiß." Die Antwort erfolgte augenblicklich: „Daß Oesterreich eine Großmacht ist, wissen wir und ebenso wohl, daß es sich selbst nicht als eine deutsche, sondern als eine europäische Macht betrachtet; Preußen ist keine Großmacht, sondern der Schleppträger Rußlands, sonst hätte es sich längst andere Wege geöffnet und sähe auf der Landkarte nicht aus wie ein ausgebreitetes zerfetztes Gewand. Die gewaltige ruhige Kraft kennen wir ganz gut, es ist ein anderer Name für die „Trägheit" (vis inertiae), wie sie in der Naturkunde heißt; diese steht einem Felsenstück und Holzblock gut an, aber alles was lebt, zeigt es eben dadurch, daß es sich selbst regt und bewegt und nicht zu warten braucht, bis es einen zureichenden Stoß erhält. Den heutigen Deutschen geht es mit ihrer „ruhigen Kraft" nicht anders, als unser alter Freund Tacitus von den Cheruskern erzählt; diese waren ein hochgeachteter Stamm, so lange sie dabei waren, wenn es in ihrem Bereiche etwas auszufechten gab; durch langen Frieden, durch das Behagen an der Ruhe aber erschlafften sie, und hießen sie ehemals die guten und gerechten Cherusker, so trugen sie später den Titel der dummen und feigen Cherusker. Und wie betiteln uns denn die Russen? sagen die Franzosen nicht von einem Kerl mit Eselsgleichmuth: il est lâche comme un Allemand (er läßt alles mit sich machen wie ein Deutscher)? welches Volk heißt in England the most servil people (das niederträchtigste Volk)? Der deutschredende Schweizer verbittet es sich, daß man ihn mit den Deutschen zusammenzähle; der Nordamerikaner betrachtet die deutschen Einwanderer (the dirty Dutchmen) als Mist, ein nützliches Ding für den eigenen Acker und insofern geschätzt, sonst aber eckelhaft und verachtet. Und doch ist der Deutsche tapfer, fleißig, redlich, in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe ausgezeichnet, man wirbt ihn für fremde Armeen, für fremde Kriegsschiffe, für fremde Werkstätten, aber freilich immer nur um ihn auszunutzen, nicht um ihn auszuzeichnen. An all diesem ist nur die politische Rolle schuldig, die der Deutsche spielt und zu dieser zwingt ihn die Bundesverfassung." So war wenigstens in dem südwestlichen Deutschland die Stimmung; daß dieser Landstrich aber auf die öffentliche Meinung von ganz Deutschland gewaltig einwirkte, wird niemand leugnen, weil die Ereignisse es beweisen, und wenn wir wiederholt auf die heillose Verbitterung gegen den Bund hindeuten, so geschieht es darum, weil nur in ihr die Erklärung von

manchem, was seit 1844 geschehen ist, gesucht werden darf. Die liberale oder konstitutionelle Partei hatte 1830 und in den nächstfolgenden Jahren mehrmals die Lanze gegen den Bund eingelegt, um ihn zu nöthigen, wenigstens die Konstitutionen der einzelnen Staaten in Ruhe zu lassen, dieselbe zersplitterte jedoch immer, aber noch vor der neuen französischen Revolution begann der Angriff abermals und zwar mit viel größerer Heftigkeit und nach einem weiter greifenden Plane. Bereits am 12. Februar 1848 trug in der badischen zweiten Kammer der Abgeordnete Bassermann von Mannheim eine Motion vor, in welcher er eine Vertretung der Kammern in dem Bundestage verlangte; begreiflich konnte die badische Regierung diese Vertretung auch mit dem besten Willen nicht bewirken, das bezweckte auch der Antrag nicht, er war eigentlich nur das Losungswort, das die preußisch-deutsche Partei zu geben für gut fand. Dieselbe hatte sich seit 1847 in der von Bassermann verlegten „Deutschen Zeitung" ein Organ geschaffen, das der schwäbische Volkswitz alsbald die Professorenzeitung taufte, welchen Namen das Blatt durch seinen docierenden Ton rechtfertigte. Mit dieser Partei verschmolzen die alten Liberalen fast ohne Ausnahme, weil sich ihnen die Verwirklichung der konstitutionellen Staatsform in den kleinern und mittleren Staaten als Unmöglichkeit erwiesen hatte, so lange Preußen gegen dieselbe war; sie hofften zugleich durch die Unterordnung der Klein- und Mittelstaaten unter Preußen die nationalen Interessen gegenüber den dynastischen Sonderinteressen zu wahren. Diese Partei hatte ihre Anhänger unter den Gelehrten, Beamten, sowie unter dem höheren Gewerbsstande, und der nach einer Einigung suchende Instinkt des protestantischen Volkes bürgte dafür, daß ihr ein großer Theil desselben zufallen werde. Oesterreich konnte natürlicherweise nicht in den Kreis dieser politischen Richtung hereingezogen werden, dazu war es zu groß, und, wie die Herren an der Spitze der Partei wohl einsahen, konnte es auch keine ihrem Systeme entsprechende Verfassung annehmen. Aus der Zusammensetzung der preußisch-deutschen Partei erhellt von selbst, daß sie nicht daran denken konnte noch wollte, von sich aus einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung zu versuchen, aber sie wirkte mit dem größten Erfolge auf die Mißstimmung der untern Klassen, und beförderte die Unzufriedenheit wenigstens dadurch, daß sie sich gegen das bestehende politische System aussprach; die Regierungen durften also keineswegs auf sie zählen, wenn es sich einmal um die Vertheidigung dieses Systemes handelte. Sie kannte (so gut als in Italien Gioberti) die Existenz und theilweise auch die Thätigkeit der republikanischen Partei, aber sie ließ es sich nicht träumen, daß dieselbe versuchen würde sich der Gewalt zu bemächtigen, wenn diese den Regierungen entrissen oder entfallen wäre, obwohl ihre Matadoren aus der Geschichte wissen konnten,

daß die Partei, welche die revolutionäre Streitmasse liefert, für sich und nicht für andere ihre Arbeit gethan haben will. Die republikanische Partei war wenigstens in ihrem socialistischen Zweige 1847 schon vollständig organisiert; Frankreich und die Schweiz boten die Stätten, wo der deutsche Handwerker von den Priestern des Socialismus, meist flüchtigen Literaten, in dessen Mysterien eingeweiht wurde, um nach Deutschland zurückgekehrt neue Adepten zu gewinnen. Dieser socialistische Republikanismus war roth wie der französische, dem er entstammte, durchschnittlich aber noch schlimmerer Gattung als jener, weil die deutschen Chefs ihre Leute mit dem Fanatismus des Unglaubens, mit einem wüthenden Hasse gegen das Christenthum, das sie die Mutter aller Ungerechtigkeit und Thorheit nannten, erfüllten, während die Franzosen die Religion wenigstens mit Höflichkeit in ihrer neuen Gesellschaft zu dulden gesonnen waren, vorausgesetzt daß die Geistlichkeit ihnen nicht entgegenwirke. Der socialistische Theil der Republikaner hat später zu den meisten Aufständen den gewaltsamen Anstoß gegeben, war aber auch die Ursache, daß die deutschen mittleren Stände bälder zu sich kamen und des Revolutionierens satt wurden. Denn eine Republik ungefähr nach dem Zuschnitte der nordamerikanischen oder der neuen schweizerischen wäre so ziemlich nach dem Geschmacke der „Bürger" gewesen; sie schien dem Ideal einer konstitutionellen Monarchie in der Hauptsache zu gleichen, indem sie fast für die ganze Stufenleiter der Beamtungen Raum gewährt, statt der Aristokratie der Geburt (Adel) die des Geldes kennt und statt eines erblichen Monarchen einen wählbaren Präsidenten an die Spitze des Staates stellt. Diesem Theile der republikanischen Partei wuchsen seine Hoffnungen aber erst, als das Revolutionieren so unerwartet leicht gelungen war, vorher waren diese honnêten Republikaner so wenig als die rothen durch ihre Zahl im Stande einen Angriff auf die bestehende Ordnung zu wagen; sie mußten sich wie in Frankreich der liberalen Partei anhängen, den Forderungen derselben durch Demonstrationen auf der Straße Nachdruck geben, die Kraft der Regierung lähmen und erst nachdem die Anarchie geschaffen war, durften sie es wagen für ihre eigene Sache zu handeln und ihre Farbe zu zeigen. Die deutschen Republikaner verrechneten sich aber mit ihrer der französischen nachgeahmten Taktik, weil Deutschland kein Einheitsstaat ist wie Frankreich und kein Paris hat, dessen Beispiel das ganze Land folgen muß, daher auch in Deutschland mit dem republikanischen Sieg in einer großen Stadt noch lange nicht alles gewonnen ist.

Liberale und Republikaner, alle Unzufriedenen Deutschlands klatschten Beifall, als 1847 die Schweizer trotz Oesterreich und Frankreich ihre Bundesverfassung von 1815 umwarfen und sich eine neue gaben;

sie hoben ihre Häupter empor, als Pius IX. der unumschränkten Herrschaft freiwillig entsagte und die Gährung in Italien einen baldigen Ausbruch gegen Oesterreich versprach; als endlich vollends Louis Philipp, der als Schild gegen die Revolution gegolten, auf eine fast unbegreifliche Weise seinen Posten verließ oder verlor: da war auch in den deutschen Klein- und Mittelstaaten jeder Halt für das bisherige System verloren. Rasch nacheinander erklärten die Regierungen von Baden, Württemberg, Bayern, beiden Hessen, Hannover, Sachsen rc. bis zu den Reußschen Fürstenthümern herunter das Programm der alten liberalen Opposition zu dem ihrigen, setzten Ministerien aus Männern dieser Partei ein, gaben Preßfreiheit, versprachen Reformen in allen Zweigen des Staatslebens, gewährten überhaupt alles, was man später unter dem Titel Märzerrungenschaften begriff. Der Bundestag selbst wandte sich den 1. März mit einer Erklärung an das deutsche Volk und ermahnte dasselbe treu zu seinen Fürsten zu stehen, verordnete, daß Notable aus der deutschen Nation als Vertrauensmänner nach Frankfurt gesendet würden zur Entwerfung einer Bundesverfassung, die nach erhaltener Billigung von Seite des Bundestags einer Nationalversammlung vorzulegen wäre, um so durch das Zusammenwirken von Regierungen und Völkern eine Verfassung für den deutschen Bund zu schaffen, erklärte selbst die ehedem so hochverpönten drei Farben (schwarz, roth, gold) als Nationalfarben.

Das Vorparlament. Der Fünfzigerausschuß. Das deutsche Parlament. Der Reichsverweser. Die Grundrechte.

Leider sollte es nicht auf diesem Wege gehen, auf welchem das für Deutschland einzig Mögliche, eine engere Föderation, herzustellen gewesen wäre, eine Reform des Bundes, der den wirklichen Uebelständen Deutschlands (vgl. S. 459 ff.) abgeholfen hätte, man stellte sich den Monarchen gegenüber oder setzte sich vielmehr über sie hinweg und so kam es statt zur Einigung zum Kampfe.

Zu Heidelberg trafen 51 Männer zusammen, welche den verschiedenen deutschen Kammern angehörten und dieselben erließen am 5. März eine öffentliche Einladung an Kammermitglieder und sonstige deutsche Notabilitäten nach Frankfurt am Main, um daselbst eine Volksvertretung bei dem Bundestage anzubahnen. Es fanden sich am 31. März 500 Männer aus allen Gauen Deutschlands in der Paulskirche ein, besonders aus den Rheinlanden, Schwaben und Franken, und hier stellten sich die Republikaner schon so keck und zahlreich ein, daß Gagern, Welcker u. a. ihre abwesenden Gesinnungsgenossen herbeirufen mußten, wenn sie die Republikaner nicht in einer zu sehr imponierenden Minderheit sehen wollten. Der Hauptsprecher dieser Partei

war der badische Advokat und Kammerdeputierte Hecker und es wurde ihm meistens nicht einfach entgegnet: „Wir dürfen hier nicht für die Republik arbeiten, wenn wir nicht unsern geschwornen Eiden untreu sein wollen", sondern man sagte meistens wie entschuldigend, das Volk sei noch nicht reif für eine Republik, diese Staatsform passe einstweilen noch nicht für Deutschland u. dgl. m., worauf Hecker Frankfurt verließ und in Baden einen republikanischen Aufstand versuchte. Die Erfolge der Revolution zu Wien, Berlin, Mailand, Pesth u. s. w. berauschten damals die Mehrheit des Vorparlaments, so hieß diese Frankfurter Versammlung später, kaum weniger als die Republikaner, denn dasselbe sprach in einer feierlichen Erklärung die Volkssouveränität aus, ein Wort, das entweder keinen Sinn hat, oder geradezu die Willkürherrschaft der Mehrzahl, das Revolutionsrecht bedeutet (wie dies Börne in seiner Weise demonstrierte), somit nicht nur die Monarchie, sondern auch alle Staatenordnung überhaupt aufhebt. Hecker war deßwegen, indem er geradezu das Volk aufforderte, von seiner Souveränität Gebrauch zu machen und seine bisherigen Souveräne fortzujagen, ehrlicher als die anderen, welche durch die Erklärung der Volkssouveränität vorläufig eine Brücke zur Republik hinüberbauen wollten; sie brachen durch diese Erklärung mit den Kronen und nöthigten sie eine Stellung einzunehmen, von der aus sie den Republikanern der Zukunft den Weg versperren konnten. Das Vorparlament löste sich nach vier Tagen auf und ließ einen Ausschuß von 50 Mitgliedern zurück (Fünfzigerausschuß), der mit dem Bundestage und den 17 demselben beigegebenen Vertrauensmännern die Anordnungen zur Wahl und Einberufung eines Nationalparlaments traf. Nicht nur Holstein, sondern auch Schleswig, die sich gegen Dänemark erhoben hatten und am 3. April von dem Bundestage dem Schutze des Königs von Preußen übergeben waren, auch Ost- und Westpreußen wurden in den deutschen Bund gezogen und zur Wahl von Abgeordneten nach Frankfurt berechtigt, und am 18. Mai traten ungefähr 550 Abgeordnete (nach den Wahlkreisen hätten es deren 600 sein sollen) zu einer verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung zusammen (Parlament). Man erwartete Großes von ihr, sie schuf aber nichts, sondern diente vielmehr hauptsächlich als Blitzableiter für die revolutionäre Elektricität, die in der Volksatmosphäre angehäuft lag, und verschaffte den Mittelstaaten Zeit, um sich allmählig wieder eine festere Haltung zu erringen. Sie konnte auch nichts schaffen, einmal weil sie den Revolutionen in Preußen und Oesterreich nicht entschieden entgegentrat, sich nicht auf die Seite der gefährdeten Monarchie stellte (sie hätte übrigens die Revolutionäre nicht zur Ruhe, sondern nur dahin gebracht, daß sie der Nationalversammlung selbst den Handschuh ins Gesicht geworfen hätten); sodann hatte sie durch ihre Schritte in der Sache Schleswig-Holsteins eine Frage

heraufbeschworen, an deren Lösung sie scheitern mußte, weil dieselbe keine deutsche, sondern eine europäische war, darum die Entscheidung den europäischen Großmächten anheimfiel; endlich weil sie sich in Parteien spaltete, die sich so ziemlich das Gleichgewicht hielten. Oesterreich anerkannte niemals ein unbedingtes konstituierendes Recht des Parlaments in Frankfurt für seine deutschen Länder, und Preußen ersah im Verlaufe des Kriegs gegen Dänemark die Gelegenheit, die Stellung einer unabhängigen Regierung wieder einzunehmen (Waffenstillstand von Malmö). Als Oesterreichs und Preußens Monarchen die Revolution bemeistert hatten, war die Niederlage derselben auch in den Klein- und Mittelstaaten entschieden; auf der Revolution beruhte aber die Macht des Parlaments; war diese nicht mehr zu fürchten, so ließen sich die Regierungen auch nicht mehr von der Versammlung in Frankfurt Befehle geben; die ihren Regierungen gehorsamen Abgeordneten mußten dadurch in eine Lage kommen, die sie zum Austritt bewog, und damit schrumpfte das Parlament in einen Klub zusammen.

Unter den Parteien des Parlaments sahen die Republikaner diesen Gang der Dinge gleich anfangs voraus, sie wollten deßwegen der Revolution nie Einhalt thun, sondern im Gegentheile derselben eine weitere Ausdehnung geben; aber sie waren nur eine Minderheit und vermochten daher in der Versammlung selbst nichts Bedeutendes. Dagegen benutzten sie ihre Stellung als Parlamentsmitglieder, um durch Volksversammlungen, besonders in der Umgegend (Heidelberg, Hanau, in der Pfalz, in Hessen) zu agitieren. Vertraute von ihnen organisierten den Aufstand zu Frankfurt am 18. September (Ermordung der beiden Abgeordneten, des Generals Auerswald und des Fürsten Lichnowsky), um das Parlament zu terrorisieren und aus demselben eine Nachbildung des französischen Konvents von 1793 zu machen, was aber wegen der aus Mainz herbeigezogenen Truppen mißlang; der dritte badische Aufstand, bei dem die „Linke“ des Parlaments schwer betheiligt war, scheiterte, wie der damit verbundene rheinpfälzische, und Robert Blum, der nach Wien reistè, um die Revolution zu fördern, fand dort seinen Untergang.

Die preußisch-deutsche Partei (kleindeutsche, später Gothaer genannt) überwog der Zahl nach nur mit wenigen Stimmen; ihr Plan war, Oesterreich von Deutschland gänzlich auszuschließen und den König von Preußen zum Kaiser über das Stück Deutschland zu machen, das nach der Trennung von Oesterreich noch übrig blieb. Dieser Partei fällt es hauptsächlich zur Last, daß der Bruch zwischen Dänemark und den Herzogthümern so tief ging und deßwegen so traurige Folgen für die Herzogthümer hatte; sie wären als zu Deutschland gehörig ebenfalls Bestandtheile des neuen Kaiserthums geworden und Preußen hätte durch sie eine imponierende Stellung an der Nordsee und eine bessere als

seine bisherige an der Ostsee gewonnen. Insofern ist das Vorgehen der preußisch-deutschen Partei erklärlich. Unbegreiflich aber bleibt es immer, wie sie je glauben konnte, die andern europäischen Großmächte würden in die Zertrümmerung des dänischen Staates zu Gunsten Preußens einwilligen; wie sie je daran denken konnte, der österreichische Kaiser werde auf seinen Rang als erster deutscher Monarch Verzicht leisten und denselben gutwillig dem König von Preußen überlassen; daß sie ganz vergaß, daß Preußen sich wenige Sympathieen an der obern Donau und dem obern Rheine, am Main und Neckar erworben hatte. Welch stümperhaftes Reich wäre das deutsche Reich dieser Partei geworden, wie schwach wäre es zwischen Frankreich, Rußland und Oesterreich dagestanden!

Die dritte Partei endlich (die später sog. großdeutsche) stand ebenso gegen die Republikaner als gegen die preußisch-deutsche und kam bald zu dem Bewußtsein, daß es ihre eigentliche Aufgabe sei, Deutschland weder durch neue Revolutionen, noch durch Kaiserkreierungen auseinandertreiben zu lassen, und sie hatte eine Stütze in dem Reichsverweser, dem Erzherzog Johann. Derselbe war auf den Vorschlag des Präsidenten der Nationalversammlung, Heinrich von Gagern, am 29. Juni gewählt worden und trat am 12. Juli sein Amt an. Diese Wahl war ein Eingriff in die Rechte der deutschen Fürsten, aber sie ließen sich denselben gefallen, weil sie in dem Reichsverweser eine Bürgschaft weiter erblickten, daß die moralische Macht, welche damals das Parlament noch besaß, weniger Gefahr lief, zu weiteren Umwälzungen, denen der Erzherzog enschieden abgeneigt sein mußte, mißbraucht zu werden. Mit dem Amtsantritte des Reichsverwesers hörte die frühere Bundesregierung auf; der Reichsverweser umgab sich mit einem Ministerium, man hatte nun zu der Nationalversammlung eine Reichsregierung, die indessen in die Verhältnisse der deutschen Staaten nicht eingriff, mit Ausnahme der schwachen Intervention in Baden, von den Großmächten nicht förmlich anerkannt wurde, und nur gegen Dänemark, wiewohl vergebens, sobald Preußen nicht mehr wollte, eine größere Unternehmung einleitete, und bei diesem Anlasse die Anfänge einer deutschen Flotte, die so traurig verschwinden sollten, in das Leben rief.

Die Nationalversammlung selbst beschäftigte sich, wenn sie nicht durch den dänischen Krieg, durch Aufstände u. dgl. auf ein anderes Thema gebracht wurde, mit der Abfassung der Grundrechte des deutschen Volkes, mit der sie erst am 21. Dezember fertig wurde, worauf die deutschen Regierungen dieselben verkünden und in Gesetzeskraft erhalten sollten. Was diese Akte enthielt, läßt sich leicht schließen; sie ebnete den Boden, indem sie alle Vorrechte aufhob, alle Einrichtungen, von denen die Existenz des Adels abhängig ist (jede Art von Lehen, Majoraten 2c.), beseitigte, unbedingte Preßfreiheit und Religionsfreiheit einräumte, jedem das Recht Waffen zu tragen gab, kurz das Parlament ahmte, so weit

es nur möglich war, in den Grundrechten die französische Nationalversammlung der ersten Revolution nach.

Der 13. März zu Wien und sein Gefolge. Radetzky, Jellachich und Windischgrätz. Kaiser Franz Joseph I. (2. Dezember 1849).

Den entscheidendsten Einfluß auf den Gang der deutschen Revolution übte die Erschütterung der österreichischen Monarchie, weil sie ganz unerwartet eintrat. Diese kaiserliche Monarchie war in den Augen des deutschen Volkes noch immer von dem Glanze des alten heil. römischen Reichs umstrahlt; es hatte noch nicht vergessen, daß Oesterreich den Eroberungsgelüsten Frankreichs ein Ziel gesetzt und in den sog. Befreiungskriegen durch seine Macht die Entscheidung gegeben hatte. Ueberdieß betrachtete man das patriarchalische Verhältniß der kaiserlichen Majestät zu dem Volke mit einer gewissen Ehrfurcht, sowie die Konsequenz der österreichischen Politik und ihre Offenheit Achtung einflößte. Allerdings blieb es nicht unbekannt, daß der Kaiserstaat mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, so namentlich mit finanziellen, indessen konnte es nach Anstrengungen, wie sie Oesterreich von 1792—1815 gemacht hatte, nicht wohl anders sein, die Revolution in Neapel und Piemont (1821), in Modena und dem Kirchenstaate (1831) hatten ebenfalls störend gewirkt, aber bei den unermeßlichen Hilfsquellen, die in dem Kaiserstaate fließen oder flüssig gemacht werden können, durfte man von der nächsten Zukunft alles erwarten, und wirklich behaupteten die Staatspapiere auf allen Börsen einen hohen Stand. Der Bürger in den großen und kleinen Städten hatte Arbeit und Verdienst, so daß er in einer Behaglichkeit leben konnte, wie sonst wohl nirgends auf dem ganzen Festlande, und ebenso verlautete nie etwas davon, daß die österreichischen Bauern, auch wenn sie nicht freies Grundeigenthum besaßen, ein kümmerliches Leben führten, gegen welche Unterstellung schon das kräftige Aussehen des kaiserlichen Militärs, das zu einem guten Theile aus dem Landvolke rekrutiert ist, Zeugniß abgelegt hätte. Von dem Preßzwange, dem Verbote vieler Bücher, der Beschränkung der Lehr- und Lernfreiheit und der Gewalt der alles überwachenden Polizei kursierten zwar viele Sagen, doch war beim Lichte besehen es in den meisten andern deutschen Staaten nicht viel anders als in Oesterreich, da jene Beschränkungen hauptsächlich diejenigen trafen, die sich ohnehin um Katheder und Bücher sowie um Parlamentsreden am wenigsten bekümmern, d. h. das gemeine Volk, während die Vornehmen, Reichen und Gelehrten sich die verbotenen Schriften leicht verschafften. Bedenklich erschien es jedoch, daß die türkisch-griechische Frage von Rußland, Frankreich und England ohne die Mitwirkung Oesterreichs geschlichtet wurde, sowie daß der russische Einfluß nicht nur über die Donaufürstenthümer, Serbien und Montenegro herrschte, sondern sich selbst auf die griechischen Unter-

thanen Oesterreichs durch Geschenke an die Kirchen u. dgl. ausbreiten durfte. Unbegreiflich erschien es aber, daß Oesterreich den Zollverein durch Preußen zu Stande kommen ließ, und sich nicht selbst zum Hauptfaktor desselben machte; denn durch denselben gewann Preußen wenigstens doppelt so vielen Einfluß auf die deutschen Staaten, als es früher besaß, während Oesterreich Deutschland immer fremder wurde und doch bei seinem Zollsysteme keinen finanziellen Gewinn hatte, da dasselbe durch einen großartigen Schmuggel ausgebeutet wurde. Diese Nachgibigkeit gegen Rußland, das zuletzt die Mündungen der Donau, welcher Strom Europas wichtigste Handelsstraße sein sollte, erwarb und nach Möglichkeit verstopfte, und das Gewährenlassen Preußens schien anzudeuten, daß die österreichische Politik eine passive geworden sei und nur noch gegen den Liberalismus in den deutschen und italienischen Mittel- und Kleinstaaten Rüstigkeit besitze. Die Regungen der slavischen Nationalitäten im Kaiserreiche wurden im Auslande gewöhnlich falsch beurtheilt, von der Regierung selbst durchaus nicht mit Mißtrauen behandelt, denn an das Gespenst des Panslavismus glaubte sie nicht und war zu gerecht, um den Bemühungen edler und gelehrter Slaven für ihre Sprache und Literatur ein Hinderniß in den Weg zu legen; ist ja doch die Muttersprache die unveräußerliche Erbschaft jedes Menschen und jeder Nationalität, und vermag doch nur die geistige Ueberlegenheit einer Nationalität, die sich in genialer Thätigkeit äußert, auf dem Gebiete der andern Eroberungen zu machen, die niemand als ungerecht entschuldigen kann, weil der freie Wille dabei keinen Zwang erfährt. Eine andere Bedeutung aber entwickelte der Sprachenkampf in Ungarn, der seit 1840 in vollem Gange war und damit endete, daß die magyarische Sprache zur officiellen des Königreichs Ungarn erklärt wurde. Dies rief ein Widerstreben der nichtmagyarischen Bewohner Ungarns hervor, das sich bei dem militärischen Stamme der Kroaten, bei den Slavoniern und Serben (Raizen) besonders energisch kundgab. Der Zwang, den die magyarische Nationalität gegen die andern ausübte, erwies sich bald als nicht einfach aus nationalem Stolze hervorgehend, sondern als ein Mittel politischer Agitation. Gleichzeitig nämlich verwandelte sich das Bestreben, eine ungarische Industrie heranzubilden, das hochstehende Männer in guter Absicht geweckt und gepflegt hatten, in ein Treiben, das an den lombardischen Cigarrenkrieg erinnerte; es bildete sich nämlich ein Verein gegen den Gebrauch aller nichtungarischen Fabrikate, also hauptsächlich der österreichischen, und obwohl ein derartiges Unternehmen kaum anders als ein lächerliches genannt werden kann, so diente es doch, wenn auch nur kurze Zeit, als Werkzeug der magyarischen Agitation. Diese trat mit ihrem letzten Zwecke: Ungarn eine gänzlich selbstständige Stellung zu geben und höchstens in einer Personalunion mit den andern Ländern des Kai-

serstaates zu bleiben, im Jahr 1848 deutlich hervor, und zum Unglücke starb gerade zu dieser Zeit (13. Januar) der Erzherzog-Palatinus Joseph, den sein Sohn und Nachfolger Stephan unmöglich ersetzen konnte. An der Spitze der Agitation sowie der ständischen Opposition stand schon 1847 Ludwig Kossuth, der besonders durch die Protektion des Grafen Ludwig Batthyani emporgekommen war und bei wenigen Kenntnissen die Gabe der Beredtsamkeit und der Agitation im höchsten Grade besaß. Die Opposition war bereits an der äußersten Gränze angekommen und es fanden zu Pesth und anderwärts Demonstrationen statt, wie solche ziemlich regelmäßig den Revolutionen vorangehen, als im Februar 1848 die Nachrichten von den Scenen in Mailand, Pavia und Padua, zuletzt von dem Sturze Louis Philipps und der Errichtung einer französischen Republik einliefen. Das war Oel in das Feuer und Kossuths Reden wurden jetzt ungeschminkte Revolutionsreden, die ihren Weg auch nach Wien fanden und dort geschäftig verbreitet wurden. In der Kaiserstadt tagten gerade die niederösterreichischen Stände in der hergebrachten Weise, und dies gab zunächst Veranlassung, daß sich eine Anzahl meistens jüngerer Männer, die der Universität, dem juridisch-politischen Leseverein, d. h. dem wissenschaftlich gebildeten Mittelstande angehörten, zur Einreichung einer Petition vereinigten, in welcher sie eine konstitutionelle Verfassung und den Anschluß an das deutsche Volksparlament verlangten, welches damals das Losungswort des deutschen Liberalismus war (13. März). Die Antwort der Regierung lautete weder abschlägig noch gewährend, sondern aufschiebend, und am Abende bildete sich ein Auflauf von Studenten und Arbeitern, in welchem nicht nur die konstitutionellen Schlagwörter erschollen, sondern auch die Entfernung des Fürsten Metternich und der Jesuiten stürmisch verlangt wurde. Vor der Staatskanzlei wurde eine ausgerückte Militärabtheilung insultiert, worauf sie Feuer gab und dadurch den Haufen auseinandersprengte. Der Tumult verbreitete sich aber in andere Theile der Stadt, Deputationen aller Art bestürmten den Kaiser, er ließ das Militär abziehen und gewährte am 15. Preßfreiheit, Volksbewaffnung und freies Vereinsrecht, was auch sogleich im vollsten Umfange benutzt wurde. Fürst Metternich, der in den schwierigsten Zeiten der Monarchie unschätzbare Dienste als Staatsmann geleistet hatte, mußte flüchten; das neue Ministerium aber konnte schon deßwegen einen geordneten Gang der Regierung nicht wieder herstellen, weil fast alle größeren Städte in unruhiger Schwankung begriffen waren. Nun stellte auch die ungarische Opposition ihre Forderungen: Selbstständigkeit Ungarns mit Personalunion, eigenes Ministerium, und erhielt sie gewährt, so daß Ungarn unter andern einen eigenen Kriegs- und Finanzminister erhielt, also die Einheit und Heeresmacht des Kaiserthums zerrissen, der Staatshaushalt geschieden wurde. Wie hätte die

Monarchie bei einer derartigen Theilung bestehen können? Unmöglich können deßwegen Kossuth und seine Vertrauten den Willen gehabt haben, auch nur an der Personalunion festzuhalten, sondern er dachte gewiß schon damals an die vollständige Losreißung Ungarns, fand jedoch für gut, unter der Maske der Verfassung in aller Eile möglichst viele Vortheile für seinen letzten Zweck zusammenzuraffen, nämlich Siebenbürgen mit Ungarn zu unieren, sich der Festungen mit ihren Vorräthen zu bemächtigen und den Widerstand der nichtmagyarischen Bevölkerung zu brechen, wozu nichts besser dienen konnte, als wenn er im Namen und Dienste des Kaisers und Königs zu handeln vorgab. Der Wiener Revolution folgte die lombardische auf dem Fuße und jetzt trat Kossuth offen (wie schon früher insgeheim) mit den italienischen Revolutionären in Verbindung, sowie man von seinen Sendlingen den einen und andern bei den badischen Revolutionären erscheinen sah und er in Wien selbst seine Leute im Dienste hatte, um durch Aufstände der Regierung ein zeitiges und energisches Einschreiten gegen seine Plane unmöglich zu machen. Dies gelang ihm nur zu gut; die vom Kaiser am 26. April verliehene Verfassung wurde von den Wühlern zu einem neuen Aufstande benutzt; die Nationalgarde, die akademische Legion, die aber außer Studenten sehr verschiedene Bestandtheile in sich aufgenommen hatte und über das Heer der Arbeiter verfügte, verlangten am 15. und folgenden Mai ein Wahlgesetz ohne allen Census und eine konstituierende Reichsversammlung in einer Kammer. Solchem Terrorismus durfte sich der Kaiser nicht länger aussetzen, daher begab er sich am 17. Mai nach Innsbruck in das treue Land Tyrol; am 20. erklärte er in einer Proklamation die Beweggründe seines Schrittes und ernannte den Erzherzog Johann zu seinem Stellvertreter, indem er Wien so lange ferne bleiben werde, bis Ruhe und Ordnung wieder hergestellt seien. Dem Ministerium und Gemeindevorständen schien es auch wirklich an der Zeit zu sein, die akademische Legion aufzulösen und die Studenten in ihre Hörsäle, wohin sie gehörten, zu schicken, aber am 26. gab es neue Barrikaden, es bildete sich ein Sicherheitsausschuß, d. h. eine außerordentliche Gewalt, die sich auf die bewaffnete Volksmasse stützte und der ordentlichen Regierung befahl, was sie zu thun und zu lassen habe; die Legion löste sich nicht nur nicht auf, sondern die Aula wurde nun der Platz, von welchem aus die Regierung ihre Direktion erhielt. Etwas Aehnliches ist wohl noch nicht erlebt worden: die Lombardei in vollem Aufstande; Radetzkys Heer fast belagert; die Italiener so siegeszuversichtlich, daß sie bereits die Alpengränze verlangen; Ungarn entschlossen sich zu trennen; die Polenpartei in Galizien nur die weitere Entwicklung der Anarchie abwartend, um ihre Fahne aufzupflanzen; der Kaiserstaat thatsächlich halb aufgelöst — unter solchen Umständen läßt sich die Kai-

serstadt von jungen Leuten und Fremdlingen zu wiederholten Aufständen verleiten, um den letzten Nerv der Monarchie zu lähmen; arbeitet im Dienste Mazzinis und Kossuths an der Zerstörung des großen Reichs, dessen Hauptstadt sie ist, dem sie ihre Größe und ihren Ruhm verdankt, mit dessen Zerfall ihr eigener verbunden wäre.

In Wien frevelten die Revolutionäre unter der Firma der deutschen Nationalität, in Ungarn unter der Firma der magyarischen, in der Lombardei mußte die italienische dieselben Dienste verrichten; den Italienern bot Radetzky die Stirne; gegen das Unwesen aber, das sich mit den deutschen Farben umkleidete, sowie gegen den magyarischen Uebermuth erhoben sich die slavischen Stämme, die weder germanisiert noch magyarisiert sein wollten. Anfangs schien es, als ob auch sie an der Zertrümmerung des Reichs arbeiteten, indem sie auf dem Slavenkongresse zu Prag (2. Juni) eine eigene Regierung, die Vereinigung Mährens und Schlesiens mit Böhmen forderten, also ein slavisches Oesterreich dem nichtslavischen gegenüberstellten, wie auch die Kroaten, Slavonier und Dalmatier sich gleich den Magyaren ein eigenes Ministerium erbaten, die Slaven kamen jedoch bald auf die rechte Bahn zurück und wurden zur Hauptstütze der Monarchie. In Böhmen geschah es nicht ohne Kampf; zu Prag hatte sich der slavischen Bewegung eine demokratische angehängt, die sich der Stadt bemächtigen wollte, wobei die Studentenlegion fast ganz nach dem Muster der Wienerischen zu Werke ging. Aber der Gouverneur von Prag, Fürst Alfred von Windischgrätz, ließ sich weder überlisten noch einschüchtern, und als am 12. Juni der Aufstand in der Altstadt zum Barrikadenmittel griff, zeigte der Fürst durch das Spiel seiner Batterieen auf dem Hradschin, daß er nur vollen Ernst zu machen brauche, um den Straßenaufruhr zu zerschmettern. Dies wirkte, die Bürgerschaft wollte die Stadt keiner nachdrücklicheren Beschießung aussetzen, sie entfernte die Barrikaden und zwang die Störenfriede nachzugeben, so daß Ruhe und Gehorsam fortan gesichert blieben, der Ultraslavismus aufhörte.

In Ungarn führte der Antagonismus der Nationalitäten schon im April zu Blutscenen; die Serben (Raizen) an der unteren Donau (in Sirmien, Bodrogh, Banat) widersetzten sich der Magyarisierung mit bewaffneter Hand, Kroatien und Slavonien protestierten in einem Manifeste (31. Juli) gegen die Unterordnung unter die Magyaren und fanden in dem Banus Jellachich einen tüchtigen Führer. Der ungarische Reichstag (am 5. Juli eröffnet) that nun die letzten Schritte zur Einleitung der vollständigen Trennung; er schuf ein eigenes Papiergeld, dekretierte die Organisierung einer massenhaften Landwehr und befahl gegen die renitenten Slaven als gegen Aufrührer mit Waffengewalt einzuschreiten. Der Kaiser konnte nicht zugeben, daß das ungarische Mini-

sterium, das ihn noch immer seinen Souverän nannte, auf eigene Faust gegen Unterthanen, welche an ihren Kaiser und König appellierten, einen Krieg beginne, er mußte sich der Slaven annehmen, wenn er sich nicht thatsächlich der Rechte des Souveräns entschlagen wollte. Der ungarische Reichstag verlangte aber umgekehrt, daß der Kaiser und König die Unterordnung der Slaven unter die Magyaren, was Gehorsam gegen die Verfassung genannt wurde, befehlen und die ministeriellen Maßregeln sanktionieren solle, so daß die Spannung immer größer wurde und der Kaiser das ungarische Ministerium zuletzt nicht anerkannte. Kossuth hatte dem Banus bei dessen Abschied in Pesth erklärt, der Streit zwischen Magyaren und Kroaten werde an der Drau entschieden werden; an der Donau! antwortete ihm Jellachich aus Kroatien, und in der That rückte er am 11. Sept. mit einem ansehnlichen Korps in Ungarn ein und drang über Stuhlweißenburg bis in die Nähe von Ofen vor. Bei Velencze jedoch erlitt er am 29. ziemlichen Verlust an Gefangenen, worauf er sich gegen Oesterreich wandte und durch das Bakonyer Waldgebirge an die Raab und an Preßburg vorbei gegen Wien marschierte, wo er nöthiger als vor Ofen war. Der Kaiser hatte nämlich gegen das Treiben des ungarischen Reichstags und Ministeriums entscheidende Schritte gethan: am 25. September schickte er den Grafen Lamberg als Kommissär und Oberbefehlshaber nach Pesth, derselbe wurde am 29. durch eine Rotte am hellen Tage auf offener Straße ermordet; der Reichstag erklärte Jellachich in die Acht, der Kaiser aber ernannte ihn zu seinem alter ego, befahl die Auflösung des Reichstags und bevollmächtigte den Grafen Reksey als Präsidenten eines neuen ungarischen Ministeriums (3. Oktober); zwischen offener Rebellion und Gehorsam blieb demnach für den Reichstag Kossuths kein Mittelweg mehr. Kossuth war längst vorbereitet und schwankte keinen Augenblick, er hatte in Wien seine Leute und mit diesen führte er gegen die kaiserliche Regierung die gefährlichsten Schläge. Dort hatten sich am 22. Juli die freigewählten Reichsstände versammelt und auf ihre Bitte kehrte der Kaiser am 12. August nach Wien zurück, mußte aber von der Versammlung, die sich als souverän gebärdete, Forderungen anhören, die über alles Maß hinausgingen. Es schien oft, als ob dieselbe zu sich komme, aber handumkehrt begann der Taumel aufs neue; sie war so unpatriotisch, daß sie für den Heldengreis Radetzky und seine herrliche Armee kein Wort des Dankes und des Lobes hatte, als die Siegesberichte von Kustozza und Mailand einliefen, um so weniger durfte man ihr zumuthen, daß sie die ungarischen Trennungsgelüste einsehe und würdige, oder dem Treiben jugendlicher Phantasten und Tollköpfe, italienischer, polnischer und ungarischer Revolutionsagenten, dazu einer Sippschaft verkaufter oder auf allerlei, nur nichts Gutes, spekulierender Juden ein Ziel setze. Am

12. und 13. September hatte die Hauptstadt wieder ihre Unruhen; der Sicherheitsausschuß, den eine konstituierende Reichsversammlung mit Ehren nicht dulden konnte, erschien wieder, und nach diesen Vorbereitungen gaben die Agenten Mazzinis und Kossuths das Zeichen zum Beginne eines ernsteren Schauspiels. Am 5. und 6. Oktober sollten Truppen nach Ungarn abgehen; ein Theil derselben verweigerte, aufgehetzt und berauscht, der Ordre Folge zu geben, widersetzte sich den treuen Soldaten mit Gewalt und fand bei dem Pöbel bereite Unterstützung. Der Aufstand war also glücklich in Gang gebracht und zog sich in die innere Stadt; der alte General Latour, der Kriegsminister, der den Truppenmarsch nach Ungarn angeordnet hatte, wurde als Verräther aufgesucht, von der Wache nicht pflichtmäßig geschützt, grausam ermordet und noch als Leiche kanibalisch mißhandelt. Auch das Zeughaus wurde genommen und die Waffenvorräthe dem Pöbel in die Hand gegeben; der General Auersperg verließ mit den Soldaten die Stadt und nahm seine Stellung im Belvedere, dem von Prinz Eugen erbauten Schlosse. Dieser 6. Oktober war aber Kossuth und Konsorten zu gut gelungen; er machte allem Schwanken und Transigieren ein Ende, die Revolution hatte den Kampf auf Leben und Tod thatsächlich eröffnet, er mußte jetzt angenommen werden. Am 7. ging der Kaiser von Schönbrunn nach Olmütz in Mähren, erklärte in einer Proklamation seinen festen Entschluß, der Revolution in Wien und Ungarn ein Ende zu machen und die Mörder seiner treuen Diener Lamberg und Latour zu strafen und forderte alle treuen Oesterreicher auf, sich um ihren Kaiser zu schaaren. Am 16. Oktober gab er dem Marschall Fürsten Windischgrätz den Oberbefehl über die Armee, welche gegen Wien beordert wurde; dieser vereinigte sich vor der Stadt mit Auersperg und Jellachich und verlangte von Wien unbedingte Unterwerfung, allgemeine Entwaffnung, Sperrung der Aula, Stellung von Geiseln und Auslieferung der Rädelsführer. Er erhielt eine abschlägige Antwort, wie zu erwarten war, denn die Stadt enthielt so viele fremde und einheimische Schuldige, daß die bessere Bürgerschaft längst terrorisiert war; von einer Transaktion aber, welche die Grundlage zum Wiederanfangen des Unwesens abgegeben hätte, wollte der Fürst nichts wissen. Am 24. Oktober begannen die Operationen, bis zum 28. waren die Vorstädte genommen, am 30. wurde das ungarische Korps, bei dem sich Kossuth persönlich, jedoch nicht zum Fechten, eingefunden hatte, bei Schwechat geschlagen, am 31. das Burgthor erstürmt und die Truppen waren Herren der Stadt. Viele fremde und einheimische Wühler waren schon geflohen oder warteten versteckt auf Gelegenheit zur Flucht; von den gefangenen wurden einzelne zum warnenden Exempel erschossen, unter ihnen Robert Blum, der sich als Mitglied des Frankfurter Parlaments für

das Kriegsgericht unerreichbar geglaubt und in diesem kecken Vertrauen seinen Sitz in der Paulskirche mit der Revolutionierung Wiens und einem Platz an der Barrikade vertauscht hatte. Die Nationalgarde wurde aufgelöst, der Belagerungszustand eingeführt und durch das Standrecht jedem Versuche gegen die Ordnung die schnelle Strafe in Aussicht gestellt.

Der Kaiser hatte den Reichstag am 22. Oktober vertagt und auf den 15. November nach Kremsier in Mähren verlegt, wo derselbe am 22. eröffnet wurde; am 21. ernannte er ein neues Ministerium, an dessen Spitze er den Fürsten Felix von Schwarzenberg stellte (starb leider 5. April 1852), und am 2. Dezember legte er die Krone nieder; auch der Erzherzog Franz Karl verzichtete auf die Nachfolge und so bestieg dessen 18jähriger Sohn Franz Josef I. den Thron. Der junge Kaiser hatte eine schwere Aufgabe übernommen: die Neugestaltung der Staatsformen (denn die Revolution hatte die alten zerbrochen) und die Wiederherstellung des Friedens, der über innere und auswärtige Feinde zu erringen war. Der Reichstag zu Pesth anerkannte den Kaiser Franz Josef I. nicht und ließ unter dem Volke unter vielen andern Lügen auch die verbreiten, Kaiser Ferdinand I. sei von der Regierung durch eine Faktion verdrängt worden; damit wollte Kossuth das Volk glauben machen, es werde nicht zu einem Revolutionskriege, sondern zur Vertheidigung seines legitimen Herrschers zu den Waffen gerufen.

Erst am 15. Dezember war der Fürst Windischgrätz im Stande, den ungarischen Feldzug zu eröffnen; über Preßburg und Raab (27. Dez.) rückte er nach den siegreichen Gefechten bei Babolna und Moor auf Pesth los, das er den 5. Januar 1849 besetzte. Der Reichstag war bei Zeiten nach Debreczin ausgewandert, das ungarische Heer aber nahm hinter der Theiß Stellung und verstärkte sich täglich durch neuorganisierte Honvedbataillone und Husarenregimenter.

Die Märzrevolution in Berlin; die konstituierende Nationalversammlung für Preußen. Ministerium Brandenburg-Manteuffel (2. November); Wrangels Einmarsch in Berlin (10. Nov.).

Im Januar 1848 waren in Berlin die Ausschüsse der Provinziallandtage versammelt, das Publikum schenkte ihnen jedoch wenig Aufmerksamkeit; als aber die Reformbewegung in Frankreich immer mehr anschwoll, und als sie zuletzt in die Februarrevolution umschlug, schwankte auch die Staatsordnung in Preußen, wie wenn die Pariser Explosion keine auswärtige gewesen wäre. Am 5. März verabschiedeten sich die Ausschüsse, der König bewilligte noch die Periodicität des vereinigten Landtags, und die Ausschüsse baten um dessen schleunige Einberufung, wenn etwa Gefahren drohen sollten.

Die Gefahren waren schon da; eine unruhige Bewegung gab sich in allen größeren Städten kund, zuerst in den rheinischen, bald auch in Magdeburg, Breslau, Danzig, Königsberg, am stärksten zuletzt in Berlin selbst. Vom 13. bis 16. März gab es Reibungen von Volkshaufen mit Polizei und Militär; es ließ sich nicht mehr verkennen, daß die Agitation planmäßig geleitet werde. Der König versprach die Einberufung des Landtags auf den 27. April, als die Nachricht von der Revolution zu Wien einlief. Nun dankte das Ministerium ab, der König gewährte am 17. Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung ꝛc., am 18. drängten sich Volksmassen gegen das Schloß, um ihre Freude vor dem Könige kund zu geben, verlangten aber zugleich die Entfernung des zahlreich um das Schloß aufgestellten Militärs. Der König verweigerte dies, die von Wühlern aufgeregte Masse drängte näher, wich vor der Reiterei, die sich langsam in Bewegung setzte, etwas zurück, Infanterie trat aus den Portalen und in diesem Augenblicke fielen einige Schüsse (ob durch einen unglücklichen Zufall oder aus Absicht, ist nicht bekannt) gegen die Volksmasse, die unter dem Geschrei: Mord! Verrath! Zu den Waffen! in die Straßen der Stadt zurückstürzte, Waffenläden erbrach und Barrikaden baute. Vergebens wurde bekannt gemacht, daß ein Mißverständniß, kein Befehl jene Schüsse verursacht habe, der Aufruhr war im Gange, der Kampf dauerte auch die ganze Nacht fort; die Truppen fochten mit Ausdauer, nahmen eine Barrikade nach der andern weg und wären jedenfalls am Morgen der noch nicht eroberten Straßen Meister geworden, wenn nicht der König selbst am 19. früh die Einstellung des Kampfes geboten hätte. Deputationen hatten ihn darum beschworen, ihn der augenblicklichen Wiederkehr der Ruhe versichert, wenn das Militär entfernt würde, und die Soldaten, die eine schwere Pflicht mit Hingebung erfüllt hatten, mußten wie Besiegte und Schuldige abziehen. Darauf brachte das Volk die im Aufstande Gefallenen (81) auf den Schloßplatz vor das Angesicht des Königs, der Prinz von Preußen (des Königs jüngerer Bruder und Thronfolger), der als Hauptgegner der liberalen Institutionen galt, mußte sich nach England entfernen; auch in Berlin wurde alles zugestanden, was man Volkswünsche zu nennen sich gewöhnt hatte. Ebenso wurden alle politischen Verbrecher amnestiert, unter ihnen 250 Polen, die theils nach Hause eilten, um den Aufstand zu organisieren, theils in Berlin blieben, um den Berlinern bei künftigen Krawallen und Stänkereien an die Hand zu gehen. Am 21. sprach sich der König für die deutsche nationale Sache aus, erklärte in den Tagen der Gefahr die Leitung derselben übernehmen zu wollen und durchzog zu Pferde, mit den drei Farben geschmückt, von einer jubelnden Schaar Studenten und einer großen Volksmasse begleitet, die Straßen der Hauptstadt. Am Abend erschien ein

königlicher Aufruf an das preußische und deutsche Volk, der die Einführung wahrer konstitutioneller Verfassungen in allen deutschen Staaten, Preßfreiheit, Schwurgerichte, Religionsfreiheit 2c. befürwortete und den Satz aussprach, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehe. Doch diese Ansprache wurde in Deutschland mit Mißtrauen angehört und mit Bitterkeit zurückgewiesen; der auf den 1. April einberufene vereinigte Landtag erließ ein Wahlgesetz zu einer konstituierenden preußischen Nationalversammlung, die am 22. Mai eröffnet wurde, sich ebenfalls wie die Frankfurter und Wiener allmächtig gebärdete und den preußischen Staat in die größte Gefahr brachte. In Preußisch-Polen entwickelte sich ein förmlicher Rassenkrieg; die Polen wollten nicht deutsch, nicht in den deutschen Bund aufgenommen sein; eine Demarkationslinie zwischen einem Deutsch- und einem Polnisch-Posen genügte ihnen nicht, sie griffen am 29. April zu den Waffen, wurden aber bis zum 12. Mai besonders von dem General Hirschfeld in einer Reihe blutiger Gefechte geschlagen und wieder unterworfen; Mieroslawski und viele andere wanderten nach der Kapitulation aus, um fremden Revolutionen zu dienen. In Berlin und auch in andern größeren Städten überließ sich das Volk dem Genusse der Anarchie bald gemüthlich, bald wüste; die in kurzen Fristen aufeinander folgenden Ministerien wollten entweder nicht ernsthaft einschreiten oder sahen absichtlich zu, bis sich das Bedürfniß nach Ordnung bei den eigentlichen Bürgern recht fühlbar einstellen würde. Die Regierung wartete, scheint es, auf einen Umschwung der öffentlichen Meinung, welche damals noch fest in den Glauben verrannt war, jede Volksversammlung und jede Demonstration auf der Straße sei eine wohlberechtigte, weil das Volk immer ruhig und zufrieden sei, wenn nur die Regierung recht thue. Mit diesem Glauben stimmte es freilich schlecht, wenn z. B. Versammlungen von „Arbeitern“ die Forderung stellten, daß der Staat die Kosten der Kindererziehung übernehme, oder wenn in Berlin die Gitter vor dem königlichen Schlosse weggenommen wurden, wenn endlich am 14. Juni der Berliner Pöbel das unvertheidigte Zeughaus stürmte, die Waffenvorräthe plünderte und einige erraffte Zündnadelgewehre (eine nur bei der preußischen Armee damals eingeführte Waffe, deren Konstruktion ein Geheimniß war, und von der man ganz außerordentliche Leistungen erwartete) an fremde Agenten verschacherte, gleichzeitig den sehr liberalen der konstituierenden Versammlung vorgelegten Verfassungsentwurf auf der Straße verbrannte und den mißliebigen Deputierten mit dem Stricke drohte. Die konstituierende Versammlung selbst gerieth mehr und mehr in den Zug ein französischer Konvent zu werden; aus dem königlichen Titel wollte sie „von Gottes Gnaden“ streichen, Adel und Orden abschaffen, und gar zu gerne hätte sie die Militärmacht desor-

ganisiert, aber es gelang nicht; denn das Militär bewahrte seine Ehre und zersprengte, wo es kommandiert wurde, die Zusammenrottungen und Krawalle gewöhnlich schon durch seinen Aufmarsch und, wenn es nothwendig war, durch Waffengewalt. Unterdessen verlor die rothe Republik in Paris die Junischlacht und die honnête Republik bereitete sichtbar einen Umschwung zur Monarchie vor; Radetzky zerbrach nicht allein das Schwert der italienischen Revolution, sondern hob auch das Selbstgefühl jedes Soldaten, vom gemeinen bis zum Marschall; die Macht des Parlaments in Frankfurt war vollständig auf der Neige; Windischgrätz endlich lieferte den Beweis, daß die revolutionäre Macht auch in der günstigsten Stellung zu überwinden ist; es war demnach an der Zeit, in Preußen ebenfalls einen geordneten Zustand wiederherzustellen. Die Ernennung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel (2. November) zeigte hinlänglich, daß der König Ernst mache; am 8. wurde die Nationalversammlung vertagt und auf den 27. in die Stadt Brandenburg bestellt, worauf die loyalen Abgeordneten den Sal verließen. Die Opposition, unter einem Herrn von Unruh als Präsidenten, weigerte sich zu gehorchen und setzte ihre Sitzungen fort. Da marschierte am 10. der alte General Wrangel in Berlin ein, am 11. mußte sich die Bürgerwehr auflösen, am 12. wurde der Belagerungszustand verkündet, und die Opposition, welche den Preußen am 15. November gebot, vorläufig keine Steuern mehr zu bezahlen, wurde, da sie nicht anders zu bändigen war, zuletzt durch militärische Anordnungen gehindert, sich in einem öffentlichen oder privaten Lokale zu versammeln. Zu Brandenburg erschien zur anberaumten Zeit nur ein Theil der konstituierenden Nationalversammlung, daher löste sie der König am 5. Dezember auf und gab zugleich aus eigener Macht eine Verfassung, deren Revision den auf den 26. Februar 1849 einberufenen Kammern vorbehalten war.

Schleswig-Holstein.

Als am 3. April der deutsche Bund die Wahrung der Rechte Holsteins in die Hände Preußens legte, gab er diesem eine sehr schwere Aufgabe. Der unzeitig angeregte Streit wegen der Erbfolge, wenn der Mannsstamm des königlichen Hauses in seiner geraden Linie erlöschen sollte, hatte durch den offenen Brief des Königs Christian VIII. vom 8. Juli 1846 eine erbitterte Auffrischung erhalten, welche weder durch einen zweiten offenen Brief vom 18. September, noch durch den Bundesbeschluß vom 11., der die Rechte des deutschen Bundes, des Herzogthums Holstein und der Augustenburger Agnaten in Schutz nahm, gemildert wurde. Es blieb nämlich, von anderem abgesehen, immer noch die Hauptfrage übrig, was aus Schleswig werden sollte; die holsteinschen und schleswigschen Stände behaupteten, die beiden Herzog-

thümer seien durch Vertrag untrennbar gebunden, was Dänemark entschieden bestritt und jedenfalls bei unparteiischer Prüfung schwer zu erweisen sein dürfte. Christian VIII. starb den 20. Januar 1848, ihm folgte sein Sohn Friedrich VII., der schon am 28. eine vorläufige Verfassung für den Gesammtstaat Dänemark, also auch für die Herzogthümer zu erlassen für gut fand. Diese wählten zwar endlich Deputierte zu dem vereinigten dänischen Landtage, aber nur, daß sie gegen die Gesammtverfassung protestieren und eine gemeinsame Verfassung für die beiden Herzogthümer verlangen sollten. Die Pariser Revolution im Februar hatte eine Märzbewegung (21.) in Kopenhagen und ein Ministerium (Kasinoministerium) aus der dänischen Partei zur Folge, welche Schleswig Dänemark vollständig inkorporieren, dagegen Holstein isoliert stehen lassen wollte (Eiderdänen); eine Deputation der Herzogthümer erhielt ungünstigen Bescheid und zugleich wurde eine beträchtliche Truppenzahl nach Schleswig dirigiert. Darauf erhob sich Holstein, Kiel voraus, die holsteinischen Truppen schloßen sich an und der Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer entriß den Dänen durch Ueberrumpelung die wichtige Festung Rendsburg. Weil der König-Herzog nicht frei sei, sondern sich in der Gewalt einer Partei befinde, setzte man eine provisorische Regierung (Graf Reventlow, Beseler) ein, rüstete mit aller Anstrengung und schickte die aus 7000 regulären Soldaten und Freiwilligen bestehende Streitmacht nach Schleswig, die am 8. und 9. April bei Bau und Flensburg von den doppelt so starken Dänen geschlagen wurde, worauf sie ihnen ganz Schleswig überlassen mußte. In Folge des Bundesbeschlusses vom 3. April rückte ein preußisches Korps unter Wrangel ein, schlug die Dänen am 23. bei Schleswig, erstürmte das Danewirke (alte Dänenschanze gegen die Deutschen), wobei sich besonders die Bataillone auszeichneten, welche der Märzrevolution in Berlin auf den Leib gegangen waren. Im Mai besetzten die Preußen fast ganz Jütland, aber nun erschienen am 8. Juni schwedische Truppen auf Fühnen, schwedische und norwegische Freischaaren gesellten sich den Dänen bei, wie auch deutsche Freischaaren für die Herzogthümer fochten und zum Theil unter dem bayerischen Offizier von der Thann treffliche Dienste leisteten. Das schwedische Korps auf Fühnen deutete vorläufig an, daß die europäischen Mächte zur Intervention für Dänemark entschlossen und keineswegs geneigt seien, die durch das deutsche Vorparlament dekretierte Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund gelten zu lassen. Die deutsche Centralgewalt (Reichsverweser und Reichsministerium) gab Preußen die Vollmacht zu Unterhandlungen, und durch die Vermittlung Schwedens kam am 26. August der Waffenstillstand zu Malmö zu Stande, in Folge dessen Jütland geräumt wurde und die Dänen auch ihre verschanzte Stellung bei Düppel, den Brückenkopf

zur Insel Alsen, behielten. Es erhob sich zwar im Parlamente ein furchtbarer Sturm gegen den Waffenstillstand, der allerdings vom größten Vortheil für Dänemark war, aber das Parlament und die öffentliche Meinung Deutschlands mußten sich zufrieden geben; denn da Rußland, Frankreich, England und Schweden ein Vorrücken deutscher Truppen über die schleswigsche Grenze nicht dulden zu wollen erklärten, so konnte man Preußen nicht zumuthen, daß es sich zu mehr als zur Beschützung der Herzogthümer verpflichtete. Am 22. Oktober trat die provisorische Regierung der Herzogthümer ab und die im Waffenstillstand stipulierte mit dem Grafen Reventlow-Jersbeck an der Spitze ein, die schleswig-holsteinsche Landesversammlung aber eröffnete am 27. Dezember ihre Sitzungen zu Schleswig.

Der Heckerzug (April), der Struvepulsch (September 1848).

In Schleswig-Holstein hatte der Aufstand gegen Dänemark mit demokratischen Ideen nichts zu schaffen, es war vielmehr ein Kampf zweier Nationalitäten, dessen Ausbruch durch die großen Erschütterungen Europas beschleunigt war; die deutschen Republikaner suchten denselben auch nur in sofern auszubeuten, als sie die Wechselfälle des Kriegs wie den Malmöer Waffenstillstand dazu benutzten, um die Reichsregierung, die preußische und jede andere deutsche, zu verdächtigen oder gar des Verraths an der deutschen Sache zu bezichtigen. Den deutschen Republikanern wollte aber nichts recht gelingen, überall verwies man die Republik in eine ungewisse Zukunft und arbeitete an Konstitutionen auf der breitesten demokratischen Grundlage, nur in Baden gelang es, die Fahne der Republik für eine kurze Zeit aufzupflanzen. Dieser schöne Streifen an Deutschlands Gränze hatte das konstitutionelle Leben, wie dies von 1815—48 in einem deutschen Bundesstaate möglich war, am gründlichsten durchgemacht und alle jene Nachtheile geärntet, von denen oben (S. 466, 495 ff.) die Rede war. Nichtsdestoweniger wäre wohl auch Baden von einem republikanischen Ausbruche verschont geblieben, wenn es nicht auf einer so großen Strecke an die Schweiz und Frankreich gränzte. Es gab in Baden, wie die Offenburger Versammlung 1847 und 1848 bewies, eine republikanische Partei, sie verfügte über Geldmittel, die sie hauptsächlich dazu benutzte, um die Soldaten durch Wein- und Bierspenden mit der militärischen Disciplin in Konflikt zu bringen und so der Verführung zugänglich zu machen, revolutionäre Flugschriften zu verbreiten und Skandale aufführen zu lassen. Der Advokat Hecker fand jedoch nach seiner Rückkehr vom Vorparlamente in Mannheim den erwarteten Anklang nicht, worauf er auf der linken Seite des Rheins bis Constanz hinaufreiste, hier und in der Umgegend ungefähr 200 Mann zusammenbrachte, mit denen er den Seekreis

entlang marschierte, und fortwährend durch kleinere Zuzüge, namentlich durch den Haufen, welchen Struve, gleichfalls Advokat in Mannheim, gesammelt hatte, sich verstärkte. Es lag im Plane, über Donaueschingen durch das Höllenthal nach Freiburg vorzudringen; aber wüttembergische Truppen zwangen durch ihre Aufstellungen den Haufen Heckers und Struves von Donaueschingen und dann von Bonndorf und Lenzkirch aus seitwärts zu ziehen, nicht minder einen unter Sigels Anführung nachrückenden Haufen, hart längs der Schweizergränze sich zu halten. In Waldshut trafen Hecker, Struve und Sigel mit ihren Freischaaren zusammen, wohin der reiche Wirth Weishaar aus Lottstetten einen neuen Haufen aus dem Kleckgau herbeiführte. Eine Schaar zog St. Blasien zu über den höchsten Schwarzwald, die Hauptmacht aber längs dem Rheine durch den badischen Oberrheinkreis in das Wiesenthal. Hecker begegnete am 21. April bei Kandern badischen und hessischen Truppen unter Friedrich von Gagern; dieser wollte ihn durch persönliche Unterredung von seinem Vorhaben abbringen, aber während derselben drängten sich die Freischaaren immer näher an die Truppen, nannten sie Brüder, forderten sie zur Vereinigung mit ihnen für Deutschlands Freiheit auf 2c., und als Gagern von Hecker zurückgewiesen wurde und mit dem Rufe: nun so muß denn doch Blut fließen! sich wandte und Feuer kommandierte, wurde er augenblicklich von Scharfschützen, die sich versteckt aufgestellt hatten, vom Pferde geschossen. Eine Salve des Militärs reichte hin, Heckers ganze Schaar zu zerstreuen; der Nachzug unter Struve und Weishaar wartete bei Steinen das Schießen gar nicht mehr ab; Hecker und Weishaar flüchteten sofort in die Schweiz, Struve saß in Säckingen einige Stunden gefangen, wurde aber wieder losgelassen, weil flüchtige Freischärler mit Niederbrennung der Stadt drohten. Sigel, der die über den Schwarzwald ziehende Schaar mit Flüchtlingen von Kandern her verstärkte, drang mit etwa 1500 Mann in gut angelegten Seitenmärschen bis Güntersthal, einer Gebirgsöffnung bei Freiburg, vor. Hier wurden die Freischärler jedoch von badischen und hessischen Truppen so empfangen, daß sie eilends in das Gebirg zurückflohen und sich verliefen (23. April). Freiburg im Breisgau, das sich zwischen seinem Landesfürsten und den Revolutionären neutral erklärt hatte und von verschiedenartigen Republikanern besetzt worden war, zu denen Struve und Sigel mit ihrer Schaar hatten stoßen wollen, wurde am 24. von General Hofmann einige Stunden mit Paßkugeln und Kartätschen beschossen, und dann mit Sturm genommen; die Anführer flüchteten sich glücklich, da eine Seite der Stadt nicht einmal cerniert war.

Zur Unterstützung dieser Aufstände führte G. Herwegh, der sich in der letzten Zeit in Paris aufgehalten hatte, eine Schaar von etwa 900 deutschen Handwerksgesellen, denen sich einige Dutzend Franzosen

und Polen angeschlossen hatten, aus dem Innern Frankreichs an den Rhein, was die französische Regierung unter den damaligen Umständen nicht verhindern konnte, jedoch nicht ermangelte, der badischen Regierung alle dienlichen Mittheilungen zu machen. Herwegh schickte eine Proklamation voraus, in welcher er unter anderm auch erklärte, daß er sich nicht an Warnungen oder Räthe „irgend eines liberalen Leithammels" kehre, überschritt bei Kleinkembs unterhalb Basel den Rhein, wurde aber bei Dossenbach von einer württembergischen Kompagnie vollständig geschlagen; er selbst, der so viel vom Sterben für die Freiheit gesungen hatte, lief schmählich davon und verstummte seitdem in Versen und Prosa.

Die Wühlereien hörten jedoch in Baden nicht auf; Hecker, Struve und viele andere Flüchtlinge lungerten auf Schweizerboden hart an der badischen Gränze, gaben eine eigene Zeitung heraus, die sie über die Gränze verbreiteten, hielten mit Gesinnungsgenossen Zusammenkünfte, die oft zu förmlichen Versammlungen wurden, kauften Waffen an 2c. Die schweizerischen Kantonsregierungen hinderten dies Treiben so wenig als die Bundesregierung, letztere namentlich gab der deutschen Centralgewalt, die sich beschwerte, eine mehr als derbe Antwott. In Baden selbst verfuhr weder die Regierung noch das Kommando der Reichstruppen, die einzelne Punkte besetzt hielten, mit der nöthigen Energie, im Gegentheile verbreiteten sich revolutionäre Zweigvereine über das ganze Land und wirkten eben deßwegen, weil trotz der Niederlage der Freischaaren keine ernsthafte Reaktion eintrat, um so nachhaltiger; überdies hatten die Revolutionäre einen ganzen Frühling von Hoffnungen vor Augen, da in Wien und Berlin die Anarchie noch im besten Gange war. Gegen den Herbst hin, nach der Annahme des Malmöer Waffenstillstandes, bereiteten sie einen neuen Schlag vor; am Bodensee und Oberrhein ging plötzlich das Gerücht, das Parlament in Frankfurt sei von dem „Volke" gesprengt worden, ein Beweis, daß die Parole von den Rothen zu Frankfurt gegeben und glücklich bis an die revolutionären Vorposten gelangt war. Am 18. September fand auch wirklich in Frankfurt der bekannte Aufruhr und die grausenhafte Ermordung Lichnowskys und Auerswalds statt, am 21. aber kam Struve aus der Schweiz über den Rhein nach Lörrach, proklamierte die Republik mit „Freiheit, Gleichheit, Wohlstand und Bildung für Alle", traf ächt terroristische Maßregeln und rückte mit freiwilligen und unfreiwilligen Zuzüglern landabwärts bis Staufen vor, wo sein Haufen von drei badischen Bataillonen auseinandergejagt wurde. Er selbst wurde in Wehr bei Säckingen von den Bauern gefangen, hierauf vor ein Schwurgericht zu Freiburg gestellt, das ihn zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilte. Vor diesem Schwurgerichte, das von den revolutionären Parteigängern auf jede Weise bearbeitet wurde, spielte die Regierung eine Rolle, die für ihre

Anhänger furchtbar peinlich war; Struve sowie sein Sekretär Blind expektorierten sich gegen sie auf das ungenierteste, und der Vertheidiger Brentano, Abgeordneter in der Kammer zu Karlsruhe und im Parlamente zu Frankfurt, kanzelte sie wie einen Schüler ab, der eigentlich Schläge verdient hätte.

Sechstes Kapitel.

Die vollständige Niederlage der europäischen Revolution im Jahre 1849.

Der 13. Juni in Paris. Das Klubgesetz.

Es wird erzählt, der Fürst Metternich habe im Jahre 1848, als die Wogen der Revolution am höchsten gingen, den Ausspruch gethan: „Frankreich wird sich zuerst wieder finden", und derselbe bewährte sich auf eine überraschende Weise. Der Präsident der französischen Republik schaute dem Treiben der Constituante (konstituierenden Nationalversammlung) ruhig zu, und dieselbe war auch fast der einzige Ort in ganz Frankreich, wo die Republik durch Lebehoch und Lobsprüche („die Republik ist groß und mächtig" war der obligate Ausdruck) gefeiert wurde, obwohl ein großer Theil der Versammlung selbst an ein langes Leben der Republik nicht glaubte. Die Rothen hielten es deßwegen für nothwendig, durch einige Lebenszeichen den Beweis für die Macht der republikanischen Partei zu führen, aber der Kommandant von Paris, General Changarnier, überzeugte sie am 29. Januar 1849, daß dergleichen Versuche von der Militärmacht nicht geduldet würden und vom Fraternisieren keine Rede mehr sei. Die Constituante beendigte ihre langen Berathungen über das Wahlgesetz und votierte am 15. März das allgemeine Stimmrecht, am 26. Mai ging sie auseinander und machte der „Assemblée législative" (gesetzgebende Versammlung) Platz. Obwohl dieselbe aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorging, war sie doch schon in überwiegender Mehrheit monarchisch; Thiers, Barrot, Berryer, Bugeaud und andere bekannte Namen erschienen wieder, und die Wahl des Ch. Dupin, des vieljährigen Kammerpräsidenten unter Louis Philipp, zum Präsidenten der Législative bewies, welches Geistes Kinder diese republikanischen Gesetzgeber waren. Noch lauter sprach dafür die Haltung der auswärtigen Politik Frankreichs; die pfälzischen und badischen Revolutionäre, sowie die italienischen bettelten vergebens um Unterstützung, der römischen Republik aber wurde durch die Waffen des republikanischen Frankreichs der Garaus gemacht. Die Rothen und die Linken der Législative richteten wegen der römischen Expedition wüthende

Interpellationen an das Ministerium, versuchten endlich eine Anklage des Präsidenten und seiner Minister, fielen aber am 12. Juni glänzend durch. Nun griffen sie zum letzten Mittel; in einem Manifest an Volk und Heer appellierten sie an die französische Nationalehre und die französischen Sympathieen für die Freiheit der Völker, und veranstalteten (13. Juni) eine Prozession nach der Wohnung des Präsidenten (Elysée) und dem Palast Bourbon, wo die Législative tagte. Ein massenhafter Zulauf blieb nicht aus, aber Changarnier preßte den Schwarm von allen Seiten so fest ein, die Soldaten zeigten eine solche Neigung, mit den Straßenmännern fertig zu machen, daß diese froh waren, in ihre Wohnungen zurückflüchten zu können. Ledru Rollin, Caussidière ꝛc., die sich bei der Junirevolution 1848 nicht greifbar kompromittiert hatten, flüchteten jetzt nach England; Paris wurde in Belagerungszustand erklärt, die Législative von der Bergpartei (die Rothen hatten diesen Namen, aus der Schreckenszeit her berüchtigt, selbst angenommen) fast ganz gesäubert und ein strenges Gesetz, das Klubwesen betreffend, erlassen. Die Nation war damit einverstanden, und wenn auch die Bourgeoisie die Intervention zu Gunsten des Papstes nicht gerade gerne sah, so war ihr doch eine römische Republik ein wahrer Gräuel, weil sie in beständiger Furcht hätte leben müssen, der republikanische Brand könnte sich aus Italien nach Frankreich herüberwälzen; das Landvolk aber rechnete es dem Präsidenten hoch an, daß er den heiligen Stuhl beschützte und Frankreich als ein katholisches Reich handeln ließ.

Italien.

Schlacht bei Novara (23. März). Kapitulation von Venedig (22. August).

Am 1. Januar 1849 exkommunicierte Pius IX. die Römer, welche an der Costituente Antheil nehmen würden, was aber dem Gange der Revolution keinen Einhalt that. Rom war der Sammelplatz der verwegensten Revolutionäre geworden, auch Garibaldi hatte sich hierher gewandt und wurde zum Oberkommandanten erwählt; am 5. Februar fand die Eröffnung der Costituente statt und am 9. proklamierte dieselbe die römische Republik. Gleiches geschah in Toskana; der Großherzog entzog sich der Terrorisierung am 7. Februar durch die Flucht, am 8. bildete sich eine provisorische Regierung (Guerazzi, Montanelli, Mazzoni) und am 18. erfolgte die Proklamation der Republik. Für Karl Albert waren diese Revolutionen verhängnißvoll; dieselben sprachen allerdings ihren Haß gegen Oesterreich und den Entschluß aus, 30,000 Mann zum Entsatze Venedigs zu schicken und waren insofern des Königs Bundesgenossen, aber die republikanische Propaganda hatte auch in seinem eigenen Königreiche Boden gewonnen, namentlich in

Genua, und drohte ihm die Krone vom Haupte zu reißen, wenn er nicht abermals gegen Oesterreich auszog. Begann Garibaldi den Krieg gegen Oesterreich auch nur mit Proklamationen und Märschen, so wiederhallte Genua und Turin von dem Geschrei nach Krieg „gegen die Barbaren", und die vielen tausend Flüchtlinge, welche nach der Kapitulation von Mailand dem geschlagenen Heere nach Piemont gefolgt waren, drohten gegen den König das Aeußerste zu wagen. Sein Minister Gioberti wollte zwar in Toskana und im Kirchenstaate durch ein sardinisches Korps unter Alfonso de la Marmora intervenieren, aber er mußte den Gedanken und sein Ministerium aufgeben, denn wie konnten die Truppen des Beschützers der italienischen Revolution gegen italienische Revolutionäre einschreiten? Auf Krieg hatte Karl Albert unaufhörlich gesonnen: das bewiesen seine umfassenden Rüstungen, das Verbleiben seiner Kriegsschiffe im adriatischen Meere, die Ausübung der politischen Rechte sardinischer Unterthanen, welche er den lombardischen Flüchtlingen gestattete, seine Werbungen um französischen und englischen Beistand — aber er hätte den Krieg gerne noch einige Zeit verschoben, um ihn desto besser gerüstet zu unternehmen. Nach der Republikanisierung Roms und Toskanas mußte er losschlagen, wenn er die gefährlichsten Waffen der italienischen Revolution nicht gegen seine Person gekehrt sehen wollte; deßwegen kündigte er den Waffenstillstand am 12. März auf, was die österreichische Armee mit dem größten Jubel begrüßte. Sie war nicht so stark wie die piemontesische (es mögen 60,000 gegen 80,000 Mann operiert haben), aber erfüllt von dem heißen Verlangen, dem sardinischen Könige eine Lektion zu geben, die es ihm für alle Zukunft verleide, sich zum ungerechten Angriffe gegen den Kaiser zu stellen; sie war voll Vertrauen auf ihren Feldherrn, wohl ausgerüstet und in jeder Beziehung auf den Krieg vorbereitet. Karl Albert wollte mit der Hauptmacht vom Ticino geradewegs auf Mailand losgehen und auf beiden Flanken des österreichischen Heeres, das er, von Radetzkys Bewegungen und den Berichten unkundiger Spione getäuscht, auf dem Rückzug nach der Adda glaubte, durch detaschierte Korps eine großartige Insurrektion bewirken. Aber der alte Feldmarschall überschritt am 20. den untern Tessin zu Pavia und an anderen Punkten und stand in der rechten Flanke des Feindes, bevor sich dieser nur besinnen konnte, wie es zugegangen sei. Karl Albert mußte umkehren und konnte nur durch eine gewonnene Schlacht seinem Gegner den Marsch nach Turin verwehren. Die einleitenden Treffen fielen aber für die Sardinier sehr unglücklich aus; bei Mortara schlug Feldzeugmeister d'Aspre zwei piemontesische Divisionen vollständig auf das Haupt (21. März), am gleichen Tage trieb Feldmarschallleutenant Wohlgemuth ein feindliches Korps nach Vigevano zurück, wo der polnische General Chrza-

nowski (er leitete als Majorgeneral Karl Alberts den Feldzug) mit starker Macht eintraf, aber auf die Nachricht von der Niederlage bei Mortara alle Streitkräfte gegen Novara dirigierte, wo er in günstiger Stellung die Hauptschlacht annehmen wollte. Sie wurde am 23. geliefert; d'Aspre begann den Kampf um 11 Uhr mit dem nicht 20,000 Mann starken zweiten Armeekorps, weil er nur ein feindliches Korps, nicht die Hauptarmee vor sich zu haben glaubte, und bis 3 Uhr behauptete er das Feld gegen die Uebermacht, als im entscheidenden Augenblicke, wo die ermüdeten Soldaten dem Andrange des Feindes hätten weichen müssen, das dritte und das Reserve-Korps im Schnellschritte heranzogen und trotz des tapfern Widerstandes der Sardinier mit einbrechender Dämmerung den vollständigsten Sieg entschieden. Karl Albert hatte sich dem Feuer ausgesetzt wie einer, der den Tod sucht; er sah die Unmöglichkeit, dem Feinde den Marsch nach Turin streitig zu machen, und ebenso sehr mußte er überzeugt sein, daß er nach seiner gegen Oesterreich bewiesenen Feindseligkeit und Treulosigkeit, bei der Stellung, die er zu der italienischen Revolution eingenommen hatte, nicht mehr König sein könne, nachdem er zweimal und das letztemal so schnell und so entscheidend geschlagen war. Noch am Abend legte er die Krone zu zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Savoyen (Viktor Emmanuel II.), nieder, verließ Italien und fand eher keine Rast, als am Ende unseres Erdtheils, am Gestade des Oceans, zu Oporto, wo der moralisch vernichtete Mann schon am 28. Juli starb. Der neue König schloß nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Radetzky am 26. einen Waffenstillstand ab, in welchem er feierlich versprach, während desselben mit dem Kaiser den Frieden auf einer dauerhaften Grundlage herzustellen; daher waren die Bedingungen des Waffenstillstandes sehr milde. Am 6. August wurde der Friede unterzeichnet; Viktor Emmanuel bezahlte 57 Millionen Franks Kriegskosten und entsagte allen Ansprüchen und Eingriffen, die sich sein Vater erlaubt hatte.

In sechs Tagen hatte Radetzky den Feldzug beendet, von dem das cäsarische Veni, vidi, vici gilt, um welchen ihn Napoleon I. beneiden würde, wenn sich die Todten um Schlachten bekümmerten.

Die Lombardei war trotz der Aufrufe zur Revolution ruhig geblieben, nur Brescia machte eine Ausnahme und diente zum Sammelplatz für die Freischaaren aus dem Veltlin und dem Gebirge. General Haynau forderte die Stadt vergeblich auf, die Kunde von der Schlacht bei Novara wirkte nicht, weil die Revolutionäre an eine so schnelle Entscheidung nicht glauben wollten, und so blieb kein anderes Mittel als der Sturm. Eine schwache Brigade unternahm denselben (1. April) und führte ihn aus trotz des verzweifelten Widerstandes, den die Empörer leisteten; sie hatten Gefangene ermordet, sie massakrierten während

des Kampfes alle Verwundeten, die in ihre Hände fielen, daher gaben die Soldaten keinen Pardon, sondern tödteten alle, die Waffen führten, und Brescia hatte es nur der in der österreichischen Armee einheimischen Disciplin zu danken, daß es nicht geplündert und verbrannt wurde.

Modena und Parma wurden von österreichischen Truppenabtheilungen besetzt und kehrten zum Gehorsame gegen ihre Fürsten zurück, deßgleichen entsandte der Feldmarschall Radetzky ein Korps nach Toskana, das am 11. Mai Livorno mit Sturm nahm und der Revolution in Toskana ein Ende machte, ein anderes in die Romagna, das am 15. Mai Bologna zur Erhebung nöthigte und am 19. Juni nach einer Belagerung von wenigen Wochen Ankona besetzte.

Nachdem der Feldmarschall sich den Rücken gesichert hatte, wandte er einen beträchtlichen Theil seiner Macht gegen Venedig, welche Stadt Kossuths Berichten und Versprechen vertrauend um jeden Preis Widerstand leisten wollte, wie der Diktator Manin erklärte. Die Belagerung der Inselstadt oder vielmehr der Forts in den Lagunen kostete die österreichische Armee eine größere Zahl Leute, als der Feldzug gegen Piemont; diesen Verlust verursachte zum geringeren Theil das feindliche Feuer, obwohl dieses überaus heftig war, sondern zum größeren Theil die Fieberluft der Lagunen, die um so schädlicher wirken mußte, als die Truppen in den Laufgräben oft bis an den Gürtel im Wasser standen. Ihre Ausdauer und Entschlossenheit war aber unüberwindlich; die Laufgräben wurden vorwärts gegen das starke Fort Malghera geführt und vom 23. bis 26. Mai donnerten 100 Geschütze gegen dasselbe, die Bomben sprengten mehrere Pulvermagazine in die Luft, zertrümmerten zwei Kasernen, tödteten oder verwundeten ein Drittheil der Besatzung, welche in der Nacht vom 26./27. ihren gut vertheidigten Posten räumte. Dessenungeachtet setzte das unzugängliche Venedig (die herrliche Eisenbahnbrücke, Oesterreichs Werk, war theilweise gesprengt) seinen Widerstand fort, denn es hatte eine Besatzung von wenigstens 15,000 Mann aus verschiedenen Gegenden Italiens und selbst eine Kompagnie geworbener Schweizer, die aber nie ernsthaft in das Gefecht kam. Die strenge Blockade von der Land- und Seeseite verursachte aber bald einen zunehmenden Mangel an Lebensmitteln, dem sich die Cholera zugesellte, und als endlich vom 29. Juli bis 17. August die österreichische Artillerie Bomben und schwere Kanonenkugeln in die Stadt selbst warf, verlangte die Bevölkerung von Manin, daß er kapituliere. Am 22. August gewährte der Feldmarschall der venetianischen Municipalität die gnädigsten Bedingungen; die fremden Truppen erhielten freien Abzug, die Haupturheber der Empörung (40) mußten sich entfernen, deßgleichen alle Offiziere, die zu den Venetianern übergegangen waren, die ganze andere Bevölkerung erhielt Generalpardon und Amnestie.

Mit dem Falle Venedigs war für die Revolution der letzte Halt-

punkt in Oberitalien verloren, denn Genua, das sich nach der Schlacht von Novara empört und die Republik ausgerufen hatte, war von de la Marmora am 4. April erstürmt worden; die eifrigsten Republikaner und Fremden schifften sich nach Rom ein, wo damals das revolutionäre Banner noch hoch wehte.

Einzug der Franzosen in Rom.

Es geschah wohl viel mehr aus Eifersucht gegen Oesterreich, das jedenfalls Garibaldi und Mazzini auch aus Rom vertrieben hätte, als aus Sympathieen für Pius IX., daß der Präsident Louis Napoleon eine französische Expedition nach dem Kirchenstaate schickte, welche am 5. April in Civita Vecchia landete. Der Kommandant derselben, General Oudinot, führte anfangs gegen die Römer keine entschieden feindselige Sprache und nahm ungefähr die Rolle eines bewaffneten Vermittlers an; allein die französischen Truppen, welche ohne weiteres in die Stadt einziehen wollten, wurden mit Flintenschüssen empfangen und ihr förmlicher Angriff tapfer abgeschlagen. Nicht besser fielen neue Stürme am 30. April und 3. Juni aus, Oudinot mußte Rom regelmäßig belagern und that dies aus Schonung gegen die Monumente auf der stärksten Seite der Stadt. Garibaldi leitete die Vertheidigung mit Geschick und Entschlossenheit, zuletzt mußte er jedoch die Unmöglichkeit eines längern Widerstandes einsehen und zog mit 4000 Mann fort, die Franzosen aber besetzten am 5. Juli Rom, nachdem sich das diktatorische Triumvirat der römischen Republik (Mazzini, Saffi, Armellini) entfernt hatte. Garibaldi wandte sich zuerst gegen die Abruzzen, als er aber den erwarteten Anhang nicht fand, gegen Toskana, wich den verfolgenden Franzosen und Oesterreichern durch geschickte Wendungen aus, bis er von den letztern erreicht und geschlagen wurde, jedoch selbst entkam. Aus den Resten seiner Truppe, sowie anderer Freischaaren bildeten sich Räuberbanden, die besonders den Kirchenstaat beunruhigten, bis Franzosen und Oesterreicher dem Unwesen durch das Standrecht ein Ende machten.

Pius IX. kehrte erst am 12. April 1850 in die undankbare Stadt zurück, wo sich die Franzosen festsetzten und die Engelsburg zu einem bedeutenden Waffenplatze umschufen; der milde, väterliche Pius IX. mußte nun sein Volk mit Strenge regieren, das durch seine verbrecherische Schwärmerei dem Kirchenstaate unsäglichen Schaden zugefügt hat, dessen Heilung lange Zeit erfordern wird.

Im Hochsommer 1849 war demnach die Revolution in Italien durch österreichische und französische Waffen niedergeworfen; es war dies ein Glück für Italien, insofern es durch den Sieg der Revolution zum Schauplatz unendlicher Bürgerkriege und wahrscheinlich wie 1799 zum Kampfplatze der europäischen Großmächte geworden wäre.

Ungarischer Revolutionskrieg.

Schlacht bei Temeswar (9. Aug.). Kapitulation bei Vilagos (13. Aug.).

Einen härteren Kampf als Ober- und Mittelitalien kostete die Unterwerfung der kriegerischen Magyaren. Fürst Windischgrätz hatte am 5. Januar 1849 Pesth und Ofen besetzt und schob seine Posten bis an die Theiß vor, vereinigte sich mit dem Korps des Generals Schlick, der über Kaschau, wo er am 4. Januar ein Insurgentenkorps geschlagen hatte, heranzog. Im Februar überschritt die ungarische Armee, über welche der polnische General Dembinski den Oberbefehl erhielt, die Theiß, wurde aber durch die Schlacht bei Kapolna (26. Februar) zurückgetrieben, jedoch nicht entscheidend besiegt, worauf beide Heere vorläufig keine größere Operation unternahmen. Um so lebhafter war der Kampf in Siebenbürgen; die Magyaren und Szekler schloßen sich der Revolution an, die Sachsen und Walachen aber blieben dem Kaiser treu. Die Insurgenten erhielten in dem polnischen General Bem, der sich bei Ostrolenka als Artilleriekommandant ausgezeichnet hatte, einen geschickten Anführer; er nahm Klausenburg und Kronstadt im Januar, schlug ein russisches Korps, das am 31. Januar das schwache österreichische Korps des Generals Puchner verstärkt hatte, am 16. Februar bei Hermannstadt, sprengte beide in die Walachei (20. März) und folgte selbst über die Gränze, um wo möglich einen Bruch zwischen der Pforte und Rußland herbeizuführen. Die Walachei hatte nämlich im Juni 1848 gleichfalls revolutioniert und eine provisorische Regierung eingesetzt, dadurch aber nur so viel gewonnen, daß russische und türkische Truppen intervenierten und so lange im Lande blieben, bis das Fürstenthum wieder beruhigt, aber zugleich vollständig erschöpft war. Die Türken sympathisierten begreiflich mit den Russen nicht, doch ließen sie sich durch die Erfolge Bems so wenig als durch Kossuths Einflüsterungen zu einem übereilten Schritte bewegen und blieben einstweilen auf der Lauer, auch als die Insurrektion an der Theiß und mittleren Donau vom Glücke begünstigt wurde. Die ungarische Armee, welche den Streitkräften des Fürsten Windischgrätz jetzt weit überlegen war, eröffnete am 4. April ihre Angriffsoperationen durch ein glückliches Gefecht bei Szolnock, siegte bei Gödöllö und Waitzen, an der Gran, am 26. April bei Komorn, welche starke Festung wie Peterwardein im Südosten nicht nur ein Hauptstützpunkt der Rebellion war, sondern sie auch aus den kaiserlichen Zeughäusern mit Geschütz und Munition versah. Am 3. Mai standen die Ungarn in Raab und am 21. erstürmte Görgey, der hierauf statt Dembinski den Oberbefehl erhielt, die Stadt Ofen, welche General Hentzi, der auf der Bresche den Tod fand, heldenmüthig vertheidigte. Auch in der ersten Hälfte des Juni war Görgey bei Acs und Csorna glücklich,

im Südosten fiel Arad durch Hunger bezwungen am 30. Juni, aber schon am 1. Mai hatte der Kaiser von Oesterreich mit Rußland einen Interventionsvertrag geschlossen, der im Juni zur Ausführung kam.

Uebermüthig gemacht durch Bems und Görgeys Erfolge, von den deutschen und italienischen Revolutionären um großartige Maßregeln bestürmt und von gränzenlosem Ehrgeize angestachelt, beredete Kossuth den Reichstag am 14. April das Haus Habsburg des Thrones verlustig und Ungarn als Republik zu erklären, deren Regierungspräsident Kossuth wurde. Damit war die so lange getragene Maske weggeworfen, die Revolution zeigte ihr Gesicht, die Täuschung hörte auf. Doch konnte der Kaiser die Wirkung der Maßregeln Kossuths, den Widerstand der Generale und der angesehensten Männer gegen das Treiben des revolutionären Emporkömmlings, die nationale Reaktion gegen die Polen, denen Kossuth die höchsten Posten übergab, die Auflehnung des Volks gegen die republikanische Staatsform, von der es nie etwas wissen wollte, nicht abwarten, denn während dieser Zeit hätte der Kampf Ströme Bluts gekostet und unsäglichen Schaden angerichtet. Eine schnelle Entscheidung, welche durch die Intervention Rußlands gesichert war, lag im Interesse des ganzen Reichs und in dem Ungarns am meisten, Rußland selbst aber fand es seinetwegen nothwendig, zur schnellen Dämpfung der Revolution beizutragen, weil dieselbe den Brand nach Polen zu verbreiten drohte; waren doch polnische Flüchtlinge nicht nur Befehlshaber und Oberoffiziere, sondern dienten auch massenhaft als gemeine Soldaten. Außerdem drohte eine längere Dauer der ungarischen Revolution mit einer Erschütterung des türkischen Reichs, die der russischen Politik damals sehr ungelegen gekommen wäre; die Walachei hatte versucht, ohne Rücksicht auf Rußland ihre Regierung über den Haufen zu werfen, die Serben zeigten ein Gelüsten ihre Stammgenossen an sich zu ziehen, und die Türkei selbst konnte zuletzt doch noch durch Kossuth und Bem in den Strudel hineingezogen werden, was wieder eine englische Einmischung und eine europäische Verwicklung herbeigeführt hätte.

Die russische Hauptarmee unter Paskewitsch rückte anfangs Juni durch die Pässe der Karpathen dem Kampfplatz zu, auf dem eine Division unter Paniutin, die durch Mähren dirigiert wurde, schon früher angekommen war; sie drängte mit General Wohlgemuth am 21. Juni Görgey an der Waag zurück, am 22. erstürmten die Oesterreicher Raab, am 2. Juli wurde Görgey bei Komorn, vom 15. bis 17. Juli bei Waitzen in einer Reihe von blutigen Treffen geschlagen, worauf er sich durch ein geschicktes Manöver einen Weg durch die Russen öffnete, das Thal der Eupel hinaufmarschierte, von dort in das der Theiß hinüberging und in der Nähe von Arad erschien. Paskewitsch folgte in gemessenen Märschen, schlug ein ungarisches Korps unter Nagy Sandor den

2. August bei Debreczin, während die österreichische Armee unter Haynau (Fürst Windischgrätz hatte am 12. April, sein Nachfolger Welden das Oberkommando am 30. Mai an Haynau abgegeben) die ungarische unter Dembinski am 4. und 5. August bei Szöreg warf, in raschen Märschen an die Theiß vordrang, Szegedin besetzte und am 9. August bei Temeswar die entscheidende Schlacht gewann, durch welche die hartbedrängte Festung entsetzt und Dembinskis Heer zersprengt wurde. Bei diesem hatte sich am Tage der Schlacht General Bem eingefunden, aber nicht mit einem siegreichen Korps, sondern als Geschlagener; denn am 22. Juni waren Oesterreicher und Russen unter Clam, Grotenhielm und Lüders in Siebenbürgen eingedrungen, hatten bei Rußborgo, Illyefalva, Schäßburg und Weißkirch gesiegt (31. Juli) und die Reste von Bems Korps nach Deva gedrängt. Görgey, den Kossuth zum Diktator hatte erklären lassen, konnte im besten Falle die Trümmer der geschlagenen Heere an sich ziehen, aber keineswegs hoffen, daß er den Armeen unter Paskewitsch, Haynau und Lüders einen erfolgreichen Widerstand leisten werde; deßwegen entschloß er sich zu einer Kapitulation und ergab sich den 13. August mit 28,000 Mann und 142 Kanonen bei Vilagos an den russischen Befehlshaber, nicht an den österreichischen, wohl hauptsächlich, um die Oesterreicher zu kränken, vielleicht auch, weil er auf russische Protektion rechnete. Seinem Beispiele folgten das Korps Bems bei Deva den 18., Lazars bei Karansebes und Vecseys bei Borosjeno den 20., Kosinskis bei Schibo den 25. August; Arad ergab sich am 17. August, Peterwardein am 6. September, Komorn unter Klapka am 27., — Ungarn war unterworfen. Kossuth, Dembinski, Bem, Guyon (ein Engländer), Meszaros und mit ihnen ein Schwarm minder bedeutender Revolutionäre flüchteten sich bei Zeiten in die Türkei und bereiteten derselben manche Verlegenheit, bis sie nach England oder Nordamerika gingen, wo Kossuth in Volksreden so lange Haß gegen Oesterreich predigte, bis man dort des oft wiederholten Schauspiels satt wurde. So endete die ungarische Revolution; der Kriegszustand blieb aber so lange über Ungarn verhängt, bis die öffentliche Sicherheit, die durch Räubereien gefährdet wurde, wieder hergestellt war.

In Folge des Kriegsgerichts zu Arad endeten im Oktober eine Anzahl von Insurgentenanführern, früher Offiziere in der kaiserlichen Armee, die der offenen Rebellion, nach der Proklamierung der Republik, gegen den Kaiser dienten, durch den Strang (so Kiß, Aulich, Vecsey, Nagy Sandor, Leiningen-Westerburg, Dessewsky, Damjanich), Ludwig Batthyany durch Pulver und Blei.

Das westliche Deutschland.

Das Parlament in Frankfurt (Reichsverfassung, Kaiserwahl); dessen Uebersiedelung nach Stuttgart, gesprengt (18. Juni). Revolutionen und Revolutionsversuche.

Die Erfolge der ungarischen Revolution vom März bis Juni („die fernen Donner der welthistorischen ungarischen Siege", drückten sich die Herolde der Demokratie aus) ermuthigten die preußisch-deutsche Partei ebenso sehr als die Republikaner; denn die einen glaubten Oesterreich nicht mehr berücksichtigen, die andern es nicht mehr fürchten zu müssen. Das Parlament brachte am 28. März 1849 eine Reichsverfassung zu Stande, die von der Verfassung eines Bundesstaats nur wenige Spuren an sich trug und wählte an demselben Tage mit 290 Stimmen (248 protestierten gegen den Akt) den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser; der neue Thron war aber mit solchen Beschränkungen umzäunt, daß ihn der gewählte Fürst nicht besteigen konnte, außer mit dem Vorsatze, dieselben zu vernichten. Oesterreich protestierte und rief seine Deputierten zurück, Friedrich Wilhelm IV. aber lehnte die Wahl in entschiedener Weise ab, doch erklärte er in einer Circulardepesche, daß er bereit sei an die Spitze des deutschen Bundesstaates zu treten, der sich aus dem freiwilligen Beitritte deutscher Staaten bilden werde. Das Parlament war demnach von Oesterreich und Preußen definitiv aufgegeben, der Reichsverweser ging nach Gastein und erklärte, er werde seine Gewalt bald in die Hände der Regierungen zurückgeben (sein Rücktritt erfolgte am 20. Dezember), Preußen, Hannover und Sachsen riefen ihre Deputierten gleichfalls (im Mai) zurück, Gagern, Dahlmann u. a. traten selbst ab, es blieben somit für das Parlament nur die Abgeordneten weniger Mittelstaaten, der meisten Kleinstaaten und die, welche dem Rufe ihrer Regierungen keinen Gehorsam leisteten, die entschlossenen Revolutionäre. Diese hofften auf den Erfolg der Revolutionen, zu welchen die Reichsverfassung den Anlaß oder Vorwand gab. Die Regierungen konnten sich zu deren Annahme unmöglich anders verstehen, als mit dem Troste, ein kleineres Uebel sei für den Augenblick einem größeren, der Revolution, vorzuziehen. Die Reichsverfassung wurde deßwegen in Baden, Darmstadt und Weimar angenommen und verkündigt, in Württemberg geschah es nach offenem Widerstreben des Königs, der König von Sachsen weigerte sich. Den Tag darauf (2. Mai) brach in Dresden der Aufstand aus, der umfassend angelegt und wohl vorbereitet war. Ein beträchtlicher Theil der Stadt gerieth in die Hände der Aufrührer, die besonders aus dem Gebirge Zuzug erhalten hatten, aber preußische Truppen, welche auf der Eisenbahn über Leipzig anlangten, schlugen mit den sächsischen die Revolution nieder (9. Mai). Dasselbe Schicksal hatten die Aufstandsversuche zu

Breslau, Krefeld, Elberfeld, Düsseldorf, Hagen, Solingen, Iserlohn; überall wurde das Militär leicht Meister, denn die Revolutionäre waren nirgends zahlreich, in den westlichen Städten wandernde Haufen, die das Militär von einem Ort zum andern trieb.

Bedeutender war der Aufstand, der am 2. Mai in der bayerischen Rheinpfalz, also gleichzeitig mit dem zu Dresden ausbrach. Die Rheinpfalz war seit 1830 ein Schauplatz der Agitation, wozu der Umstand, daß diese Provinz mit dem Hauptlande nicht unmittelbar zusammenhängt, unzweifelhaft vieles beitrug, obwohl die materiellen Nachtheile durch Bayerns Anschluß an den Zollverein beträchtlich gemildert waren. Hier gelang es den revolutionären Agitatoren nicht allein einen Theil des Volkes zu verführen, sondern auch das Militär so zu verderben, daß es seine Schuldigkeit nicht that, auseinander lief und selbst theilweise in die Reihen der Revolutionäre übertrat; mit Mühe wurde Landau durch die Offiziere und wenige pflichtgetreue Mannschaft gehalten. Der offene Aufstand erfolgte am 8. Mai, und am 11. ereignete sich in der Bundesfestung Rastatt ein in der deutschen Geschichte noch nie vorgekommener Fall: das badische Militär empörte sich gegen seine Offiziere, vertrieb dieselben, überließ sich einer vollständigen Zügellosigkeit und dieses Beispiel wurde von allen Garnisonen nachgeahmt, auch von dem größten Theile der Karlsruher (am 14.), weßwegen der Großherzog sich über den Rhein flüchtete. Anfangs war die Reichsverfassung das Losungswort, es bildete sich aber am 1. Juni eine provisorische Regierung (der Advokat Brentano; Gögg, ein junger, eitler Beamter im Finanzfache; Fickler, bankerotter Kaufmann, dann Journalist, roh, aber entschlossen und ein Demagoge von hartem Korn; Peter, der höheren Beamtensphäre angehörig, der als Regierungsdirektor in Konstanz schon beim Heckerzuge seinen Herrn verleugnete; Sigel, ehemals Lieutenant), welche unverhüllt die republikanische Farbe aushängte. Die Vereine, welche sich seit 1848 unter den Augen der großherzoglichen Regierung netzartig über das Land verbreitet hatten, deren Zweck der oberste Leiter Brentano auch niemals verhehlte, bewirkten, daß die provisorische Regierung überall (einige Dörfer ausgenommen) Gehorsam fand; der Uebergang von der legitimen Regierung zur revolutionären war um so leichter, als fast alle großherzoglichen Beamten der letztern ihre Dienste keineswegs verweigerten. Die wenigen württembergischen Truppen, die auf Befehl der Reichsregierung in Baden standen, waren nicht im besten disciplinären Zustande und wurden von General Miller über die Gränze geführt, so daß die neue republikanische Musterwirthschaft mit großer Effektmacherei betrieben werden konnte. Die waltenden „Bürger" hofften auf eine Empörung in Hessen und Württemberg, aber vergeblich; sie provocierten die Hilfe Frankreichs ohne Erfolg, rüsteten sich jedoch zum Kampfe und beriefen Mieros-

lawski, den posen'schen Revolutionär, als Obergeneral, da Sigel mit der „Neckararmee" an dem hessendarmstädtischen Korps, als er dasselbe zum Fraternisieren bewegen wollte, abgeprallt war; denn die Hessen schickten Kanonenkugeln als Gruß entgegen und die Neckararmee retirierte. Ein preußisches Heer unter dem Prinzen von Preußen marschierte endlich am 12. Juni in die Pfalz ein, jagte die „Volkswehr" auseinander und einen Theil unter Willich über den Rhein nach Baden, setzte über diesen Strom bei Germersheim, während sog. Reichstruppen unter dem General Peucker (Hessen, Nassauer, Mecklenburger, einige Bataillone Bayern und Württemberger) auf der Neckarlinie angriffen und um Mitte Juni bei Großsachsen, Käferthal und Ladenburg scharfe Gefechte lieferten. Bei Waghäusel (21. Juni) mußten die Aufständischen vor dem Prinzen von Preußen weichen; die Murglinie, durch Rastatt und den Schwarzwald eine sehr starke Stellung, wurde auf württembergischem Gebiete umgangen, und nach den Gefechten bei Gernsbach, Kuppenheim und Steinmauern (30. Juni) zogen sich die republikanischen Schaaren in schnellen Märschen den Rhein aufwärts und erreichten die schweizerische Gränze bei Rheinfelden, ein anderer Theil nach einem von Sigel geschickt geleiteten Seitenmarsch über Donaueschingen unterhalb Schaffhausen, wo sie über den Rhein gingen. Viele kehrten später wieder in ihre Heimat zurück und erhielten von ihrem großmüthigen Fürsten Verzeihung, andere, die sich als Verführer hatten brauchen lassen, vervollständigten die Fremdenlegion in Algier, die Schweizertruppen in Neapel, oder suchten sonst ein Unterkommen in der weiten Welt, die provisorische Regierung aber und ihr Generalstab von Civil- und Militärkommissären flohen in die Schweiz oder nach Frankreich, später nach Nordamerika, wo die meisten jetzt Bier fabricieren oder ausschenken. Rastatt ergab sich am 23. Juli; das Standrecht traf manchen Gefangenen mit der Todesstrafe, die eigentlichen Urheber der Revolution aber hatten sich zur rechten Zeit fortgemacht, der rheinpfälzische „Oberst Blenker" u. a. durch räuberischen Griff (z. B. in dem großherzoglichen Schlosse Eberstein und in dem fürstenbergischen zu Donaueschingen) für ihre Zukunft gesorgt. Brentano war schon fortgegangen, als die konstituierende Landesversammlung noch in Karlsruhe saß, und verabschiedete sich von Feuerthalen (bei Schaffhausen) aus durch ein offenes Schreiben, welches, wenn wir den Inhalt kurz zusammenfassen, besagte, er bereue, was er gethan; er habe sich in den Leuten bitter getäuscht und in der von dem absolut frei gewordenen Volke gewählten konstituierenden Versammlung fast lauter Narren oder Thoren gefunden.

Baden blieb von den preußischen Truppen besetzt, die badischen (darunter auch die aus der Schweiz zurückgekehrten) aber gingen nach

Preußen ab, um sich reorganisieren zu lassen; sie erhielten dadurch auch Gelegenheit zu beobachten, um wie viel behaglicher als in Norddeutschland der gemeine Mann in Baden lebt.

Das Parlament traf die Auflösung noch etwas früher als die badisch-pfälzische Republik; es schmolz immer mehr zusammen und hielt am 30. Mai seine letzte Sitzung in Frankfurt, in welcher es sich auf den 6. Juni nach Stuttgart vertagte. Dort trafen wirklich 105 Mitglieder ein, setzten den Reichsverweser ab und eine Regentschaft (Raveaux, Vogt, Schüler, Simon und Becher) ein, waren aber in Stuttgart sehr unwillkommen, da die Absicht, einen Revolutionsherd zu gründen, am Tage lag. Sie gebärdeten sich gegen das württembergische Ministerium sehr trotzig, bis demselben die Geduld brach und es das „Rumpfparlament" am 18. Juni durch Militär auseinandersprengte, wobei jedoch niemand verletzt oder verhaftet wurde.

Damit hatte die deutsche Revolution ihr Ende erreicht; diese Zeit ist ein Stück der Geschichte unseres Vaterlandes, das dem deutschen Namen keine Ehre macht, aber wir möchten doch nach einer Seite hin rathen, sich weniger über die Herrschaft der „Buben" und über das „Parlament der Professoren" zu ereifern; denn wo Buben herrschen können, da muß es mit den Männern nicht gut bestellt sein, und wo Professoren ein Parlament aufrichten, da sind die Minister und höchsten Beamten vorher schachmatt gesetzt worden.

Siebentes Kapitel.

Die Union.

Preußen gewann, als es die Revolution in seinen eigenen Ländern bändigte und darauf die sächsische, pfälzische und badische niederwarf, sein früheres Ansehen wieder, da die kleineren Staaten an ihm einen Rückhalt suchten. Am 26. Mai schon kam zwischen Preußen, Hannover und Sachsen eine Vereinbarung über einen Verfassungsentwurf für Deutschland zu Stande (Dreikönigsbündniß), der allmählig 27 Regierungen beitraten (Union). Preußen sollte als „Reichsvorstand" die Oberleitung des Bundesstaates erhalten, der Bund aus einem Fürstenkollegium und dessen Verwaltungsrath, aus einem Staaten- und Volkshause bestehen, die Reichsverfassung durch eine Reichsversammlung in Erfurt berathen werden. Die Union war demnach so ziemlich die Wiederaufnahme des Planes, den die preußisch-deutsche Partei durch das Parlament hatte verwirklichen wollen, daher wirkten auch die Koryphäen jener Partei für die Union. Vom 25./27. Juni waren 130 Mitglieder

des aufgelösten Parlaments in Gotha versammelt (daher der Parteiname Gothaer) und verabredeten ein durchgreifendes Zusammenwirken für die Union. Den 18. Juni war bereits der Verwaltungsrath in Berlin zusammengetreten, den 2. Juli wurde ein provisorisches Bundesschiedsgericht in Erfurt aufgestellt, den 9. Oktober ein Reichstag zu Erfurt beschlossen, für welchen die Wahlen auf den 15. Januar 1850 ausgeschrieben wurden. Dagegen trat Oesterreich mit einem andern Entwurfe auf, der die Bildung von sechs deutschen Staatengruppen, von denen jede ihr Heer, Parlament, Gericht ꝛc. haben und in Frankfurt durch Bevollmächtigte an der Bundesversammlung vertreten sein sollte, deren Direktorium Oesterreich zustände. Bayern und Würtemberg wirkten entschieden gegen Preußen, und als auch Hannover und Sachsen (schon im Oktober) gegen die Ausschreibung der Wahlen nach Erfurt protestierten, weil der Beitritt der andern Staaten, den sie vorausgesetzt hätten, nicht erfolgte, so war das Schicksal der Union bereits entschieden; die von Oesterreich und Preußen am 20. Dezember (Abdankung des Reichsverwesers) gebildete interimistische Centralkommission zu Frankfurt a. M. (bestehend aus Kübeck, Schönhals, Radowitz, Bötticher) durfte bereits als thatsächlicher Beweis angenommen werden, daß Deutschland nur durch die Rückkehr auf den Boden der früheren Bundesverfassung wieder eine vorläufige Einigung gewinnen könne.

Die von Bayern (Februar 1850) ausgehende Idee eines Vierkönigsbundes mit einem Direktorium unter Oesterreichs und Preußens abwechselndem Vorsitz verfing nicht, der Unionsreichstag trat zwar am 20. März in Erfurt zusammen, die Unionsverfassung wurde von dem Volks- und Staatenhause den 14. und 17. April angenommen, am 10. Mai versammelten sich die Unionsfürsten zu einem Kongreß in Berlin, aber Hannover und Sachsen erklärten am 21. Februar und 15. Juni ihren Rücktritt. Oesterreich und die Königreiche (Preußen ausgenommen) eröffneten am 10. Mai ein Bundesplenum zu Frankfurt und rekonstituierten am 2. September, indem sich immer mehr Staaten anschloßen (die drei Hessen, Luxemburg ꝛc.) die alte Bundesversammlung, wogegen die Unionsfürsten vergebens protestierten.

Entschieden wurde die Frage durch die Ereignisse in Kurhessen. Dieser Staat hatte zur Zeit der allgemeinen Bewegung eine Verfassung erhalten, welche die Staatsgewalt vollständig den Landständen und Beamten anheimgab. Im Februar 1850 ernannte der Kurfürst den Herrn Hassenpflug (einen Staatsmann, der von 1832—1837 als kurhessischer Minister die damalige ständische Opposition siegreich bekämpft hatte; später stand er in Sigmaringen, dann in Luxemburg an der Spitze der Verwaltung und war zuletzt Präsident des Oberlandgerichts in Greifs-

42*

walde) zum ersten Minister, gegen den sich sogleich von Seiten der Stände und der Beamten ein Widerstand erhob, der sich auf keine ungesetzliche Handlung des Ministers, sondern allein darauf berufen konnte, daß Hassenpflug den Ständen eine verdächtige oder mißliebige Person sei. Am 12. Juni wurden die Stände aufgelöst, am 22. Juli sagte sich Kurhessen von der Union los, was dazu mitwirkte, daß die neuen ständischen Wahlen entschieden antiministeriell ausfielen. Am 31. August verweigerten dieselben die direkten Steuern und wurden am 2. September aufgelöst; den 7. September wurde der Belagerungszustand verkündet, aber fast sämmtliche Verwaltungs- und Gerichtsbeamte leisteten nun passiven Widerstand („die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln"), d. h. sie gehorchten den Befehlen der Regierung nicht, indem sie sich auf die Verfassung beriefen. Die Regierung wandte sich an den Bundestag, der am 25. Oktober die Intervention in Kurhessen beschloß, worauf am 1. November ein starkes bayerisch-österreichisches Korps die Gränze überschritt, während ein preußisches (wenige Tage vorher) Kassel und Fulda besetzte. Die geographische Lage Kurhessens machte seine Okkupation zu einer Lebensfrage zwischen der Union und dem Bundestag, denn es war wie ein Keil zwischen den westlichen und östlichen preußischen Provinzen eingetrieben, weßwegen auch Preußen vertragsmäßig seine Militärstraßen und Etappen in Kurhessen hatte. General Radowitz, dem die Idee der Union zugeschrieben wird, war damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und hauptsächlich auf seinen Antrag erfolgte den 6. November der Befehl zur Mobilmachung der ganzen preußischen Armee, einer Streitmacht von mehr als 400,000 Mann. Dennoch und obgleich die Vorposten bei Bronnzell am 8. November schon einige Schüsse wechselten, kam es nicht zum vollendeten Bruche. Der preußische Minister Graf von Brandenburg brachte aus Warschau, wo vom 26. bis 28. Oktober die Kaiser von Oesterreich und Rußland von ihren Ministern des Auswärtigen, Schwarzenberg und Nesselrode, begleitet konferierten, die Botschaft zurück, daß Rußland Preußens Vorgehen in Sachen der Union, Kurhessens und Schleswig-Holsteins weder günstig noch gleichgiltig anschaue und Preußen ernstlich zur Rückkehr in seine Stellung vor 1848 rathe. Zwar starb der Graf von Brandenburg am 6. November, der Minister Manteuffel aber, der einen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen einem Duelle zweier Japanesen verglich, von denen sich jeder selbst den Bauch aufschlitzt, drang bei dem Könige gegen Radowitz durch, die Mobilmachung wurde eingestellt, Preußen gab seinen Widerstand gegen die Exekution in Kurhessen und Schleswig-Holstein auf und entsagte der Durchführung der Union. Leider folgte in Kurhessen eine von dem Bundestage beschützte Oktroyierung einer Verfassung, welche den Rechtszustand des Landes wesentlich zum Nach-

theile des Volkes änderte und darum zu Klagen und Verwahrungen führte. Die Einigung zwischen Preußen und Oesterreich erfolgte in den Konferenzen zu Olmütz den 29. November 1850 (Manteuffel, Schwarzenberg); zur Ordnung der deutschen Angelegenheiten wurde eine freie Ministerkonferenz aller deutschen Staaten nach Dresden berufen, die vom 22. Dezember 1850 bis 15. Mai 1851 verhandelte, aber im Ganzen nur die Rückkehr zur Bundesverfassung vollendete, indem kein Antrag zu einer Aenderung der Bundesverfassung bei der alles verneinenden Haltung Preußens irgend eine Folge hatte.

Achtes Kapitel.

Schleswig-Holsteins Kampf und Unterwerfung.

Eckernförde (5. April 1849); Idstedt (25. Juli 1850); die Landesversammlung aufgelöst (Februar 1851).

Zuletzt wurde auch das Schicksal Schleswig-Holsteins entschieden, und beide Herzogthümer hatten es bitter zu bereuen, daß sie sich durch den in Deutschland 1848 ausgebrochenen Sturm hatten fortreißen lassen. Der Waffenstillstand von Malmö (s. S. 642) bewies bereits hinlänglich, daß Dänemark mächtige Freunde habe und Preußen wegen der Herzogthümer keinen Krieg gegen europäische Großmächte wagen werde, obwohl ihm der Enthusiasmus von ganz Deutschland zu Gebote gestanden wäre, denn selbst diejenigen, welche die deutschen Ansprüche auf Schleswig für sehr zweifelhaft hielten und die Erhebung Holsteins nicht billigten, waren durch den Uebermuth der Dänen und die Parteinahme fremder Mächte für dieselben im höchsten Grade erbittert. Dänemark lag es daran, eine baldige Entscheidung herbeizuführen und darum kündigte es im Februar 1849 den Waffenstillstand auf, so daß mit dem 26. März die Feindseligkeiten wieder begannen. Die deutsche Centralgewalt setzte am 26. den Grafen Reventlow-Preetz und Beseler als Statthalter in den Herzogthümern ein und sandte eine ansehnliche Truppenmacht, aus den Kontingenten verschiedener Staaten bestehend, dahin ab. Bald folgten Ereignisse, die Deutschland mit Jubel erfüllten; am 5. April erschien ein dänisches Geschwader, aus dem Linienschiffe Christian VIII. (80 Kanonen), der Fregatte Gefion (60 Kanonen), einem Kriegsdampfer und einigen kleineren Fahrzeugen bestehend, in der Bucht von Eckernförde und beschoß die zwei schwachen deutschen Strandbatterieen. Diese feuerten aber so gut, daß die beiden schweren Schiffe sich gerne entfernt hätten, wenn es des Gegenwindes halber möglich

gewesen wäre; der Dampfer, welcher das Linienschiff hinausbugsieren sollte, erhielt so wohl gezielte Schüsse, daß er schnell das Weite suchte, worauf das Linienschiff in Brand geschossen wurde und aufflog (die Mannschaft rettete sich auf den Booten und wurde kriegsgefangen), die Fregatte aber die Flagge strich. Eine schöne Waffenthat war auch die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 13. April, welche hauptsächlich durch Bayern und Sachsen ausgeführt wurde, und die Schlacht bei Kolding am 23. April, wo die von dem preußischen General Bonin befehligten Schleswig-Holsteiner die dänische Armee aufs Haupt schlugen. Bonin rückte in Jütland ein und belagerte vom Mai bis Juli die Festung Friedericia am kleinen Belt, hatte aber das nothwendige schwere Geschütz nicht zur Hand und wurde zuletzt durch einen Ausfall der dänischen Armee in der Nacht vom 5./6. Juli nach einem blutigen Kampfe zum Abzuge genöthigt. Preußen hatte bereits in London einen neuen Waffenstillstand unterhandelt, der am 10. Juli zu Berlin abgeschlossen wurde. Schleswig wurde durch eine Demarkationslinie zwischen Flensburg und Tondern getheilt, der nördliche Theil von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt, und eine Landesverwaltung aus einem preußischen, englischen und dänischen Mitgliede aufgestellt. Die Herzogthümer protestierten vergebens, Preußen rief im Sommer 1850 die Offiziere zurück, die in der schleswig-holsteinischen Armee dienten, und am 2. Juli schloß es im Namen Deutschlands einen Frieden mit Dänemark ab, in welchem die Herzogthümer sich selbst überlassen wurden. Das Heer derselben betrug 27,000 Mann, den Oberbefehl erhielt der aus preußischen Diensten geschiedene General Willisen, der in einer eigenen Schrift den Feldmarschall Radetzky belehrt hatte, wie derselbe 1848 und 1849 eigentlich hätte fechten sollen. Am 16. Juli rückten die Dänen in Schleswig ein und am 25. gewannen sie durch ihr besser geleitetes und zahlreicheres Geschütz die mörderische Schlacht bei Idstedt, welche Willisens Rückzug über die Eider zur Folge hatte. Die europäischen Mächte verbürgten durch ein neues Protokoll, dem später auch Oesterreich und Preußen beitraten, den 2. August zu London die Integrität der dänischen Monarchie, und am 3. Oktober ratificierte der deutsche Bund den am 2. Juli von Preußen abgeschlossenen Frieden. Die Schleswig-Holsteiner verzagten dessenungeachtet nicht, denn mit Dänemark allein getrauten sie sich es aufzunehmen, sie gingen selbst zur Offensive über, beschoßen und bestürmten vom 29. September bis 4. Oktober Friederichsstadt, aber vergebens, und am 7. Dezember trat Willisen zurück. Begreiflicherweise konnten die europäischen Mächte dem die dänische Macht aufreibenden Kampfe an der Eider nicht in die Länge zusehen und wenn endlich österreichische und preußische Truppen intervenierten, so verhinderte dies wenigstens, daß es nicht durch schwedische,

englische und russische geschah. Im Januar 1851 lösten deutsche Bundeskommissäre die schleswigholsteinische Regierung und Landesversammlung auf, im Februar besetzten österreichische und preußische Truppen Holstein und Rendsburg, das später den Dänen ganz eingeräumt und von ihnen geschleift wurde. Die Autorität des Königs von Dänemark wurde in ihrem vollen Umfang wieder hergestellt, die hauptsächlichsten Führer der antidänischen Erhebung mußten in die Verbannung, in Schleswig aber begann eine systematische Unterdrückung der deutschen Sprache. Durch ein neues Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 regelten die europäischen Mächte die Thronfolge für die dänische Gesammtmonarchie, indem der Prinz Christian zu Dänemark (Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg), der von König Friedrich VII. bezeichnete Nachfolger, anerkannt wurde, welches Erbfolgegesetz der vereinigte dänische Landtag im Juni 1853 annahm. Welche Verfassungen indessen die Dänen für den Gesammtstaat und speciell für Holstein noch zu machen gedachten, ließ sich damals nicht bestimmen; ein sonderbares konstitutionelles Treiben hatte jedenfalls auf den dänischen Inseln seine Bühne aufgeschlagen.

Neuntes Kapitel.

Die Reorganisation in Oesterreich, Preußen und den deutschen Bundesstaaten.

Nach dem Siege über die Revolution und zum Theil noch während des Kampfes gegen dieselbe mußte von den Regierungen das Werk der Reorganisation ihrer Staaten in Angriff genommen, manches neu geschaffen, manches wiederhergestellt werden. Im größten Maßstabe geschah dies im österreichischen Kaiserthum, das durch die Revolution am heftigsten bestürmt wurde. Eine Verfassung mit dem neuen Kammersystem zeigte sich mit den bestehenden Verhältnissen der Monarchie als unvereinbar. Der nach Kremsier verlegte Reichstag hatte das Prinzip der Volkssouveränität festhalten wollen und wurde deswegen am 7. März 1849 aufgelöst; im Jahre 1851 wurde durch den Kaiser die Verfassung vom 4. März, die nie ins Leben getreten war, definitiv aufgehoben. Bäuerliche Leibeigenschaft gab es in Oesterreich keine mehr, die Ablösung der Feudallasten ist gesetzlich geregelt und in der Durchführung begriffen; für alle Kronländer galt dasselbe bürgerliche Gesetzbuch und Strafrecht; die Zollschranken zwischen Ungarn und den andern Kronländern waren gefallen, alle Staatsangehörigen nach dem gleichen Maßstabe besteuert. Seit dem 1. Februar 1852 trat ein neuer Zolltarif in Kraft, der nach den Grundsätzen des Schutzzollsystemes entworfen ist und das Prohibitiv-

system beseitigt hat. In demselben Jahre wurde eine Zolleinigung mit Parma und Modena abgeschlossen, 1853 endlich kam der Zoll- und Handelsvertrag mit dem deutschen Zollverein zu Stande, durch den eine alte Scheidewand zwischen Deutschland und Oesterreich fallen sollte. Kirche und Schule, Religion und Wissenschaft, die höchsten Interessen des Menschen, hatten nicht minder Ursache, sich der neuen Staatsordnung zu freuen. Der Kaiser gab der Kirche die Freiheit wieder, und ein Konkordat mit dem heiligen Stuhle regelte 1855 die Beziehungen zwischen Kirche und Staat im Einzelnen; gegen andere Bekenntnisse aber wurde die ächte Toleranz geübt, indem die Rechte und Freiheit derselben anerkannt und gewissenhaft geachtet werden. Das höhere und niedere Schulwesen genießt einer Pflege, deren Energie und Umsicht die glücklichsten Folgen verbürgen; die lebhaftere Betheiligung der geistigen Kräfte Oesterreichs an den Bewegungen und Kämpfen der deutschen Wissenschaft und Kunst wird wohl auch diese erfrischen und einseitige Richtungen derselben, wenn auch nicht verhindern, doch weniger gefährlich machen.

Preußen hatte bei der Wiederherstellung und Neugründung der Staatsordnung mit ungleich geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen als Oesterreich. Am 26. Februar 1849 wurden die neugewählten Kammern feierlich eröffnet, aber bald genug zeigte es sich, daß sich mit der zweiten nicht regieren lasse, denn dieselbe verlangte Anerkennung der deutschen Reichsverfassung, Aufhebung des Belagerungszustandes u. dgl., daher wurde sie am 27. April aufgelöst, die erste Kammer vertagt. Ein neues Wahlgesetz, das nicht wie das frühere auf der breitesten demokratischen Grundlage ruhte, sondern die Urwähler nach ihrer direkten Steuerleistung klassificirte, lieferte eine andere zweite Kammer, die am 7. August eröffnet wurde. Sie votierte der Armee für ihre ehrenvolle Haltung während der unruhigen Zeit eine Danksagung, schaffte den Eid der Armee auf die Verfassung ab, weil der Soldat nur einen Eid, den auf seine Fahne, schwören kann; auch die andern Aenderungsvorschläge der am 5. Dezember 1848 oktroyierten Verfassung wurden angenommen, so daß die revidierte Verfassung am 21. Januar 1850 publiciert werden konnte. Einzelne Abänderungen hat dieselbe auch später noch erfahren, jedoch ist Preußen seitdem in der Reihe der konstitutionellen Staaten verblieben, und forthin mußte es sich erproben, ob das Reich sich bei der Konstitution besser befinde als früher ohne dieselbe; deßgleichen ob die Behauptung der alten Liberalen des südwestlichen Deutschlands, daß die konstitutionellen Verfassungen der Mittel- und Kleinstaaten ganz andere Früchte tragen würden, wenn Preußen konstitutionell wäre, mehr als Selbsttäuschung gewesen sei; endlich ob in der That die Anziehungskraft Preußens auf diese Staaten eine größere geworden ist.

Dieser Weg war es jedenfalls nicht, auf dem die Hohenzollernschen Fürstenthümer, Sigmaringen und Hechingen, zu Preußen kamen, sondern die Fürsten übergaben durch Vertrag vom 7. Dezember 1849 ihre Souveränität an den blutsverwandten König von Preußen, weil ihre Unterthanen statt sich ihrer patriarchalischen Regierung, wenn nicht dankbar, doch wenigstens fügsam zu erweisen, den revolutionären Tanz in Baden nachgeäfft hatten; deßwegen waren die Fürsten der Regierung satt und schickten ihre Unterthanen in die preußische Zucht. Die Hohenzollernschen Fürstenthümer mochten gewissermaßen als Entschädigung für das Fürstenthum Neuenburg gelten, welches sich im März 1848 der Oberherrlichkeit des Königs von Preußen entzog, sich eine republikanische Verfassung gab und somit thatsächlich aufhörte, zugleich Fürstenthum und schweizerischer Kanton zu sein.

Von viel größerer Tragweite war die am 7. September 1851 zwischen Preußen und Hannover abgeschlossene Zolleinigung, die auch Oldenburg einbegriff. Preußen hatte die Unterhandlungen ganz in der Stille geführt, legte den glücklich erzielten Vertrag nicht den Regierungen der andern Zollvereinsstaaten zur Genehmigung vor, sondern kündigte am 18. September den Zollverein, lud aber zugleich die Staaten des Zollvereins ein, denselben neu abzuschließen, wobei jedoch die mit Hannover vereinbarten Vertragsbestimmungen keine wesentlichen Aenderungen erfahren durften. Nach langen Unterhandlungen, während welcher die vertragsmäßige Dauer des Zollvereins ablief, der bekanntlich nicht auf ewige Zeiten, sondern jedesmal wieder auf eine bestimmte Periode abgeschlossen wurde, kam der neue Vertrag glücklich zu Stande, durch welchen der Zollverein zur allgemeinen Freude endlich an die Nordsee vorrückte. Preußens Vorgehen, durch das die süddeutschen Zollvereinsstaaten sich hintangesetzt glaubten, bewog diese zu Unterhandlungen mit Oesterreich und führte dadurch, indem auch Preußen für gut fand einzulenken, zu dem Zoll- und Handelsvertrage zwischen dem Zollverein und Oesterreich, so daß nur noch die beiden Mecklenburg, Lauenburg und Holstein, Lübeck, Hamburg und Bremen der großartigen, nationalökonomischen Schöpfung fremd blieben.

Daß die deutschen Klein- und Mittelstaaten leicht wieder in das Geleise zu bringen waren, als Oesterreich und Preußen freie Hand hatten, verstand sich von selbst. Der Bundestag half ihnen dazu, indem er am 23. August 1851 die Grundrechte förmlich aufhob; die alten Konstitutionen wurden wieder hergestellt oder die neuen so revidiert, daß die Regierungen und der Bundestag ihre Zustimmung geben konnten; theilweise jedoch, wie z. B. in Hannover, das in der Sturmeszeit die loyalste Haltung gezeigt hatte, blieb die Revision bis 1857 noch im Gange. Dagegen sind die meisten Mittelstaaten in

der Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten dem Beispiele Oesterreichs und Preußens noch nicht gefolgt. Im Wesentlichen kann der Ausgang jedoch nicht zweifelhaft sein: ihre unveräußerlichen Rechte könnten der Kirche nur durch Unterdrückung vorenthalten werden, was keine deutsche Regierung beabsichtigen kann, und sodann macht sich die Thatsache immer mehr geltend, daß da die Eintracht am wenigsten leidet, daß da die Genossen der christlichen Bekenntnisse am friedlichsten zusammenleben, wo die Rechte derselben am schärfsten gesetzlich abgegränzt sind. So war es vor der ersten französischen Revolution in Deutschland und in der Schweiz; die Bekenner jedes Glaubens hatten ihre vielfach verbrieften und besiegelten Rechte, die man gegenseitig anerkannte; es gab wohl auch Processe, die Hauptsache aber kam nie in Frage und der Friede blieb ungestört. Jetzt ist die Parität, das politische Zusammenleben verschiedener Bekenntnisse, in Deutschland eine allgemeine geworden, daher die schärfste Scheidung der religiösen Rechte dringend nothwendig; Feindseligkeit wird durch das Recht nicht gepflanzt, denn wer sein Recht festhält, der achtet auch das des andern und kann keine Unterdrückung oder Schmälerung desselben wollen, die Gegensätze aber werden immer bestehen, so lange es verschiedenen Glauben gibt: nur allgemeine religiöse Charakterlosigkeit könnte den Versuch wagen, die Bekenntnisse zusammenzuquirlen und den Völkern statt kirchlicher Dogmen eine philosophische Bettelsuppe zu reichen.

Zehntes Kapitel.

Das zweite französische Kaiserthum.

Die erste französische Republik brauchte doch von 1792 bis 1804 zu ihrer Verwandlung in die Militärmonarchie, die zweite dagegen machte dieselbe in einer wunderbar schnellen Weise durch. Die Législative förderte das Werk wesentlich; den 31. Mai gab sie ein neues Wahlgesetz, durch welches über 3 Millionen Franzosen das Stimmrecht verloren, am 16. Juli ein neues Preßgesetz; fast gleichzeitig votierte sie dem Präsidenten eine Dotation von 2½ Millionen Franken, so daß derselbe bereits fürstlich erscheinen konnte. Thiers sprach vergebens gegen die Dotation, weil dieselbe eine Unterlage für die von dem Präsidenten angestrebte Kaiserherrschaft sei; der ehemalige Minister und Plaggeist Louis Philipps meinte, die Republik sei einstweilen die konvenabelste Verfassung, weil sich in ihr die Parteien der Franzosen am besten vertragen könnten, die Republikaner, weil die Republik bestehe, die Legiti-

misten und Orleanisten, weil weder Heinrich V. noch der Erbe Louis Philipps an der Spitze des Staates ständen. Männer der orleanistischen und legitimistischen Partei drangen vergebens auf ein gemeinsames Zusammenwirken zu dem Zwecke, daß die Orleanisten das Thronrecht Heinrichs V. anerkennen sollten, wogegen der kinderlose Heinrich V. den Grafen von Paris adoptieren würde. Der Plan (Fusion) scheiterte an dem Widerstreben orleanistischer Parteihäupter, die auf einem andern Wege schneller zum Ziele kommen wollten. Sie hofften nach der Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts bei der nächsten Präsidentenwahl Louis Philipps populärsten Sohn, den Herzog von Joinville, durchzusetzen, dann konnte es nicht mehr schwer sein, den zertrümmerten Thron des Bürgerkönigs für den Grafen von Paris wieder aufzurichten. Louis Napoleon war aber nicht geneigt, sich zur Brücke für Fusionisten oder für pure Orleanisten herzugeben, und entsetzte am 9. Januar 1851 den General Changarnier des Oberbefehls über den ersten Militärbezirk (die in Paris liegende Armee), weil sich derselbe durch keinen vorgehaltenen Preis gewinnen ließ, sondern eher geneigt schien, die Rolle des Generals Monk (s. S. 153) zu spielen. Der Präsident beantragte ohne Erfolg eine Verfassungsrevision, die ihm seine Gewalt verlängern sollte; er fand die Législative seinen Entwürfen entschieden abgeneigt, deßwegen wandte er sich an die Volksmasse und die Soldaten. Letztere gewann sein Name und seine persönliche Erscheinung, Offiziere und Generale die Aussicht auf Beförderung, wie den Soldaten war ihnen ohnedies die Vielrednerei der Législative verhaßt; die Volksmasse, namentlich das Landvolk, theilte diese Gesinnung und wurde noch mehr gereizt, als die von dem Präsidenten beantragte Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts von der Législative im November verworfen wurde. Jetzt umgab sich Louis Napoleon mit einem rein bonapartistischen Ministerium (Morny, St. Arnaud, Fould, Rouher), und am 2. Dezember führte er den allgemein erwarteten Schlag in seinem ganzen Umfang, indem er die Législative sprengte, ihre ausgezeichnetsten Mitglieder arretierte und theilweise exilierte, den Staatsrath und Kassationshof aufhob, der Presse den Zaum anlegte, das allgemeine Stimmrecht wiederherstellte und zugleich seine Wahl zum Präsidenten auf zehn Jahre zur Abstimmung brachte, einen matten Aufstand zu Paris und die Bewegungen der Rothen in 30 Departements rasch niederschlug. Den 20. Dezember wurde das Ergebniß der Volksabstimmung bekannt gemacht: 7½ Millionen Franzosen hatten Louis Napoleon zum Präsidenten auf zehn Jahre erwählt und nun schritt er abgemessenen Ganges dem Kaiserthume zu. Am 1. Januar 1852 wurden die Adler wieder das Feldzeichen der französischen Armee, gleichzeitig wurden die Preßvergehen der Aburtheilung durch die Jury entzogen; bald darauf

wurde die Nationalgarde aufgelöst, am 14. Januar erhielt Frankreich eine neue Verfassung ganz nach dem Muster der konsularischen von 1799. Louis Philipps (gest. in England am 26. August 1850) Privatvermögen ließ er einziehen, am 2. April sich eine Civilliste von 12 Mill. Franken votieren, am 10. Mai wurden die Adler vertheilt, am 15. August bei dem Napoleonsfeste viele verbannte Notabilitäten begnadigt, vom 14. September bis 16. Oktober bereiste er den Südwesten und Süden von Frankreich und fand die Volksstimmung reif für sich. Damals sprach er in Bordeaux: l'empire c'est la paix (das Kaiserthum ist der Friede). Auf den 4. November wurde der Senat einberufen und schon am 7. erfolgte ein Konsult desselben, demgemäß das französische Volk darüber abzustimmen hatte, ob der Präsident erblicher Kaiser der Franzosen werden sollte, und es bejahte dies mit 7,839,552 Stimmen (man rechnet 10 Millionen stimmberechtigte Franzosen). Am 2. Dezember wurde dieses Ergebniß bekannt gemacht, am 18. erschien das kaiserliche Dekret, das eventuell die Succession dem Prinzen Jerome (Exkönig von Westfalen) und dessen Sohne bestimmte. Aenderungen der Verfassung in autokratischer Richtung ließen nicht auf sich warten, wie denn überhaupt Napoleon III. (als Napoleon II. ist der Herzog von Reichstadt gerechnet) ganz in den Fußstapfen seines Oheims, des großen Napoleon, zu wandeln bestrebt ist. Wie jener will er die Souveränität als ein von der Nation übertragenes Mandat besitzen und üben, rühmt sich gleichfalls als den Besieger der Revolution und den Retter der bürgerlichen Gesellschaft von dem Socialismus der Rothen, stellt jedoch immer sein Recht auf den Thron dem legitimen Rechte anderer Monarchen gegenüber. Dies geschah besonders im Januar 1853 bei seiner Verheirathung mit der schönen spanischen Gräfin Eugenie von Montijo; er nannte sich in seiner Rede selbst „parvenu", Emporkömmling, vergessend, daß er von dem französischen Volke nur als Neffe Napoleons I. erhoben wurde, der einmal ausrief: „Ich sollte mein Sohn sein!" In Einem jedoch unterscheidet er sich von seinem Vorbilde: Napoleon I. nahm Pius VII. gefangen und beraubte den Kirchenstaat; Napoleon III. aber kam Pius IX. gegen die Revolution zu Hilfe und setzte ihn wieder in seine Herrschaft ein; jener gab zwar dem katholischen Kulte in Frankreich die von der Revolution entrissene Freiheit wieder, war aber weit entfernt, der Kirche ihr volles Recht zu gewähren; Napoleon III. jedoch hat in dieser Hinsicht fast alles gethan, was nur immer zu wünschen ist, so daß man der Hoffnung Raum geben möchte, daß das von den Revolutionen verheerte sittliche Bewußtsein des französischen Volkes seine Wiedergeburt feiern werde. (Seit 1859 hat Napoleon III. bekanntlich seine Stellung zu Papst und Kirche wesentlich verändert.) Jedenfalls war die Thronbesteigung Napoleons III.

für den Augenblick ein großer Schlag für die europäische Revolution; dies bewies der wüthende Haß der Revolutionäre aller Farben gegen ihn und auf der andern Seite der rasche Aufschwung aller Geschäfte, der sogleich auf den 2. Dezember 1851 folgte; es ist auch eine große Frage, ob drei aufeinanderfolgende Mißjahre in Frankreich ohne Erschütterungen und schweres Unheil abgelaufen wären, wenn der neue Kaiser die Zügel der Regierung nicht mit so fester Hand gehalten hätte.

Eilftes Kapitel.

Die zweite Phase der orientalischen Frage.

Montenegro. Graf Leiningen in Konstantinopel.

Das von den Revolutionen ermüdete Europa sollte jedoch der Ruhe nicht lange genießen; die orientalische Frage, welche durch die Intervention der vier europäischen Großmächte im Jahr 1840 und den darauf folgenden Vertrag der fünf Mächte wenigstens auf ein Menschenalter geschlichtet schien, tauchte plötzlich und zwar in ihrer furchtbarsten Gestalt, nämlich als religiöse, wieder auf. Die Pforte hatte sich während des ungarischen Revolutionskrieges sehr zweideutig bewiesen; sie nahm nach der Katastrophe bei Temeswar und Vilagos die flüchtigen polnischen und ungarischen Führer nicht nur bereitwillig auf, sondern bewies auch gegen die auf Verträgen beruhenden Forderungen Oesterreichs ein so zähes und widerstrebendes Benehmen, daß man deutlich sehen konnte, sie lasse sich von Lord Palmerston zum Werkzeuge seiner feindseligen Agitation gegen Oesterreich gebrauchen. Das Selbstgefühl der Osmanen hatte sich besonders durch die Erfolge gehoben, welche Omer Pascha 1851 mit der regulären Armee gegen die kriegerischen Bosnier errungen hatte; er unterwarf Bosnien und die Herzegowina, wo sich die mosleminischen Grundbesitzer (der Adel ging, als Mohammed II. die Serben vollständig überwältigte, zum Islam über, behielt deßwegen seinen Grundbesitz und drückte das christlich gebliebene gemeine Volk zur Knechtschaft herab) dem neuen Regierungssystem nicht fügen wollten, das ihnen ihre Patrimonialgerichtsbarkeit entzog und sie der Besteuerung und Konskription unterwarf. Omer Pascha (ursprünglich Lattas, ein Kroate aus dem Oguliner Gränzbezirke, österreichischer Unteroffizier, entwich 1833 wegen eines Vergehens in die Türkei, wurde Renegat, Schreiblehrer des damaligen Kronprinzen Abdul Medschid, 1840 Oberst und bewies sich besonders gegen die Kurden als brauchbarer Anführer, stieg daher um so schneller, als Abdul Medschid Sultan

wurde und ihm sehr gewogen blieb) erhielt im Januar 1853 das Kommando gegen die Montenegriner, welche wenige Monate vorher einige feste Gränzposten überrumpelt hatten und die Serben zum Kriege gegen die Türken zu reizen versuchten. Montenegro, serbisch Czernagora, d. h. schwarzer Berg, ein etwa 80 □Meilen großes unfruchtbares, schwer zugängliches Gebirgsland, zwischen Dalmatien, der Herzegowina, Bosnien und Albanien liegend, ist ein Rest des alten Königreichs Serbien, der sich immer unabhängig erhielt und manchen türkischen Heerhaufen, der sich in die Bergschluchten wagte, vernichtete. Seit Peter I. wurde Montenegro von Rußland beschützt und gegen die Türkei gebraucht; der damalige (seit Mai 1852) Fürst der Montenegriner, Danilo, aus der Familie der Petrowitsch Njegosch, erschien persönlich in St. Petersburg, um seine Anerkennung und die seinem Vorgänger bewilligten Subsidien in Empfang zu nehmen, während seine Leute die Fehde mit ihren mosleminischen Nachbarn eröffneten. Dem halbbarbarischen Gebirgsvolke, das etwa 100,000 Seelen stark sein mag, ist seine unfruchtbare Heimat zu enge, daher strebt es nach Ausbreitung in die fruchtbaren Thalebenen, welche unter türkischer Botmäßigkeit stehen, und sucht dieselben durch Raubzüge heim. Der neue Angriff der Montenegriner veranlaßte den Entschluß bei der Pforte, ihr Heer unter Omer Pascha zu einem entscheidenden Schlage zu benutzen und das gefährliche Bergvolk zu unterwerfen oder zu vernichten, woran sie unter den damaligen Umständen von Rußland um so weniger gehindert werden konnte, als die Montenegriner es waren, welche den Frieden gebrochen hatten. Im Januar 1853 eroberte Omer Pascha wirklich einen Theil von Montenegro und hätte ohne Zweifel den Rest überwältigt, wenn Oesterreich nicht eingeschritten wäre. Der Kaiser Franz Josef schickte den Feldmarschalllieutenant Grafen Christian von Leiningen nach Konstantinopel, welcher dem Divan die Forderungen Oesterreichs überbrachte und eine peremtorische Antwort verlangte (30. Januar). Die Minister des Sultans wollten zögern und unterhandeln, der französische und englische Gesandte vermitteln, aber Leiningen verlangte eine unverklausulierte Antwort, und da gleichzeitig ein starkes österreichisches Korps an die bosnische Gränze rückte, willigte der Divan (12. Februar) in die Forderungen Oesterreichs ein: Entschädigung für die Verluste, welche österreichische Unterthanen durch die Schuld der türkischen Behörden erlitten; Sicherung der Rechte der Christen in den bosnischen und albanischen Provinzen, Räumung Montenegros und Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege. So rettete Oesterreich eine christliche Völkerschaft vor der Vernichtung durch die Türken und gab den Türken sammt ihren christlichen Rathgebern eine überraschende Lektion.

Fürst Menczikow in Konstantinopel.

Der Eindruck, den der Erfolg Leiningens verursacht hatte, war noch nicht verwischt, als der Admiral Fürst Menczikow als außerordentlicher Gesandter des russischen Kaisers in Konstantinopel eintraf (28. Februar). Derselbe erschien mit großem Pompe, ließ sich von griechischen Volkshaufen feierlich empfangen, begegnete dem Divan mit ausgesuchtem Stolze und bewirkte sogleich die Absetzung des Ministers des Auswärtigen, weil dieser gegen Rußland eine feindselige und unredliche Haltung bewiesen haben sollte. Nach längerer Frist verlautete endlich, der Fürst Menczikow verlange in erster Linie, daß der Sultan förmlich und feierlich die Usurpation der Griechen an der heiligen Grabkirche zu Jerusalem, an dem Heiligthum zu Bethlehem und an der Grabkirche Marias zu Gethsemane bestätige; Frankreich hatte nämlich einen Ferman des Sultans durchgesetzt, durch welchen die Rechte der Lateiner und beziehungsweise Frankreichs an jenen heiligen Orten wiederhergestellt wurden. Durch die Wiederaufhebung dieses Fermans demüthigte Kaiser Nikolaus nicht nur den Sultan empfindlich vor den Augen der Moslemin und Christen im Orient, sondern errang auch thatsächlich die Schirmvogtei über die heiligen Orte, wodurch die moralische Macht des russischen Herrschers außerordentlich gewann. Denn das ganze russische Volk, Vornehme wie Geringe, erfüllt, wie im Mittelalter die abendländischen Völker, eine tiefe Sehnsucht nach den heiligen Orten, daher jährlich Tausende den Pilgerstab ergreifen; wie erhebend muß es nicht für diese Russen sein, wenn sie in Jerusalem und Bethlehem sich unter dem Schutze ihres Kaisers finden, wenn sie mit eigenen Augen sehen, daß der Türke weder gegen ein Heiligthum noch gegen einen Pilger zu freveln wagt, seit ihn der Name des russischen Kaisers schreckt; wie die orthodoxe griechische Kirche im heiligen Lande über die lateinische Kirche und die verschiedenen Sekten triumphiert, weil Rußlands Kaiser für seinen Glauben und seine Glaubensgenossen stets ritterlich einzustehen bereit ist! Jerusalem ist überdies das gemeinschaftliche Heiligthum der orientalischen Christen, welcher der verschiedenen Glaubensparteien sie auch angehören mögen; es ist ihr einziger Vereinigungspunkt, daher ist der Schirmherr Jerusalems ihnen allen theuer, er gilt ihnen als der mächtigste Monarch der Christenheit, und von ihm hoffen sie daher auch die Befreiung von dem türkischen Joche. Denn nach dieser seufzen und schmachten alle Christen des Morgenlandes, sie erwarten sie aber nicht von ihrer eigenen Kraft, sondern von einem christlichen heldenmüthigen Herrscher, von einem neuen Kreuzzuge; und sie haben ganz recht, wenn sie nicht eher an den Sieg des

Kreuzes glauben, als bis dasselbe in Jerusalem wieder aufgepflanzt ist, wie umgekehrt in dem Volksglauben der Moslemin Omars Moschee zu Jerusalem als das Palladium des Islam gegen das Christenthum gilt. Die Ansprüche des Kaisers Nikolaus auf die heiligen Orte waren daher von großer Bedeutung; sie bezeichneten gleichsam symbolisch, daß er es als seinen Beruf erkenne, der Hort der morgenländischen Christenheit zu sein, bis die Zeit gekommen sein würde, wo der Halbmond von den Thürmen heruntergestürzt wird und dem Kreuze Platz macht. Kaiser Nikolaus verlangte aber außer der großherrlichen Bestätigung für jene Usurpation der griechischen Kirche an den heiligen Orten noch ausdrücklich, daß die Rechte, Privilegien und Immunitäten, welche die Kirchen, die frommen Stiftungen und der Klerus der orthodoxen Kirche von Alters her in den Ländern des Großherrn genossen haben oder in deren Besitz sie sind, in keiner Weise geändert werden, und daß alle Rechte und Vortheile, welche andern christlichen Kulten eingeräumt sind oder in Zukunft bewilligt werden, auch als der griechischen Kirche zukommend angesehen werden sollen. Dies sollte die Pforte feierlich in der Form eines bindenden Vertrags mit Rußland versprechen; sie weigerte sich aber, weil sie einsehen mußte, daß sie sich dadurch förmlich der Oberaufsicht des russischen Kaisers unterwerfen und sich periodischen Warnungen, Zurechtweisungen und Forderungen aussetzen würde. Sie ließ sich auch durch Menczikows drohendes Ultimatum (7. Mai) und seine Abreise nach Odessa (21. Mai) nicht erschüttern, lehnte auch das russische Ultimatissimum (17. Juni) ab, erließ dagegen einen Ferman, durch welchen sie allen christlichen Kirchen feierlich ihren Schutz zusicherte (26. Juni). Wahrscheinlich hätte der friedliebende und seiner Schwäche sich wohlbewußte Sultan Abdul Medschid zuletzt nachgegeben, wenn er sich nicht auf Frankreich und England verlassen hätte, und andererseits waren die ächten Türken, an ihrer Spitze die mächtige Korporation der Ulemas (die Gesetzeskundigen, die Wächter über die Religion und das eng mit derselben verbundene Recht) durch die russischen Forderungen dermaßen erbittert, daß sie den Sultan, falls er nachgeben würde, offen mit einer Revolution bedrohten. Die englisch-französische Flotte näherte sich mehr und mehr den Dardanellen und legte sich endlich in der Besikabai (am Vorgebirge Sigeum, bei der Mündung des Skamander) vor Anker; Oesterreich rieth in St. Petersburg dringend von einem äußersten Schritte ab und bot seine Vermittlung an, daher erwartete Europa eine diplomatische Lösung des Knotens, als am 26. Juni ein Manifest des russischen Kaisers erschien, in welchem er sich eben so stolz als bitter über den Undank und die Untreue der übel berathenen türkischen Regierung beklagte und nichts anderes zu wollen betheuerte, als daß die Türkei die Verträge erfülle und die Rechte ihrer

griechischen Unterthanen ungekränkt lasse; als Pfand dafür, daß die Türkei ihre Verpflichtungen gegen Rußland und die Griechen erfülle, besetze er die Moldau und Walachei, erkläre aber damit keineswegs den Krieg, denn er werde seine Truppen nicht weiter vorrücken lassen und die Fürstenthümer augenblicklich räumen, sobald die Pforte ihre vertragsmäßige Pflicht erfüllt haben würde. Am 2. Juli zog eine russische Armee unter Gortschakow in die Moldau ein, deren Bevölkerung sich leidend verhielt, während die der unmittelbar darauf gleichfalls besetzte Walachei den Russen einen an Feindseligkeit gränzenden Widerwillen zeigte. Die türkische Regierung protestierte gegen die Pfandnahme, Oesterreich verdoppelte seine Bemühungen für die Aufrechthaltung des Friedens, und die Gesandten der vier europäischen Großmächte zu Wien entwarfen gemeinschaftlich eine Vermittlungsnote, deren Annahme sie Rußland und der Türkei empfahlen (August). Rußland ließ sich dieselbe wirklich gefallen, aber der Staatskanzler Nesselrode begleitete sie mit einem Kommentare, welcher im Grunde nichts anders besagte, als daß Rußland seine Forderungen als anerkannt betrachte und aus großmüthiger Friedensliebe die mildeste Formulierung derselben zugebe; die türkische Regierung nahm die Vermittlungsnote gleichfalls an, änderte jedoch in derselben einige Ausdrücke, so daß der neue Vertrag als ein durchaus freiwilliger Akt der Pforte erschien und jedes Wort vermieden wurde, welches als Anerkennung eines russischen Protektorats über die Griechen im türkischen Reich ausgelegt werden konnte. Die so modificierte Note verwarf aber Kaiser Nikolaus (September) in großem Unwillen, wie ihm denn überhaupt die Einmischung der europäischen Mächte in hohem Grade unangenehm war; deßwegen erklärte er wiederholt, daß er der Pforte keine neuen Zugeständnisse abnöthigen wolle, nicht von ferne an einen Eroberungskrieg denke, nur auf der Bestätigung der alten Verträge bestehe und gewiß mit der Pforte bald übereinkommen werde, sobald die europäischen Mächte sich nicht ferner in die Streitfrage mengen wollten. Den 24. September traf Kaiser Nikolaus mit Kaiser Franz Joseph in Olmütz zusammen, den 3. Oktober sahen sich die beiden Kaiser und der König von Preußen in Warschau, am 7. Oktober machte der russische Kaiser noch einen Besuch in Berlin, er erreichte jedoch seinen Zweck (ein Schutzbündniß der sogenannten drei nordischen Mächte) keineswegs, und namentlich verlautete gleich darauf, daß der Kaiser Franz Joseph erklärt habe, daß einzig die Interessen Oesterreichs und Deutschlands den Gang seiner Politik bestimmen würden. Unterdessen wurde der Sultan von der Kriegspartei in Konstantinopel immer heftiger bestürmt und endlich gezwungen, am 4. Oktober ein Manifest zu veröffentlichen, in welchem er Rußland den Krieg erklärte, wenn die Donaufürstenthümer binnen 15 Tagen nicht geräumt sein würden.

Russisch-türkischer Krieg.

Stellung Oesterreichs und der Westmächte.

Eine türkische Armee hatte sich bereits an der Donau aufgestellt, in Schumla und Varna, welche Waffenplätze stärker befestigt wurden, sammelten sich beträchtliche Streitkräfte, eine ägyptische und tunesische Flottille brachte zwei Korps afrikanischer Moslemin auf den Kampfplatz; Ende Oktobers endlich warf die englisch-französische Flotte mit ihren 3000 Feuerschlünden im Bosporus Anker. Am 1. November erschien auch das russische Kriegsmanifest, in welchem der Kaiser betheuerte, daß er von der Türkei nichts Unbilliges verlangt habe, daß er, obwohl herausgefordert, keinen Angriffskrieg führen, aber die Unterdrückung seiner Glaubensgenossen in der Türkei nie dulden werde. Das russische Volk antwortete dem Kriegsrufe seines Herrschers mit Begeisterung, denn es glaubt sich von der Vorsehung dazu bestimmt, die von den Türken geknechteten Christen zu befreien und in Europa wie in Asien den Sieg des Christenthums über den Islam zu erkämpfen; der Krieg gegen die Türkei erschien ihm deßwegen als ein heiliger Krieg und es vernahm mit Erbitterung, daß Engländer und Franzosen den Türken Beistand leisten, die Deutschen aber wenigstens nicht auf Seite Rußlands stehen werden, durch welches sie nach russischer Anschauung doch 1813 aus der Gewalt Napoleons errettet wurden.

Das eigentliche Drama des Kriegs wurde von den Türken eröffnet, und zwar in Asien durch die Ueberrumpelung des Forts St. Nikolaus unweit Batum (in Transkaukasien); mehrere türkische Heeresabtheilungen überschritten die Gränze des russischen Transkaukasiens, wurden aber nach den ersten unbedeutenden Erfolgen von Orbelian bei Karaklis (14. Nov.), von Andronikow bei Atzkur (19. Nov.) und Achalzik (26. Nov.), entscheidend von Bebutow bei Ughusli (1. Dez.) geschlagen, so daß sie von jetzt an in Asien auf die Defensive beschränkt waren. An der Donau führte Omer Pascha den Krieg mit großer Geschicklichkeit; schon am 17. Oktober besetzte er eine Donauinsel zwischen Widdin und Kalafat, wenige Tage darauf Kalafat selbst, das er mit einem weiten Gürtel starker Schanzen umgab und zum Stützpunkt eines beträchtlichen Armeekorps machte, welches den russischen Feldherrn verhinderte, direkt in der Richtung gegen Serbien zu operieren. Am 2. November setzte sich eine türkische Abtheilung auf walachischem Boden bei Oltenitza an der Mündung des Ardschisch in die Donau fest, verschanzte sich eilig und schlug einige Tage darauf den Angriff des Generals Dannenberg mit großem Verluste zurück, räumte jedoch diese Stellung bald wieder und Omer Pascha behauptete auf dem linken Donauufer nur Kalafat. Am 30. November verloren die Türken da-

gegen ihre ganze Flotille; dieselbe hatte Truppen und Munition nach Batum geführt und lag auf der von einigen schwachen Batterien vertheidigten Rhede von Sinope so sorglos vor Anker, als ob es 60 Stunden nördlich kein Sebastopol und keine russische Flotte gäbe; diese erschien auch so plötzlich und in solcher Uebermacht, daß nur ein türkisches Dampfschiff entkam, um die Botschaft von der Vernichtung des ganzen Geschwaders nach Konstantinopel zu bringen. Jetzt lief die englisch-französische Flotte in den Pontus ein, um die türkischen Schiffe und Küsten zu decken, worauf die russische sich nach Sebastopol zurückzog. Die Katastrophe von Sinope störte die Diplomaten, welche an der Wiederherstellung des Friedens arbeiteten, nicht wenig, denn Rußland hatte durch diesen Schlag, den es gleichsam unter den Kanonen der westmächtlichen Flotten führte, offenbar bewiesen, daß es von Frankreich und England kein ernsthaftes Einschreiten befürchte, und dadurch die Regierungen der beiden ehrsüchtigen Völker in eine schlimme Stellung gebracht. Die vier Großmächte unterzeichneten am 5. Dezember zu Wien ein Protokoll zur Wahrung der Integrität der Türkei, Rußland aber theilte die Milizen der Donaufürstenthümer in seine Armee ein, ließ die Entfernung der Hospodare zu, ordnete eine russische Verwaltung der Fürstenthümer an und erschöpfte sie durch Requisition für seine Armee, lehnte endlich die Vermittlung der Mächte förmlich ab, weil Rußland es allein mit der Türkei zu thun habe, die nur den status quo ante anzuerkennen brauche, wenn sie Frieden wolle. Indem aber Kaiser Nikolaus auf diese Weise die Wünsche und Warnungen der europäischen Großmächte abweisen zu dürfen glaubte, hatte er sich nach zwei Seiten verrechnet. Er rechnete darauf, Oesterreich werde dem Kriege gegen die Türkei wie 1828—29 zwar sehr unwillig, aber doch unentschlossen und unthätig zuschauen und blieb bei dieser Voraussetzung, obwohl sein Vertrauter, der Graf Orlow, welchen er gegen Ende Januar nach Wien gesandt hatte, von der österreichischen Regierung nichts weniger als die unbedingte Zusicherung eines neutralen Verhaltens zurückbrachte. Oesterreich verstärkte damals sein Armeekorps an der türkischen Gränze bis auf 50,000 Mann und hielt eine noch stärkere Streitmacht bereit, wodurch es bewirkte, daß Serbien ehrlich neutral blieb, wie es dessen Fürst am 6. November versprochen hatte, daß selbst die Montenegriner nicht gegen die Türken loszuschlagen wagten und Bosnien wie die Herzegowina sich ruhig verhielten. Hätte Oesterreich sich nicht als geharnischter Wächter an der westlichen Gränze des türkischen Reiches aufgestellt, so wäre von den serbischen Stämmen eine Insurrektion ausgegangen, welche sich über Bulgarien und Makedonien mit Sturmeseile verbreitet und die ganze Armee Omer Paschas im Rücken gefaßt hätte; denn im Süden waren bereits Epirus und Thessalien, wo die christliche Bevölkerung der türki-

schen an Zahl weit überlegen ist, im Aufstande, der von Griechenland unterstützt wurde. So entzog Oesterreich dem russischen Kaiser den mächtigsten Bundesgenossen, indem es den Ausbruch einer allgemeinen Insurrektion der Christen in der Türkei verhinderte, auf der andern Seite aber kam ein Bündniß zwischen Frankreich und England zu Stande, was man in Petersburg als eine pure Unmöglichkeit betrachtet hatte. Napoleon III. hatte nicht die geringste Neigung sich in der orientalischen Frage ähnlich demüthigen zu lassen, wie es 1840 dem König Louis Philipp widerfahren war, welcher dadurch seiner Regierung den Spottnamen „der Friede um jeden Preis" zuzog; Kaiser Napoleon III. durfte und wollte um so weniger vor Kaiser Nikolaus zurückweichen, als er selbst zu der Krisis die Veranlassung gegeben hatte, indem er die alten Rechte Frankreichs an den heiligen Orten wieder geltend zu machen versuchte. Sobald er darum Rußland isoliert wußte und von der Kriegsbereitschaft Englands überzeugt war, trat er seinem gewaltigen Oheim nachahmend rasch als Hauptperson in den Vordergrund und bemächtigte sich der Leitung. Er schrieb nämlich am 29. Januar dem Zar einen alsbald veröffentlichten Brief, in welchem er denselben zur friedlichen Beilegung der obschwebenden Streitfragen einlud, dabei aber in einem solchen Tone der Ueberlegenheit sprach, daß auch ein weniger stolzer und entschlossener Selbstherrscher aller Reußen, als Kaiser Nikolaus war, sich genöthigt gesehen hätte, mit einem Kriegsmanifeste zu antworten. Am 22. Febr. machte Nikolaus seinem Volke bekannt, daß ein Krieg mit England und Frankreich bevorstehe, weil beide Mächte sich gerüstet hätten, um Rußland zu hindern, sein gutes Recht gegen die Türkei geltend zu machen, und wie es bisher gethan, die Christen im türkischen Reiche, die Glaubensbrüder des russischen Volkes, vor Unterdrückung zu schützen; Rußland führe also einen gerechten und heiligen Krieg und hoffe deßwegen auf den göttlichen Beistand u. s. w. Damit kontrastierten freilich die Unterredungen, welche Kaiser Nikolaus mit dem englischen Gesandten Seymour im vorhergehenden Jahre gepflogen hatte und welche gerade jetzt von der englischen Regierung veröffentlicht wurden, nicht wenig; denn der Kaiser setzte in denselben als bestimmt voraus, daß die Türkei („der kranke Mann") bald zusammenbrechen werde und bot England eine Allianz zur Theilung des türkischen Reiches an; Rußland und England im Bunde, erklärte er, brauchen Frankreich nicht zu fürchten; der Passivität Oesterreichs glaubte er sich unbedingt sicher und Preußens erwähnte er nicht einmal.

Englands und Frankreichs Krieg gegen Rußland.

Diese Unterredungen machten namentlich in Frankreich einen großen Eindruck; Napoleon III. handelte darum im Sinne der gekränkten Franzosen,

als er am 28. März gleichzeitig mit England den Krieg gegen Rußland erklärte und ein Schutz- und Trutzbündniß mit England und der Türkei abschloß. Um die öffentliche Meinung Europas zu gewinnen, welche namentlich von deutschen Publicisten zu Gunsten Rußlands bearbeitet wurde, indem dieselben wie 1828 den russischen Krieg gegen die Türkei als ein Erlösungswerk für die unterdrückten Christen darzustellen versuchten, mußte der Sultan versprechen, daß die Christen in seinem Reiche mit den Moslemin gleiche Rechte erhalten sollten und verpflichteten sich Frankreich und England darüber zu wachen, daß die Versprechen des Sultans eine Wahrheit würden.

Der Kriegsschauplatz erhielt jetzt eine große Ausdehnung, jedoch erfolgten die gewaltigen Schläge nicht, welche der große Haufen erwartete. Ein kleines englisches Geschwader lief in das weiße Meer ein, blockierte Archangel und zerstörte einige unbedeutende Küstenforts, ein englisch-französisches steuerte bis Kamtschatka, fand jedoch die russische Flottille nicht auf, weil sich dieselbe in den Amurstrom geflüchtet hatte, und erlitt bei dem Angriffe auf Petropawlowsk eine Schlappe. Die englische Flotte unter dem kühnen Admiral Charles Napier fand sich schon Ende März in der Ostsee ein, mit derselben vereinigte sich später eine gleich starke französische, aber sie wagten auch vereinigt keinen Angriff auf die großen russischen Kriegshäfen Kronstadt und Sweaborg, aus welchen die russischen Kriegsschiffe wohlweislich nicht herauskamen, sondern begnügten sich mit der Blockade der russischen Ostseehäfen und außerdem verbrannten die Engländer große zur Ausfuhr bestimmte Bauholzniederlagen in wehrlosen finnischen Hafenplätzen. Als endlich aus Frankreich ein Korps Landtruppen eingetroffen war, fiel am 16. August die unvollendete Festung Bomarsund (auf einer der Alandsinseln) nach tapferer aber ungeschickt geleiteter Gegenwehr. Dies war die einzige Waffenthat von einigem Belang, welche eine französisch-englische Armada mit 5000 Kanonen, 50,000 Matrosen und 15,000 Mann Landtruppen auszuführen im Stande war; ihre Leistungen waren also äußerst gering, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß sie eine russische Armee zur Deckung der baltischen Küsten nöthigte und dadurch vom südlichen Kriegsschauplatze abhielt.

Hier hatten sich vom 6.—8. Januar türkische und russische Abtheilungen in mörderischen aber nichts entscheidenden Gefechten bei Csetate (unweit Kalafat in der kleinen Walachei) bekämpft, ebenso kosteten die unaufhörlichen Vorpostengefechte und Ueberfälle der ganzen Donaulinie entlang beide Theile eine Menge Leute, steigerten jedoch nur den Muth der Türken, welche wie alle halbbarbarischen Völker im kleinen Kriege den regulären Truppen überlegen sind. Dieser Gang des Kriegs wurde endlich dem Kaiser Nikolaus unerträglich, er ließ daher seine Armee am 23. März auf mehreren Punkten zugleich über die Donau gehen; Mat-

schin, Tultscha, Isatschka und andere kleine Donaufestungen wurden von den Russen mit Leichtigkeit genommen, die ganze Dobrudscha besetzt und anfangs Mai rückte die russische Hauptarmee, über welche der alte Marschall Paskewitsch auf das ausdrückliche Verlangen des Kaisers das Kommando übernommen hatte, vor die Festung Silistria. Zu einer regelmäßigen Belagerung waren die Russen übrigens nicht gerüstet, sie bombardirten daher die Stadt, richteten den eigentlichen Angriff jedoch gegen ein Vorwerk, die Redoute Arab Tabia. Es gelang ihnen aber nicht durch Minen eine praktikable Bresche zu öffnen, ihre wiederholten Stürme wurden blutig zurückgeschlagen und das türkische Geschütz that ihnen fortwährend großen Schaden; dieses so wie die ganze Vertheidigung leitete ein ehemaliger preußischer Offizier, Grach, dem der Kommandant Musa Pascha, der eine europäische Schule durchgemacht hatte, zu vertrauen klug genug war. Am 9. Juni erhielt Paskewitsch eine starke Kontusion, die ihn nöthigte das Kommando wieder dem Fürsten Gortschakow zu übergeben, der am 13. allmählig von Silistria abzog und auf das linke Donauufer zurückging. Den Russen war es nicht um die Eroberung Silistrias zu thun gewesen, sie hatten vielmehr durch ihren Angriff auf dasselbe die türkische Hauptarmee unter Omer Pascha herbeilocken wollen; ohne allen Zweifel hätte dieser in einer regelmäßigen Schlacht eine vollständige Niederlage erlitten, die russische Waffenehre wäre glänzend wieder hergestellt worden und Kaiser Nikolaus hätte nach einem großen Siege ohne Demüthigung in den Pfad der Friedensunterhandlungen einlenken können, wobei ihm Oesterreich und Preußen als Vermittler zur Seite gestanden wären.

Oesterreich, Preußen und der deutsche Bund; die Russen räumen die Donaufürstenthümer.

Oesterreich war durch seine geographische Lage und die wichtigsten Interessen an dem Schicksal der Türkei mehr betheiligt, als jeder andere Staat Europas, daher mußte es auch entscheidend eingreifen. Es hatte alles aufgeboten, um den Kaiser Nikolaus von der Besetzung der Donaufürstenthümer abzuhalten; es hatte im Rathe der Großmächte die Vermittlungsnote vom 5. Dezember 1853 durchgesetzt, die zuletzt von Rußland verworfen wurde; es hatte die von Orlow überbrachten Anträge des Kaisers Nikolaus abgelehnt und als es den Ausbruch des Kriegs zwischen den Westmächten und Rußland nicht verhindern konnte, arbeitete es an der Wiederherstellung des Friedens. Frankreich und England sowie die öffentliche Meinung Deutschlands, die in den letzten kritischen Jahren sich wie eine Windfahne gedreht hatte, suchten Oesterreich zum Kriege zu drängen; aber sollte Oesterreich ohne Preußen und das übrige Deutschland einen Krieg gegen Rußland beginnen, wenn es nicht

geradezu genöthigt war? konnte Oesterreich sich 1854 auf England verlassen, das sich seit 1847 so feindselig und treulos gezeigt hatte? gewährte ihm Napoleon III. hinlängliche Bürgschaft, daß er den großen Krieg, welchen er durch seinen herausfordernden Brief an Kaiser Nikolaus wesentlich herbeiführen half, nicht für sich ausbeutete und den Landkrieg Oesterreich überließ, sobald dessen Bruch mit Rußland entschieden war; daß er nicht die Traditionen Napoleons I. am Rhein, in Italien und Belgien aufnahm? Ehe Oesterreich einen Schritt vorwärts ging, mußte es Preußens und des übrigen Deutschlands bis zu einem bestimmten Grade sicher sein; mit Preußen schloß es am 20. April 1854 zu Berlin ein Bündniß, in welchem sich beide Mächte ihre sämmtlichen Besitzungen verbürgten, sich gegen jeden Angreifer Beistand versprachen, die Rechte und Interessen Deutschlands gegen jede Antastung zu schützen gelobten; sie entsagten während der Dauer des Vertrags jedem andern Bündniß, das irgend einem Artikel ihres Vertrags widerspräche, beschloßen eine Aufforderung an den russischen Hof zu richten, daß derselbe jedes weitere Vorrücken auf türkischem Boden einstelle und eine bindende Zusage der alsbaldigen Räumung der Donaufürstenthümer gebe. Als casus belli (Kriegsfall) gegen Rußland wurde ausdrücklich die Einverleibung der Donaufürstenthümer sowie ein Angriff oder Uebergang des Balkan bezeichnet. Beide Mächte erließen an die andern deutschen Höfe und nicht an den Bundestag eine Einladung zum Beitritte, worauf die Mittelstaaten (Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover, Baden, Hessen-Darmstadt und -Kassel, Nassau) eine Ministerkonferenz in Bamberg veranstalteten und in einer gemeinschaftlichen Note verlangten, daß die Frage dem Bundestag überwiesen und der Bundestag als Großmacht bei den künftigen Verhandlungen über die orientalische Frage durch einen eigenen Bevollmächtigten repräsentiert werde; überdies befürworteten sie die unverletzte Fortdauer des Königreichs Griechenland, dessen „deutsche Dynastie gerechte Ansprüche auf die warme Theilnahme Deutschlands besitze." Franz Joseph und Friedrich Wilhelm IV., die sich auf dem böhmischen Schlosse Tetschen besprachen, fanden gleich wenig Geschmack an der Note der Bamberger Konferenz; um indessen dem Einwirken ausländischen Einflusses nicht größeren Spielraum zu verschaffen, bewiesen sie sich in so weit nachgibig, daß die orientalische Frage vor den Bundestag gebracht wurde, der am 9. Dezember 1854 endlich wesentlich dasselbe billigte, was Oesterreich und Preußen zur Herstellung des Friedens gethan hatten und noch thun wollten.

Oesterreich hatte mit der Pforte und den Westmächten zu Konstantinopel zwei Verträge abgeschlossen; durch den einen wurde es berechtigt in Albanien und der Herzegowina einzuschreiten, im Falle dort ernsthafte Unruhen ausbrechen würden; durch den andern (14. Juni) verpflichtete

es sich zur Besetzung der Donaufürstenthümer und erließ an Rußland die Aufforderung dieselben zu räumen, was von Preußen durch eine Note unterstützt wurde. Der Kanzler Nesselrode antwortete zwar abschlägig, da aber Oesterreich an seinen Gränzen von Krakau bis Orsowa immer gewaltigere Streitmassen sammelte, so zog die russische Armee zuerst aus der Dobrudscha, dann aus der Walachei, zuletzt auch aus der Moldau ab (Ende Juni bis August), wobei ein Korps durch die Ungeschicklichkeit seines Führers von den Türken noch eine unbedeutende Schlappe bei Giurgewo in der Walachei erlitt. Aus „strategischen Rücksichten" sei die Räumung der Fürstenthümer erfolgt, erklärten die Russen und hatten insofern ganz Recht, als die Stellung der Oesterreicher in Siebenbürgen und in der Bukowina die russische Armee in der Flanke bedrohte und ihr selbst den Rückzug unmöglich machen konnte; jedenfalls zogen sich die Russen nicht vor Omer Pascha zurück und ebenso wenig vor den 30—40,000 Franzosen und Engländern, welche um jene Zeit in und bei Varna lagen und fast ohne alle Reiterei waren.

Vergebliche Friedenskonferenzen in Wien.

Nach diesem großen Erfolge der österreichischen Demonstration veranlaßte der österreichische Ministerpräsident Graf von Buol-Schauenstein im August die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zwischen den Gesandten der Großmächte zu Wien. Man verlangte von Rußland vor allem als Präliminar- oder Garantiepunkte: 1) das Aufgeben der Schutzherrlichkeit über die Donaufürstenthümer und Serbien; die Rechte dieser Länder sollten in Zukunft unter der Bürgschaft der Großmächte stehen; 2) die Schifffahrt auf den Donaumündungen sollte von allen Hindernissen befreit und den Grundsätzen der Wiener Kongreßakte unterstellt werden; 3) die Revision des Vertrags vom 13. Juli 1841, durch welchen Dardanellen und Bosporus den Kriegsschiffen aller fremden Mächte geschlossen wurden; 4) das Aufhören des officiellen Schutzrechtes von Rußland über die griechischen Unterthanen der Pforte; dagegen sollten die Großmächte insgesammt die Sache aller christlichen Unterthanen der Pforte übernehmen. Preußen verpflichtete sich nicht wie Frankreich, England und Oesterreich für diese vier Punkte einzustehen, empfahl deren Annahme jedoch bei dem Petersburger Hofe; dieser wies sie zwar nicht zurück, zeigte aber wenig Geneigtheit zur Annahme, weil er nun der Neutralität Preußens und damit auch der deutschen Mittel- und Kleinstaaten sicher war, in Folge davon kein ferneres entscheidendes Vorgehen von Seite Oesterreichs mehr fürchtete und die Pontusexpedition der Westmächte glänzend zu vereiteln hoffte. Preußen willigte jedoch noch in einen Zusatzartikel zu seinem Bündnisse mit Oesterreich, in welchem es diesem seine bewaffnete Hilfe versprach, wenn seine Truppen in den Do-

naufürstenthümern von den Russen angegriffen würden, und dasselbe Versprechen gab am 9. Dezember auch der deutsche Bund; von jetzt an aber begann eine Differenz zwischen den zwei deutschen Großmächten, welche sehr gefährlich zu werden drohte. Oesterreich schloß nämlich am 2. Dezember einen Bund mit Frankreich und England, verpflichtete sich die Donaufürstenthümer gegen einen neuen Angriff der Russen zu vertheidigen, den englisch-französisch-türkischen Truppen aber freien Marsch durch die Fürstenthümer zu gestatten; es erhielt die Zusage gemeinschaftlicher Kriegsführung, wenn es mit Rußland in Krieg käme, jedenfalls gemeinschaftlicher Unterhandlungen, wenn solche über einen Friedensschluß gepflogen würden; auch behielten sich die Mächte vor, je nach Umständen noch andere Bedingungen zu stellen, welche ihnen im Interesse Europas als nothwendig erscheinen würden. Preußen wurde zum Beitritte eingeladen, verweigerte denselben aber (17. Dez.), weil es nicht Theilnehmer eines Vertrags sein könne, der in seiner Fassung höchst unbestimmt sei, und über dessen eigentliche Bedeutung die Kontrahenten selbst nicht den nöthigen Aufschluß geben könnten; denn die Gesandten der kontrahierenden Mächte hatten sich wirklich auf die Anfrage des Freiherrn von Manteuffel, des preußischen Ministerpräsidenten, nicht so weit instruiert erklärt, um der preußischen Regierung mittheilen zu können, welche genaue Auslegung des Dezembervertrags die einzelnen Regierungen mit demselben verknüpften. Die Bemühungen Preußens durch außerordentliche Gesandte die Westmächte friedlicher und nachgibiger zu stimmen, mißlangen, die Sprache gegen dasselbe wurde bitterer, und als am 28. Dezember neue Ministerkonferenzen in Wien begannen, verlangte Preußen vergeblich, daß es zur Theilnahme an denselben berufen werde. Als daher Preußen und die deutschen Bundesstaaten im Februar ihre Streitkräfte zur Kriegsbereitschaft rüsteten, war es zweifelhaft, nach welcher Richtung sie Front machen würden, zumal es schien, die englisch-französische Expedition werde vor Sebastopol dem gleichen Schicksale nicht entgehen, welches in alter Zeit die athenische vor Syrakus getroffen hatte.

Westmächtliche Intervention in Griechenland.

Frankreich und England, die sogenannten Westmächte, schickten seit dem März ihrem bedrohten Bundesgenossen Abdul Medschid Schiffe und Mannschaft zu Hilfe, zwangen auch die russische Flotte sich im Hafen von Sebastopol zu bergen, vermochten jedoch vor September nichts gegen die russische Landmacht zu unternehmen. Einen großen Dienst leisteten sie aber der Pforte, indem sie zur schnellen Unterdrückung der griechischen Erhebung kräftig mitwirkten. Griechenland war durch die brutale Mißhandlung, welche es 1850 durch England erlitten hatte, stärker als je an seine fatale Schwäche erinnert worden und mußte deßwegen fieberhaft

erregt werden, als die Spannung zwischen der Türkei und Rußland einen Bruch der beiden Mächte in Aussicht stellte. Die Griechen oder Hellenen, wie man sie gewöhnlich zum Unterschiede von den andern Bekennern der griechischen Kirche im türkischen Reiche nennt, wußten zwar wohl, daß Kaiser Nikolaus ihren Traum eines neuen byzantinischen Reichs höchlich mißbillige, daß er überhaupt seine gefürsteten Schützlinge stürze oder demüthige, wenn sie es sich herausnehmen, einen eigenen Willen zu haben oder gar nach anderem Schutze umzuschauen, aber sie glaubten, daß er ihnen jedenfalls bei dem Tode des „kranken Mannes" am Bosporus einige Stücke von dessen Verlassenschaft gönnen werde, und stellten die fernere Zukunft dem Schicksale anheim. Als daher der Krieg zwischen Rußland und der Türkei förmlich ausgebrochen war, konnte der auf dies Ereigniß hin seit lange her vorbereitete Aufstand in Thessalien und Epirus nicht ausbleiben; schon im Januar (1854) mußten sich die Türken wie 1821 in die Städte flüchten, wo sie von Insurgentenbanden eingeschlossen wurden. Aus Griechenland zogen letzteren wenigstens 4000 Mann zu Hülfe, zum Theil regelmäßiges Militär, das kompagnieweise mit den Offizieren desertierte, theils alte Palikaren und Klephten aus dem Freiheitskriege (man hörte wieder die Namen Tsavellas, Gristotis, Zaimi, Makryani, Grivas, Karaiskaki 2c.). Aber mit diesen Häuptlingen trat auch die alte Uneinigkeit und Verrätherei wieder auf; Arta wurde von den Türken behauptet, der Lord Oberkommissär der jonischen Inseln unterstützte sie mit Geld und Munition, französisch-englische Proklamationen ermahnten drohend zur Ruhe und sicherten den Christen zugleich Schutz vor Unterdrückung zu, endlich führte Fuad Effendi ein kleines regelmäßiges Truppenkorps herbei, mit dem er die Insurgenten und hellenischen Freischaaren bei Peta schlug und im Mai Epirus vollends von den Aufständischen säuberte. Kräftiger vertheidigten sich diese in Thessalien am oberen Peneus, wo Hadschi Christo ein türkisches Korps bei Kalambaka (24. Mai) schlug, Trikkala besetzte und erst am 28. Juni der dreifachen Uebermacht Fuad Effendis sowie der Feigheit und dem Verrathe einiger Kapitanis unterlag; der Aufstand in Makedonien, den Karatasso, ehemaliger Adjutant des Königs Otto, mit einer Freischaar unterstützen wollte, kam nicht völlig zum Ausbruche, indem die westmächtlichen Schiffe die Küsten streng beaufsichtigten und Landungen verhüteten. Die Westmächte waren über die Diversion, welche die Griechen im Süden des türkischen Reichs zu Gunsten der Russen machten, sehr aufgebracht; sie unterstützten daher die Note der Pforte an die griechische Regierung, in welcher diese in strengen Worten an die Pflichten der Neutralität ermahnt wurde, und als die Antwort keineswegs befriedigend ausfiel, indem sich die griechische Regierung weder zu einer öffentlichen Verurtheilung der Freischaarenzüge noch zu den geforderten Maß-

regeln an der Gränze verstehen wollte, wurde Athen am 26. Mai von einem englisch-französischen Korps, der Piräeus von einer englisch-französischen Flotte besetzt. Die Regierung Griechenlands wurde unter die Aufsicht der westmächtlichen Gesandten und Kommandanten gestellt, dem Könige der treulose Kalergi als Minister aufgedrungen und jener von diesem unwürdig gekränkt. Auffallend war es dabei, daß die Engländer von den Franzosen in diesem Verfahren weit überboten wurden, daß also Napoleon III. auch in Athen die erste Rolle übernahm und dem König Otto dadurch zu verstehen gab, daß Napoleon III. gebiete und kein Widerstreben dulde, solches vielmehr als eine persönliche Herausforderung annehme.

Krimexpedition. Schlacht an der Alma (20. Sept.).

Napoleon III. bestimmte auch die Operationen der englisch-französischen Streitkräfte, die am Hellespont, am Bosporus, zu Burgas und hauptsächlich bei Varna lagen. Zum Entsatze Silistrias waren sie unzureichend, aus der Walachei und Moldau wurden die Russen durch die Aufstellung der österreichischen Streitkräfte vertrieben, einen Feldzug nach Bessarabien konnte das westmächtliche Heer ohne die türkische Armee nicht unternehmen und auf diese konnte es bei einer regulären Feldschlacht nicht mit Sicherheit rechnen, so tapfer sich der türkische Soldat im kleinen Kriege und hinter Verschanzungen schlug; Asien, wo die Türken bei Usurgeti (16. Juni), bei Bajazed (29. Juni), bei Kurukdere (7. August) zwar tapfer, aber so unglücklich gestritten hatten, daß von ihrer anatolischen Armee wenig mehr übrig war, konnte das Ziel der Expedition nicht sein, weil auch die glänzendsten Erfolge der englisch-französischen Waffen auf der armenischen Hochfläche und am Kur Rußland nicht besonders schwer getroffen, also auch nicht zum Frieden bestimmt hätten. Napoleon III. entschied sich deßwegen zu einer Expedition nach der Krim, wo Sebastopol die russische Flotte und unermeßliche Kriegsvorräthe barg; gelang die Wegnahme Sebastopols und damit die Vernichtung der russischen Flotte, so war der eine Arm Rußlands im Kriege gegen die Türkei gelähmt, der Erfolg also ein sehr wichtiger und nachhaltiger. Schon im Juli bezeichneten wiederholt auftauchende Gerüchte Sebastopol als Zielpunkt der großen Expedition, es wurde aber Anfang Septembers, bis die Truppen und das unumgänglich nothwendige Material eingeschifft werden konnten, und diese Zeit benutzten die Russen um ihre Streitkräfte in der Krim zu verstärken und Sebastopol auf der Landseite besser zu befestigen. Eine Flotte von 33 Linienschiffen, 102 Dampfern und 420 gewöhnlichen Transportschiffen setzte 35,000 Franzosen (die Cholera hatte im Lager bei Varna Franzosen und Engländer mehr als gezehntet), 26,000 Engländer und 7000 Türken am 14. Sep-

tember unweit Eupatoria in der Krim an das Land, ohne daß die Russen es zu verhindern versuchten. Sie erwarteten vielmehr 33,000 Mann stark mit 92 Geschützen die feindliche Armee in einer vortheilhaften Stellung auf dem linken Ufer der Alma, einige Stunden nördlich von Sebastopol; am 20. September wurden sie angegriffen, auf dem linken Flügel von den überlegenen Gegnern umgangen und nach tapferem Widerstande zum Rückzuge genöthigt. Sie verloren an Todten und Verwundeten 4482 Mann, die Verbündeten 3326; diese nahmen auch nicht eine Kanone, verdankten ihren Sieg hauptsächlich ihren bessern Feuergewehren und mußten den Fürsten Menczikow, welcher die russischen Streitkräfte in der Krim kommandierte, ungestört abziehen lassen. Derselbe verstärkte die Besatzung Sebastopols und nahm landeinwärts eine Stellung; dahin durften ihm die Verbündeten nicht folgen, weil sie fast keine Reiterei hatten und die nöthigen Lebensmittel nicht mitführen konnten. Daher beschlossen die beiden Oberfeldherrn, der todtkranke Marschall St. Arnaud und Lord Raglan, Sebastopol zu umgehen und die Stadt von der Südseite anzugreifen; am 28. September besetzten sie die ausersehene Stellung auf dem felsigen Plateau vor Sebastopol, welches von dem tief eingeschnittenen Thale der Tschernaja, die in die Bucht von Sebastopol mündet, und von dem Meere begränzt wird; die Bucht von Balaklawa diente den Engländern, die von Kamiesch den Franzosen als Hafen, wo sie das Belagerungsmaterial, die Verstärkungen 2c. ausschifften. Marschall St. Arnaud verließ am 27. die Armee und kam am 30. sterbend vor Konstantinopel an; sein Kommando erhielt General Kanrobert, welcher wie St. Arnaud in Algier seinen militärischen Ruf gegründet und Napoleon III. beim Sturze der Republik wichtige Dienste geleistet hatte.

Belagerung Sebastopols. Schlacht bei Inkerman (5. Nov.).

Der ursprüngliche Plan der Verbündeten, dem russischen Heere eine totale Niederlage zu versetzen und darauf das sich selbst überlassene Sebastopol durch einen raschen Angriff wegzunehmen, war also schon mißglückt; nach dem neuen sollte Sebastopol regelmäßig belagert, mit aller Macht beschossen und endlich erstürmt werden, wobei auf die Mitwirkung der Flotte viel gerechnet wurde; man glaubte damit im Herbste zu Ende zu kommen. Allein die Vertheidigungskraft Sebastopols zeigte sich unerwartet groß und wohlgeleitet; den Eingang des Hafens hatten die Russen durch 6 versenkte alte Linienschiffe gesperrt, über die Hafenbucht selbst eine Schiffbrücke geschlagen, vermittelst welcher sie eine leichte Verbindung mit den Forts auf der Nordseite des Hafens unterhielten. Die Landseite der Stadt hatte ursprünglich nur eine steinerne Mauer zur Umfassung, diese war aber während der Zurüstungen der Verbündeten

zur Krimexpedition durch kasemattierte steinerne Thürme, stellenweise durch einen tiefen Graben, 6 Erdbastionen ꝛc. verstärkt worden; außerdem legten die Russen sogenannte Jägergräben an, d. h. Gruben mit dem Erdaufwurf gegen den Feind, in welche sich Scharfschützen postierten, bildeten aus zusammengetragenen Steinen kleine Vorwerke und erschwerten so durch ihr Schützenfeuer die Annäherung des Feindes auf jede Weise. Die Bastionen waren mit Geschützen des schwersten Kalibers, die zum Theil aus den Kriegsschiffen auf die Wälle geschafft und von den Artilleristen der Marine bedient wurden, aufs vollständigste bewaffnet, und innerhalb der Erdwälle waren schräg angelehnte, mit Erde bedeckte Blendungen aus starken Balken errichtet, welche die gegen Stürme bereit gehaltenen Soldaten vor dem feindlichen Wurffeuer schützten. In der Nacht vom 9. zum 10. Oktober wurden die Laufgräben gegen die Festung eröffnet, und am 17. donnerten 126 schwere Geschütze von der Landseite gegen die Festungswerke, welche kräftig antworteten und keinen erheblichen Schaden litten; die Flotten beschoßen gleichzeitig die Forts an der Seeseite, mußten sich aber bald übel zugerichtet aus dem Bereiche des feindlichen Feuers zurückziehen und wagten seitdem keinen ernstlichen Angriff mehr. Die Belagerungsarbeiten rückten in den folgenden Tagen nur auf französischer Seite voran, dagegen verstärkte sich Menczikow durch eine ganze Division und ließ am 25. vier Schanzen angreifen, welche die Engländer eine halbe Stunde von **Balaklawa** zur Deckung ihrer Stellung angelegt, aber nur mit wenigen Kanonen und einigen türkischen Bataillonen besetzt hatten. Die Russen nahmen die Schanzen im ersten Anlaufe, schlugen einen Angriff der englischen Reiterei zurück, wobei diese ein Drittheil ihrer Leute verlor, und behaupteten drei Schanzen, so daß sie fortwährend den Verbindungsweg zwischen Balaklawa und dem englischen Lager vor Sebastopol bedrohten. Die Belagerungsarbeiten der Engländer rückten fast nicht mehr vorwärts, weil sie zu wenig Leute hatten, um Balaklawa zu sichern und gleichzeitig gegen die Festung zu operieren; überdies wüthete die Cholera in ihren Reihen, die nur unbedeutende Verstärkung erhielten, da man einen Nachschub von 5000 Türken nicht besonders hoch anschlagen durfte. Die Franzosen litten zwar durch die Cholera nicht weniger, verstärkten sich jedoch durch eine fünfte Division unter General **Levaillant** und rückten ihrerseits trotz des furchtbaren Feuers der Russen der Festung immer näher; sie waren entschlossen, sobald als möglich und um jeden Preis Bresche zu schießen, um die Festung zu stürmen, bevor Menczikow alle ihm zueilenden Verstärkungen an sich gezogen hätte. Dieser war den Verbündeten, die vielleicht über 65,000 Mann verfügen konnten, bereits überlegen und griff frühe am 5. November die rechte Flanke der Verbündeten an,

während er gegen Balaklawa und gegen die Belagerungsarbeiten der Franzosen starke Demonstrationen anordnete. Die Russen überraschten die Engländer und obgleich sich diese (16,000 Mann gegen 28,000) mit der größten Entschlossenheit vertheidigten, so gewannen die Russen doch allmählig die Oberhand, als um 11 Uhr der französische General Bosquet mit seiner Division herbeieilte und die Russen zum Rückzuge zwang, den sie unbelästigt und in bester Ordnung vollzogen. Diese Schlacht (nach Inkerman im Tschernajathale genannt, von wo ein Theil der Russen gegen die Anhöhen stürmte) kostete die Engländer an Todten und Verwundeten 2590 Mann, die Russen 8760, die Franzosen 1726; letztere pflegen indessen ihren Verlust immer zu nieder anzugeben, was auch bei dieser Gelegenheit der Fall zu sein scheint, indem die Russen bei ihrem gleichzeitigen Ausfalle gegen die Belagerungswerke der Franzosen 15 Geschütze vernagelten, endlich zurückgeworfen und bis an die Wälle verfolgt wurden, dann aber ihrerseits wieder die Franzosen kräftig abwiesen.

An eine Eroberung Sebastopols durften die Verbündeten vorerst gar nicht mehr denken, das hatte die mit Noth gewonnene Vertheidigungsschlacht bewiesen, indessen setzten auch die Russen ihre Angriffe nicht fort, sondern verstärkten ihre Festungswerke, indem sie wahrscheinlich die Wirkung eines taurischen Winters auf die Verbündeten abwarten wollten. Diese war furchtbar genug, weil man sich in Paris und London zu spät von der Nothwendigkeit eines Winterfeldzugs überzeugt hatte und darum auch die nöthigen Vorbereitungen nicht zur rechten Zeit machte. Die Soldaten lagerten unter leinenen Zelten (die hölzernen Hütten kamen zu spät an), in welchen sie bei Unwetter geringen Schutz fanden, wenn sie durchnäßt aus den kothigen Laufgräben zurückkehrten; für die Kranken und Verwundeten waren keine zureichenden Hospitäler errichtet worden, daher sie in die am Bosporus von den Türken eingeräumten Gebäude transportiert wurden, wo die nöthigen Vorkehrungen gleichfalls nur sehr mangelhaft getroffen waren. Die Franzosen litten im ganzen weniger als die Engländer, denn sie hatten von der Kamieschbai im Herbst schon eine praktikable Straße in ihr Lager gebaut und besaßen eine wohlorganisierte Verwaltung; die Engländer dagegen stellten im Herbste keine Straße von ihrem Lager nach Balaklawa her (im Frühjahr aber dafür eine Eisenbahn), deßwegen litten die Truppen an allem Mangel, weil die Herbeischaffung der auf den Schiffen nach Balaklawa gebrachten Vorräthe zu viel Zeit und Mannschaft in Anspruch nahm. Die Pferde ihrer Reiterei gingen sämmtlich zu Grunde; ihr Heer schmolz allmählig auf 8000 Kampffähige zusammen, so daß die Franzosen einen Theil der englischen Laufgräben übernehmen mußten. Für die Türken war noch weniger

gesorgt, und dieselben erlagen ihrem Schicksale mit der bekannten fatalistischen Resignation, welche der Islam predigt. Die Winterstürme des schwarzen Meeres vernichteten eine ziemliche Anzahl Schiffe der Verbündeten, unter andern auch dasjenige, welches die Winterkleider für die englischen Truppen an Bord hatte; dagegen begruben die Schneestürme in den Steppen des südlichen Rußlands ganze Wagenzüge und Truppenabtheilungen, welche nach der Krim dirigiert waren.

Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe. Tod Nikolaus I. (2. März). Wiener Konferenzen.

Die Einnahme Sebastopols war für die Verbündeten eine Nothwendigkeit geworden, denn ihre Armee hätte sich nur in dem Fall einschiffen können, wenn sie mit den Russen einen Waffenstillstand abschloß, wenn demnach diese geneigter waren, dem abziehenden Feinde eine goldene Brücke zu bauen, statt denselben in das Meer zu werfen; überdies forderte die militärische Ehre und die Stimmung der französischen und englischen Nation einen entscheidenden Erfolg des Krimfeldzugs. Man bezeichnete jetzt denselben in beiden Ländern als ein Wagstück, das Napoleon III. im Vertrauen auf seinen Stern unternommen und dazu die Engländer mitgerissen habe, ohne daß nur die gewöhnlichen Vorkehrungen für den Fall getroffen wurden, wenn der Feind den ihm zugedachten ersten Streich pariere. In England führte die Erbitterung Ende Januars 1855 den Sturz des Ministeriums Aberdeen herbei, dem die elende Verpflegung des Krimheeres zur Last gelegt wurde, und Palmerston, welchem das englische Volk mehr Energie und Einsicht zutraute, kam wieder an das Ruder. Napoleon III. sah seinen Ruf als Regent, Staatsmann und Militär gefährdet, denn der Krieg und die Leitung desselben knüpfte sich an seinen Namen, daher bot er alles auf, um die Stimmung der Nation und des Heeres zu heben und den Erfolg der Krimexpedition sicherzustellen. Während des Winters verlautete durch die officiöse Presse, der Kaiser werde selbst in das Lager vor Sebastopol abgehen, um die Gefahren und Leiden der Armee zu theilen oder zu mildern und den Kampf persönlich zu leiten, ein Entschluß, der ihm von dem Volke und dem Heere hoch angerechnet wurde; unterdessen schickte er vom November bis Februar nicht weniger als vier neue Divisionen und eine Brigade der Kaisergarde in die Krim, theilte das so verstärkte Heer in zwei Armeekorps und übergab das Kommando des ersten dem General Pelissier, den er bereits zum Nachfolger Kanroberts bestimmt hatte. Auch England strengte sich auf das äußerste an, verstärkte sein Heer in der Krim durch 12 Infanterieregimenter (jedes zu etwa 800 Mann) und warb eine Fremdenlegion an, die sich aus Deutschen und Schweizern rekrutierte, obwohl der deutsche Bund die Werbungen verbot und in England

Parlamentsglieder und Zeitungen den Deutschen mit brutalem Stolze und schmählicher Undankbarkeit für die Dienste in den napoleonischen Kriegen begegneten. Es versuchte auch eine italienische Legion zu errichten und bewog in Uebereinstimmung mit dem französischen Kaiser den sardinischen König am 26. Dezember zu einem Vertrage, laut welchem England diesem ein Anlehen von 25 Millionen Lire verbürgte, wofür er 15,000 Mann in die Krim schicken und vollzählig erhalten sollte; so kam Sardinien in den Chorus der Großmächte, welche eine Weltfrage zu entscheiden hatten! Der König von Neapel lehnte die gleiche Ehre ab, wie dies auch der König von Schweden that; dagegen vermochte Napoleon die Schweiz in soweit zu engagieren, daß der Bundesrath der Bundesverfassung zum Trotze die Anwerbung einer Legion für den französischen Dienst gestattete. England nahm überdies 20,000 Türken in seinen Sold, die aber erst organisiert werden mußten, und auf Weisung Napoleons III. wurde das Korps des Omer Pascha, welches seit der Okkupation der Donaufürstenthümer durch die österreichischen Truppen an der Donau ganz entbehrlich war, nach Eupatoria überführt, welcher offene Ort zu einem Waffenplatze umgeschaffen wurde. Um dies zu verhindern, wagte General Chrulew auf Menczikows Befehl am 17. Februar 1855 einen Angriff, der aber gänzlich mißlang; die Nachricht davon verbitterte die letzten Tage des Kaisers Nikolaus und bewirkte vielleicht die Abberufung Menczikows, der durch den Fürsten Gortschakow ersetzt wurde, während der Graf Osten-Sacken das Kommando in Sebastopol erhielt. Auch Rußland machte gleich den Westmächten ungeheure Anstrengungen für den Krieg im Jahre 1855; es stellte gewiß 700,000 Mann auf und rief am 11. Februar die Reichshilfswehr zu den Waffen; allein es hatte eine Gränze von mehr als 1000 Meilen Länge zu decken, und bei der ungeheuren Ausdehnung des Reichs mußten die Mannschaften Monate marschieren, bis sie an ihrem Bestimmungsort anlangten. Während so auf beiden Seiten die Rüstungen im großartigsten Maßstab betrieben wurden, ruhten auch die Diplomaten nicht, namentlich bezeigte Rußland Bereitwilligkeit zum Frieden, weil dieser, so lange Sebastopol nicht gefallen war, nur zu seinem Vortheil ausfallen konnte. Kaiser Nikolaus starb zwar am 2. März 1855 unerwartet schnell an einer Brustkrankheit, sein Nachfolger Alexander II. aber erklärte, der Politik seines Vaters treu bleiben zu wollen, und erneuerte die Vollmachten für seine Bevollmächtigten Gortschakow und Titow an den Wiener Konferenzen, welche am 15. März eröffnet wurden. England wurde durch John Russell und Westmoreland; Frankreich durch Bourqueney und Drouyn de l'Huys, die Türkei durch Arif Effendi und Ali Pascha, Oesterreich durch Buol-Schauenstein, welcher den Vorsitz

führte, und Prokesch von Osten vertreten; Preußen blieb ausgeschlossen, weil es dem Vertrag vom 2. Dezember nicht beigetreten war. Die Verhandlungen dauerten bis zum 4. Juni, scheiterten aber an dem dritten Garantiepunkte, durch welchen die Westmächte die russische Seemacht im schwarzen Meere beschränken wollten; ein vermittelnder Vorschlag Oesterreichs, für welchen dieses nöthigenfalls mit den Waffen einstehen wollte, wurde von den Westmächten abgelehnt.

Der Heldenkampf um Sebastopol: 7. Juni Erstürmung des Mamelon vert; 18. Juni unglücklicher Hauptsturm; 16. August Schlacht an der Tschernaja; 8. September der Malachow erstürmt.

Also mußte der Gang des Kriegs entscheiden, der während der Unterhandlungen heftiger als vorher fortgedauert, aber noch immer kein entscheidendes Resultat gegeben hatte. Gegen Ende Februars wurde der Hauptangriff gegen die Ostseite Sebastopols gerichtet, welchen die Franzosen jetzt gleichfalls übernahmen, so daß die Engländer die Mitte bildeten. Die Russen begegneten, geleitet von dem Ingenieur Tottleben (geb. 1818 zu Mietau in Kurland), dem erweiterten Angriffe mit ebenso viel Geschicklichkeit als Muth; sie bauten vor den bedrohten Bastionen, deren wichtigste die des Malachowhügels war, drei starke Schanzen und hinderten das Vorrücken der Belagerer durch wüthende Ausfälle. Diese beschoßen hierauf den Platz vom 9. bis 23. April aus 508 Geschützen des schwersten Kalibers (mit 36- bis 200pfündigen Kugeln) und warfen während der Nacht, um den Russen keine Ruhe zu lassen, Bomben und Granaten; allein die Festungswerke litten wenig Schaden, und den Verlust an Mannschaft (täglich gegen 500 Mann) ersetzten die Russen aus ihrer Feldarmee; ihr sicheres wenn auch schwächeres Feuer kostete die Verbündeten täglich gegen 150 Mann, und als am 6. Mai der gewöhnliche Geschützkampf wieder eintrat, waren die Verbündeten den russischen Werken nicht viel näher gekommen. Dagegen erschwerten sie die Verproviantirung Sebastopols und der russischen Krimarmee bedeutend, indem sie (vom 22. Mai bis 15. Juni) die Straße von Kertsch, den Eingang in das asowsche Meer, erzwangen, mit leichten Schiffen die Küstenplätze dieses seichten und trüben Meeres (von den Alten daher Palus Maeotis genannt) überfielen und die Vorräthe verbrannten, welche der russischen Armee zu gute gekommen wären; auch hinderten sie die Kommunikation, welche das innere Rußland über die Landzunge zwischen Genidschi und Arabad mit der Krim unterhalten hatte. Vor Sebastopol übernahm Pelissier am 19. Mai das Kommando, nachdem das Belagerungsheer, das durch eben eingetroffene Verstärkungen bis auf 174,500 Mann (100,000 Franzosen, 14,500 Sarden, 32,000 Engländer, 28,000 Türken unter Omer Pascha) an-

gewachsen war. Pelissier befolgte ein anderes Angriffssystem als sein Vorgänger; er beabsichtigte die vorgeschobenen feindlichen Werke nach einander zuerst mit aller Macht zu beschießen und dann zu erstürmen so bis an den letzten Wall vorzudringen, alles Geschütz gegen diesen, arbeiten zu lassen, hierauf ihn und damit die Festung durch einen letzten Sturm zu nehmen. Schon in der Nacht vom 21. zum 22. Mai warf er die Russen nach einem mörderischen Gefechte auf der Südseite der Stadt aus ihren Gräben in das Quarantänefort, erstürmte am 7. Juni (mit einem Verluste von mehr als 4000 Mann) drei vorgeschobene Redouten auf der Ostseite (Mamelon vert) und wagte am 18. einen Hauptsturm, um dem Wunsche des Kaisers entsprechend aus dem Jahrestag von Waterloo einen Siegestag der französisch-englischen Armee zu machen. Lord Raglan fand zwar den Sturm nicht gehörig vorbereitet, mußte aber nachgeben; 14,000 Engländer und 30,000 Franzosen stürzten am 18. morgens 3 Uhr auf die Werke der Russen (die Engländer auf den Redan, ein sogenanntes Sägewerk, die Franzosen auf den Malachow), wurden aber trotz übermenschlicher Anstrengung in ihre Laufgräben zurückgeworfen; dieser Tag kostete die Franzosen 5000, die Engländer 1500 (der alte Lord Raglan unterlag der Cholera und dem Kummer am 28. Juni), die Russen 5600 Mann. Neue Verstärkungen, die aus Frankreich anlangten, ersetzten diesen Verlust und den fortwährend von der Cholera und dem feindlichen Feuer verursachten; die Belagerung schritt wieder regelmäßig voran, es wurden noch mehr Feuerschlünde als früher in Thätigkeit gesetzt, so daß die Russen am 16. August einen neuen Versuch gegen die Belagerungsarmee unternahmen (Schlacht an der Tschernaja), aber mit noch weniger Glück als bei Inkerman; denn sie mußten in ihre Stellungen zurückkehren und verloren bei 8000 Mann, während die Verbündeten, welche die massenhaften Bajonetangriffe durch ein gutgezieltes und wohlunterhaltenes Feuer abwiesen, nur 1800 Todte und Verwundete zählten. Durch diese Schlacht war das Schicksal Sebastopols entschieden; die Russen waren nicht im Stande es zu entsetzen, und ebenso wenig konnten sie in Sebastopol in die Länge dem immer furchtbarer werdenden feindlichen Feuer widerstehen; über 700 der schwersten Geschütze überschütteten die Werke mit ihrem zerstörenden Hagel, durch welchen die Russen täglich 500—1000 Mann verloren; sie harrten aber ihrerseits so standhaft in ihren Batterieen aus, daß die Franzosen ihren täglichen Verlust auf 200—300, die Engländer den ihrigen auf 50 Mann angaben. Am 8. September mittags 12 Uhr wurde endlich der letzte Sturm unternommen, den 70,000 Verbündete auf drei Punkten ausführten, 85,000 Russen abzuwehren bestimmt waren. Der Angriff der Franzosen auf der Südseite mißlang; ebenso wenig Glück hatten die

Engländer gegen den Redan; dagegen erstürmte das von Bosquet geleitete Korps den Malachow und behauptete sich in dem Werke. Während der Nacht zogen die Russen über die Schiffbrücke auf die Nordseite der Hafenbucht ab, weil die Festung nicht mehr zu halten war, zündeten die Gebäude an, sprengten die meisten Pulvermagazine, Forts und Bastionen, damit den Verbündeten nur ein dampfender Schutthaufen in die Hände falle, den sie nur mit größter Vorsicht betreten durften, da die russischen Minen noch fortwährend explodierten und die Forts auf der Nordseite gegen die Trümmer kanonierten. Von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen waren zwei während des letzten Bombardements verbrannt, die andern, darunter neun Dampfer, hatten die Russen versenkt. In der Festung erbeuteten die Verbündeten 4000 meist eiserne Geschütze, über eine halbe Million Kanonenkugeln, Bomben und Granaten, 24,000 Kartätschenbüchsen, über eine halbe Million Pfund Pulver, über 600,000 Patronen für Kleingewehr, viel Material für den Schiffbau und eine Masse Lebensmittel. Erkauft wurden diese Resultate mit einem Verluste an Todten und Verwundeten von Seiten der Franzosen von 7309, der Engländer von 2447 Mann; die Russen verloren gegen 13,000 Mann. Die Verbündeten errichteten hierauf einige Batterieen, welche den russischen Nordforts antworteten, sprengten zuletzt die herrlichen Docks und Werften, die Kaiser Nikolaus mit dem Aufwande von vielen Millionen hatte bauen lassen, schifften dann einen Theil ihrer Streitkräfte nach Eupatoria ein, in dessen Nähe die französische Reiterei unter General Allonville die russische unter Korff in einem glänzenden Gefechte warf und sechs Kanonen eroberte; außerdem wurde das Fort von Kinburn, Otschakow gegenüber, an der Mündung des Dniepr und Bug liegend, nach tapferer Vertheidigung durch das Feuer der Flotte und eines gelandeten Korps (14.—17. Oktober) zur Uebergabe gezwungen. Zu einer ernsthaften Operation gegen die russische Armee in der Krim konnte sich jedoch Pelissier nicht entschließen, so daß hier Waffenruhe eintrat.

Im baltischen Meere war die englisch-französische Flotte im Frühjahr wieder erschienen, sie richtete aber nichts aus; denn daß sie durch ein gewaltiges Bombardement in Sweaborg einige Gebäude zerstörte, kann kaum als ein Erfolg betrachtet werden.

Kars fällt (27. November).

Die letzten Kämpfe fanden in Asien statt; hier kommandierte 1855 Murawiew eine russische Armee von 35,000 Mann, mit welcher er im Juni den 12,000 Mann starken Rest der anatolischen Armee der Pforte in Kars einschloß und auf dem Punkte war, die Festung durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, als er am 29. September einen Sturm unter-

nahm, der ihn über 6000 Mann an Todten und Verwundeten kostete. Er setzte aber die Belagerung dennoch fort und ließ sich auch nicht stören, als Omer Pascha Mingrelien bedrohte. Nach dem Falle von Sebastopol erlaubte es nämlich Pelissier, daß ein Theil der türkischen Streitkräfte nach Asien gebracht wurde; mit ihnen sollte Omer Pascha Kars entsetzen, das die Verbündeten unbegreiflicher Weise ganz seinem Schicksale überlassen hatten. Es war aber schon Oktober und deßwegen der Marsch über das armenische Hochland für den Pascha eine Unmöglichkeit, daher derselbe von Sukumkale aus gegen Kutais in Mingrelien vordrang, um Murawiew für Tiflis besorgt zu machen. Omer Pascha schlug (6. November) eine russische Abtheilung am Ingur, rückte bis zwei Tagmärsche von Kutais vor, sah sich aber durch Mangel an Lebensmitteln und durch Unwetter genöthigt, wieder auf Sukumkale und Batum zurückzugehen, zumal die mingrelische Bevölkerung zu den Waffen gegriffen hatte und die kaukasischen Bergvölker sich beinahe ganz auf die Rolle des Zuschauers beschränkten. Von diesen hatte man erwartet, daß sie insgesammt gegen die Russen aufstehen würden; aber Schamyl, der mit seinen Tschetschenzen im östlichen Kaukasus den Russen schon so manchen Schlag versetzt hatte, regte sich kaum, und die westlichen Kaukasier, die Abchasen, Tscherkessen 2c., vereinigten sich selbst zu keinem allgemeinen Angriffe auf die russische Linie, als im Sommer die englisch-französische Flotte an der Küste hinfuhr, die Russen die Küstenforts und selbst Anapa räumten, und unterstützten jetzt Omer Pascha nur mit einigen hundert Reitern, die er wegen ihrer Räubereien wieder entlassen mußte. Kars kapitulierte jedoch erst am 27. November; die regelmäßigen Truppen der Besatzung wurden kriegsgefangen, die 6000 Redifs (Landwehr) entlassen; sie kamen aber größtentheils auf dem Heimwege durch Hunger und Kälte um. Im Frühjahre 1856 hätte also Murawiew auf Erzerum marschieren können, ehe Omer Pascha ihm nur den Weg vertreten konnte; aber dies Frühjahr brachte den Frieden.

Friede zu Paris (30. März 1856). Der Hat Humayum (21. Februar).

Oesterreich, das durch die Aufstellung seiner großartigen Streitmacht an den Gränzen gegen Rußland schwere Opfer brachte und schon aus diesem Grunde die endliche Entscheidung herbeizuführen sich entschließen mußte, erneuerte seine Friedensvorschläge und fand bei Napoleon III. bereites Gehör; denn der militärischen Ehre Frankreichs war genug geschehen, die Türkei vorläufig gegen einen neuen Angriff geschützt, der Trotz Rußlands gebrochen; was hatte Frankreich an der Fortsetzung eines Krieges, der ungeheure Opfer an Menschen und Geld kostete, für ein weiteres Interesse? Daß durch den Fall von Kars die Reputation der Engländer bei den asiatischen Völkern bedeutend gelitten hatte, war

nicht zu leugnen, aber der französische Kaiser fühlte sich keineswegs berufen zur Wiederherstellung derselben einen neuen Feldzug zu unternehmen, und so mußte sich England trotz seines Unwillens zur Aufnahme neuer Friedensunterhandlungen bereit erklären. Der Graf Buol-Schauenstein überschickte die Friedensbedingungen nach Petersburg; dieselben verlangten die gänzliche Aufgabe des russischen Protektorats über die Donaufürstenthümer, die sichergestellte Freiheit der Donau, Rektifikation der russischen Gränze gegen die Moldau, Neutralisierung des schwarzen Meeres, Sicherstellung der Rechte der Christen in der Türkei, und überdies behielten sich die kriegführenden Mächte das Recht vor, im Interesse Europas noch besondere Bedingungen aufzustellen. Anfangs widerstrebte das russische Kabinet der unbedingten Annahme, als man ihm aber einen Termin (bis 18. Januar) stellte, nach dessen Ablauf der österreichische Gesandte Petersburg verlassen würde, willigte es (16. Januar) ein, und 1. Februar 1856 unterzeichneten die Vertreter Oesterreichs, Frankreichs, Englands, Rußlands und der Türkei die Friedenspräliminarien, denen auch der deutsche Bund (21. Februar) beistimmte, mit dem Vorbehalt jedoch, die etwaigen im europäischen Interesse zu stellenden Anträge der kriegführenden Mächte prüfen zu wollen.

Die Friedenskonferenzen, denen diesmal auch Sardinien und zuletzt noch Preußen anwohnten, wurden am 26. Februar zu Paris unter dem Vorsitze des französischen Ministers des Auswärtigen, des Grafen Walewski, eröffnet; am 1. März wurden bereits die Präliminarien und am 30. März der definitive Friedensschluß unterzeichnet. In demselben entsagte Rußland dem Protektorate über die Donaufürstenthümer und Serbien, anerkannte die Neutralisierung des schwarzen Meeres, sowie die Freiheit der Donauschifffahrt, begab sich des Rechts einen neuen Waffenplatz am schwarzen Meere herzustellen und gleich der Türkei mehr als zehn Kriegsschiffe des untern Rangs auf dem schwarzen Meere zu halten, und trat endlich ein Stück von Bessarabien an die Moldau ab, so daß die russische Gränze den unteren Pruth und die Donau nicht mehr erreicht; die Rechte der christlichen Unterthanen der Pforte setzte ein Ferman fest, welchen der Sultan den kontrahirenden Mächten mitzutheilen versprach; die Vereinigung einiger Punkte, so namentlich die Organisation der Donaufürstenthümer, wurde einstweilen noch verschoben. Die Ratifikation des Vertrages durch die Souveräne erfolgte in kurzer Zeit, so daß der Friedenszustand wieder über ganz Europa seine Fittige ausbreitete; jedoch schloßen Frankreich, England und Oesterreich am 15. April einen besonderen Vertrag für die strikte Durchführung und Aufrechthaltung dieses neuesten Pariser Friedens ab. Rußland verlor in diesem Pariser Frieden zwar keine 200 □Meilen von seinem Gebiete, also nicht $^1/_{20}$ Prozent seines Areals, allein dieses kleine Stück war

für Rußland von höchster Wichtigkeit. Es verlor mit ihm die Herrschaft über den untersten Lauf und die Mündungen der Donau, des großen mitteleuropäischen Stromes, welcher den Verkehr Europas mit den Pontusländern und Mittelasien zu vermitteln bestimmt ist; es gibt keine russischen Donaufestungen und keine russische Donauflottille mehr, welche einer russischen Armee den Uebergang über den Strom so sehr erleichterten. Durch die Zerstörung der russischen Pontusflotte ist überdies eine gewaltige Angriffswaffe Rußlands gegen die Türkei vernichtet und kann, so lange der Sultan noch den Hellespont und den Bosporus besitzt und Englands Seemacht besteht, nicht wieder hergestellt werden. Das russische Protektorat über die Donaufürstenthümer und Serbien ist an die gesammten Großmächte übergegangen, der folgenschwere Artikel des Friedens von Kutschuk-Kainardschi ist ausgelöscht, und bevor keine gänzlich veränderte Stellung der Großmächte eintritt, kann die russische Politik keinen ernsten Schritt auf den verlorenen Boden zurückwagen.

Diejenige Macht, welche eigentlich den Krieg gegen Rußland führte, dessen Heere schlug und Sebastopol erstürmte, war Frankreich. Der französische Kriegsruhm strahlte seitdem glänzender als jemals, denn der französische Soldat bewies eine nicht mehr zu leugnende Ueberlegenheit über den russischen und englischen; überdies wurde der Friede zu Paris abgeschlossen, wodurch diese Stadt als der Mittelpunkt der europäischen Politik erschien; aber waren diese Erfolge nicht zu theuer erkauft mit wenigstens 80,000 Mann und 1½ Milliarden Franken? Es ist sehr zu bezweifeln, daß Napoleon III., als er die Unternehmung gegen Sebastopol befahl, daran dachte, allmählig zur Entsendung von 200,000 Mann, also der vollen Hälfte der disponiblen französischen Landmacht auf jenen fernen Kriegsschauplatz genöthigt zu werden, wo Rußland nur an einem Arme verwundet, aber keineswegs in das Herz getroffen werden konnte. Den kaiserlichen Worten: „wir marschieren mit Deutschland gegen Rußland" lag wohl die Idee eines Gegenstücks zu 1813 zu Grunde. Wenn es Napoleon III. gelang, Oesterreich gleich anfangs in den Krieg gegen Rußland zu verwickeln, so war an eine Neutralität Preußens und der andern Bundesstaaten nicht mehr zu denken, indem er diesen nur die Wahl zwischen Krieg gegen Frankreich oder Krieg gegen Rußland ließ. Auf diese Weise bürdete er die Hauptlast des Krieges Oesterreich, Preußen und Deutschland auf, und er behielt die Leitung des Kriegs um so sicherer in seiner Hand, als er mit zwei Drittheilen der französischen Heeresmacht im Rücken seiner an der Weichsel und am Dniester fechtenden Verbündeten eine beliebige Stellung einnehmen konnte. Eben darum hätte er nach seinem Ermessen den Frieden diktieren können und wäre dadurch Schiedsrichter in Europa geworden, wie es Alexander I. in Folge des Pariser Friedens von 1814 ward und diese Erbschaft

Nikolaus I. hinterließ. Aber Oesterreich wählte furchtbar gerüstet seine Stellung selbst; die Hälfte der französischen Landmacht blieb an die Krim gefesselt, wo sie von dem Feinde und der Cholera gelichtet wurde und durch beständigen Nachschub ergänzt werden mußte, wenn sie dem Feinde nicht endlich unterliegen sollte; überdies konnte die französische Land- und Seemacht auch nicht zu einem kleinen Theile auf Feindeskosten leben, so daß ein einziger Mann nach einer nicht hochgegriffenen Berechnung jährlich 5000 Franken kostete. Es ist deßwegen sehr begreiflich, wenn Napoleon III. das Friedenswerk Oesterreichs unterstützte und den englischen Kriegseifer dämpfte: aber unmittelbar nach dem Friedensschlusse gab sich seine Mißstimmung über die Vereitelung seines großen Planes, nämlich Oesterreich und Deutschland gegen Rußland zu gebrauchen, mehrfach kund. Er konnte sich jedoch mit dem Gedanken trösten, Oesterreich und Rußland gründlich gegen einander verfeindet, die eifersüchtige Empfindlichkeit Preußens gegen Oesterreich neu aufgestachelt und dadurch das Einverständniß der drei sogenannten nordischen Mächte, welche französischen und englischen Uebergriffen so viele Jahre hindurch Schranken gesetzt hatten, gebrochen zu haben. Er hatte damit seinen Hauptzweck erreicht, nämlich die Sprengung der nordischen Allianz, die Kaiser Nikolaus 1849 wiederhergestellt hatte.

Oesterreich entschied den Krieg; der Verlust Sebastopols hätte Rußland so wenig gebeugt, als 1793 die Uebergabe Toulons an die Engländer die französische Republik zum Frieden nöthigte; als aber Oesterreich, das jeden Augenblick 300,000 Mann operieren lassen konnte, Rußland kategorisch zum Frieden aufforderte und Preußen es dringend zur Nachgibigkeit ermahnte, mußte sich das isolierte Rußland zum Frieden bequemen. Alle Punkte des Pariser Friedens sind in den wichtigsten Interessen Oesterreichs begründet; es wurde daher auch der nächste Wächter dieses Friedens und der natürliche Gegner Rußlands, sofern dieses erobernd vorschreiten will.

Englands Ansehen litt durch den orientalischen Krieg sehr; „die hölzernen Mauern", die gewaltigen Linienschiffe, durften sich den steinernen von Kronstadt und Sebastopol nicht nahen; das stolze England vermochte es nicht ein Heer von 60,000 Mann aus seiner eigenen Bevölkerung auf die Beine zu bringen und mußte im Ausland werben; das Landheer bewies zwar eine heroische Tapferkeit, war aber weder so gut geschult noch so gut geleitet als das französische, und die Unordnung sowie die Ungeschicklichkeit in der englischen Verpflegung hätte niemand auf dem Kontinente auch nur für möglich gehalten. Da indessen überhaupt England durch die Ausdehnung der russischen Macht sowohl in Asien als Europa ernsthaft bedroht ist, so hatte es durch das Zurückdrängen der russischen Entwürfe dennoch etwas gewonnen.

Die Türkei wurde durch den Krieg bis zur Ohnmacht erschöpft, jedoch von dem Alp der russischen Schutzherrlichkeit erlöst; durch den Pariser Frieden wurde sie förmlich als integrierender Bestandtheil des europäischen Staatensystems anerkannt und der ehemalige Erbfeind der Christenheit thatsächlich unter den Schutz der christlichen Großmächte gestellt. Eine Folge dieses Verhältnisses war der großherrliche Hat Humayum vom 21. Februar 1856, welcher den unmittelbaren christlichen Unterthanen (den Rajahs) vollständige Religionsfreiheit und bürgerliche Gleichberechtigung mit den Moslemin ertheilt, sie dagegen auch als militärpflichtig erklärt, jedoch die Stellvertretung erlaubt, d. h. ihnen eine Militärsteuer auflegt. Diese Gleichstellung der Christen mit den Moslemin widerspricht aber dem Koran und der bisherigen Uebung schnurstracks und deßwegen ist die Durchführung des Hat undenkbar, so lange es noch strenggläubige Türken gibt, und sie muß um so mehr als eine Unmöglichkeit erscheinen, weil die Griechen kaum weniger fanatisch sind als die Türken, und durch die vielhundertjährige Unterdrückung erbittert keineswegs die Gleichberechtigung mit den Türken wünschen, sondern den Himmel um Vertreibung oder Vertilgung derselben anflehen. Nach der Angabe eines englischen Hauptblattes leben in der europäischen Türkei kaum 4 Millionen Moslemin, dagegen volle 11 Millionen Christen, von denen allerdings die größere Hälfte auf die Donaufürstenthümer und Serbien kommt, welche vor dem unmittelbaren Drucke der türkischen Herrschaft gesichert sind; aber wird die andere Hälfte die türkische Herrschaft in die Länge ertragen? Dies läßt sich nur voraussetzen, wenn die christlichen Mächte dem Hat Humayum insoweit Geltung verschaffen, daß die freie Religionsübung der Christen ungestört und ihr Leben und Eigenthum vor der alten türkischen Raublust und Grausamkeit gesichert bleibt. Dauert das alte Unwesen gegen die Christen in der Türkei fort, so werden Aufstände und Metzeleien nicht ausbleiben und keine Macht wird zuletzt eine allgemeine Erhebung der Rajahs, einen allgemeinen Nationalitäten- und Religionskrieg verhindern können; dann ist die dritte und letzte Phase der orientalischen Frage eingetreten.

Zwölftes Kapitel.

Italien.

Zu Paris saß in dem Kreis der Bevollmächtigten der europäischen Großmächte der Graf Kavour als Repräsentant des Königreichs Sardinien, eines Staats mit nicht ganz 5 Millionen Einwohnern, den Radetzky 1849 durch einen Feldzug von drei Tagen, den kürzesten, wel-

chen die Geschichte kennt, entwaffnet hatte. Die über seinen Rang so weit hinausgehende Stellung im Jahr 1856 hatte sich Sardinien auf eine ganz eigenthümliche Weise erworben; es betheiligte sich an dem Kriege gegen Rußland, obwohl es gewiß keinen Beruf hatte, mit Rußland wegen der orientalischen Frage anzubinden; es hatte auch das zu seiner Krimfahrt nothwendige Geld nicht, sondern mußte es sich von England leihen oder vielmehr schenken lassen; es gehorchte lediglich dem Treiben Frankreichs und Englands und trug auch das Bewußtsein seiner Knappenschaft so lebendig in sich, daß es sich nicht getraute nach altem ehrlichen Brauche dem Gegner den Frieden aufzukünden, wofür es von Kaiser Nikolaus I. in einem Manifeste würdig aber schonungslos zur Rede gestellt wurde. Daß Kavour in den Konferenzen ebenso wenig eine selbstständige Ansicht vertrat, als dem Sultan an der sardinischen Garantie der Friedenspunkte lag, versteht sich von selbst; seine Rolle war ihm vorgezeichnet und ebenso konnte er nur mit Einwilligung der beiden Westmächte den Versuch wagen die italienische Frage als eine neue Aufgabe auf den Tisch der Konferenz zu werfen, indem er den Zustand Italiens als einen solchen darstellte, der zu einem gewaltsamen Ausbruch führen müsse und deßwegen den Frieden Europas bedrohe. Dieser sardische Ausfall galt Oesterreich und besonders dem hl. Vater, hatte aber in der Konferenz selbst keine unmittelbaren Folgen, weil Graf Buol-Schauenstein jede Erörterung ablehnte. Dagegen setzte Sardinien seitdem sein gewagtes Treiben in Italien selbst beharrlich fort; durch seine Eingriffe in die geistliche Gerichtsbarkeit, durch die Einführung der Civilehe, durch die Aufhebung einer beträchtlichen Anzahl Klöster, durch die Begünstigung der englischen religiös-politischen Propaganda und die in Kavours Memorandum gegen das päpstliche Regierungssystem gerichteten, ebenso übermüthigen als perfiden und ungerechtfertigten Angriffe (die durch eine Denkschrift des französischen Gesandten Rayneval in Rom am schlagendsten widerlegt sind) nahm es schon damals eine nur nicht geradezu erklärte feindliche Stellung gegen den hl. Vater ein, brach zugleich aber mit dem bisher in Italien herrschenden Volksgeist. Gegen Oesterreich sprach es muthwillige Provokationen aus (z. B. Sardinien und Oesterreich können nie Freunde sein, so lange noch ein Oesterreicher auf italienischem Boden steht; die Subskription für 100 schwere Kanonen, die von den Wällen Alessandrias gegen die Barbaren zu donnern bestimmt sind rc.), weil es wußte, daß Oesterreich durch die Rücksicht, welche es auf die politische Konstellation Europas zu nehmen hatte, einstweilen abgehalten wurde, die Lektionen von Kustozza und Novara zu wiederholen. Freilich war auch die Lage Sardiniens die eines verzweifelten Spielers; seine Staatsschuld belief sich nach offizieller Angabe am 1. Januar 1855 auf nicht weniger als 615,993,429½ Lire oder Fran-

ken, die Jahresausgabe auf 141,374,532 $^{2}/_{5}$ Franken; der Steuerdruck mußte also in die Länge unerträglich werden, daher setzte Sardinien alles auf die letzte Karte: eine neue Revolution in Italien, welche als Morgengabe die Lombardei sammt den Pofürstenthümern einbringen soll. Die Aussichten gestalteten sich aber anfänglich nicht besonders günstig; Kaiser Franz Joseph wurde, als er im Januar und Februar 1857 sein italienisches Königreich besuchte, von dem ganzen Volke freudig begrüßt, und die vollkommene Begnadigung, welche er allen politischen Verbrechern in wahrhaft kaiserlicher Großmuth ertheilte, sowie die gänzliche Aufhebung aller Maßregeln des Kriegszustandes war doch wohl der stärkste Beweis, daß Oesterreich keinen revolutionären Ausbruch erwartete und noch viel weniger einen fürchtete. Ebenso wenig waren die Kundgebungen der Bevölkerung des Kirchenstaats, als Pius IX. (Juni bis September) die Städte der Romagna besuchte, geeignet, die Hoffnungen der Revolutionäre aufzufrischen.

Ein Gegenbild zu Sardinien bot in vieler Beziehung das Königreich Neapel (Königreich beider Sicilien). König Ferdinand II. bezwang (1848) die Revolution in seiner Hauptstadt und unterdrückte den Aufstand auf Sicilien, den England zu schüren fortfuhr; er beseitigte die von ihm selbst verliehene konstitutionelle Verfassung, weil sie von der revolutionären Partei als Waffe gegen das Königthum gebraucht wurde, und regierte sein Land so selbstständig als Napoleon III. Frankreich. Die Steuern waren in Neapel geringer als in Frankreich und England, der Kredit des Staates so fest, daß die Staatspapiere gar nicht auf auswärtige Börsen kamen, weil sie im Lande selbst untergebracht wurden; das Heer war verhältnißmäßig zahlreich, wohlausgerüstet und geübt, die Flotte stärker als die sardinische, die Handelsmarine in steter Zunahme begriffen, Ackerbau und Gewerbe hoben sich; es wurden auf der Insel und auf dem Festlande viele Straßen gebaut, Eisenbahnen vollendet oder kräftig in Angriff genommen — dennoch wurde der König nach dem Abschlusse des Pariser Friedens von England und Frankreich auf eine beispiellose Weise (wenn wir die Behandlung Griechenlands ausnehmen) angegangen. Eine Note sagte ihm, daß seine Weise zu regieren einen Aufstand voraussehen lasse, daher die beiden Mächte ihm (Sept.) wohlmeinend rathen, einen andern Gang einzuschlagen, worauf der König die gebührende unumwundene Antwort gab. Die Gesandten der beiden Rathgeber reisten Ende Oktobers ab, dafür erschienen aber mehrere ihrer Kriegsschiffe in den Häfen und Gewässern des Königreichs, angeblich um die französischen und englischen Unterthanen zu beschützen, wenn es nöthig werden sollte. Trotz dieser westmächtlichen Demonstrationen erfolgte keine Empörung; am 22. November wagte allerdings ein Baron Bentivenga zu Cefalu auf Sicilien einen Versuch, der aber eher einem Banditenstreich gleich sah, bei dem Volke keinen Anklang fand

und zum schnellen Verderben des Unternehmers ausschlug. Ferner flogen im November und Dezember zwei königliche Pulvermagazine auf, am 4. Januar 1857 die Dampffregatte „Karlo III." im Hafen von Neapel, vielleicht in Folge von Unvorsichtigkeiten, oder verderblichen Zufällen, vielleicht waren diese Ereignisse das Werk jener Partei, deren leitendes Haupt Mazzini ist — denn am 7. Dez. (1856) führte bei einer Truppenschau ein revolutionärer Fanatiker, der Jägersoldat Milano, gegen den König einen Bajonetstoß, glücklicher Weise ohne denselben erheblich zu verletzen, weil der Stoß halb pariert wurde. Vielleicht hatte dieses Attentat zur Folge, daß die Sprache der Westmächte gemäßigter wurde und ihre Kriegsschiffe sich nicht mehr so auffallend um Neapel zu schaffen machten; denn Napoleon III., auf welchen am 28. April 1855 der Italiener Pianori einen Mordanfall gewagt hatte, mußte es doch bedenklich finden durch Anschuldigungen eines Monarchen die gräßlichsten Leidenschaften gegen denselben zu entflammen, obwohl derselbe ein Bourbon, also den Napoleoniden unangenehm war, obwohl derselbe nicht gleich dem König von Sardinien der Einladung zur Krimfahrt Folge geleistet und dadurch den kaiserlichen Stolz gereizt hatte, obwohl derselbe endlich den auf Italien bezüglichen Ideen Napoleons III. im Wege stand, falls dieser hierin diejenigen seines Oheims aufzunehmen geneigt war. Ferdinand II. wurde von den Revolutionären und deren Nachbetern tödtlich gehaßt, weil derselbe sich nicht wie Ludwig XVI. der Gnade der Revolutionäre überließ, sondern mit den Waffen in der Hand ihnen entgegen trat, gegen politische Verbrecher strenge verfuhr (die Engländer haben in dieser Sache großartige Lügen verbreitet, wie jetzt aktenmäßig und durch das Geständniß der siegreichen Revolutionäre selbst erwiesen ist; im Frühjahr betrug die Zahl aller politischen Gefangenen, der auf Inseln Relegierten und Exilierten nach zuverlässiger Angabe 624 Individuen) und eine drückende Polizeigewalt üben ließ; die englische Presse aber feindete ihn an, weil er Sicilien behauptete, das den Engländern zur Sicherung ihrer Herrschaft über das Mittelmeer unentbehrlich scheint. Auch die Landung von 300 Flüchtlingen auf der Insel Ponza und hierauf bei Sapri im Golf von Salerno fiel zum Verderben der Revolutionäre aus, indem sie von den königlichen Truppen und von den Bürgerwachen getödtet oder gefangen wurden (27. Juni bis 3. Juli 1857). (Seit 1859 ist bekanntlich die Lage Italiens eine andere geworden.)

Dreizehntes Kapitel.

Neuenburger Frage (Sept. 1856 bis Juni 1857).

In der neuesten Zeit hatte man sich in Europa daran gewöhnt nur von Aufständen und Verschwörungen zu hören, welche von Republikanern

gegen monarchische Regierungen angestiftet wurden, daher war die Ueberraschung keine geringe, als im schweizerischen Neuenburg die Royalisten sich am 2. September gegen die Republik erhoben. Ihr Aufstand mißlang aber vollständig, weil sie Blutvergießen vermeiden wollten, während die republikanische Partei entschlossen und rücksichtslos verfuhr; viele Royalisten entflohen, viele wurden gefangen gesetzt, alle royalistischen Häuser mit einquartierten eidgenössischen Milizen gefüllt, welche die Bundesregierung aufgeboten hatte. Die Schweiz betrachtete seit März 1848 Neuenburg als eigentlichen Kanton, die fürstlichen Rechte des Königs von Preußen als beseitigt, obwohl dieser ihnen nie entsagt hatte und dieselben von den Großmächten ausdrücklich (1852) als bestehend anerkannt wurden. Durch den verunglückten Aufstand am 2. Sept. wurde auf einmal die Entscheidung einer Frage nothwendig, welche man bereits vergessen hatte. Der König von Preußen konnte ehrenhalber seine unglücklichen Getreuen in Neuenburg nicht der Gnade ihrer Feinde überlassen und mußte deßwegen den Schweizern gegenüber als Fürst von Neuenburg auftreten. Diese fühlten sich aber sehr sicher, gaben kein Jota nach und als Preußen drohte und rüstete, so erwiederten sie gleiches mit gleichem. Es erhob sich darob ein gewaltiger Lärm, obwohl die ganze Welt überzeugt war, daß wegen Neuenburg kein Flintenschuß fallen werde; denn Neuenburg war als ein dem preußischen Staate fern liegendes und vereinzeltes Stück Land für Preußen ein werthloser und zugleich unhaltbarer Besitz, wie Friedrich Wilhelm III. selbst ausgesprochen hat, als er es im Februar 1806 an Napoleon I. gegen Hannover austauschte; es war daher ein politischer Mißgriff, daß es der König 1814 wieder an sich zog und sein Fürstenthum zugleich als integrierenden Bestandtheil in die eidgenössische Bundesrepublik aufnehmen ließ. Das unnatürliche Verhältniß des Ländchens konnte nur bestehen, so lange die hl. Allianz die Verträge von 1815 aufrecht erhielt; als dieselbe 1830 wankte, sah Neuenburg einen republikanischen Aufstand, und als sie 1848 vollends aus den Fugen wich, bemächtigte sich die Republik Neuenburgs. Es war ein Raub, aber man hatte ihn 1848 nicht hindern können und bis 1856 keine Möglichkeit gesehen, denselben der Eidgenossenschaft wieder zu entreißen, und diese Möglichkeit war 1856 so wenig als früher vorhanden. Denn so lange Frankreich eine Militärmacht ist, wird und kann es nie zugeben, daß die Schweiz von den Truppen einer andern Militärmacht besetzt werde, weil es dadurch auf seiner schwächsten Seite bedroht wäre; überdies wird die Schweiz von Frankreich als ein gegen Oesterreich vorgeschobener Posten betrachtet, der jedoch erst nach wirklich ausgebrochenem Kriege besetzt und als Operationsbasis benutzt werden soll. Das Bewußtsein der französischen Protektion ist auch bei den Schweizern traditionell und daher immer lebendig; darauf pochten sie von 1830 bis 1836 in der Flüchtlingsfrage und wieder 1848 bis 1852,

und aus demselben Grunde erwiederten sie die Kriegsdrohung Preußens mit einer Herausforderung; sie erinnerten unwillkürlich an den Bock der Fabel, der von sicherem Dache herab den unten stehenden Wolf verhöhnt. Napoleon III. war schon durch Frankreichs geographische Stellung Herr der Lage, was Preußen alsbald anerkannte, indem es sich die guten Dienste des französischen Kaisers zusichern ließ, und die Schweizer fügten sich gleichfalls, als ihnen Napoleon III. drohend untersagte, mit der Aufregung der revolutionären Elemente einen Versuch zu machen oder auch nur länger von einem solchen Vorhaben in Rathsälen und Zeitungen zu sprechen. Er verlangte die unbedingte Freilassung der gefangenen Neuenburger Royalisten und die Schweizer willigten insoweit ein, daß sie dieselben aus den Gefängnissen über die französische Gränze brachten, weil Napoleon III. ihnen wiederholt die bündigsten Versicherungen gab, er werde alles aufwenden, um eine für die Schweiz günstige Vereinbarung herbeizuführen. Der König von Preußen war auf der Freilassung der Royalisten bestanden, er hatte sie als die unumgängliche Vorbedingung jeder Unterhandlung aufgestellt; er erhielt diese Satisfaktion, die Kriegsrüstungen und Kriegsdrohungen wurden darauf beiderseits eingestellt, die Gesandten der Großmächte und der außerordentliche Gesandte der Schweiz (Dr. Kern, ein sehr unterrichteter und gewandter radikaler Staatsmann mit aristokratischen Geldmitteln und Manieren, als Napoleon III. noch im Thurgau auf Arenenberg wohnte sein Nachbar und 1838 auf der Tagsatzung der Verfechter seines schweizerischen Bürgerrechts) brachten im Mai das Arrangement zu Stande, das im Juni von Preußen und der schweizerischen Bundesversammlung ratificiert wurde. Der König von Preußen entsagte dem Besitze des Fürstenthums Neuenburg (und der Grafschaft Valengin oder Valendis) und wies die ihm zugesprochene Entschädigung von 1 Million Franken ab; dagegen amnestierte die Schweiz oder zunächst die republikanische Regierung Neuenburgs alle flüchtigen oder sonst kompromittierten Royalisten und machte sich anheischig, die milden und religiösen Stiftungen ihrem Zwecke nicht zu entziehen.

Die Schweizer hatten alle Ursache, mit diesen Ergebnissen zufrieden zu sein, und man kann ihnen bei dieser Gelegenheit das Zeugniß nicht verweigern, daß sie politischen Takt bewiesen; sie ließen alle Bedenklichkeiten und Parteirücksichten fallen, sprachen und handelten nur im vaterländischen Interesse, das in der That von ihrer Seite die Festhaltung Neuenburgs verlangte. Die öffentliche Meinung Deutschlands dagegen zeigte sich theilweise wieder so unverständig als jemals, da und dort nahm man aus demokratischer Verbissenheit oder aus sonstiger Antipathie gegen Preußen Partei und gönnte es ihm, daß es mit der Schweiz nicht ernsthaft anbinden konnte, sondern Napoleon III. seine Vermittlerrolle mit stolzem

Behagen spielen lassen mußte; als ob eine Beeinträchtigung Preußens, der zweiten deutschen Macht, Deutschland anders als nachtheilig werden könnte!

Vierzehntes Kapitel.

Rußland und England in Asien.

Englisch-persischer Krieg (Nov. 1856 bis März 1857).

Sogleich nach dem Pariser Frieden begann zwischen Napoleon III. und Alexander II. ein derartiger Austausch von Zeichen freundlicher Annäherung, daß man gerne oder ungerne an Napoleons I. und Alexanders I. Verbindung nach dem Frieden von Tilsit erinnert wird, wogegen England Rußland gegenüber eine kalte und stolze Haltung beobachtet. Frankreich ist eben nur eine europäische Großmacht, die von Rußland nie unmittelbar bedroht werden kann, so lange Deutschland zwischen beiden neutral bleibt, England und Rußland aber sind nicht allein europäische Großmächte, sondern zugleich Weltmächte, die sich in Asien zu begegnen drohen, wo beide sich mehr und mehr ausbreiten. Bei Rußland geschieht dies so in aller Stille, daß die Kunde von seinen Erfolgen oft erst nach Jahren Europa durchdringt. So wissen wir z. B. erst seit kurzer Zeit, daß die russischen militärischen Niederlassungen am Jaxartes (Sir Darja, Sihon) immer weiter hinaufrücken und daß 1854 das Heer des Chans von Kokand von einem schwachen russischen Korps gänzlich geschlagen wurde; wie lange wird es noch währen, bis das ganze Flußgebiet des Jaxartes dem russischen Reiche einverleibt ist? Aehnlich glaubte man noch vor zwei Jahren, das chinesische Reich sei in neuester Zeit nur von den Engländern gerupft worden, als aber ein französisch-englisches Geschwader 1855 die russischen Schiffe in den Meeren von Ochotzk und Japan aufsuchte, fand es auf dem südlichen Ufer der Mündung des Amurstromes eine russische Festung Nikolajewsk, noch weiter südlich zwei russische Forts und endlich an der Kastriesbai die russische Festung Alexandrowsk, welcher das Geschwader nichts anhaben konnte. Jetzt erst wurde allgemein bekannt, daß die ganze nördliche Mandschurei bis zum Amur, selbst beträchtliche Landstriche auf dem südlichen Stromufer dem chinesischen Reiche (wahrscheinlich von 1844 bis 1852) abhanden und an das russische gekommen waren. Bereits liegt eine russische Flottille in dem Strome, russische Festungen und Kolonieen sichern den Besitz des neuerworbenen Landes, das trotz seines strengeren Winters die ganze Fauna und Vegetation des gemäßigten Europa hegt. Rußland kolonisiert das eroberte Land, macht es also zu einem wirkli-

chen lebendigen Theil seines großen Reichskörpers, und gewinnt dadurch eine Stellung, die ihm nothwendig in nicht allzuferner Zeit einen großen Einfluß auf das Schicksal Chinas verschaffen muß. In diesem Reiche, welches nach amtlichen chinesischen Berichten vor zehn Jahren 396 Mill. Einwohner zählte, macht der Aufstand gegen die herrschenden Mandschu immer größere Fortschritte, zugleich griffen die Engländer Kanton an, angeblich weil die Kantonesen die Bedingungen des Friedens von 1842 nicht erfüllten; dadurch wurde der kaiserlichen Kasse eine beträchtliche Einnahme entzogen, was die Unterhaltung eines starken Heeres in die Länge unmöglich macht, so daß die Auflösung des chinesischen Reichs in die Reihe der wahrscheinlich eintretenden großen Ereignisse gehört; in der Frage wegen des kranken Mannes in Pecking aber werden England, Rußland und die nordamerikanische Union seiner Zeit das entscheidende Wort sprechen.

Im Zerfalle begriffen ist auch Persien, das in Asien die Mittelmacht zwischen der Türkei, Rußland und Britischindien bilden sollte. Turkomanenhorden verheeren die nördlichen Provinzen; die Gebirgsbewohner sind nur dem Namen nach unterworfen; habsüchtige Statthalter, meistens Blutsverwandte des Schah, saugen die gehorsamen Provinzen aus und verwandeln blühende Landstriche in Einöden — dessenungeachtet widerstand der Schah der Versuchung nicht, sich des durch Parteikämpfe zerrütteten Herat zu bemächtigen, obwohl er aus früheren Erfahrungen wissen konnte, wie eifersüchtig die Engländer alle Bewegungen in Afghanistan überwachen (s. S. 518 ff.). Sie hatten mit demselben 1853 einen Vertrag geschlossen, kraft dessen sie keine Aenderung des Zustandes in Afghanistan zugeben und die Selbstständigkeit der drei Fürstenthümer Kabul, Kandahar und Herat aufrecht erhalten sollten, Persien aber auf jedes Vorgehen gegen Herat verzichtete. Während des orientalischen Krieges glaubte jedoch der Schah England nicht fürchten zu müssen, folgte wohl auch russischen Eingebungen und besetzte einen Theil des Gebiets von Herat, worauf der englische Gesandte Strafe drohend Teheran verließ und sich nach Bagdad begab. Im März 1855 schloß England einen Bund mit Dost Mohammed, dem Beherrscher Kabuls, und unterstützte ihn mit Geld und Munition, so daß er seinen mit Persien intrikierenden Bruder aus Kandahar vertreiben konnte. Hierauf erklärte der Schah den Vertrag von 1853 gebrochen und sich nicht mehr durch denselben verpflichtet, sandte ein Heer gegen Herat, bei dem sich viele russische Offiziere und, wie gesagt wird, auch französische befanden, und bemächtigte sich der wichtigen Stadt am 25. Okt. 1856. Schon im November erklärte ihm aber die britisch-indische Regierung den Krieg und sandte eine Flottille mit einigen Regimentern in den persischen Meerbusen. Die Engländer eroberten Abuschir ohne Mühe (10. Dezember),

wandten sich dann westlicher an die Mündung des vereinigten Euphrat und Tigris (Schat el Arab, Pasitigris bei den Alten), zersprengten bei Kuschab ein persisches Korps und nahmen das feste Mohammerah. Dem Laufe des Karun (bei den Alten Euläus) folgend und auf demselben von einigen leichten Dampfern begleitet, drangen sie bis auf wenige Tagmärsche von Schuster) ehemals Susa, die Winterresidenz der Darius und Artaxerxes) vor und schickten sich an jene herrliche Ebene zu besetzen, als die aus Europa angelangte Friedensbotschaft ihnen Stillstand gebot. Der erschrockene Schah („die Zuflucht der Welt" lautet einer seiner vielen Titel) hatte nämlich gleich nach dem Ausbruche des Kriegs seinen Vertrauten Feruk Chan (mit dem Beinamen Emin al Mulk, d. h. Vertrauen des Reichs) nach Paris geschickt und die Vermittlung Napoleons III. angerufen. Schon am 4. März brachte dieser den Friedensschluß zu Stande, demgemäß sich die Perser verpflichteten, Herat und dessen Gebiet schnell zu räumen, worauf auch die Engländer Mohammerah und Abuschir zu verlassen versprachen.

Britisch-Indien.

Es waren 1857 gerade 100 Jahre verflossen, seit Robert Klive durch die Schlacht bei Plassey (am 26. Juni 1757) das britische Reich in Ostindien gründete, das 1855 seinen letzten Zuwachs erhielt, indem der Generalgouverneur Lord Dalhousie das Königreich Audh (1400 □Meilen mit etwa 3 Millionen Einwohnern) annexierte und dessen Herrscher angeblich wegen Tyrannei und Unfähigkeit entsetzte. Gegenwärtig umfaßt das britisch-indische Reich an unmittelbarem Gebiete 38,000 □Meilen mit 127 Mill. Einwohnern; die mittelbaren Besitzungen sind theils Schutzstaaten, die mit der ostindischen Kompagnie in Subsidienallianz stehen, d. h. die Kompagnie unterhält in diesen Fürstenthümern ein reguläres Korps unter britischen Offizieren und empfängt dafür jedes Jahr eine bestimmte Summe Geldes (solcher Staaten sind es sehr viele, aber meistens sehr kleine; sie werden auf 8700 □Meilen mit 19 Mill. Einwohnern geschätzt), theils tributpflichtige Schutzstaaten, ebenfalls zahlreich und klein, 9000 □Meilen mit 12 Mill. Einwohnern, theils tributfreie Schutzstaaten mit 8 Mill. Einwohnern auf 5000 □Meilen. Außerdem besitzt England jenseits des Ganges die Provinzen Assam, Arakan, Pegu, Tenasserim und die Insel Pulo Pinang mit der gegenüberliegenden Küste, hat dagegen in Vorderindien Kaschmir, Nepal, Bhotan, Tipperah und das kleine Dholpur als unabhängige Staaten bestehen lassen. Die Hauptmasse der Bevölkerung des ungeheuren britisch-indischen Reichs besteht aus Hindu, den Nachkommen der in unbestimmbarer Zeit eingewanderten arischen Eroberer; von den Ureinwohnern, den Völkern der Drawidasprache, haben sich besonders in den Gebirgen

der südlichen Halbinsel und in den sumpfigen Wildnissen vielnamige Stämme erhalten (Bhils, Santals, Ghonds, Khonds, Khattis, Birdars, Pulindas ꝛc.), die zum Theil noch als Halbwilde leben; mit den mohammedanischen Eroberern sind Araber, Perser, Afghanen und Mongolen eingezogen, seit Vasko de Gama auch Europäer, deren Anzahl aber lange noch keine halbe Million erreicht. Die meisten Hindu, weit über 100 Millionen, gehören der braminischen Religion an, die Sikhs bekennen die Lehre Nanaks, die Urbewohner haben fast ohne Ausnahme ihre eigenen meistens blutigen Kulte; die Zahl der einheimischen und europäischen Christen beträgt keine Million, dagegen sind die Mohammedaner in Folge der gewaltsamen Bekehrungen, die sie zur Zeit ihrer Oberherrschaft unternahmen, wenigstens 15 Millionen stark. Britischindien ist ein erobertes Reich, keine englische Kolonie und kann auch von den Engländern niemals kolonisiert werden, nicht allein weil das tropische Klima der Niederungen einen europäischen Arbeiter bald aufreibt, sondern auch seiner starken Bevölkerung wegen, welche es an Gewerbe- und Handelsthätigkeit den Europäern fast gleich thut; es bleibt also auch in Zukunft ein erobertes Land und muß deßwegen durch Militärmacht in Unterwürfigkeit erhalten werden. Diese betrug bisher 30,000 Mann europäischer königlicher Truppen und 20,000 Mann Europäer, die von der Kompagnie geworben und unterhalten wurden, im Ganzen also 50,000 Europäer; außerdem unterhielt die Kompagnie ein Heer von 240,000 Mann, die aus den Eingeborenen geworben, aber europäisch geschult und von europäischen Oberoffizieren befehligt wurden (Sipahis). Diese ganze Heeresmacht war in drei selbstständige Armeen getheilt: in die der Präsidentschaft Madras, die der Präsidentschaft Bombay und die der Präsidentschaft Bengalen, welch letztere allein 174,000 Mann stark war, denn diese Präsidentschaft umfaßt das ganze Gebiet des Ganges sowie des obern und mittlern Indus; in ihr liegen deßwegen auch von den 188 Stationen, auf welche das ganze Militär verlegt ist, nicht weniger als 128, während auf Madras 33, auf Bombay nur 27 kommen. Die einheimischen Truppen der bengalischen Armee stammen größtentheils aus den höhern Kasten der Hindu, besonders aus der Braminenkaste (denn diese Kaste ist nicht auf Priesterthum und Wissenschaft beschränkt, sondern vermeidet nur die Geschäfte der niedern Kasten); in den Armeen der zwei andern Präsidentschaften dienen dagegen auch viele Leute aus den niederen Kasten und viele Urbewohner. Die Reiterei besteht fast ausschließlich aus Mohammedanern, weil der Hindu braminischer Religion ohne die größte Verunreinigung kein Lederzeug berühren kann, das von einem Thiere aus der Klasse des Rindviehs herrührt; doch dienen auch Sikhs in eigenen Reiterregimentern, die kleinen muthigen Gorkas aus Nepal dagegen nur als unregelmäßiges Fußvolk. Alle

Oberoffiziere des einheimischen Heeres sind Engländer, indem die Eingebornen jeder Religion keinen höhern Rang als den eines Hauptmanns erreichen können.

Ein eigentlicher Volksaufstand brach bis in die neueste Zeit gegen die englische Herrschaft niemals aus, was jedenfalls beweist, daß dieselbe nicht besonders drückend auf den Eingebornen lastete; auch sind die unmittelbaren englischen Gebiete dichter bevölkert und wohlhabender als die der einheimischen Fürsten (Radschas); die Steuern, welche die britisch-indische Regierung erhebt, sind allerdings keine geringen, und ohne Zweifel haben einzelne Engländer sich Handlungen zu Schulden kommen lassen, durch welche die Hindu erbittert werden mußten; wenn sich aber die Regierung eines Systems der Aussaugung und Bedrückung bewußt gewesen wäre, so hätte sie gewiß nicht 240,000 Mann aus der kräftigsten Bevölkerung in Sold genommen, sie bewaffnet, in der europäischen Kriegskunst geschult und ihnen die wichtigsten Stationen, z. B. Delhi, anvertraut. Auch wurde die Regierung von der 1857 ausgebrochenen Rebellion vollständig überrascht; selbst als einzelne einheimische Regimenter sich weigerten die Patronen anzunehmen, weil dieselben statt mit Pflanzenöl mit Thierschmalz (die mohammedanischen Sipahis behaupteten mit Schweinschmalz, die braminischen mit Rindschmalz) gefettet seien, wodurch man sie absichtlich verunreinigen wolle, glaubten die Engländer noch an keine planmäßige Verschwörung, bis am 10. Mai 1857 die Meuterei auf der Station M i r u t ihnen die Augen öffnete. Denn auf diese folgten Schlag auf Schlag im Mai und Juni blutige Meutereien auf den bengalischen Stationen von Barrakpur bei Kalkutta bis Peschawer auf der Gränze Afghanistans; einzelne wurden glücklich unterdrückt, meistentheils jedoch gelang es den Sipahis der einen Station, sich mit den meuterischen Kameraden auf der benachbarten in Verbindung zu setzen, so daß sie bald zu Heerhaufen anschwollen, welche ihre Richtung nach Delhi nahmen, wo die einheimischen Truppen am 11. Mai revoltiert und den Nachkommen des Großmoguls zum König von Indien ausgerufen hatten, wodurch die Rebellion einen Mittelpunkt bekam. Und dennoch wurde sie keine nationale, sondern blieb wesentlich eine militärische; es vereinigten sich wohl einzelne Radschas mit ihr, theils freiwillig, theils von ihren Soldaten gezwungen (die vielen Radschas unterhalten Schwärme von irregulären Truppen; man schätzt die Gesammtzahl derselben auf 400,000 Mann, die aber mehr zum Plündern als zum Fechten taugen), aber die Hauptmasse des Volkes nahm wenigstens keinen Antheil an der Empörung; die Madras- und Bombaytruppen zeigten zwar keine ganz zuverlässige Stimmung, versuchten jedoch nur auf wenigen Stationen zu meutern, während die Sikhs und Gorkas sich gegen die Sipahis fast mit der Wuth der Engländer schlugen. Diese

war wirklich furchtbar, aber sehr natürlich, da die Meüterer nicht nur ihre Offiziere meuchlings erschoßen, sondern auch Gefangene kreuzigten oder lebendig verbrannten und gegen europäische Weiber und Kinder wie Kanibalen wütheten (so namentlich zu Delhi und am 26. Juni zu Kawnpur, dessen Besatzung sich auf die Bedingung freien Abzugs ergeben hatte). Diese Gräuel wurden vorzugsweise von den Mohammedanern verübt, und diese waren auch die eigentlichen Urheber der Rebellion; denn der Mohammedaner ist durch seine Religion zum Hasse und Kampfe gegen Ungläubige verpflichtet, zur Herrschaft über dieselben berufen, und der indische mußte seine Dienstbarkeit um so bitterer empfinden, als er vor der Ankunft der Engländer fast über ganz Hindostan herrschte. Aehnlich waren wohl die Gesinnungen der Braminenkaste; der fremde christliche Herrscher war ihr niemals lieb, und in neuester Zeit beeinträchtigte derselbe die Privilegien der Kaste, indem die Braminen durch die englische Gesetzgebung der Strafe, selbst der körperlichen, unterworfen wurden, und die Verbrennung der Wittwen — eines der Mittel, den Fanatismus des Volkes und mit demselben die Kastenherrschaft zu stützen — nur verstohlen geschehen konnte. Mohammedaner und Braminen waren gleichmäßig über die christliche Wissenschaft ergrimmt, die dem Europäer eine so augenscheinliche Ueberlegenheit über den Asiaten verleiht, und wenn durch die Hunderte von englischen Missionsstationen jährlich auch nicht hundert Individuen der Braminenreligion und dem Islam entrissen werden, so reichte ihre Wirksamkeit doch hin, zumal auch einzelne Offiziere und Beamte dieselbe begünstigten, um Mohammedaner und Braminen zu erbittern. Die Unterwürfigkeit derselben beruhte daher allein auf der Furcht vor der Unüberwindlichkeit der englischen Waffen; aber diese schwand, als unaufhörlich Berichte über englische Niederlagen in der Krim und vor Kars von einem Ende Asiens bis zum andern verbreitet wurden. Da wagte es der persische Schah, den Engländern zum Trotze, Herat wegzunehmen, der chinesische Statthalter Yih in Kanton, die Erfüllung einzelner Artikel des Friedens zu Nanking zu verweigern; den Sipahihauptleuten, den Braminen und Radschas aber schien die Gelegenheit gekommen, die fremden christlichen Herrscher zu vertreiben. Die englische Armee ist von den Russen vernichtet, sagte man ihnen, und England ist nicht mehr im Stande eine neue aufzubringen; in ganz Indien sind auf keinem Punkte 3000 englische Soldaten vereinigt, also muß es ein Leichtes sein, die ganze englische Streitmacht vereinzelt zu überfallen und aufzureiben: dann mag es England versuchen, von Europa aus Indien zum zweitenmal zu erobern. Der Plan war gut angelegt, aber er gelang nur theilweise; der Ausbruch erfolgte nicht gleichzeitig, weil auf einzelnen Punkten voreilig; die Sikhs und Gorkas blieben England treu, die englischen Offiziere und Soldaten

wehrten sich wie verwundete Löwen, die Hauptleute der Sipahis aber waren nicht im Stande, ihre Truppen wie englische Obersten und Generale zu befehligen und zu leiten. Schon im Juni stand ein kleines englisches Korps vor Delhi und behauptete seine Stellung trotz der verzweifelten Angriffe der wenigstens fünfmal stärkeren Sipahis; aus dem Pendschab führte General Nicholson Verstärkungen herbei, vom mittleren Ganges, wo der alte Held Havelock Kawnpur wieder erobert hatte, General Neil, und vom 16.—20. September nahmen 7000 Engländer, Sikhs und Gorkas unter General Wilson Delhi mit Sturm. Seitdem koncentrierten sich die Streitkräfte der Insurgenten in Audh und in dessen Hauptstadt Lakhno (Lucknow), das der englische Oberbefehlshaber Kollin Kampbell am 17. November nach 6tägigen wüthenden Kämpfen erstürmte. Obwohl sich die Mehrzahl der Sipahis aus der Stadt rettete, und in einer andern sich festsetzte, obwohl nach dem letzten Schlage, der den rebellischen Heerhaufen traf, ein Bandenkrieg entstand, so war doch die englische Herrschaft in Indien bereits wieder hergestellt. Die Hauptsache war eigentlich schon entschieden, als es den Insurgenten nicht gelang, die englischen Truppen vor dem Eintreffen der Verstärkungen vom Kap, von St. Mauritius und von England selbst in die Küstenplätze zu vertreiben und Havelock statt des Forts William in Kalkutta die Citadelle von Lakhno vertheidigte.

Was wäre aber aus der englischen Herrschaft in Indien geworden, wenn der Timuride in Delhi auch nur 5000 Franzosen oder Russen gegen die Engländer hätte führen können? Doch die Franzosen müßten den langen Seeweg nach Indien einschlagen und dieser ist verlegt, so lange die englischen Schiffe das Meer beherrschen; die Russen aber haben keinen andern Zugang als durch Afghanistan, und vorerst ist noch nicht einmal Persien russisch, vielweniger Afghanistan, der Vorhof zu den Thoren, die durch den Hindukusch an den Indus führen. Als 1820 die spanischen Kolonieen in Amerika in vollem Aufstande gegen das Mutterland begriffen waren und die königliche Regierung zu Kadiz eine beträchtliche Streitmacht versammelte, welche Spaniens Stellung auf der andern Hemisphäre, seinen Platz unter den Großmächten, zu retten bestimmt war, so wußten die Häupter der spanischen Liberalen nichts Besseres zu thun, als die Truppen gegen die Ueberfahrt nach Amerika aufzuwiegeln, durch sie die Konstitution und damit den Bürgerkrieg ausrufen zu lassen; in England aber verstummte bei der Gefahr Britischindiens alles Parteigeschrei, selbst der darbende arbeitslose Fabrikproletarier hielt an sich, die Regimenter drängten sich zur Einschiffung, obwohl sie wußten, daß kaum der fünfte Mann aus Indien zurückkommt; die Nation wie die Regierung beharrte in ruhigem unerschütterlichem, würdigem Selbstvertrauen. Welch ein Volk, das im Zeitalter der Revolutionen nicht revolutioniert

und dadurch seine Kraft aufreibt, obwohl sich bei ihm die stärksten Gegensätze zwischen arm und reich, zwischen vornehm und gemein vorfinden, obwohl es in scharf ausgeprägte religiöse Parteien getheilt ist und endlich nicht von einem übermächtigen stehenden Militär gehütet wird!

Englands Kolonieen und Industrie.

Wenn die Annahme richtig bleibt, daß die rasche Zunahme der Bevölkerung in einem Staate ein Zeugniß ist, daß derselbe fortwährend erstarkt, nicht altert und also die Aussicht auf eine lange Dauer hat, so darf England gutes Muthes sein, denn der Nachwuchs ist so bedeutend, daß nicht nur die Seelenzahl im Mutterlande jährlich zunimmt, sondern noch ein beträchtlicher Ueberfluß in die Kolonieen abströmt. Die wichtigsten derselben verstärken sich überdies durch fremde Einwanderung; so z. B. nimmt Kanada besonders viele Skandinavier, namentlich Norweger, in neuester Zeit auch Deutsche auf, das britische Kaffernland hat mit einemmale 3000 Deutsche (den größten Theil der für den orientalischen Krieg geworbenen deutschen Legion) empfangen, und nach Neusüdwales, Südaustralien und Viktoria in Neuholland senden alle europäischen Staaten ihre Ansiedlerkontingente. Die englische Kolonialpolitik befördert diese Einwanderung auf jede Weise; jede Kolonie genießt die englischen Rechte und Freiheiten, jede erhält, wenn sie durch die Einwohnerzahl berechtigt ist, ihr Parlament und ihre Verwaltung, indem die Krone nur die Oberregierung einsetzt und über die bewaffnete Macht verfügt. Der Verkehr der Kolonieen mit dem Auslande ist völlig frei, und es besteht kein Monopol und keine Besteurung zu Gunsten des Mutterlandes. Dasselbe hat also aus dem Abfall der nordamerikanischen Kolonieen eine Lehre gezogen und in Folge davon seine ganze Kolonialpolitik geändert; ja es ist so weit gegangen, daß die Regierung geradezu erklärte, keine Kolonie gegen ihren Willen in dem Verbande mit dem Mutterlande festhalten zu wollen, womit jedoch keineswegs gesagt ist, daß die Regierung der Agitation einer revolutionären Partei ruhig zusehen würde. Englands große Kolonieen sind jedoch kein ganz treues Abbild des Mutterlandes, denn sie haben bei unbeschränkter Religionsfreiheit weder eine bevorrechtete Hochkirche wie England, noch eine Aristokratie, sie würden daher bei einer Trennung vom Mutterlande sich wie Nordamerika in Republiken verwandeln, dabei aber vorerst nichts gewinnen, da noch keine derselben umfangreich genug ist, um eine selbstständige und großartige nationale Rolle zu spielen, so daß der Kolonist wohl schwerlich den stolzen Namen eines Engländers gegen den eines Neusüdwalisers, Neuseeländers, Vandiemensländers rc. vertauschen möchte. Die Kolonieen sind für England von großer Wichtigkeit besonders als Märkte für seine Fabrikate; je mehr Kolonisten,

desto mehr Abnehmer, desto mehr lohnende Arbeit für die Industriellen in England und desto mehr Schiffe und Matrosen werden durch die Ausfuhr beschäftigt; umgekehrt sind es wieder die Engländer, welche die Erzeugnisse der Kolonieen z. B. die neuholländische Wolle, das kanadische Holz und Getreide, den Kapwein, die Fische Neufundlands 2c. kaufen und ausführen. Von außerordentlicher Bedeutung wurden seit 1850 Neusüdwales und Victoria in Neuholland durch den vorher ungeahnten und zufällig entdeckten Reichthum an Gold, welches edle Metall den Menschen mächtiger anzieht als der Magnet das Eisen. Eine Masse Einwanderer stürzte sich auf einmal aus allen Weltgegenden in das neue Eldorado, wo sie so eifrig Goldsand graben und waschen, daß die Ausbeute des Jahres 1856 auf etwas mehr als 14 Mill. Pfund Sterling berechnet wird. Neben den Goldgruben hat sich aber auch der Ackerbau und das gewöhnliche Gewerbe angesiedelt und erringt sich seinen Antheil an der metallischen Ausbeute, während die eigentlichen Fabrikate aus England bezogen werden. Dieses empfängt als der erste industrielle Staat der Welt nicht nur den größten Theil des australischen Goldes, sondern macht sich alle wenn auch nur halbcivilisierten Länder der Erde mehr oder weniger zinsbar. Nach amtlicher Angabe betrug die Ausfuhr im ersten Quartal des Jahres 1857 den Werth von 28,827,493 Pfd. Sterling! Die besten Kunden unter den auswärtigen britischen Ländern sind Ostindien mit etwas über 3 Mill., Australien mit beinahe $2^1/_2$ Mill., Britischamerika mit mehr als 800,000 Pfd. Sterling; unter den fremden Staaten die nordamerikanische Union mit mehr als 6, die Hansestädte mit mehr als 2, Frankreich mit mehr als $1^1/_2$, Holland und Brasilien jedes mit mehr als 1, die Türkei mit beinahe 1 Mill. Pfd. Sterling. Bei solchen Zahlen wird es begreiflich, wie Englands Finanzen durch den italienischen Krieg nicht empfindlich berührt wurden, und bedenken wir, daß fast ein volles Drittheil der ganzen Ausfuhr in die englischen Kolonieen geht, so leuchtet ein, daß der erneuerte Versuch der napoleonischen Kontinentalsperre für England jetzt viel weniger gefährlich wäre, als sich der erste vor 50 Jahren erwies.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika (die Union).

Diese Republik ist neben Rußland und England die dritte Weltmacht und von der Natur mehr begünstigt als jede der beiden andern. Denn das ganze russische Amerika, ein Theil des nördlichen europäischen und ein ungeheurer Landstrich des asiatischen (das sibirische Tiefland) ist unwirthbar und auch die besseren Landstriche sind nicht so produktiv wie der englische und nordamerikanische Boden. Ebenso sind Rußlands maritime Verhältnisse die ungünstigeren; seine größte Küstenausdehnung erstreckt sich am nördlichen Eismeere, wo der einzige Hafen, Archangel,

über ein halbes Jahr durch Eis geschlossen ist; die Küste am stillen Ocean ist in ihrer südlichen Strecke zwar kürzere Zeit von dem jährlich wiederkehrenden Eisgürtel umschlossen, aber die Behringsstraße, das Verbindungsglied zwischen dem stillen Ocean und dem nördlichen Eismeere, das ganze Jahr gesperrt, so daß zwischen Archangel und Petropawlowsk kein Verkehr durch das nördliche Eismeer möglich ist; dazu ist die Entfernung von dem europäischen Rußland, dem Kerne des Reichs, so groß, die Bevölkerung des ungeheuren dazwischenliegenden Landstrichs so dünn, daß an eine Eisenbahn nicht zu denken ist, wodurch der Fluch Rußlands, die Entfernungen (wie Kaiser Nikolaus sich ausdrückte), in dieser Richtung gehoben werden könnte. Rußland stößt zwar auch an das baltische und schwarze Meer und hat an diesen seine wichtigsten Seeplätze, allein die beiden Meere haben das Eigenthümliche, daß sie durch schmale Straßen (Sund, Belte, Bosporus und Hellespont) mit den äußeren Meeren zusammenhängen, also geschlossen werden können, und diese beiden Schlüssel hat Rußland nicht in seiner Gewalt; gewinnt es dieselben (daß es nach ihnen strebt, ist natürlich, weil nothwendig), so steht es mit dem einen Fuße an der Nordsee, mit dem andern an dem ägeischen Meere, verfügt dann im Norden über die skandinavischen, im Süden über die griechischen Seeleute und hat dann erst eine wahre natürliche Seemacht, während es gegenwärtig nur eine erzwungene besitzt, insofern seine Kriegsmarine nicht auf einer Handelsmarine gegründet ist, daher es den größten Theil seiner Matrosen aus der Bevölkerung des Binnenlandes rekrutiert. Wie ganz anders stellt sich England dar mit seiner mäßigen Ausdehnung, die obendrein in zwei Hauptinseln zerfällt, seinem milden Klima, seinem fruchtbaren Boden, seiner insularen Gestaltung und seiner oceanischen Lage! Es ist zur Seemacht berufen und hat seiner providentiellen Bestimmung Folge gegeben, wie noch wenige andere Länder, und sollte (wie es den früheren großen Nationen geschah) seine Lebenskraft einmal gebrochen werden, so gäben von deren ehemaliger Fülle Angloaustralien und Angloamerika das glänzendste Zeugniß.

Angloamerika, die Union, ist unter den drei Westmächten die jüngste und hat auch die geringste Seelenzahl (erst 30 Mill., während das britische Reich 180—190 Mill., das russische 60—70 Mill. umfaßt), seine Bevölkerung wächst aber am schnellsten und seine natürlichen Verhältnisse sind die günstigsten. Sein Gebiet ist eine ungeheure Kontinentalmasse (gegen 140,000 □Meilen) mit dem prachtvollsten Stromsystem; die Union ist deßwegen eine gewaltige, fast unangreifbare Landmacht wie Rußland, ihr Himmel und Boden sind aber so günstig, daß die Ausfuhr im Finanzjahr vom 30. Juni 1853 bis 1. Juli 1854 an Baumwolle über $93^1/_2$, an Brotstoffen über 51, an Forstprodukten über

11½, an Tabak über 10 Millionen Dollars betrug. Die maritime Lage der Union ist noch günstiger als die Englands, denn die Union dehnt sich im größten Maßstabe an den beiden Oceanen, dem atlantischen und stillen, aus, wendet die eine Seite Europa, die andere Asien und Australien zu, ist also sichtbar zur Vermittlung des Weltverkehrs berufen. Sie nimmt jährlich gegen 200,000 Einwanderer aus Europa auf, meistens Iren und Deutsche, die sich fast ausschließlich dem Landbau hingeben; die Union erobert also auf diesem unblutigen Wege, ohne einen Dollar aufzuwenden (die Einwanderer bringen im Gegentheile noch baares Kapital mit), jährlich eine ganze Provinz; denn ist es nicht eine neue Provinz werth, wenn unbenutzter Boden produktiv wird und sich mit fleißigen Menschen bedeckt, die früher andern Staaten angehörten? Darum verwandeln sich die Wildnisse in Gebiete, d. h. solche Landstriche mit bestimmten Gränzen, die bei einer Seelenzahl von weniger als 60,000 noch keine Vertretung im Kongresse haben und durch einen von dem Unionspräsidenten ernannten Gouverneur regiert werden (1857 waren Gebiete oder Territorien: Minesota, Nebraska, Kansas, Utah, Neumexiko, Oregon), und die Gebiete in Staaten (mit jedem neuen Staat wird ein neuer Stern in das von einem Adler gehaltene Wappenschild der Union gesetzt), deren die Union im Jahr 1852 31 zählte. Seit 1830 kamen nämlich zu den früheren 24: Arkansas und Michigan 1836, Florida und Texas 1845, Jowa 1846, Wiskonsin 1847, Kalifornien 1850. Letzteres Land wurde bekanntlich 1847 der Republik Mexiko abgenommen; es war damals eine ungeheure Einöde, denn es hatte bei einer fast Italien gleichkommenden Oberfläche keine 40,000 Einwohner, meistens indianische Jäger und Fischer, jetzt aber hat es über 300,000 und ist eines der wichtigsten Länder der Erde. Am San Sakramentoflusse fand nämlich im Februar 1848 der schweizerische Ansiedler Sutter bei der Erweiterung eines Mühlengrabens reichlichen Goldsand, und da er aus seinem Funde kein Geheimniß machte, eilten golddurstige Menschen aus der halben Welt herbei, sogar mehrere tausend bezopfte Chinesen, die Nordamerikaner selbst jedoch in überwiegender Mehrzahl. Seitdem ergießt sich jedes Jahr ein stärkerer Goldstrom aus Kalifornien in die Weltcirculation der edlen Metalle (für 1856 berechnet man die kalifornische Goldausbeute auf 16,400,000 Pfund Sterling, womit das Maximum erreicht sein dürfte), und wirkt als mächtiger Hebel auf Ackerbau, Gewerbe und Handel in der Ferne und in der Nähe. Seit der Eroberung Kaliforniens beherrscht die Union die amerikanische Küste des stillen Oceans vom 33. bis 49.° nördlicher Breite mit herrlichen Häfen, die Unionsflagge wird deßwegen in kurzer Zeit die englische in diesen Gewässern überflügelt haben. Gegenwärtig ist der Verkehr zwischen der atlantischen und der kalifornischen Küste auf dem Land-

wege noch sehr schwer, ja gefährlich, weil er durch Wildnisse, wasserleere Einöden, dann wieder über unbändige Flüsse und Wildbäche führt, zuletzt das hohe Felsengebirge (Rocky Mountains) zu übersteigen hat; aber die Fluth der amerikanischen Wanderung strömt in der gleichen Richtung, den Ansiedelungen im Westen folgt auf den Flüssen das Dampfschiff, auf dem Lande die Straße, und bevor unser Jahrhundert abgelaufen ist, wird der Schienenweg, von dem die Amerikaner gegenwärtig noch als von einem Projekt sprechen, den Kontinent zwischen beiden Oceanen durchschneiden. Unterdessen haben sie bereits für einen kürzeren und leichteren Verbindungsweg zwischen beiden Oceanen gesorgt, indem sie über den Isthmus von Panama eine Eisenbahn legten (1853); dadurch sind sie thatsächlich Herren dieser Brücke zwischen den Oceanen, obwohl auf derselben das Sternenbanner noch nicht aufgepflanzt ist. Die Unionspolitik geht offenbar darauf aus, sich aller dieser Brücken, d. h. des ganzen Centralamerika auf die eine oder andere Weise zu versichern (man wird dabei unwillkürlich an das englische Treiben auf der Landenge von Suez, an die Okkupation Adens und der benachbarten Insel Perim erinnert; seit 1860 hat jedoch Napoleon III. England am Nil überflügelt), aber während die nordamerikanische Regierung ruhig verfährt und Englands Entgegenwirken gelassen beseitigt, veranlaßt dasselbe Streben, welches bei dem Volke schon förmlich eingewurzelt ist, völkerrechtswidrige Freibeuterzüge, die jedoch bisher noch immer mißglückt sind. So führte der Abenteurer Walker eine aus Amerikanern und Deutschen bestehende Schaar in den Staat Nikaragua (1856) und bemächtigte sich eines Theils desselben; aber der Rassenhaß der Hispanoamerikaner gegen die Angloamerikaner gab ihrem Widerstande Ausdauer und bewirkte eine Verbindung der benachbarten Republiken San Salvador, Guatemala, Honduras und Kostarika, welcher Walker endlich weichen mußte (1. Mai 1857). In die europäischen Angelegenheiten mischt sich die Union grundsätzlich nicht, denn sie kennt keine Politik der Sympathieen oder Antipathieen, sondern bloß diejenige der Interessen; daher vermochte sie 1857 Dänemark sich zur Ablösung des Sundzolls zu bequemen, indem der Präsident erklärte, jener Zoll bestehe unrechtmäßig und die Unionsflagge werde denselben eines Tags verweigern; so bestimmte 1854 das Erscheinen eines starken amerikanischen Geschwaders den Kaiser von Japan den Handelsschiffen der Union einen vorerst freilich noch sehr beschränkten Verkehr zu gestatten; so folgt die Union dem Gang der Dinge in China mit aller Aufmerksamkeit und wird dort ihre Interessen kräftig zu wahren wissen.

Die Union leistet so Großes, nicht weil sie eine Republik ist, denn England hat Größeres gethan und ist eine konstitutionelle Monarchie, Rußlands Machtentfaltung ist gewiß auch bewunderungswürdig und doch

ist es eine Autokratie, — sondern weil ein intelligentes, arbeitsames Volk die Güter des Bodens, auf welchem es lebt, unermüdlich ausbeutet, die Vortheile seiner geographischen Lage erkennt und benützt, sowie die Gunst der Umstände nicht müßig vorübergehen läßt. In Nordamerika steht die demokratische Republik mit allen ihren Einrichtungen auf natürlichem Boden, denn kein Mensch wird ernsthaft den Gedanken aufstellen, daß nach der Lostrennung vom Mutterlande für die englisch-amerikanischen Kolonialstaaten eine andere Staatsform möglich gewesen wäre. Die Schattenseiten der demokratischen Staatsform sind aber schon jetzt bemerklich genug, obwohl die Union so jung und von dem Schicksale so außerordentlich begünstiget ist. Die Unionsregierung vermag es nicht, die Vertilgung der Indianer zu verhindern, denn die Backwoodmen und streifenden Jäger (Trappers) achten keinen Befehl und keinen Vertrag und schießen die Indianer wie das Wild nieder, daher diese, so gut sie können, das Vergeltungsrecht üben. Die englische Regierung hat in den Kolonieen die Negersklaverei aufgehoben und die früheren Sklavenbesitzer vollständig entschädigt, in der Union aber gewinnt die Sklaverei gegen Süden und Westen an Ausbreitung, obwohl der Norden und Nordwesten gegen die Sklaverei (von ihren Vertheidigern euphemistisch „die Institution“, auch „unfreiwillige Dienstpflicht“ genannt) einen theilweise fanatischen Haß empfindet. Die Sklavenfrage trennt die Union in zwei große Parteien (Proslavers, Freesoilers), die sich in neuester Zeit in Kansas und bei der Präsidentenwahl gemessen haben. Nach einem Gesetze von 1854 (Nebraskabill) hat ein neues Gebiet oder ein neuer Staat das Recht zu entscheiden, ob auf seinem Boden die Sklaverei zugelassen werde oder nicht; beiden Parteien liegt also viel daran, einen neuen Staat und damit seine Stimme im Kongresse für ihre Partei zu gewinnen. Darum schickten beide Parteien Einwanderer in das Gebiet Kansas, die zuletzt zu den Waffen griffen und einander blutige Scharmützel lieferten, bis der Gouverneur mit Unionstruppen einschritt. Bei der Präsidentenwahl siegte die Partei der Sklaverei ganz entscheidend, indem die Mehrzahl des Volks das kleinere Uebel, die gesetzliche Geltung der Negersklaverei, dem größeren, nämlich der Auflösung der Union, vorzog. Den Staaten mit Negersklaverei ist nämlich dieser ihr Besitz durch die Staatsverfassung verbürgt; auch würden die meisten Plantagen, da die Weißen im Süden durch anstrengende Arbeit aufgerieben werden, ohne Negerarbeit zu Grunde gehen, ihre Eigenthümer also verarmen, daher erklären diese Staaten ungescheut, daß sie den Beschluß des Kongresses, der die Sklaverei aufhebt, augenblicklich durch die Lossagung von der Union zu beantworten entschlossen sind, und niemand bezweifelt den Ernst dieser Versicherung. Aus diesem Grunde wurde 1856 statt Fremont der alte Buchanan gewählt, und die Union, wenigstens einstweilen, vor einer großen Erschütterung bewahrt.

Diese Erschütterung, der blutigste Bürgerkrieg, ist 1861 nach der Wahl des Präsidenten Linkoln eingetreten. Er dauerte bis April 1865; der Norden bot 800,000 Mann auf, der Süden 300,000; im Ganzen verloren wenigstens 300,000 Männer das Leben; und steigerte sich die Staatsschuld der Union auf 5 Milliarden Dollars. Die Sklaverei ist aufgehoben, der Süden zum Gehorsam gezwungen.

Vor einigen Jahren machte die Verbindung der Knownothings (d. h. Nichtswisser, so genannt nach den Anfangsworten ihrer Schwurformel) keinen geringen Lärmen. Ihr Zweck ist, die fremde Einwanderung (namentlich der Iren) wo möglich zu beschränken und die Naturalisation der Eingewanderten zu erschweren, besonders aber auch die Ausbreitung der katholischen Religion zu verhindern. Diese Knownothings sind eine weitere Entwicklung der sogenannten Natives, welche 1844 zu Philadelphia eine Probe ihrer Gesinnung ablegten, indem sie, als ein Haufe Iren eine Nativgesellschaft sprengen wollte, den Pöbel aufriefen, die meisten katholischen Kirchen und Schulen, auch viele Wohnhäuser zerstörten, eine beträchtliche Anzahl Iren erschoßen und erst am dritten Tage durch die aufgebotenen Milizen an der Fortsetzung ihres Zerstörungswerks gehindert wurden. Der mörderische Angriff der Knownothings auf die Deutschen zu Cincinnati und in andern Orten ist noch im frischen Angedenken, hat auch wohl am meisten dazu beigetragen, daß die gefährliche Verbindung gegenwärtig keine auffallenden Lebenszeichen mehr von sich gibt. Diesen Tod oder Scheintod bewirkte wohl weniger die Achtung der Nordamerikaner vor dem klaren Buchstaben der Verfassung, welche das Land jedem unbescholtenen, arbeitsfähigen Fremdling öffnet und jeder Religion (sofern sie den Glauben an einen Gott lehrt) volle Freiheit gewährt, als die Berechnung, was die jährliche Einwanderung von mehr als 100,000 arbeitsamen Menschen und einigen Millionen baarer Dollars für die verhältnißmäßig noch menschenarme Union zu bedeuten hat.

In Folge der unbeschränkten Religionsfreiheit bietet die Union eine Musterkarte aller Arten von Sekten dar, indem fortwährend neue entstehen und fremde, namentlich aus Deutschland, einwandern. Die merkwürdigste ist jedenfalls die der Mormonen, oder, wie sie sich selbst nennen, der Heiligen der letzten Tage, von einem gewissen Joe Smith gestiftet, der 1844 von dem Volke ermordet wurde, welches Nauvoo, die Stadt der Heiligen (in Illinois), zerstörte und dieselben zur Auswanderung zwang. Sie ließen sich zuletzt an dem großen Salzsee im Gebiete Utah nieder, wo sie mit amerikanischer Energie bauen und schaffen, zugleich sehr eifrig in Europa Proselyten werben, um so schnell als möglich 60,000 Seelen stark und dadurch ein Staat zu werden. Ihr Stifter brachte ein eigenes Evangelium zum Vorschein, das Christus

nach seiner Auferstehung den Israeliten in Amerika (wohin dieselben lange vorher ausgewandert wären) gepredigt habe; durch dasselbe ist unter anderem auch die Vielweiberei gestattet und ein Zerrbild von Theokratie aufgestellt. Denn an der Spitze steht ein Hohepriester (gegenwärtig Brigham Young), dann folgen Patriarchen, hoher Rath, Apostel, Propheten, Aelteste rc. Den Gesetzen der Unionsregierung bieten die Mormonen bisher Trotz und predigen ungescheut, daß sie sich genugsam erstarkt einmal erheben und alle „Heiden" (d. h. Nordamerikaner) mit dem Schwerte vertilgen werden. Durch ihre Feindseligkeiten gegen Offiziere, Beamte und Bürger der Union, sowie durch flagrante Fälle von Ungehorsam haben sie es bereits so weit gebracht (Herbst 1857), daß der Präsident gegen sie einschreiten mußte; sie gelobten aber der Union Gehorsam und dürfen nach ihrer Religion leben.

Es geschieht auch sonst viel in Nordamerika, was den Begriffen von Recht und Sittlichkeit widerspricht; so gibt es in den großen Städten Bursche (die sogenannten Loafers und Rowdies), die sich zu Aufläufen, Schlägereien, Zweikämpfen, auch wohl zu Meineid und Mord an den Meistbietenden verdingen und von dem Gesetze nicht erreicht werden. Die Selbsthilfe des Einzelnen erinnert durch ihre weite Berechtigung an das Mittelalter, das Lynchen aber, wobei ein Volkshaufe der ordentlichen Justiz den Weg vertritt und den Gegenstand seines gerechten oder ungerechten Zorns gewöhnlich durch den Strick expediert, an moderne Revolutionsscenen. Die Jagd nach Staatsämtern und die Ausbeutung derselben zum Privatvortheile ist so allgemein, daß sie nicht mehr befremdet, so wenig als die niederträchtigste Buhlerei um die Gunst des Volkes, wenn es sich um Wahlen handelt, wobei die Presse sich ungestraft in maßloser Gemeinheit gegen die Mißliebigen ergeht. Aller dieser Gebrechen ungeachtet erscheint die Union durchaus nicht als ein bereits alternder Staat, wie in Europa sich Stimmen hören lassen; wo eine solche Lust zur Arbeit und zum Erwerbe herrscht, ein Unternehmungsgeist, der vor dem größten Wagniß nicht zurückschreckt, wo ein fast unbändiges Bewußtsein der Kraft alle Volksschichten durchdringt, — bei einem Staate, der nicht bloß erobert (auch ein alternder rafft sich manchmal für kurze Zeit auf), sondern die Eroberungen kolonisiert und also in sein Fleisch und Blut verwandelt: da kann von Abnahme der Lebenskraft, von Altersschwäche doch wohl keine Rede sein. Möglich ist der Untergang eines solchen Staates jedoch durch Bürgerkrieg, wie der eines kräftigen Mannes durch Selbstmord.

Schluß.

Amerika theilt schon jetzt (Australien wird es in einem Menschenalter thun) mit Europa die große Arbeit der Förderung der Kultur,

nachdem dieselbe unserem kleinen Erdtheil durch so manches Jahrhundert ausschließlich überlassen war. Auch gegenwärtig thut Europa noch das meiste, da 280 Millionen Menschen sehr verkommen sein müßten, wenn sie nicht mehr schaffen würden als 30 Millionen. Auf allen Feldern der Wissenschaft wetteifert der regste Fleiß, erzielt aber auf dem der Physik (im weitesten Umfange des Wortes) die größten Erfolge. Nur die sogenannte spekulative Philosophie scheint erschöpft, denn sie weist nicht einen einzigen hochberühmten Namen auf, und sonderbarer Weise erfreut sich gegenwärtig auch nicht eine Nation auf der weiten Welt eines großen Dichters. Daß keine neuen philosophischen Systeme mehr erbaut und abgebrochen werden, dafür trösten uns mehr als hinlänglich die großen Erfolge der Sprach-, Geschichts- und Naturforschung, die uns immer tiefer in das Leben der Menschheit und in das Wirken der Naturkräfte blicken lassen, und wenn keines Dichters Lied eine Nation bezaubert, so haben wir ja die alten Lieder, die nie verhallen; zudem, ist nicht unsere Zeit hochpoetisch? Sah eine Zeit ein schöneres Heldenbild als das des Vaters Radetzky? todesmuthigere Kämpfer als vor und in Sebastopol? Da dringen einzelne Wanderer durch glühende Wüsten in das sonst unbekannte Afrika ein (Barth, Overweg, Vogel, Knoblecher, Livingston), um den armen Negern den friedlichen Verkehr mit der christlichen Welt zu eröffnen und durch das Christenthum den alten Fluch über Cham zu lösen; dort wagen sich Schiffer in das ewige Eis des Pols (Kane, M'Clure), sie wollten Franklin mit dessen Gefährten, seit vielen Jahren auf der gleichen Fahrt verschollen, Rettung bringen, aber es war zu spät; dafür entdeckte der eine das ringsum von Eis umschlossene, offene, von Wasservögeln belebte Polarmeer, der andere die langgesuchte nordwestliche Durchfahrt, einen vielleicht immer durch Eis geschlossenen Sund, der Amerikas Festland von den arktischen Inseln trennt. Jeder Sieg des Menschen über die Naturgewalt hat etwas Poetisches und seine Triumphfeier; die größten dieser Siege sind aber die drei großen Erfindungen der neuesten Zeit: Dampfmaschine, namentlich Dampfschiff und Dampfwagen, Eisenbahn, elektromagnetischer Telegraph. Das wildeste und stärkste aller Elemente, der Dampf, der Sohn des Wassers und des Feuers, muß mahlen, sägen, spinnen, weben, bohren, pumpen, Schiffe gegen die Strömung des Windes und der Fluthen bewegen, muß den Wagen treiben, welcher ungeheure Lasten mit der Eile des Flugs auf den eisernen Schienen in die weiteste Ferne zieht. Der elektrische Funke trägt die Botschaft mit der Schnelligkeit des Blitzes überall hin, so weit ihm durch einen dünnen Kupferdraht ein Pfad gebahnt wird, so z. B. von Konstantinopel über den Kontinent und durch den Kanal hinüber nach England (seit 1866 von Irland auf dem Grunde des atlantischen Oceans nach Neufundland). Wir haben in dem orientalischen Kriege ein Vorspiel davon gesehen, was jene drei Erfindungen zu kriege-

rischen Zwecken wirken. Ohne Dampfschiffe hätte die verbündete Armee in der Krim nicht auf einmal gelandet werden können; ihre regelmäßige Verproviantierung wäre eine Unmöglichkeit gewesen; ohne den elektrischen Telegraphen hätte man in Paris und London zu spät erfahren, daß schleunige Verstärkung der Armee nothwendig geworden; ohne Eisenbahnen hätte Napoleon III. die französischen Divisionen nicht schnell genug nach Toulon und Marseille auf die Dampfer entsenden können, die sie nach Sebastopol trugen, wo die Russen nur deßwegen nicht mit erdrückender Macht auftreten konnten, weil keine Eisenbahn aus dem Herzen des Reichs in die Krim führte. Wir sehen gegenwärtig erst die Anfänge von dem, was diese Erfindungen für den friedlichen Verkehr leisten, und erstaunen darüber; wie es erst sein wird, wenn ein Schienennetz ganz Europa überdeckt, wenn der Telegraph auf der einen Seite durch den atlantischen Ocean und über den amerikanischen Kontinent bis an den stillen Ocean, auf der andern Seite von Europa über Aegypten oder Vorder- und Mittelasien bis Ostindien spielt: davon können wir uns keinen Begriff machen, jedenfalls wird sich ein Wechselverkehr der Völker des ganzen Erdballs, eine geistige und materielle Regsamkeit entwickeln, die noch nie Gesehenes schaffen muß. Durch die drei großen Erfindungen ist die Gründung und Dauer eines Weltreichs viel möglicher als ehemals, wie uns das englische und nordamerikanische schon jetzt beweisen; denn Berichte und Befehle gelangen heute in soviel Sekunden an ihren Bestimmungsort, als sie ehemals Tage brauchten, und Truppenmassen in weniger Tagen als ehemals Wochen. Dampf und Eisen sind gegenwärtig die mächtigen Hebel, mit welchen der Mensch arbeitet und neue Gestaltungen schafft; darum hat auch wohl die Vorsehung das Eisen in unerschöpflichen Lagern durch die oberen Erdschichten verbreitet und die untergegangenen Wälder der Urzeit mit Erdmassen bedeckt und in mineralische Kohle verdichtet, gleichsam Vorräthe von Brennmaterial für die civilisierte Nachwelt angelegt. Europa ist dadurch der Welttheil der Industrie geworden, für deren Erzeugniß es die Güter anderer Erdtheile eintauscht, und darf es wohl als Zufall betrachtet werden, daß Kalifornien und Australien gleichzeitig ihren Goldschatz öffnen und Europa mittheilen? Dadurch erhielten Handel und Industrie einen großartigen Impuls, und in Folge davon ist eine neue Erscheinung ins Leben getreten, nämlich die Association des Kapitals und Kredits. Wir sehen gegenwärtig eine Menge von Gesellschaften, deren Mitglieder Kapitalien zusammenschießen (Aktien zeichnen), theils zu industriellen Unternehmungen, theils um auf dem Geldmarkt zu spekulieren; viele derselben geben zugleich Papiergeld aus, d. h. sie bezahlen mit Schuldverschreibungen, für welche in der Regel nur das von den einzelnen Mitgliedern eingeworfene baare Kapital, aber nicht das übrige Vermögen der einzelnen

Mitglieder haftet, so daß also die ganze Sicherheit dieses Papiergeldes auf dem Gelingen der von der Gesellschaft betriebenen Geschäfte oder Spekulationen beruht. Wir sind Augenzeugen, welche Werke durch diese Vereine hervorgerufen werden (Eisenbahnen, Fabriken, Bergwerke ꝛc.), aber auch davon, wie das Streben schnell und mühelos reich zu werden die Köpfe verrückt, zu waghalsigen Spekulationen verleitet, den Unerfahrenen um sein Erworbenes bringt, so daß aus dem Uebermaß des geschenkten Kredits ein allgemeiner Mißkredit hervorzugehen droht, der namenloses Unheil bringt. Auch die gewaltige Entwicklung der Industrie hat ihre großen Gefahren, indem dadurch die Anzahl der Arbeiter wächst, welche es selten zu einem sichern Besitze bringen, gewöhnlich von der Hand in den Mund leben, bei industriellen Krisen brotlos dastehen, daher einen Hauptbestandtheil des Proletariats bilden, auf welches jetzt wie in den alten Zeiten die zerstörungslustigen Elemente zählen. Was sie vermögen und wollen, hat das Jahr 1848 bewiesen, und je bewegter unser Leben wird, je reger sich eine allseitige Thätigkeit entwickelt, das alte bürgerliche und bäuerliche Stillleben mehr und mehr verschwindet, der Besitz immer beweglicher wird: um so mehr steigert sich auch die Begierde nach Geld, Genuß, Ehre und Macht, verbittern sich die Gemüther, denen jene Güter vor Augen schweben, aber unerreichbar sind wie Speise und Trank dem Tantalus des alten Mythus. Die Aufgabe der Staatenlenker wird daher eine schwierigere als sie jemals gewesen, das stete Zusammenwirken der erhaltenden Elemente zur unbedingten Pflicht; aber alle Staatsklugheit könnte die finstern Mächte nicht bannen, wenn einmal der christliche Geist aus unserer Civilisation entschwände.

Register.

A.

B.

C.

G.

H.

J.

K.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

W.

Berichtigung.

S. 565 in der Ueberschrift ist Vernichtung der Republik Krakau zu lesen.